

KLASSISCHER JOURNALISMUS

DIE MEISTERWERKE DER ZEITUNG.

GESAMMELT UND HERAUSGEGEBEN

VON

EGON ERWIN KISCH

1923

RUDOLF KAEMMERER VERLAG
BERLIN

*Alle Rechte,
insbesondere die der Übersetzung und des Abdruckes,
vorbehalten.*

*Copyright 1923 by Rudolf Kaemmerer Verlag,
G. m. b. H., Dresden*

Druck von Petzschke & Gretsche, Dresden

VORREDE

Für jemand, der sich seit Jahren mit theoretischen Fragen des Pressewesens, vor allem mit der Zeitung als Verfechterin neuer Geistesrichtungen und mit Untersuchungen von Kraft und Zeitdauer des publizistischen Durchschlags beschäftigt hatte, mußte der Auftrag des Verlages, eine Anthologie der berühmten Journalisten herauszugeben, leicht zu bewältigen scheinen. Aber schon die Beschaffung des Rohmaterials (Bücher und vor allem Zeitungsbände aus dem Auslande) stieß auf hohe Hindernisse, und noch mühevoller war die Auswahl der Namen und der Werke. Alle geistigen Kämpfe der Neuzeit von der Reformation bis zur Psychoanalyse, von der Emanzipationsbestrebung Irlands bis zum Expressionismus sind in Millionen von Zeitungsspalten ausgefochten worden, und von den Namen, die aus den Jahrhunderten übriggeblieben, fehlt keiner unter den Autoren solcher Artikel, kaum einer der Philosophen, der Ethiker, der Dichter, der Künstler,

der Revolutionäre und der Reformatoren, der Politiker und der Feldherren. Hundertfünfzig dieser Großen, denen die Zeitung in besonderem Maße wichtig war und die für die Zeitung in besonderem Maße wichtig waren, — nun, schließlich geht das noch. Aber welche ihrer Artikel? Es sollte doch einer sein, der für den Verfasser, für die vertretene Idee, für die Geschichte entscheidend war, und doch auch das Wesentliche seiner Art zeigte, durch Stil, Form, Anlaß. Aus den dickleibigen Werken eines Autors, der seine Zeit geführt und sie erfüllt hat, aus den Folianten alter Zeitungsjahrgänge diesen irgendwie markantesten Aufsatz herauszusuchen, abzuschreiben und zu übersetzen, war demnach schwierig; aber noch weitaus schwieriger und schmerzlicher war es, an dem endlich wiederbelebten Organismus herumdoktern zu müssen: in ihm zu streichen, damit diese Anthologie nicht selbst zu einem vielbändigen Wälzer werde, aus dem eine Anthologie herzustellen notwendig wäre. Stand aber endlich einer der Beiträge eines der Großen fest, dann fand der Herausgeber, der ja das ganze Werk des Autors nun bei sich hatte und sich nun daran entzündete, im weiteren Verlauf seiner

schon privat geglaubten Lektüre einen besseren oder kennzeichnenderen Artikel vor; und der erste Beitrag mußte fallen.

Eingeschränkt war der Bereich des Stoffgebietes nur durch den Entschluß, keinen Autor unter den Begriff des klassischen Journalismus zu subsummieren, der noch in aktueller Diskussion steht, also noch unter den physisch Lebenden weilt; die großen publizistischen Angelegenheiten des Weltkrieges, der Revolutionen, der Staatenumformung und des Friedens, sowie der philosophischen und künstlerischen Angelegenheiten des Heute sollen einer analogen Arbeit, etwa des Titels „Zeitgenössische Publizistik“ vorbehalten bleiben.

Jeder, der jemals publizistisch eintritt, auf irgendeinem Gebiet propagandistisch wirkt, hat in der allumfassenden Geschichte der geistigen Kämpfe einen Vorgänger, der ihm als Vorbild oder als Warnung dienen kann. Vermag er ihn herauszufinden? Das ist eine Arbeit, deren Beschwer nicht ohne Grund hier gekennzeichnet wurde. Wenn er aber mag, muß er in dieser Anthologie die Probe und die Anregung durch seinen unbekannten Meister erfahren.

Es bedarf dringend der Herstellung einer solchen Kontinuität. Davon ganz abgesehen, daß der Journalist, schon weil eindringlich, häufig sich wiederholend, zu Massen einer bestimmten Art sprechen muß, ist für ihn die Gefahr des Sich-Ausschreibens und der Formerstarrung größer als bei jedem anderen geistig Produzierenden, so daß er sich neues Werkzeug beschaffen oder wenigstens das alte neu schleifen muß. Diese Erneuerung ist: Besinnung und Erholung und Kraftzufuhr, — und es wäre gleich, von welcher Quelle des Geistes sie sich erwirbt. Aber heißt es nicht, vorteilhaft zu lesen, wenn man die Hingabe an künstlerische Leistung damit verbinden kann, daß man lernt, wie vorher — in derselben Situation — ein Meister das Problem zu lösen versucht hat? Wie die Partie verlief, darüber gibt die Geschichte Auskunft.

Die Geschichte gibt Auskunft... Sie ist es, die zu jedem Plaidoyer ihren Urteilsspruch gefügt hat. Und das sollte eine Anthologie des klassischen Journalismus zu einem Lehrbuch der Nation machen. Zu lernen ist, daß der Geistigkeit nur durch Geistigkeit zu begegnen ist, durch kein Gerichtsurteil, kein Attentat und keine

Lüge, zu lernen ist, daß nicht die bessere Sache den irdischen Sieg erringt, sondern die besser verfochtene Sache. Und daß es nichts hilft, wenn man zu Lande unbesiegt ist und zu Wasser unbesiegt ist, sondern daß man den Krieg der Menschheit nur verlieren kann, wenn man im Geiste besiegt wird.

Prag, Juni 1923.

Der Herausgeber.

LEITARTIKEL



MARTIN LUTHER

BRIEF VOM DOLMETSCHEN

(1530)

Nie ist dieser Lutherbrief ein Privatbrief gewesen, dem „Ehrbaren und Fürsichtigen N., meinem günstigen Herrn und Freunde“ ist es auch niemals beigefallen, Fragen an Luther zu stellen, — weil dieser Adressat niemals existierte. Vielmehr ist mit dieser Form einer brieflichen Briefbeantwortung nur eine Selbstrezension kaschiert, eine (um der Sache willen nötige) Reklame verschleiert und eine Abfuhr der mißliebigen Kritiker begründet worden. Auf moderne journalistische Weise hat Luther die Veröffentlichung „lanciert“, indem er den Brief seinem einstmaligen Wittenberger Kollegen Wenzelslaus Linck nach Nürnberg sandte, diesen in einem lateinischen Geleitbrief auffordernd, die Schrift herauszugeben, als ob er sie von jenem Adressaten N. erhalten hätte. Über dieses publizistische Raffinement hinaus, auch abgesehen vom Meritorischen und Polemischen, ist dieser Brief als Bekenntnis zur Schwierigkeit des schriftstellerischen Schaffens, zur Suche nach dem Ausdruck und zu der Heiligkeit der Sprachenbehandlung und des Sprachgefühls eines der wichtigsten Dokumente allen Schrifttums. Der Brief vom Dolmetschen, in dem der ganze Luther zu finden ist, ist „ex eremo“ datiert, d. i. aus der Einsamkeit; Luther hat ihn auf der Koburg geschrieben.

Dem Ehrbaren und Fürsichtigen N., meinem
günstigen Herrn und Freunde!

Gnad und Friede in Christo. Ehrbar,
fürsichtiger lieber Herr und Freund!

Ich hab' Euere Schrift empfangen mit den
zwei Questen oder Fragen, darin Ihr meines Be-
richts begehrt:

Erstlich warum ich zum Römern am dritten
Kapitel die Wort S. Pauli: Arbitramur hominem
justificari ex fide absque operibus also ver-
deutsch habe: Wir halten, daß der Mensch ge-
recht werde ohn des Gesetzes Werk, allein
durch den Glauben. Und zeigt darneben an, wie
die Papisten sich über die Maßen unnütz machen,
weil im Text Pauli nicht stehet das Wort „sola“
(allein) und sei solcher Zusatz von mir nicht
zu leiden in Gottes Worten, etz.

Auf die Frage, wo es Euch gelüstet, mögt Ihr
Euern Papisten von meinetwegen antworten also:
zum ersten, wenn ich, D. Luther, mich hätte
mögen des versehen, daß die Papisten alle auf
einen Haufen so geschickt wären, daß sie ein Ka-
pitel in der Schrift könnten recht und wohl ver-
deutschen, so wollte ich fürwahr mich der De-
muth haben finden lassen und sie um Hilfe und
Beistand gebeten, das Neu Testament zu ver-
deutschen. Aber dieweil ich gewußt und noch
vor Augen sehe, daß ihrer keiner recht weiß, wie
man dolmetschen oder deutsch reden soll: hab'
ich sie und mich solcher Mühe überhoben. Das

merkt man aber wohl, daß sie aus meinem Dolmetschen Deutsch lernen, Deutsch reden und schreiben, und stehlen mir also meine Sprache, davon sie zuvor wenig gewußt; danken mir aber nicht dafür, sondern brauchen sie viel lieber wider mich. Aber ich gönne es ihnen wohl; denn es tut mir doch sanft, daß ich auch meine undankbare Jünger, dazu meine Feinde, reden gelehrt habe.

Zum andern mögt Ihr sagen, daß ich das Neue Testament verdeutscht habe auf mein bestes Vermögen und auf mein Gewissen; habe damit Niemand gezwungen, daß er es lese, sondern frei gelassen und allein zu Dienst gethan denen, die es nicht besser machen können, ist Niemand verboten, ein besseres zu machen. Wer's nicht lesen will, der lasse es liegen. Ich bitte und feiere Niemand drum. Es ist mein Testament und mein Dolmetschung und soll mein bleiben und sein. Habe ich drinnen etwa gefehlet (das mir doch nicht bewußt, und freilich ungern einen Buchstaben muthwilliglich wollte unrecht verdolmetschen), darüber will ich die Papisten nicht zu Richter leiden. Denn sie haben noch zur Zeit zu lange Ohren dazu, und ihr Ika ika ist zu schwach, mein Verdolmetschen zu urtheilen. Ich weiß wohl, und sie wissen's weniger denn des Müllers Thier, was für Kunst, Fleiß, Vernunft, Verstand zum guten Dolmetscher gehöret; denn sie haben's nicht versucht. Es heißt: Wer am Wege bauet, der hat viel Meister. Also geht mir's auch. Diejenigen, die noch nie haben recht reden können, geschweige denn dolmetschen, die sind allzumal

meine Meister, und ich muß ihr aller Jünger sein. Und wenn ich sie hätte sollen fragen, wie man die ersten zwei Wort Matthäi 1: „Liber generationis“ sollte verdeutschen, so hätte ihr keiner gewußt Gack dazu zu sagen; und urtheilen mir nun das ganze Werk, die feinen Gesellen. Gehört große Geduld dazu, so Jemand etwas öffentlich Gutes thun will. Denn die Welt will Meister Klügling bleiben und muß immer das Roß unter dem Schwanz zäumen, alles meistern und selbst nichts können. Das ist ihr Art, davon sie nicht können.

Ich wollt noch gern den Papisten ansehen, der sich herfür thäte und etwa eine Epistel St. Pauli oder einen Propheten verdeutschet, so fern, daß er des Luthers Deutsch und Dolmetschen nicht dazu gebraucht: da sollt man sehen ein fein, schön, löblich Deutsch oder Dolmetschen. Denn wir haben ja gesehen den Sudler zu Dresden, Hieronymus Emser, der mein Neu Testament gemeistert hat, der bekennet, daß mein Deutsch süße und gut sei, und sahe wohl, daß er's nicht besser machen konnte, und wollt es doch zu Schanden machen (Emser hatte Luthers 1400 Übersetzungsfehler nachzuweisen versucht. A. d. H.), aber fuhr zu und nahm für sich mein Neues Testament, fast von Wort zu Wort, wie ich's gemacht hab', und thät meine Vorrede, Glosse und Namen davon, schrieb seinen Namen, Vorrede und Glosse dazu, verkauft also mein Neues Testament unter seinem Namen. Wanne, lieben Kinder, wie geschah mir da so wehe, da sein Landesfürst (Herzog Georg von Sachsen) mit einer gräulichen

Vorrede verdammt und verbot des Luthers Neues Testament zu lesen, doch daneben gebot des Sudlers Neues Testament zu lesen, welches doch eben dasselbige ist, das der Luther gemacht hat.

Und daß ich wieder zur Sachen komme: wenn Eur Papist sich viel unnütze machen will mit dem Wort „sola“ (allein), so sagt ihm flugs also: Doctor Martinus Luther will's also haben und spricht: Papist und Esel sei ein Ding. Sic volo, sic jubeo, sit pro ratione voluntas. Denn wir wollen nicht der Papisten Schüler noch Jünger, sondern ihre Meister und Richter sein. Ich kann ihre eigenen Dialectica und Philosophia besser denn sie selbst allesamt und weiß dazu fürwahr, daß ihr keiner ihren Aristotelem verstehtet. Und ist einer unter ihnen allen, der ein Prooemium oder Kapitel im Aristotele recht verstehtet, so will ich mich lassen prellen. Ich rede jetzt nicht zu viel; denn ich bin durch ihre Kunst alle erzogen und erfahren von Jugend auf, weiß recht wohl, wie tief und weit sie ist. So wissen Sie auch wohl, daß ich alles weiß und kann, was sie können; dennoch handeln die heillosen Leute gegen mir, als wäre ich ein Gast in ihrer Kunst, der allererst heutmorgen kommen wäre und noch nie weder gesehen noch gehört hätte, was sie lehren oder können. So gar herrlich prangen sie herein mit ihrer Kunst und lehren mich, was ich für zwanzig Jahren an den Schuhen zerrissen habe, daß ich auch mit jener Metzen auf all ihr Plärren und Schreien singen muß: Ich hab's für sieben Jahr gewußt, daß Hufnägel Eisen sind.

Das sei auf Eure erste Frage geantwortet, und bitte Euch, wollet solchen Eseln ja nicht anders noch mehr antworten auf ihr unnütze Geplärre vom Wort „sola“, denn also viel: D. Luther will's haben, und spricht, er sei ein Doctor über alle Doctor im ganzen Papstthum. Da soll's bei bleiben; ich will sie hinfurt einfach verachten und verachtet haben, so lange sie solche Leute (ich wollt sagen Esel) sind. Denn es sind solche unverschämte Tropfen unter ihnen, die auch ihre eigene, der Sophisten, Kunst nie gelernt haben, die Doctor Schmid und Doctor Rotzlöffel (Cochläus) und seinesgleichen; und legen sich gleichwohl wider mich in dieser Sachen, die nicht allein über die Sophisterei, sondern auch (wie Sanct Paulus sagt) über aller Welt Weisheit und Vernunft ist. Zwar es dürfte ein Esel nicht viel singen, man kennet ihn sonst wohl bei den Ohren.

Euch aber und den Unsern will ich anzeigen, warum ich das Wort sola hab' wollen brauchen, wiewohl Röm. 3, V. 28, nicht sola, sondern solum oder tantum von mir gebraucht ist. Also fein sehen die Esel meinen Text an; aber doch hab' ich sonst anderswo sola fide gebraucht und will auch beide, solum und sola, haben. Ich hab' mich dess geflissen im Dolmetschen, daß ich rein und klar Deutsch geben möchte. Und ist uns wohl oft begegnet, daß wir vierzehn Tage, drei, vier Wochen haben ein einiges Wort gesucht und gefragt, haben's dennoch zuweilen nicht funden. Im Hiob arbeiten wir also, M. Philips (Melanchthon), Aurogallus und ich, daß wir in vier Tagen zu-

weilen kaum drei Zeilen konnten fertigen. Lieber, nun es verdeutscht und bereit ist, kann's ein jeder lesen und meistern; läuft einer jetzt mit den Augen durch drei oder vier Blätter und stößt nicht einmal an, wird aber nicht gewahr, welche Wacken und Klötze da gelegen sind, da er jetzt über hingehet, wie über ein gehobeltes Brett, da wir haben müssen schwitzen und uns ängsten, ehe denn wir solche Wacken und Klötze aus dem Wege räumeten, auf daß man könnte so fein daher gehen. Es ist gut pflügen, wenn der Acker gereinigt ist; aber den Wald und die Stöcke ausrotten und den Acker zurichten, da will Niemand an.

Also habe ich hie Röm. 3 recht wohl gewußt, daß im lateinischen und griechischen Text das Wort sola nicht stehet, und hätten mich solchs die Papisten nicht dürfen lehren. Wahr ist's, diese vier Buchstaben SOLA stehen nicht drinnen, welche Buchstaben die Eselsköpfe ansehen, wie die Kühe ein neues Thor. Sehen aber nicht, daß es gleichwohl die Meinung des Texts in sich hat, und wo man's will klar und gewaltiglich verdeutschen, so gehöret es hinein. Denn ich habe Deutsch, nicht Lateinisch noch Griechisch reden wollen, da ich Deutsch zu reden im Dolmetschen fürgenommen hatte. Das ist aber die Art unserer deutschen Sprache, wenn sich eine Rede begibt, von zweien Dingen, der man eins bekennet und das andere verneinet, so braucht man des Worts solum (allein) neben dem Wort „nicht“ oder „kein“. Als wenn man sagt: Der Bauer bringet allein Korn, und kein Geld. Item, ich hab'

wahrlich jetzt nicht Geld, sondern allein Korn. Ich hab' allein gegessen und noch nicht getrunken. Hast du allein geschrieben und nicht überlesen? Und dergleichen unzählige Weise in täglichem Brauch.

In diesen Reden allen, ob's gleich die lateinische oder griechische Sprache nicht thut, so thut's doch die deutsche, und ist ihr Art, daß sie das Wort „allein“ hinzusetzt, auf daß das Wort „nicht“ oder „kein“ desto völliger und deutlicher sei. Denn wiewohl ich auch sage: Der Bauer bringt Korn und kein Geld, so lautet doch das Wort kein Geld nicht so völlig und deutlich, als wenn ich sage: Der Bauer bringt allein Korn und kein Geld; und hilft hie das Wort „allein“ dem Wort „kein“ so viel, daß es eine völlige deutsche klare Rede wird. Denn man muß nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man soll deutsch reden, wie diese Esel thun; sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markt drum fragen und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden, und darnach dolmetschen; so verstehen sie es denn und merken, daß man deutsch mit ihnen redet.

Als wenn Christus spricht: *Ex abundantia cordis os loquitur*. Wenn ich den Eseln soll folgen, die werden mir die Buchstaben fürlegen und also dolmetschen: Aus dem Überfluß des Herzen redet der Mund. Sage mir, ist das Deutsch geredet? Welcher Deutscher verstehet solches? Was ist Überfluß des Herzen für ein Ding? Das kann kein

Deutscher sagen, er wollt denn sagen, es sei, daß einer allzu ein groß Herz habe oder zu viel Herzens habe. Wiewohl das auch noch nicht recht ist. Denn Überfluß des Herzens ist kein Deutsch; so wenig als das Deutsch ist: Überfluß des Hauses, Überfluß des Kachelofens, Überfluß der Bank, sondern also redet die Mutter im Häuse und der gemeine Mann: Wes das Herz voll ist, des gehet der Mund über. Das heißt gut Deutsch geredet; des ich mich geflissen und leider nicht allewege erreicht noch troffen habe. Denn die lateinischen Buchstaben hindern aus der Maßen sehr, gut Deutsch zu reden.

Also, wenn der Verräther Judas sagt Matth. 26, V. 8: *Ut quid perditio haec?* Und Marci 14, V. 4: *Ut quid perditio ista unguenti facta est?* Folge ich den Eseln und Buchstabilisten; so muß ich's also verdeutschen: „Warum ist diese Verlierung der Salben geschehen?“ Was ist aber das für Deutsch? Welcher Deutscher redet also: „Verlierung der Salben ist geschehen?“ Und wenn er's wohl verstehet, so denkt er, die Salbe sei verloren, und müsse sie etwa wiedersuchen; wiewohl das auch noch dunkel und ungewiß lautet. Wenn nun das gut Deutsch ist, warum treten sie nicht herfür, und machen uns ein solch feines, hübsches, neues deutsches Testament und lassen des Luthers Testament liegen? Ich meine ja, sie sollten ihre Kunst an den Tag bringen. Aber der deutsche Mann redet also: *Ut quid etc.* „Was soll doch solcher Unrath?“ oder „Was soll doch solcher Schade?“ Item: „es ist schade um

die Salben“. Das ist gut Deutsch, daraus man verstehet, daß Magdalene mit der verschütteten Salben sei unräthlich aufgegangen und habe Schaden gethan; das war Judas' Meinung: denn er gedacht bessern Rath damit zu schaffen.

Das kann ich mit gutem Gewissen zeugen, daß ich meine höchste Treue und Fleiß drinnen erzeigt, und nie kein falsche Gedanken gehabt habe. Denn ich habe keinen Heller dafür genommen noch gesucht noch damit gewonnen; so hab' ich meine Ehre drinnen nicht gemeinet, das weiß Gott und mein' Herr, sondern hab' es zu Diensten gethan den lieben Christen und zu Ehren einem, der droben sitzt, der mit alle Stunde so viel Gutes thut, daß, wenn ich tausendmal so viel und fleißig dolmetschet, dennoch nicht eine Stunde verdienet hätte zu leben oder ein gesund Auge zu haben. Es ist alles seiner Gnaden und Barmherzigkeit, was ich bin und habe; ja es ist seines theuren Blutes und sauren Schweißes, drum soll's auch (ob Gott will) alles ihm zu Ehren dienen, mit Freuden und von Herzen. Lästern mich die Sudeler und Papstesel, wohlan, so loben mich die frommen Christen samt ihrem Herrn Christo, und bin allzu reichlich belohnet, wo mich nur ein einziger Christ für einen treuen Arbeiter erkennt. Ich frage nach Papsteseln nichts; sie sind nicht werth, daß sie meine Arbeit sollen erkennen; und sollt mir im Grund meines Herzens leid sein, daß sie mich lobeten. Ihr Lästern ist mein höchster Ruhm und Ehr.

Doch hab' ich wiederum nicht allzufrei die

Buchstaben lassen fahren, sondern mit großen Sorgen samt meinen Gehülffen drauf gesehen, daß, wo etwa an einem Wort gelegen ist, hab' ich's nach den Buchstaben behalten und bin nicht so frei davon gegangen. Als Johannes 6, V. 27, da Christus spricht: diesen hat Gott der Vater versiegelt; da wäre wohl besser deutsch gewesen: diesen hat Gott der Vater gezeichnet, oder: diesen mein et Gott der Vater. Aber ich habe eher wollen der deutschen Sprache abbrechen, denn von dem Wort weichen. Ach, es ist ja Dolmetschen nicht eines Jeglichen Kunst, wie die tolln Heiligen meinen; es gehöret dazu ein recht frommes, treues, fleißiges, furchtsames, christliches, gelehrtes, erfahrenes, geübtes Herz. Darum halte ich, daß kein falscher Christ noch Rottengeist treulich dolmetschen könne; wie das wohl in der Verdeutschung der Propheten zu Worms ersichtlich ist (von den Wiedertäufern Hetzer und Denk stammend. A. d. H.), darin doch wahrlich großer Fleiß geschehen und meinem Deutschen recht nachgegangen ist; aber es sind Juden dabei gewesen, die Christo nicht große Huld erzeigt haben, sonst wäre Kunst und Fleiß genug da.

Das sei vom Dolmetschen und Art der Sprachen gesagt. Aber nun hab' ich nicht allein der Sprachen Art vertrauet und gefolget, daß ich zu den Römern am dritten „solum“ (allein) hab' hinzugesetzt; sondern der Text und die Meinung S. Pauli fordern und erzwingen's mit Gewalt. Weil nun die Sache im Grund selbst fordert, daß man sage „allein der Glaube macht gerecht“,

und unser deutschen Sprachen Art, die solches auch lehret also auszusprechen; habe dazu der heiligen Väter Exempel; und zwinget auch die Fahr der Leute, daß sie nicht an den Werken hangen bleiben und des Glaubens fehlen und Christum verlieren, sonderlich zu dieser Zeit, da sie so lang her der Werke gewohnet und mit Macht davon zu reißen sind: so ist's nicht allein recht, sondern auch hoch vonnöthen, daß man aufs Allerdeutlichste und Völligste heraussage: „allein der Glaube, ohn Werk, macht fromm.“ Und reuet mich, daß ich nicht auch dazu gesetzt habe: „alle“ und „Aller“, also: „ohn alle Werke aller Gesetze“, daß es voll und rund herausgesprochen wäre. Darum soll's in meinem Neuen Testament bleiben, und sollten alle Papst-esel toll und thöricht werden, so sollen sie mir's nicht heraus bringen.

Das sei jetzt davon genug; weiter will ich, so Gott Gnade gibt, davon reden im Büchlein De Justificatione. Und haltet mir meine lange Schrift zu gut. Christus unser Herr sei mit uns allen. Amen.

Ex Eremo, octava Septembris 1530.

Martinus Luther,
Euer guter Freund.

BLAISE PASCAL

JESUITISCHE BEURTEILUNG DES VERBRECHENS

(Aus den „Lettres provinciales“)

Von den Lettres provinciales an datiert das moderne Französisch, sowie von Luthers Bibelübersetzung das moderne Deutsch gerechnet werden kann. Die letzten Dinge der Gottheit und der Menschheit werden hier im Tone eines literarischen Jourgesprächs abgehandelt; mit einer maliziösen Seitenbemerkung, kaum durch ein Zucken der Mundwinkel verraten, stellt der Plauderer die Vertreter des Jesuitismus als alberne Buben dar, die ihrem Besucher ahnungslos die verschlossensten Geheimnisse ihrer Ordensmoral ausschwatzen. Nie hat ein überzeugterer, entschiedenerer Angriff, nie solche Unerbittlichkeit der Logik, nie ein so beschlagener Gelehrter in gleich eleganter Weise die Gegner abgefertigt, wie der Autor dieser achtzehn kurzen Briefe an einen Jesuitenprovinzial, und mit Recht wird Pascal von den Pämphletisten als ihr großes Vorbild geehrt. Unter dem Namen Louis de Montalte griff er (23. März 1656) mit einem achtseitigen Flugblatt, der ersten der Lettres, zugunsten der Jansenisten in ihren Streit gegen die Jesuiten ein und ließ im Laufe von kaum vierzehn Monaten die anderen erscheinen. Man suchte den Autor (der sich mit überlegener Schlaueit in den Bereich eines Jesuitenklosters versteckt hatte), überall, ohne ihn zu finden; Hausdurchsuchungen bei verschiedenen Druckern, die Schließung ihrer Offizinen fruchteten nichts, da die Jansenisten alle Mittel anboten, für die ihnen entscheidend wichtigen „Briefe“ immer neue geheime Druckmöglichkeiten zu schaffen. Das Aufsehen war ungeheuer und sie entschieden —

wenn auch einstweilen bloß in der öffentlichen Meinung — den Kampf gegen die Jesuiten.

Paris, den 25. April 1656.

Mein Herr!

Nachdem ich dem guten Pater die Versicherung gegeben hatte, daß ich ihn nicht mehr verwirren wolle, sagte er mir ungefähr folgendes über die Lehren der Jesuiten betreffs der Edelleute:

Wie Sie wohl wissen, ist das Ehrgefühl die Hauptleidenschaft der Leute dieses Standes, sie verleitet sie täglich zu Gewalttaten, die im Widerspruch zu der wahren Frömmigkeit zu stehen scheinen. Fast allen müßte man daher die Beichte versagen, hätten sich nicht unsere Patres zur menschlichen Schwäche herabgelassen und die Strenge der Religion gemildert. Da diese nun durch ihre Treue Gott gegenüber dem Evangelium genügen wollten, den Vornehmen aber durch Betätigung der Nächstenliebe, so mußten sie ihren ganzen Scharfsinn aufbieten, um das göttliche Gesetz dermaßen zu mildern, daß man sich, ohne dagegen zu verstoßen, der Mittel bedienen durfte, die in der Welt üblich sind. Auf diese Weise sollten zwei Dinge, die augenscheinlich so stark im Gegensatz zueinander stehen, wie Frömmigkeit und Ehrgefühl, zugleich gewahrt werden.

So nutzbringend dieser Plan nun war, so schwer war auch seine Durchführung. Die ganze Größe dieser Methode wird Ihnen offenbar werden, wenn ich Ihnen ihre Anwendung auf den

Meuchelmord, der dadurch gerechtfertigt wird, erkläre! Dann erst werden Sie erkennen, was sie alles vermag!

Um Ihnen zu beweisen, daß nicht alles von uns erlaubt wird, will ich nur erwähnen, daß wir zum Beispiel niemals den Menschen erlauben, aus bloßer Lust zur Sünde zu sündigen. Und wer dabei beharrt, in der Sünde kein anderes Ziel als die Sünde selbst zu sehen, mit dem wollen wir nichts zu schaffen haben, denn das ist etwas Teufliches! Da machen wir keinen Unterschied, weder im Alter, noch im Geschlecht oder Stand. Bei denen, die keine solchen sündhaften Absichten haben, versuchen wir es mit unserer Methode der Absichtslenkung, die darin besteht, seinen Handlungen ein erlaubtes Ziel zu geben. Allerdings, soweit wir es vermögen, versuchen wir, die Menschen von der Sünde fernzuhalten! Steht es aber nicht in unserer Macht, die Tat zu verhindern, dann bleibt doch wenigstens die Absicht rein. So heiligen wir das sündhafte Mittel durch den reinen Zweck.

Diese Methode macht es unsern Patres möglich, die Gewalttaten zu erlauben, zu denen man sich hinreißen läßt, um seine Ehre zu verteidigen. Es genügt, seine Absicht von dem Verlangen nach Rache — das sündhaft ist —, auf den Wunsch zu lenken, seine Ehre zu verteidigen —, welcher nach unsern Patres erlaubt ist. Auf diese Weise genügen unsere Casuisten allen ihren Pflichten Gott und den Menschen gegenüber: sie machen es der Welt recht dadurch, daß sie die

Tat erlauben, und sie tun dem Evangelium Genüge, indem sie die Absichten heiligen. Das haben die Alten nicht gekannt. Das verdankt man unsern Patres! Verstehen Sie das nun?

Sehr wohl, antwortete ich, den Menschen überlaßt ihr die äußere, materielle Tat und zu Gott leitet ihr die innere, geistige Absicht. Und durch diese gerechte Teilung stellt ihr das Bündnis zwischen den menschlichen und göttlichen Gesetzen her.

JOSEPH ADDISON

DIE POLITISCHE AKADEMIE

(„The Spectator“, 14. Februar 1712)

Addison ist der Meister der Glosse, der pointierten Tagesnotiz, die glanzvolle Feder der Wochenschriften, die Anfang des 18. Jahrhunderts entstehen. Während es der Publizistik Luthers und Pascals um Religion und ewige Probleme ging, tragen Swift, Steele und vor allem Addison in Form und Motiven den politischen und sittlichen Zeiterscheinungen Rechnung und statten die Wochenblätter mit buntem Inhalt aus. Ihre Kontinuität mit der modernen Presse ist mühelos rekonstruierbar. Begründet hat sie Steele mit seinem „Tatler“ 1709, worin er als „John Bickerstaff“, eine von den ersten Flugblättern Swifts geschaffene Figur, über alles mögliche „schwätzte“; doch bald arbeitete Addison mit, und „hat dies“, wie Steele bekennen muß, „mit so viel Geist, Humor, Witz und Kenntnis getan, daß es mir erging wie einem bedrängten Fürsten, der einen mächtigen Nachbarn zu Hilfe ruft: ich wurde durch meinen Bundesgenossen vernichtet.“ Addison signierte seine 274 Artikel im „Tatler“ und im „Spectator“ (bis 1712) mit den vier Buchstaben des Wortes „Clio“. Eine deutsche Ausgabe dieser brillanten Zeitschriften, deren Form und deren (unpolitische) Themata an Schlagkraft, Vorbildlichkeit, Humor und Interesse auch nicht das Geringste eingebüßt haben, ist seit 1750 nicht mehr erschienen.

Non Tali auxilio, nec defensoribus istis, Tempus eget. — —.

Virg.

Solcher Hilf' und solcher Beschützer bedarf nicht die Zeit mehr.

(Crauer.)

Unsere letzten Zeitungen sind voll von einem Projekt, welches man in Frankreich soeben ins Werk zu setzen bemüht ist, der Einrichtung einer politischen Akademie. Ich selbst habe Briefe von mehreren meiner ausländischen Korrespondenten empfangen, welche die Angelegenheit näher beleuchten, und ich beabsichtige heute diesen Gegenstand zur Besprechung zu wählen.

In der Freitagsnummer des „Daily Courant“ finden wir folgende, aus der Amsterdamer Zeitung übersetzte Darlegung des Projekts: „Paris, 12. Februar 1712. Es bestätigt sich, daß der König beschlossen hat, eine neue Akademie für Diplomaten zu gründen, und daß der Minister und Staatssekretär Marquis von Torcy zum Protektor derselben ernannt ist. Es sollen vorläufig sechs Akademiker damit beauftragt werden, diese Lehranstalt einzurichten, in welcher jedoch kein Schüler aufgenommen wird, der nicht das fünf- undzwanzigste Jahr zurückgelegt hat. Ferner muß jeder Aufzunehmende ein jährliches Einkommen von zweitausend Livres nachzuweisen vermögen, welches er entweder bereits im Besitz oder durch Erbschaft in Aussicht hat. Der König gewährt jedem Mitglied einen jährlichen Zuschuß von eintausend Livres. Die Eleven erhalten Lehrer, welche sie in den nötigen Wissenschaften unter-

weisen und sie mit den Friedens- und Allianztraktaten sowie mit allen anderen in verschiedenen Jahrhunderten abgeschlossenen Verträgen bekannt machen. Die Mitglieder versammeln sich zweimal wöchentlich im Louvre. Aus diesem Seminar wird man künftig die Gesandtschaftssekretäre auswählen, die dann stufenweise zu höheren Chargen emporsteigen sollen.“

Kardinal Richelieus Politik machte Frankreich einst zum Schrecken Europas. Die Staatsmänner aber, welche in der letzten Zeit aus der französischen Nation hervorgingen, haben ihr Land dem Mitleid oder der Verachtung seiner Nachbarn preisgegeben. Der Kardinal errichtete jene berühmte Akademie, welche fast alle Wissenschaften zur höchsten Blüte gebracht hat, und seine Absicht dabei war die, alle Männer von Geist von der Politik — dem Gebiet, auf welchem er keine Einmischung duldet — abzu lenken. Der Marquis von Torcy hingegen scheint entschlossen, die jungen Leute in Frankreich ebenso klug zu machen als er selbst ist, und hat zu diesem Zwecke eine Pflanzschule für Staatsmänner angelegt.

Privatbriefe fügen hinzu, daß man demnächst auch ein Seminar für Politiker im Unterrocke einzurichten gedenkt. Dieselben sollen zu den Füßen der Frau von Maintenon erzogen und in dringenden Fällen an fremde Höfe geschickt werden. Da indessen die Zeitungen dies letztere Projekt bis jetzt nicht bestätigt haben, so will ich weiter keine Notiz davon nehmen.

Einige von meinen Lesern werden sich zweifelsohne erinnern, daß nach dem Schlusse des letzten Krieges, der für den Feind so vorteilhaft ausfiel, mehrere französische Generale sich in Gesandte verwandelten — das Verhalten der im gegenwärtigen Kriege kommandierenden Herren scheint dem großen Monarchen aber so wenig Ehre und Vorteil gebracht zu haben, daß er es nicht rätlich findet, seine Geschäfte noch länger ihren Händen anzuvertrauen.

Die Satzungen der neuen Akademie verdienen unsere Aufmerksamkeit im hohen Grade. Man verlangt von den Studenten, daß sie eine jährliche Rente von zweitausend Livres in Besitz oder durch Erbschaft zu erwarten haben, und diese Summe, verbunden mit dem königlichen Zuschuß von eintausend Livres, wird genau hinreichen, die jungen Leute mit Kaffee und Schnupftabak zu versorgen, nicht zu gedenken der Zeitungen und Federn, der Tinte, des Siegellacks, der Oblaten und ähnlicher, für Staatsmänner unentbehrlicher Dinge.

Jeder Mann muß das fünfundzwanzigste Jahr zurückgelegt haben, ehe es ihm gestattet ist, in die Mysterien der Akademie einzudringen; aber es ist wohl keine Frage, daß viele ernste Leute von vorgerücktem Alter, welche beharrliche Leser der Pariser Gazette gewesen sind, sehr froh sein werden, ihre Laufbahn von neuem zu beginnen.

Die Gesellschaft dieser hoffnungsvollen jungen Gentlemen steht unter der Leitung von sechs

Professoren, welche, wie es scheint, spekulative Staatsmänner und der königlichen Akademie entsprossen sein sollen. Diese sechs weisen Meister haben, nach meinen Privatbriefen, folgende Aufgaben:

Erstens unterrichten sie die Eleven in gewissen feinen Handgriffen, wie zum Beispiel darin, von einem Siegel Abdruck zu nehmen, eine Obläte zu spalten, einen Brief zu öffnen, ihn wieder zu schließen und was dergleichen Kunststückchen und Fertigkeiten mehr sind. Haben es die Studenten in diesem Teile ihres Handwerks zur Vollkommenheit gebracht, so gehen sie in die Hände eines zweiten Instructors über, der ihnen Unterricht in allerlei Bewegungen gibt.

Dieser Künstler lehrt ihnen: wichtig mit dem Kopfe zu nicken, in zweifelhaften Fällen die Schultern zu zucken, Winke mit den Augen zu geben — mit einem Worte, die ganze Praxis der diplomatischen Grimassen.

Der dritte Professor ist eine Art von Sprachmeister. Er hat die Aufgabe, seine Schüler in dem Gesprächstone zu unterrichten, der sich für den gewöhnlichen Gebrauch eines Gesandten schickt — denn damit die künftigen Staatsmänner die nötige Übung in diplomatischen Redewendungen erlangen, müssen sie sich derselben auch im gewöhnlichen Verkehr bedienen lernen, ehe man sie mit inneren oder auswärtigen Geschäften be-
traut. Fragt zum Beispiel einer den anderen, wie viel Uhr es ist, so hat der Gefragte nur indirekt zu antworten oder womöglich dem Gespräch eine

andere Wendung zu geben. Ersucht man einen der Studenten, einen Louisdor zu wechseln, so muß er um Bedenkzeit bitten. Fragt man ihn, ob der König sich in Versailles oder Marly aufhält, so darf er nur flüsternd antworten. Erkundigt man sich nach den Neuigkeiten, welche die letzte Zeitung brachte oder nach dem Gegenstande der letzten königlichen Proklamation, so hat er zu entgegnen, daß er sie noch nicht gelesen, oder — wenn er selbst so weit nicht gehen will — sich mit einem Zusammenziehen der Augenbrauen und einem Achselzucken zu helfen.

Der vierte Professor lehrt die ganze Kunst der diplomatischen Chiffer- und Zeichenschrift. Damit seine Schüler die nötige Übung darin erlangen, darf keiner dem andern ein Billett senden — sei es auch nur, um einen Tacitus oder Machiavelli zu borgen — das nicht in Chiffren geschrieben ist.

Der fünfte Professor wird, wie man glaubt, aus der Gesellschaft Jesu gewählt werden. Er muß in den Kontroversen aller möglichen Doktrinen und geheimen Vorbehalte wohl bewandert sein und um alle Rechte der Fürsten genau Bescheid wissen. Dieser gelehrte Mann hat die Schüler in der Grammatik, der Syntax und der Konstruktion des Latein für Vorträge zu unterrichten. Er muß sie lehren, wie man Geist und Buchstaben unterscheidet, und wie dieselbe Form der Worte jedem europäischen Fürsten ganz andere Verpflichtungen auferlegt, als Sr. allerchristlichsten Majestät. Er muß sie ferner in der Kunst

unterweisen, in den heiligsten Verträgen Hintertüren, Schlupflöcher und Ausflüchte zu finden — besonders aber hat er ihnen ein rabbinisches Geheimnis beizubringen, welches in den letzten Jahren von der Gesellschaft Jesu wieder aufgefunden worden ist, das Geheimnis nämlich, wie zwei sich widersprechende Auslegungen desselben Artikels gleich recht und gleich gültig sein können.

Wenn unsere Staatsmänner nun durch diese verschiedenen Lehrer gehörig unterrichtet sind, empfangen sie die letzte Politur durch einen Mann, welcher gleichsam als Zeremonienmeister fungiert. Dieser Gentleman unterrichtet sie über den Gebrauch eines Armstuhles und eines Stockknopfes. Er belehrt sie über die Kunst, die rechte Hand zu halten, sowie über Verbeugungen und Bücklinge aller Arten, Maße und Grade. Kurz, dieser Professor hat die Aufgabe, den Eleven des Instituts die Haltung, jene wundervolle diplomatische Steifheit zu verleihen, welche für Levers, Konferenzen, Visiten erforderlich ist, und seine Schüler zur höchsten Vollkommenheit in Dingen auszubilden, welche gewöhnliche Seelen als Nichtigkeiten zu betrachten geneigt sind.

Sonstige Einzelheiten habe ich über diese Gesellschaft gelbschnäbeliger Staatsmänner bis jetzt nicht gehört, aber ich muß gestehen, daß, wenn ich einen fünfundzwanzigjährigen Sohn hätte, der den Wunsch äußerte, ein solcher Diplomat zu werden, ich sehr in Versuchung kommen dürfte, ihn als einen Dummkopf zu enterben. Außerdem würde ich befürchten, daß dieselben Künste,

welche ihn befähigen sollten, zwischen zwei Potentaten als Vermittler zu dienen, seinem Umgange als Mensch mit Menschen zum Schaden gereichen möchten. Es ist keine Frage, daß diese jungen Macchiavells in kurzer Zeit durch Pfffe und Ränke in ihrem Kollegium das Oberste zu unterst kehren und ebenso feine Pläne schmieden werden, einander um einen Frosch oder einen Salat (Frösche und Salat gelten bei den Engländern als Nationalspeise der Franzosen. A. d. H.) zu betrügen, als sie späterhin ausklügeln müssen, um einen benachbarten Fürsten oder Staat zu überlisten.

Man erzählt uns, daß die Spartaner den Diebstahl bei ihren jungen Leuten bestraften, sobald dieselben sich dabei betreffen ließen, ihn aber als eine ehrenhafte Handlung betrachteten, wenn er gelang. Vorausgesetzt, daß alles heimlich und ohne Verdacht zu erregen ausgeführt wurde, durfte sich der Jüngling seiner Tat sogar rühmen. Dies geschah, wie die Historiker berichten, um die Jugend in List und Schlaueit zu üben, so daß sie sich weder in öffentlichen Angelegenheiten noch in Privatgeschäften betrügen ließ. Ob eine solche wunderliche Moral, solch kleines Jeu d'esprit nicht auch in dem beabsichtigten Seminar für Diplomaten zu erwarten sein dürfte, dies zu entscheiden überlasse ich der Weisheit der Gründer.

Zugleich aber empfangen wir durch diese Pflanzschule für Staatsmänner eine Warnung. Wie Sylla im Cäsar viele Marius sah, so dürfen wir, glaube ich, in diesem Kollegium von Akade-

mikern viele Torcys erblicken. Was wir auch immer von uns selbst denken mögen, so fürchte ich doch, daß weder unser Smyrna noch St. James ihnen gewachsen ist. Unsere Kaffeehäuser sind in der Tat sehr gute Institutionen; ob uns aber diese, unsere britischen Schulen der Politik, ebenso geschickte Gesandte und Sekretäre heranbilden, als eine eigens zu diesem Zwecke errichtete Akademie, ist in ernstliche Überlegung zu ziehen, namentlich wenn wir bedenken, daß unser Vaterland seinen Ruhm mehr den rechtschaffenen Leuten als den Staatsmännern verdankt, die es hervorbringt. Französische Treue und britische Politik haben noch nirgends in der Welt eine große Rolle gespielt, wie Graf Rochester in seinem bewunderungswürdigen Gedicht über dies trübselige Thema bewiesen hat.

JONATHAN SWIFT

DER VIERTE TUCHHÄNDLERBRIEF

(13. Oktober 1724)

Mit Swift tritt der produktive Haß in die Publizistik ein, der Haß gegen die bloß akuten Erscheinungen der Tyrannei, der Unterdrückung, des Amtsmißbrauches, der Phrase (den „Cant“) und der Sentimentalität seines Landes und seiner Zeit. Er kümmert uns als der größte publizistische Anwalt, der je gelebt hat. Die fehlende Universalität ist durch Hingabe an das Detail, die Poesie durch die Hingerissenheit für die Sache, das Wissen durch den gesunden Menschenverstand und der Humor durch Satire, die beste Satire der Weltliteratur, reichlich ersetzt. Seine Hiebe sind scharf und stark, daß sie unparierbar sind und tödlich.

Der Triumph seines politischen Pamphletismus sind die Briefe von „M. B., Tuchhändler in Dublin“. Nach dem vierten Tuchhändlerbrief (der hier im Auszug folgt) sucht man den Verfasser, den ganz Irland kennt, indem die Regierung dem Denunzianten einen Judaslohn von 300 Pfund verspricht; als Antwort kursiert das Bibelzitat: „Sollte Jonathan sterben, der ein solches Heil in Israel gebracht hat? So wahr der Herr lebt, es soll kein Haar von seinem Haupt auf die Erde fallen; also erlöste das Volk Jonathan, daß er nicht sterben mußte.“ Dem Oberrichter, der Swift vorwirft, er habe das Volk aufgehetzt, erwidert Jonathan: „Aufgehetzt? Nur einen Finger, wenn ich gehoben hätte, wäret ihr in Stücke gerissen worden.“ Der Drucker wird freigesprochen, das Patent für Wood vernichtet, mit Glockengeläut und Triumphbögen wird Swift begrüßt, Kupferstiche, Medaillons, Ladenschilder zeigen das Konterfei des Tuchhändlers, ihn glorifizierend.

Meinè lieben Landsleute!

Nachdem ich bereits drei Briefe über einen so unangenehmen Gegenstand wie Herrn Wood und seine Halfpence geschrieben hatte, glaubte ich, daß meine Aufgabe beendet wäre. Ich glaubte, ich hätte allen, die der Unterweisung bedürftig sein mochten, zur Genüge gezeigt, wie sie sich ohne Gefahr verhalten könnten, wenn man ihnen diese Münze anbieten sollte; und mir scheint, daß es seit vielen Jahrhunderten kein Beispiel mehr gegeben hat, in dem ein Königreich sich in einem Punkt von so großer Bedeutung so fest einigte, wie das unsere gegen diesen abscheulichen Betrug verbündet ist. Aber es zeigt sich leider, daß ein paar schwache Leute sich durch eigens ausgestreute Gerüchte von neuem schrecken lassen. Wood schreibt den Reportern in London vor, was sie zu berichten haben. In einem ihrer Blätter, das hier von einem obskuren Drucker (und wahrscheinlich in keiner guten Absicht) veröffentlicht wird, erzählt man uns, daß „die Papisten in Irland sich wider diese Münze verbündet haben“, obgleich es landeskundig ist, daß sie in dieser Sache nicht einmal Miene gemacht haben, sich zu rühren. Dieser Betrüger und seine Bande sprengen gleichfalls aus, daß wir durch die Weigerung, seinen Plunder als vollwertig anzunehmen, „dem König seine Kronrechte streitig machen, zur Empörung reif geworden und bereit sind, die Abhängigkeit Irlands von der englischen Krone abzuschütteln“. Um diese Gerüchte zu unterstützen,

hat er in einer anderen Zeitung eine Notiz veröffentlicht, in der er uns kund tut, daß der „Lord Statthalter Befehl erhalten hat, auf der Stelle herüberzukommen, um die Sache mit seinen Halfpence zu erledigen“.

Ich flehe Euch an, meine lieben Landsleute, Euch nicht die geringste Sorge über diese und ähnliche Gerüchte zu machen; sie sind nichts als das letzte Heulen eines vivisezierten Hundes; denn viviseziert ist er, so hoffe ich, zur Genüge worden. Diese Verleumdungen sind das einzige, was ihm noch übrig bleibt. Denn sicherlich wird unsere beständige und (fast) unerhörte Königs-treue nimmermehr in Zweifel gezogen werden, weil wir nicht dulden, daß uns ein einzelner, obskurer Eisenhändler alles raubt, was wir besitzen.

Ein äußerst großes Verdienst haben wir sicherlich, auf das die Leute englischer Geburt keinen Anspruch erheben können; denn unsere Vorfahren haben dieses Königreich zum Gehorsam gegen England gezwungen; und unser Lohn bestand in einem schlechteren Klima, in dem Vorrrecht, durch Gesetze regiert zu werden, in die wir nicht eingewilligt haben, in einem zugrunde gerichteten Handel, in einem Oberhaus ohne jede Rechtsprechung, in der Unfähigkeit zu fast jeder Betätigung und in der Angst vor Woods Halfpence. Aber so weit sind wir davon entfernt, dem König das Kronrecht der Prägung streitig zu machen, daß wir ihm die Macht zuerkennen, jedermann einen Freibrief zu verleihen, damit er

Bildnis und Umschrift des Königs auf jedes beliebige Material setze, und dem Inhaber die Erlaubnis zu geben, daß er seine Münze von England bis Japan in jedem Lande anbiete; und dieses Zugeständnis machen wir mit nur einer kleinen Einschränkung, der nämlich, daß kein Mensch, der lebt, verpflichtet ist, sie anzunehmen.

Aus diesen Erwägungen heraus war ich von je gegen jeden Appell an England um Hilfe wider das gegenwärtige drohende Unheil, zumal als ich bemerkte, daß die Adressen beider Kammern nach langem Warten nichts zur Folge hatten, als einen „Bericht“, der völlig zu Woods Gunsten sprach. Aber ich irre mich; denn ehe dieser Bericht erstattet wurde, war Seiner Majestät höchst huldreiche Antwort an das Oberhaus herübergesandt und gedruckt worden, in der diese Worte stehen: „gewährte den Freibrief zur Ausprägung von Halfpence und Farthings, entsprechend der Übung Seiner königlichen Vorgänger usw.“ Daß König Karl II. und König Jakob II. (und nur sie) Freibriefe zu diesem Zweck vergaben, läßt sich nicht leugnen, und ich habe es dargelegt. Ihre Freibriefe wurden vergeben unter dem Landessiegel Irlands, auf Grund irischer Berichte; das Kupfer mußte in Irland geprägt werden, und der Inhaber des Freibriefs war verpflichtet, seine Münze auf Verlangen in Irland zurückzunehmen und Gold und Silber dafür zu zahlen. Woods Freibrief aber wurde unter dem Landessiegel Englands vergeben, das Kupfer wurde in England

geprägt, Irland wurde nicht im geringsten gefragt; die Summe war ungeheuer hoch, und der Inhaber des Freibriefs hat keinerlei Verpflichtung, seine Münze zurückzunehmen und gutes Geld dafür zu zahlen. Dies erwähne ich nur, weil ich mich bisweilen in meinen heimlichen Gedanken gefragt habe, ob der Schreiber jener Worte in Seiner Majestät huldreicher Antwort („entsprechend der Übung seiner königlichen Vorgänger“) die verschiedenen Umstände auch reiflich erwogen hätte, die meiner armen Meinung nach einen Unterschied ausmachen.

Durch welche Argumente könnte ein Lord Statthalter das hiesige Parlament, das sich mit Eifer und Ernst gegen dieses Unheil wandte, überreden, es zum Gesetz zu erheben? Ich bin überzeugt, daß die Ansicht der Kammern über Wood und seinen Plan seit der letzten Ver- tagung keine bessere geworden ist. Und angenommen, daß man jene Methoden benutzen wollte, die nach der Angabe von Nörglern bis- weilen versucht worden sind, um Stimmen zu ge- winnen, so ist es doch bekannt, daß in diesem Königreich wenig Ämter zu vergeben sind; und wären ihrer mehr, so ist es ebenso bekannt, wem sie zufallen müssen.

Ich glaube, Ihr seid jetzt überzeugt, daß, wenn das Parlament von Irland auch ebenso bestech- lich wäre wie nur irgendeine andere Versamm- lung in der Christenheit (was Gott verhüte), die Geschäftsführer doch notwendig aus Mangel an Werkzeugen, mit denen sie arbeiten könnten,

scheitern müßten. Aber ich will noch einen Schritt weiter gehen und annehmen, daß man eigens hundert neue Ämter errichtete, um solche zu belohnen, die sich bereit erklärten; dann bliebe doch noch eine unübersteigliche Schwierigkeit bestehen; denn es trifft sich, ich weiß nicht wie, daß das Geld weder ein Whig noch ein Tory ist, weder der Stadtpartei noch der Landpartei angehört, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß ein Gutsbesitzer lieber wird auf seinen eigenen Gütern leben wollen, die ihm Gold und Silber einbringen, als noch ein Amt hinzunehmen, wenn ihm sowohl seine Pacht wie sein Gehalt mit über achtzig Prozent Diskont in Woods Kupfer ausgezahlt werden soll.

Eins ist trostreich in diesem allgemeinen Widerstand gegen Herrn Wood, daß nämlich die Leute, die man von England herüberschickt, um die erledigten Stellen in unserer Geistlichkeit, unserer Zivil- und Militärverwaltung auszufüllen, alle auf unserer Seite sind: das Geld, der größte Entzweier der Welt, ist durch eine seltsame Umkehrung zum großen Einiger eines höchst entzweiten Volkes geworden. Wer verließe wohl hundert Pfund jährlich in England (einem Lande der Freiheit), um in Irland tausend Pfund in Woods Münze zu erhalten? Der Herr (Hough Boulter), den man kürzlich zum Primas gemacht hat, würde seinen Sitz im englischen Oberhaus und seine Pfründe in Oxford und Bristol, die zwölfhundert Pfund im Jahr eintrugen, nimmermehr mit dem vierfachen Gehalt hier vertauschen,

wenn es nur halb so viel wert ist; deshalb erwarte ich, daß er in diesem Punkte ein ebenso guter Ire sein wird; wie nur irgendeiner seiner Brüder, ja, wie wir selber, die wir das Unglück hatten, in diesem Lande geboren zu werden. Denn wer, wie man gemeinhin sagt, nicht herkommt, „um die Sprache zu lernen“, würde nimmermehr ein besseres Land mit einem schlechteren vertauschen, um Kupfer statt Gold zu erhalten.

Wer aus England zu uns herüberkommt, und auch einige schwache Leute unter uns selbst, schütteln, so oft wir in der Unterhaltung die Worte Freiheit und Eigentum fallen lassen, den Kopf und sagen, Irland sei „ein abhängiges Königreich“, als wollten sie mit diesen Worten andeuten, daß das Volk von Irland in einem Zustand der Sklaverei oder der Abhängigkeit lebe, der es unterscheide von dem Englands. Nun sind die Worte „ein abhängiges Königreich“ ein moderner Kunstausdruck, der, wie ich gehört habe, allen alten Rechtsgelehrten und Forschern in der Staatskunst unbekannt war; und Irland wird im Gegenteil in einigen Gesetzen eine „kaiserliche Krone“ genannt, die nur von Gott verliehen sei; und das ist der höchste Titel, den ein Königreich nur erhalten kann. Deshalb ist unter diesem Ausdruck „ein abhängiges Königreich“ nichts anderes zu verstehen, als daß auf Grund eines hier im 33. Jahre Heinrichs. VIII. erlassenen Gesetzes „der König und seine Nachfolger kaiserliche Könige dieses Reichs sein sollten, als vereinigt und

verknüpft mit der kaiserlichen Krone Englands“. Ich habe alle englischen und irischen Landesgesetze durchgesehen, ohne irgendeines zu finden, das Irland von England abhängig machte, so wenig wie England von Irland abhängt. Wir haben uns freilich verpflichtet, den gleichen König zu haben, wie England, und also hat England sich verpflichtet, mit uns den gleichen König zu haben.

Wer will, mag anders denken; ich, M. B., Tuchhändler, wünsche eine Ausnahme zu machen, denn ich erkläre, daß ich nächst Gott nur vom König, meinem höchsten Herrn, und den Gesetzen meines Landes „abhängig“ bin; und statt vom englischen Volke „abzuhängen“, würde ich vielmehr, wenn es sich je wider meinen höchsten Herrn empören sollte (was Gott verhüte), auf den ersten Befehl Seiner Majestät bereit sein, wider das englische Volk zu den Waffen zu greifen, wie es einige meiner Landsleute zu Preston wider ihre taten. Und wenn eine solche Empörung so erfolgreich verlaufen sollte, daß sie den Prätendenten auf den englischen Thron erhöhe, so würde ich es wagen, jenes Landesgesetz so weit zu übertreten, daß ich jeden Tropfen meines Blutes dafür hingäbe, um zu hindern, daß er auch König von Irland würde.

Es ist freilich wahr, daß seit Menschengedenken die Parlamente von England sich immer hin und wieder die Macht angemäßt haben, dieses Königreich durch dort erlassene Gesetze zu binden; worin ihnen zuerst der berühmte Herr Mo-

lineux, ein hier geborener englischer Gutsherr, entgegentrat (soweit Wahrheit, Vernunft und Gerechtigkeit eines Widerstandes fähig sind), und mit ihm mehrere der größten Patrioten und der besten Whigs in England; aber die Liebe zur Macht und ihr fortreißender Strom trugen den Sieg davon. Freilich waren auf beiden Seiten die Argumente unwiderleglich. Denn wahrlich, Regierung ohne die Einwilligung der Regierten, das ist stets geradezu die Definition der Sklaverei. Aber freilich werden elf wohlbewaffnete Leute sicherlich eines einzelnen Herrn werden, der nur mit seinem Hemd bekleidet ist. Doch ich bin fertig. Denn jene, die die Macht dazu benutzten, die Freiheit zu beschränken, sind jetzt soweit gegangen, daß sie uns selbst das Recht der Klage mißgönnen, wiewohl man nie davon gehört hat, daß man einem Gefolterten das Recht verweigert hätte, so laut zu brüllen, wie er es für angebracht hielt.

Unsere Nachbarn, deren Verstand genau mit dem unseren auf einer Stufe steht (und vielleicht ist der unsere nicht gerade der klarste), hegen eine starke Verachtung für die meisten Nationen, aber eine besondere für Irland. Sie sehen uns als eine Art wilder Iren an, die unsere Vorfahren vor mehreren hundert Jahren unterwarfen; und wenn ich Euch die Briten schildern wollte, wie sie zu Cäsars Zeiten waren: als sie sich ihre Leiber bemalten und sich in Tierfelle hüllten, so würde ich genau so vernünftig handeln wie sie.

Ehe ich schließe, muß ich um die Erlaubnis bitten, Herrn Wood in aller Demut zu sagen, daß er sich einer großen Indiskretion schuldig macht, wenn er einen so ehrenwerten Namen wie den des Herrn Walpole aus diesem Anlaß so oft und in solcher Weise erwähnen läßt. In einem Aufsatz läßt er drucken, Herr Walpole werde uns dieses Kupfer die Kehle hinunterstopfen. Zuweilen wird ausgesprengt, wir müßten entweder diese Halfpence anerkennen oder unsere „Brogues“ (irische Bauernstiefel und gleichzeitig der irische Dialekt; mit beiden wurden die Iren von den Engländern verspottet. A. d. H.) hinunterkauen. Und schließlich lesen wir in einem erst gestern erschienenen Zeitungsblatt, daß eben derselbe große Mann geschworen habe, er wolle uns zwingen, seine Münze in Feuerkugeln zu schlucken.

Das erinnert mich an die bekannte Geschichte von einem Schotten, dem man sein Todesurteil mit all den Einzelheiten vom Hängen, Vierteilen, Enthaupten, Ausweiden und dergleichen mehr vorlas, und der ausrief: „Wozu diese ganze Kocherei?“ Und mir scheint, wir haben allen Grund, die gleiche Frage zu stellen; denn wenn man Wood glauben kann, bereitet man uns hier ein Diner, und ihr seht den Speisezettel; ich bedaure nur, daß man das Getränk vergessen hat, das man leicht mit geschmolzenem Blei und flammendem Pech ergänzen könnte. Wie kann man einem großen Berater, der das höchste Vertrauen Seiner Majestät besitzt und als Premierminister gilt, so gemeine Worte in den Mund legen? Wenn

Herr Wood keine bessere Manier kennt, seine Gönner vorzustellen, so soll er, falls ich einmal ein großer Mann werde, nie die Erlaubnis erhalten, sich zu meinem Lever einzufinden. Das ist nicht der Stil eines großen Ministers, es schmeckt gar zu sehr nach dem Kessel und dem Schmelzofen, und es kam ganz aus Herrn Woods eigener Fälscherhütte.

Was die Drohung angeht, daß wir unsere „Brogues“ hinunterwürgen sollen, so brauchen wir keine Angst zu haben, denn wenn seine Münze durchgehen sollte, so würde diese un-zivilisierte Fußbekleidung nicht länger ein nationaler Schimpf bleiben können, weil uns im ganzen Königreich kein Schuh und kein Brogue mehr übrig bliebe. Hier aber läßt sich die Un-wahrheit Herrn Woods klärlich bloßstellen; denn ich bin sicher, daß Herr Walpole in seinem ganzen Leben noch keinen einzigen „Brogue“ gehört hat.

Daß wir aber diese Halfpence in Feuerkugeln schlucken sollen, ist eine ebenso unwahrscheinliche Geschichte. Denn um diese Operation durchzuführen, müßte der ganze Vorrat von Herrn Woods Münzen und Metall eingeschmolzen und in hohle Kugeln mit griechischem Feuer umgeschmolzen werden, die nicht größer sein dürften als eine Durchschnittskehle sie schlucken kann. Nun wird sich das Metall, das er vorrätig und bereits ausgeprägt hat, auf mindestens fünfzig Millionen Halfpence belaufen, die, anderthalb Millionen Volks verschlucken sollen; rechnen wir

also zwei Halfpence auf jede Kugel, so müßte jeder Bewohner dieses Königreichs etwa siebzehn solcher Feuerkugeln schlucken, und um diese Dosis zu verabreichen, reichen weniger als fünfzigtausend Operateure nicht aus, wobei wir auf je dreißig Menschen einen Operateur rechnen, was in Anbetracht der Zartheit mancher Magen und der Reizbarkeit kleiner Kinder nur vernünftig ist. Nun glaube ich, vorbehaltlich besseren Urtheils, daß die Mühen und die Kosten eines solchen Experiments seinen Nutzen übersteigen würden, und deshalb halte ich dieses Gerücht für zweifelhaft oder wenigstens nur für einen neuen Plan Herrn Woods selber; und um ihm in Irland größeren Umlauf zu sichern, so möchte er ihm einen Staatsminister zum Vater geben.

Aber ich will jetzt unwiderleglich nachweisen, daß Herr Walpole selbst, als ein unbedingter Freund Irlands, gegen diesen Plan Herrn Woods ist; und zwar durch dieses eine unwiderlegliche Argument, daß er im allgemeinen Ruf eines klugen Mannes und eines tüchtigen Ministers steht, der in all seinen Handlungen nur das wahre Interesse des Königs, seines Herrn, verfolgt. Und wie seine Unantastbarkeit über jeder Bestechung steht, so steht auch sein Reichtum über jeder Versuchung. Ich denke also, daß wir auf dieser Seite völlig sicher sind und niemals in die Nothwendigkeit kommen werden, mit einer so furchtbaren Macht kämpfen zu müssen, sondern daß man uns den Besitz unserer Brogues und unserer

Kartoffeln in Frieden lassen wird, jedem Gewitter so fern, wie wir dem Jupiter sind.

Ich verbleibe,

meine lieben Landsleute,

Euer liebevoller Mituntertan, Euer Leidens-
genosse und demütiger Diener

M. B.

JOHN WILKES

DIE THRONREDE GEGEN FRIEDRICH II.

(„The North-Briton“, vom 28. April 1763)

Den größten Nachhall, den wohl je ein Zeitungsartikel gehabt hat, hatte die Kritik, die John Wilkes in der letzten Nummer seiner Wochenschrift an einer Thronrede Georgs III. übte; am 30. April 1763 morgens wird er nach dem Tower gebracht; ebenso ergeht es dem Verleger und den Druckern, „weil selbiger John Wilkes Verfasser und Herausgeber einer sehr schändlichen und aufrührerischen Schmähschrift ist, die den Titel „North Briton Nr. 45“ führt und hinabzielt, die Liebe des Volkes zu Sr. Majestät abspenstig zu machen und verräterische Aufstände gegen die Regierung zu erregen. Ihr habet ihn in Sicherheit zu halten...“ Parlamentsmitglieder, die ihren Kollegen im Tower besuchen wollen, finden keinen Einlaß. Eine immense Volksbewegung bricht los, die zu seiner Freilassung führt. Zu Hause angekommen, schreibt er dem Lord-Staatssekretär einen Brief, in dem er ihn wegen der bei einer inzwischen erfolgten Hausdurchsuchung beschlagnahmten Korrespondenzen des Diebstahls zeiht. Er klagt, die Staatssekretäre werden verurteilt, 300 Pfund zur Schadloshaltung zu bezahlen, da sie nicht berechtigt waren, den Verhaftsbefehl auszufertigen. Aber auch ihm macht man den Prozeß, der alte Pitt läßt sich wieder ins Parlament tragen, gegen Wilkes zu sprechen. Das ominöse Zeitungsblatt soll von Büttelhand auf dem Platz vor der Börse verbrannt werden, das Volk verprügelt den Alderman der City, schmeißt eine tote Katze ins amtlich angefachte Feuer, reißt die Zeitschrift aus den Flammen, „es lebe Wilkes und die Freiheit“. Ein Offizier, der ihn fordert, verletzt ihn im Hyde-Park

schwer in den Unterleib, die Regierung verleumdet ihn, viermal wählt ihn Middlesex zum Abgeordneten, viermal lehnt das Unterhaus die Wahl ab, und schließlich macht man ihn durch die Veröffentlichung seines frivolen „Liedes vom Weibe“ unmöglich. Die Aufsätze dieses aufwühlenden Anhängers Friedrichs des Großen sind nie in deutscher Sprache erschienen, obwohl die Bände des North-Briton vollständig erhalten sind; Junius verwahrte sich energisch, ein Anhänger des „Skandalmachers und Königsfeindes“ Wilkes zu sein, Darstellungen der blutigen Revolten, des einzigartigen Kampfes des Parlaments gegen eines seiner Mitglieder und gegen die eigenen Privilegien, erschienen im 18. Jahrhundert, Bände füllend.

Die Anreden des Königs sind von dem Parlament und von dem Volk jederzeit als Anreden der Minister angesehen worden. In dieser Woche hat man besonders einen sehr deutlichen Beweis der größten Unverschämtheit, deren sich jemals ein Minister, um das Volk zu betrügen, schuldig gemacht hat, gesehen, und ich kann noch nicht bestimmen, ob der Betrug in Ansehung des Königs oder in Ansehung der Völkerschaft größer sei. Jeder Freund des Vaterlandes muß es mit Schmerzen ansehen, daß ein König, der wegen seiner großen und gütigen Eigenschaften in England so verehrt wird, sich dahin bringen läßt, seinen geheiligten Namen zu solchen verhaßten Maßregeln und öffentlichen Verordnungen, die sich gar nicht rechtfertigen lassen, herzuleihen. Ich sage, zu solchen Verordnungen, die von einem Throne erlassen worden, welcher jederzeit in Absicht seiner reinen Tugenden, Ruhm und Wahrheit, berühmt gewesen. Ich werde versichert, daß alle

Fremden und insbesondere der König von Preußen, diesen Minister nur mit Verachtung und Abscheu ansehen werden, denn er ist es, welcher dem Monarchen die Worte in der Anrede hat sagen lassen: „Das, was ich vermutete, ist durch die glückliche Wirkung, welche verschiedene meiner Bundesverwandten, durch meine fried-samen Maßregeln erfahren haben, völlig zustande gebracht worden. Die Mächte, welche mit dem König von Preußen, meinem lieben Bruder, in Krieg befangen gewesen, sind dadurch sich dergestalt zu vergleichen bewogen worden, wie es sich diesem großen Fürsten gefallen lassen können, und auf diese Art hat der meine Friedensunterhandlung begleitende glückliche Ausgang den aus dem Frieden fließenden Segen unmittelbar in allen Teilen von Europa verbreitet.“ Der schimpfliche Schluß dieser ganzen Rede fällt sogleich in die Augen, indem es bekannt ist, daß der König von Preußen nicht schlechterdings die vorgeschlagene Friedensbedingung angenommen, sondern solche als Sieger selbst vorgeschrieben hat. Von unserer ganzen Unterhandlung hat er nicht den geringsten Vorteil gehabt, vielmehr hat der schottische erste Minister (Graf Johann von Bute) von England auf eine Schwindelart die Vorteile dieses großen Königs hintangesetzt. Jeder europäische Hof wußte es, daß der König von Preußen von dem hiesigen Hof kaum mehrere Freundschaft als von dem Wienerischen zu erwarten habe. Ist es also nicht von seiten dieses Ministers ein Beweis eines recht unverschämten

Hochmutes, wenn er auf etwas einen Anspruch macht, wovon ihm doch sein Gewissen überzeugt, daß er es möglichst zu verhindern gesucht habe, und wenn er sich jetzt auf eine niederträchtige und unverschämte Art einen Teil des Ruhmes und der Ehre, welche einem der größten Könige, den die Welt jemals hervorgebracht hat, gehören, sich zugeeignet. Ein solcher Minister, das Werkzeug des Verderbens und der unumschränkten Macht, predigt uns vergeblich in gedachter Anrede von dem Geiste der Eintracht und dem Gehorsam gegen die Gesetze, welche zwar in der Tat zur Erhaltung guter Ordnung notwendig sind, aber statt deren der Geist der Uneinigkeit im Lande ausgebreitet worden ist. Ich sage es voraus, daß man diesen nicht eher vertilgen wird, als bis die eigenmächtig angemaßte Gewalt ihr Ende erreicht. Sollen denn die Geister der Eintracht unter diesen Völkerschaften mit dem Frieden der Akzise in gleichem Paar gehen? Und ist denn wohl eine Einigkeit zwischen einem hochmütigen und geizigen Einnehmer und einem Edelmann, Verwalter oder anderem Eigentümer, deren Häuser willkürlich durch die auf den Apfel- und Birnmost bestellten Aufseher durchsucht werden, zu hoffen? Ein Minister, dessen Gesinnungen der unumschränkten Regierungsart günstig sind, wird sich beständig beeifern, seinem König schwülstige Gedanken von seinen Vorzügen und der Ehre der Krone einzuflößen, welche er sehr oft mit ständiger Heftigkeit verteidigen zu wollen sich verdient machen

wird. Ich wünsche die Ehre der Krone auf eine der königlichen Würde gemäße Art erhalten zu sehen, allein ich muß sehr bedauern, daß dieselbe jetzt in die allergrößte Verachtung geraten ist.

JUNIUS

GEGEN WILLIAM PITT, JETZT LORD CHATHAM

(Public Advertiser, 29. April 1767)

Wie Cardillac, der Goldschmied des Fräuleins von Scuderi, mit seinen Dolchstößen aus dem Hinterhalt ganz Paris in Angst und Entsetzen stürzt, so wütet Junius in London. Kein Mann des öffentlichen Lebens, den dieser furchtbare Publizist nicht angreift, an der empfindlichsten Stelle trifft und (beinahe immer) aus der politischen Welt schafft. Verwirrung, Aufsehen, Tragik, Hohn entfesselnd, bleibt dieser unabwendbare Attentäter im Dunkel verborgen, und ein halbes Jahrhundert lang ist die Öffentlichkeit Englands, ja die Politik ganz Europas von Vermutungen, Gerüchten, Kombinationen bewegt: wer ist Junius? Erst dann stellt sich des Rätsels Lösung heraus, daß der als hoher Achtziger verstorbene Sir Philipp Francis als junger Beamter des Kriegssekretariats die berühmte journalistische Leistung der 69 Junius-Briefe verfaßt hat.

Am 28. April 1767 erhielt der Herausgeber des „Public advertiser“, H. S. Woodfall, einen mit „Publicola“ unterfertigten Artikel, voll schneidender Invektiven, an Stoßkraft, Personen- und Sachkenntnis, Argumentationskunst und Feuer das Vorbild der späteren Junius-Briefe. Woodfall, selbst oppositionell und selbst redaktionell begabt, wußte die Einsendung zu schätzen, und druckte sie wie alle folgenden Einsendungen, ohne bis an sein Lebensende den wahren Namen seines Mitarbeiters zu erfahren, dem er zwar politische Verfolgung, aber auch Macht und Aufschwung allein zu danken hatte. Am 21. Juni 1772 erschien der letzte Junius-Brief, gerichtet gegen den Chef des Kriegssekretariats, Lord Barrington, — wahrscheinlich fühlte Sir Francis, daß durch diesen Angriff gegen seinen Vor-

gesetzten der Verdacht auf ihn gelenkt sei und er beobachtet werde. — Die nachstehende erste Publikation des späteren Junius ist in den häufigen Sammlungen der Briefe nicht enthalten.

Dictatura, quam in summis reipublicae angustiis acceperat, per pacem continuata, libertatem fregit; donec illum conversus in rabiem populus et dii ultores de saxo Tarpejo dejecerunt.

Livius.

Die wackersten und freisten Nationen haben sich manchmal zu einer augenblicklichen Verzichtleistung auf ihre Freiheiten entschlossen, um sich deren Genusses für immer zu sichern. In Zeiten großer Verlegenheit oder Gefahr setzte die Weisheit des Staates ihr ganzes Vertrauen in die Tugend eines ausgezeichneten Bürgers, und verlieh ihm hinreichende Gewalt, um sein Vaterland zu retten oder zu unterdrücken.

Auf diese Weise entstand die Diktatorwürde in Rom; und so lange sie sich auf einen beschränkten Zeitraum erstreckte, und bloß als ein Hilfsmittel gegen die Bedrängnisse eines unglücklichen Krieges gebraucht wurde, war sie gewöhnlich von den vorteilhaftesten Folgen begleitet, und ließ kein gefährliches Beispiel zurück. Der Diktator, vollständig beschäftigt mit Maßregeln gegen den auswärtigen Feind, hatte nicht Zeit genug, seinem eignen Vaterlande Verderben zu bereiten, und sein Ehrgeiz war durch den Glanz eines Triumphs, und durch den Beifall

seiner Mitbürger aufs edelste befriedigt. Als aber diese weise Institution in Mißbrauch ausartete, als jene unbeschränkte Gewalt, die nur für außerordentlich dringende Umstände hätte aufbewahrt werden sollen, ohne Notwendigkeit der zweifelhaften Mäßigung eines einzelnen Mannes anvertraut ward, — was ließ sich erwarten, als daß das Volk seine Leichtgläubigkeit aufs teuerste bezahlen, und jener Rechte, die in den eines einzigen unmöglich so gesichert sein konnten, als unter Aufsicht der Gesetze und der Konstitution, für immer beraubt werden würde?

Ohne einen ungewöhnlichen Grad von Verderbtheit konnte der, den man solcher Versuchung aussetzte, jeden Gedanken an Grundsätze und Dankbarkeit aufgeben, und mit jeder Hoffnung des Erfolges eine Gewalt festzuhalten suchen, die seine Mitbürger schwach und niedrig genug waren, ihm zu überliefern.

Wenn aber eine Nation unglücklich genug gewesen wäre, anstatt eines Mannes von gewöhnlichem gemischten Charakter, dessen Laster durch einen Schein von Tugend und Großmut einigermaßen gehoben würden, einen durchaus und unbedingt schlechten Mann zum Gegenstande ihres Vertrauens wählen, oder, wenn ein großer und guter Monarch, durch irgendeine heillose Verblendung, einen Mann dieser Art zu seinem ersten Minister ernannt und ihm seine ganze Autorität übertragen hätte, — welche Sicherheit würde einem solchen Monarchen für seine Krone bleiben? Die Geschichte jedes Volkes, das An-

sprüche auf Freiheit hatte, wird uns belehren, was die Fortschritte eines solchen Verräters, und was der wahrscheinliche Erfolg seiner Verbrechen sein mußte.

Denken wir uns diesen Mann auf dem Punkte, wo er den großen Gegenstand erreicht glaubt, auf welchen alle Künste, alle Ränke, alle Heuchelei, und alle Schamlosigkeit seines vergangenen Lebens gerichtet war! Was wird in dem Augenblicke, wo er sich im Besitze der höchsten Macht fühlt, sein Betragen sein? Eine verstellte Niederträchtigkeit im Kabinett, aber ein gebieterischer Trotz gegen das Volk, durch dessen Gunst er gehoben, durch dessen früheres Glück er genährt worden war. Hat er etwa einen Bruder? Dieser Bruder muß aufgeopfert werden. (Anspielung auf Lord Temple, Chathams Schwager. A. d. H.) Hat er einen rachsüchtigen Feind? Dieser Feind muß befördert werden. (Der Duke of Bedford. A. d. H.) Hat er Jahre seines Lebens verwendet, um gegen den verderblichen Einfluß eines Günstlings zu deklamieren? (Lord Bute.) Dieser Günstling muß an seinen Busen gedrückt, und der einzige Mitgenosse seiner Macht werden. Es liegt in der Natur einer despotischen Gewalt, die an uns für sich jeden Grundsatz einer freien Verfassung verletzt, daß sie nur durch Mittel erworben werden kann, die zugleich jedem Grundsatz von Ehre und Sittlichkeit Hohn sprechen. Das Amt eines Großveziers ist mit einer beschränkten Monarchie unvereinbar, und kann nur bestehen, indem es die Monarchie selbst zerstört. Dieselben Maß-

regeln, durch welche ein ruchloser Mensch zur Macht emporsteigt, müssen ihm zur Erhaltung derselben dienen. Der vornehmste Adel, der sich dem Hochmut eines aus dem Staube hervorgegangenen Diktators nicht gern unterwerfen würde, muß von jedem Staats- oder Ehrenposten verdrängt, alle öffentlichen Ämter müssen einer Rotte verächtlicher Geschöpfe zuteil werden, die bei gänzlichem Mangel an Erfahrung, Fähigkeit und persönlichem Gewicht, von ihm allein ihr kleines geschäftiges Ansehen erborgen. Da die absolute Vernichtung der Landeskonstitution sein großer Zweck ist, so muß er, um konsequent zu sein, jede Klasse im Staat, die durch ihre Besitzungen und ihren Reichtum bei der Aufrechterhaltung der bestehenden Regierungsform besonders interessiert, und mächtig genug ist, um treulose Angriffe zu hintertreiben, schwächen, und ihres Vermögens berauben. Die Grundeigentümer müssen unterdrückt, die Rechte des Handelsstandes müssen willkürlich gekränkt, seine Güter ihm durch offene Gewalt ohne irgendeinen Vorwand rechtlicher Formen entrissen werden. Zum besonderen Vorteil wird es ihm gereichen, wenn er durch Beibehaltung der drückendsten Taxen auf die ersten Lebensbedürfnisse, selbst zum Untergange der Armen beitragen kann. Er wird auch jede günstige Gelegenheit benutzen, um die Nation daran zu gewöhnen, die bestehenden Gesetze durch Kabinettsverordnungen suspendiert zu sehen; und bei solchen Gelegenheiten darf es ihm nicht an einem abtrünnigen Rechts-

gelehrten fehlen, der schwach genug ist, seinen eigenen Charakter preiszugeben, und niedrig genug, die Gesetze seines Landes zu verraten.*

Dies sind nur einige der böartigen Künste, woran man einen Verräter erkennt, und wodurch ein freies Volk in Sklaverei gestürzt wird. Aber das Meisterstück seiner Verruchtheit, und das sicherste Mittel, alle seine Absichten zu erreichen, wäre der Versuch, zwischen dem Mutterlande und seinen Kolonien solche Zwietracht zu stiften, daß beide seinen höllischen Ränken zur Beute werden müßten. Mit dieser patriotischen Gesinnung wird er bereit sein, sich zum Beschützer des Aufruhrs und zum eifrigen Advokaten der Rebellen aufzuwerfen. Seine Lehren werden mit dem Verfahren des Volkes, welches er in Schutz nimmt, übereinstimmen; und wenn dieses durch seinen Beistand einen Sieg über die oberste Gesetzgebung des Reiches davontragen kann, so wird er solchen Sieg als einen wichtigen Schritt zur Befriedigung seines höchsten Wunsches betrachten.

So, mein Herr, würde in einem freien Staate

* Wegen der Steigerung der Kornpreise im Sommer 1766 und deshalb vorgekommener Ausschreitungen, hatten die Minister beschlossen, durch eine kgl. Proklamation die Ausfuhr des Getreides zu verbieten, obzwar es noch nicht bis zu dem Preise gestiegen war, bei dem die Ausfuhr nach dem bestehenden Gesetz von selbst aufhörte. Im sechs Wochen später zusammen tretenden Parlament mußten sie nun eine Rechtfertigungsakte (bill of indemnity) nachsuchen, bei der Lord Chatham das Ausfuhrverbot gegen die Opposition verteidigte. A. d. H.

der Gang und Charakter eines Ministers beschaffen sein, dem man unnötigerweise eine übertriebene Gewalt anvertraut hätte. Er muß entweder die Tyrannei zustande bringen, oder zugrunde gehen. Ich kann es, ohne zu schaudern, nicht für möglich halten, daß unser Vaterland das Opfer eines so schwarzen Bösewichts werden sollte. Wenn dieser Fall aber dennoch einträte, so wird doch hoffentlich das britische Volk nicht dergestalt vom Himmel verlassen sein, daß es nicht noch zeitig genug die Augen öffnen sollte, um sich selbst vor gänzlichem Ruin zu bewahren; und wenn wir auch keinen tarpejischen Felsen zur unmittelbaren Bestrafung des Hochverrats haben, so haben wir doch Staatsprozesse, und der Galgen würde keine zu ehrenvolle Stelle für das Gerippe eines Verräters sein.

BENJAMIN FRANKLIN

PARODIE EINER REDE ZUR VERTEIDIGUNG DES SKLAVENHANDELS

(„Federal Gazette“, 30. März 1790)

Vierzehneinhalb Jahre ist Benjamin, des Seifensieders Franklin sechzehnter und jüngster Sohn, alt, da er schon seinen Preßprozeß hat. Er ist 1720 bei seinem Stiefbruder James als Setzerlehrling eingetreten, hat ihn zur Gründung einer Zeitung beredet, und schreibt dafür Artikel, darunter einen, der sich gegen die religiöse Heuchelei und gegen die laxe Berufsauffassung der englischen Reverends richtet; für diesen wird sein Bruder zu einem Monat Gefängnis verurteilt, der kleine Benjamin zu gerichtlicher Verwarnung. Er geht nach Philadelphia, wo größere Preßfreiheit herrscht, und wirkt dort als Publizist und journalistischer Anreger. 1740 hat Amerika schon elf große Zeitungen, die für die Losreißung der Kolonie Amerika vom Mutterlande England eintreten, und Franklin heißt schon „Vater der Presse Amerikas“. Während er Philosophie, Physik (den Blitzableiter erfindend), Politik, Diplomatie und Ethik betreibt, seinem Vaterland die Freiheit verschafft, schreibt er immerfort Zeitungsaufsätze über Volkswirtschaft, die Verbrechertransportationen nach Amerika, über Kriegswesen, Landwehr und stehendes Heer, Kriminalgesetze, Kaperei, Pädagogik, Schleichhandel, Armut, Sprachstudium, Auswanderung und Bundesverfassung und zahlreiche Plaudereien, vor allem aber Philippiken gegen den Sklavenhandel, den er von Jugend auf in allen Formen und Varianten bekämpft hat, und dem auch der nachstehende Artikel gilt, geschrieben auf dem Totenbette, achtzehn Tage vor seinem Hinscheiden. Der gutmütige Sarkasmus dieses bedeutenden Biedermannes, der dem Himmel den Blitz und den Tyrannen das Szep-

ter entriß, hat sich in der nordamerikanischen Presse bis auf Mark Twain fortgepflanzt. Die skrupellose Sensationsmache und Korruption der gelben Jingo-Blätter von heute sehend, würde sich der „father of the American press“ entsetzt wieder in sein Grab flüchten, auf dessen Grabstein er sich schlicht als „der alte Buchdrucker Franklin“ bezeichnet.

An den Herausgeber!

Als ich gestern abend, in Ihrem vortrefflichen Blatte, Herrn Jacksons im Kongreß gehaltene Rede gegen das Einschreiten desselben in die Angelegenheiten des Sklavenhandels, und gegen die Versuche, den Zustand der Sklaven zu verbessern, gelesen hatte, erinnerte ich mich einer ähnlichen Rede, die ein Mitglied des Algierischen Divans, Sidi Mehemet Ibrahim, vor etwa hundert Jahren hielt, wie aus Martins Bericht, über sein Konsulat vom Jahre 1687, erhellt. Er sprach gegen die Bewilligung einer Bittschrift, in welcher die Sekte der Erica, oder Puristen, Seeräuberei und Sklaverei als ungerecht darstellten und um deren Abschaffung baten. Herr Jackson zitiert diese Rede nicht; vielleicht ist sie ihm nicht zu Gesicht gekommen. Wenn er dennoch in seinem beredten Vortrage in mehreren Gedanken mit Ibrahim zusammentrifft, so beweist dies nur, daß die Angelegenheiten und Einsichten der Menschen, unter ähnlichen Umständen und Gesichtspunkten, in allen Ländern und Zonen wunderbar ähnliche Wirkungen hervorbringen und an sich selbst erfahren. — Folgendes ist eine Übersetzung der Rede des Afrikaners.

„Allah Bismillah etz. —
Gott ist groß und Muhammed
ist sein Prophet.“

„Haben diese Erica die Folgen der Bewilligung ihrer Petition wohl bedacht? Wenn wir unsere Streifzüge gegen die Christen einstellen, wie sollen wir da zu den für uns so unentbehrlichen Erzeugnissen ihrer Länder gelangen? Wenn wir ihre Leute nicht mehr zu Sklaven machen, wer soll da in diesen heißen Gegenden unser Land bebauen? Wer soll die täglichen Arbeiten in der Stadt und in den Häusern verrichten? Müssen wir dann nicht unsere eigenen Sklaven sein? Und sind wir uns, als Muselmännern, nicht mehr Mitleid und Fürsorge schuldig, als diesen Christenhunden? Wir haben jetzt in und um Algier über 50 000 Sklaven! Wenn diese Anzahl nicht durch neue Zufuhr verstärkt wird, so muß sie nothwendig bald sich verringern und allmählich ganz zusammenschmelzen. Wenn wir also aufhören wollten, die Schiffe der Ungläubigen zu nehmen und zu plündern, und die Matrosen und Passagiere zu Sklaven zu machen, so würde, aus Mangel an Arbeit, der Werth unserer Ländereien auf Nichts herabsinken, die Hausmiethe in der Stadt um die Hälfte fallen, und die, aus dem Antheil an den Prisengeldern entspringenden Einkünfte der Regierung würden gänzlich aufhören. Und warum? Um der Laune einer launenhaften Sekte zu genügen, die nicht nur

verlangt, daß wir keine Sklaven mehr machen, sondern auch die vorhandenen freilassen sollen. Wer soll aber die Herren für ihren Verlust entschädigen? Wird der Staat das thun? Oder wollen sie, um eine vermeintliche Gerechtigkeit gegen die Sklaven zu üben, eine weit größere Ungerechtigkeit gegen die Eigentümer derselben begehen? Und wenn wir unsere Sklaven frei lassen, was sollen wir dann mit ihnen machen? Wenige nur werden in ihre Heimat zurückkehren; sie kennen die größeren Beschwerden zu wohl, denen sie dort unterworfen sind; sie werden nicht zu unserer heiligen Religion sich bekehren und nicht unsere Sitten annehmen; und eben so wenig werden die Unseligen durch Verheirathung mit Jenen sich verunreinigen. Sollen wir sie als Bettler auf unseren Straßen unterhalten, oder unser Eigenthum ihrer Raubsucht Preis geben? Denn Menschen, die einmal an Sklaverei gewöhnt sind, werden ohne Zwang ihren Unterhalt durch Arbeit nicht verdienen. Und was ist denn in ihrer jetzigen Lage so erbarmenswerth? Waren sie nicht in ihren Geburtsländern auch Sklaven? Werden Spanien, Portugal, Frankreich und die Italienischen Staaten nicht von Despoten regirt, die alle ihre Unterthanen, ohne Ausnahme, in der Sklaverei erhalten? Selbst England behandelt seine Matrosen wie Sklaven, denn, so oft es der Regierung beliebt, werden sie ergriffen, in Kriegsschiffe eingesperrt, und gezwungen, nicht nur zu arbeiten, sondern Krieg

zu führen, und das für einen Lohn, der ihnen keinen besseren Lebensunterhalt sichert, als wir ihn unseren Sklaven auch gewähren. Ist also ihre Lage dadurch schlimmer geworden, daß sie uns in die Hände fielen? Nein, sie haben nur eine Sklaverei gegen eine andere vertauscht, und ich darf sagen, gegen eine bessere; denn hier sind sie in einem Lande, wo die Sonne des Islams ihre Strahlen verbreitet und in vollem Glanze scheint, wo sie mithin Gelegenheit haben, sich mit der wahren Lehre bekannt zu machen und so ihre unsterblichen Seelen zu retten. Denen, welche in ihrer Heimat bleiben, wird dieses Glück nicht zu Theil. Die Sklaven nach Hause schicken, wäre daher nichts anderes, als sie aus dem Lichte in die Finsternis verbannen.

Ich wiederhole die Frage: was sollen wir mit ihnen machen? Ich habe von einem Plane gehört, sie in die Wildnisse zu senden, wo Land in Menge für sie vorhanden sei, und wo sie, in einen Freistaat vereinigt, ein ersprießliches Leben führen könnten. Ich fürchte aber, sie sind zu unthätig, um ohne Zwang zu arbeiten, und zu unwissend, um eine gute Regierung zu begründen, und würden bald von den wilden Arabern überfallen und aufgerieben oder wieder zu Sklaven gemacht werden. So lange sie uns dienen, werden sie mit allem Nöthigen versehen und mit Menschlichkeit behandelt. Die Arbeiter in ihren eigenen Ländern werden, wie ich aus guten Quellen weiß, nicht so gut ge-

halten, ernährt und gekleidet. Ihre Lage ist daher in den meisten Fällen schon zu ihrem Vortheil verändert und bedarf keiner weitem Verbesserung. Ihr Leben ist hier in Sicherheit; sie werden nicht für den Kriegsdienst gepreßt, nicht, wie in ihren Heimathsländern gezwungen, sich einander ihre Christenhälse abzuschneiden. Wenn einige verrückte Religionschwärmer, die uns jetzt mit ihren einfältigen Petitionen plagen, in einem Anfall blinden Eifers ihre Sklaven freigegeben haben, so war es nicht Großmuth, nicht Menschlichkeit, was sie zu dieser Handlung bewog, sondern die Qual des Gewissens unter dem Druck einer schweren Sündenlast, und die Hoffnung, wegen des eingebildeten Verdienstes einer so guten Handlung, von der Verdammniß befreit zu werden. Wie gröblich irren sie, wenn sie meinen, der Koran verbiete die Sklaverei! Die beiden Gebote: ‚Ihr Herren, behandelt eure Sklaven mit Freundlichkeit; — ihr Sklaven, dienet euren Herren mit Freudigkeit und Treue‘, — sind das nicht klare Beweise vom Gegentheil? Auch kann das Plündern der Ungläubigen in jenem heiligen Buche nicht verboten sein, da wir aus demselben wohl wissen, daß Gott die Welt, und alles, was darin enthalten ist, seinen gläubigen Muselmännern gegeben hat, welchen der Nießbrauch von Rechtswegen zukommt, sobald sie Etwas erobert haben. Drum lassen Sie uns kein Wort mehr von diesem abscheulichen Vorschlage hören, die Christen-

sklaven frei zu lassen; die Annahme desselben würde den Werth unserer Ländereien und Häuser verringern, und vielen guten Bürgern auf diese Weise beträchtlichen Schaden verursachen, demzufolge allgemeine Unzufriedenheit erzeugen, und vielleicht zu Unordnungen und Umtrieben führen, die dem Staate gefährlich werden könnten. Ich kann nicht daran zweifeln, daß ein weiser Rath das Wohl und die Ruhe eines ganzen Volkes von Rechtgläubigen der Laune einiger weniger Erica vorziehen und deshalb der letzteren Petition verwerfen werde.“

Infolge dieser Rede kam, wie Martin erzählt, der Divan zu folgendem Beschluß: „Die Lehre, daß es ungerecht sei, die Christen zu plündern und zu Sklaven zu machen, ist höchstens problematisch; daß aber die Fortdauer des Gebrauches diesem Staate zum Vortheil gereiche, ist klar; daher ist die Petition zu verwerfen.“

Und sie ward wirklich verworfen. — Da gleiche Beweggründe in den Gemüthern der Menschen gleiche Meinungen und Entschließungen zu erzeugen pflegen, könnten wir's nicht wagen, Herr Brown, nach dem Ausgange dieser Erzählung zu prophezeien, daß die an das Parlament von England, sowie an die gesetzgebenden Behörden anderer Staaten, gerichteten Petitionen um Abschaffung des Sklavenhandels, und die Debatten darüber zu ähnlichen Resultaten führen werden? — Ich bin, mein Herr, Ihr treuer Leser und.

ergebener Diener

Historicus.

GRAF HONORÉ DE MIRABEAU

ERSTÜRMUNG DER BASTILLE

(Lettres du Comte de Mirabeau, 17. Juli 1789)

Das Blatt des Honoré Gabriel Riquetti Grafen von Mirabeau, die „Lettres du Comte de Mirabeau à ses Commetants“ („Briefe des Grafen Mirabeau an seine Wähler“), das kurz nach dem Bastillensturm seinen Namen in „Courier de Provence“ änderte, hat das Getriebe der großen Revolution entscheidend beeinflußt, hauptsächlich durch die tendenziösen Berichte über die Sitzungen der Nationalversammlung, den „Reichstags-resumees“ mancher der heutigen Parteizeitungen analog. Das Blatt, das meist dreimal wöchentlich erschien, hatte einen Umfang bis zu 72 Seiten. Am meisterhaftesten ist Mirabeau in der politischen Reklame für sich selbst, er versteht es ausgezeichnet, auch bei den unwichtigsten Vorgängen seine Person in den Vordergrund zu rücken, um sich populär zu machen.

Die 19. der „Lettres“, eine 61 Seiten starke Nummer, bringt den Bericht über die Ereignisse vom 9. bis 24. Juli, größtenteils von Mirabeaus Mitarbeiter Dumont verfaßt; aber gerade in jenen Stellen, wo der im Grunde aristokratisch gesinnte Graf plötzlich die Bürgerschaft und alle Aufständischen mit Lob bedeckt, hat Mirabeau die (handschriftlich erhaltenen) Wendungen eingesetzt, die die Wendung seiner Politik markieren. So begrüßt er nicht bloß die Bastillenkämpfer, sondern opponiert auch den Vorwürfen seiner Standesgenossen, die sich beklagen, daß es hierbei nicht ohne Roheiten abgegangen sei.

Besondere Beachtung verdient das Ereignis, an dem die unseligen Pläne des Ministeriums

scheiterten: die treffliche Ordnung in der Hauptstadt, die erstaunliche Einnahme der Bastille, die nach dreistündigem Sturme durch Wunder der Tapferkeit fiel, der Anschluß der französischen Garden, die ihre großherzige Hingebung für die Sache der Freiheit keinen Augenblick verleugneten, das Betragen des Volkes bei dieser außerordentlichen Umwälzung, das inmitten aller Verwirrung weder Raubsucht noch Grausamkeit blicken ließ; endlich die schnelle und geregelte Errichtung einer Bürgermiliz — ein Beispiel, das bald im ganzen Königreiche Nachahmung finden und die Herstellung unserer Rechte weit mehr fördern wird, als jahrelange Arbeit der Nationalversammlung dies zu tun vermöchte. Die Minister haben durch ihre verbrecherischen Anschläge bewirkt, daß sich die Staatsmaschine von selbst wieder in Gang setzte. Der ganze alte, abgenutzte und vermoderte Bau ist beim ersten Stoße gefallen, um sich nie mehr zu erheben. Ist einmal der Boden gesäubert, so kann man auf der unerschütterlichen Grundlage der ewigen Rechte des Volkes einen neuen aufführen und befestigen. Aus freier Wahl hervorgegangene, gut eingerichtete Gemeindebehörden und die Absetzbarkeit aller Beamten werden von einem Ende Frankreichs zum andern die unüberwindliche Schutzwehr der Freiheit bilden. Auf diese Weise werden wir uns die Zerstörung dieser Burg der Tyrannei nutzbar machen, die seit zwei Jahrhunderten die Hauptstadt schändete und schreckte; brauchen aber unsere Enkel ein Denkzeichen des Despotis-

mus, so lassen wir die finsternen Türme von Vincennes aufrecht stehen...

Es sind nur wenige Ausschreitungen vorgekommen. Man vergleiche doch damit die Zahl der Unschuldigen, die den Mißgriffen und dem blutdürstigen Verfahren der Gerichtshöfe, der im Turme von Vincennes wie in den Kerkern der Bastille heimlich geübten Rachsucht der Minister zum Opfer fielen; man vergleiche diese Opfer mit den plötzlichen Wutausbrüchen der Menge und entscheide dann, auf welcher Seite die Barbarei herrscht! Als jene Hölle (die Bastille), welche die Tyrannei zur Qual ihrer Opfer schuf, sich den Blicken der Hauptstadt öffnete, als die Bürger in jene schrecklichen Tiefen hinabsteigen konnten, um das Gewicht der Ketten ihrer Freunde, ihrer Verteidiger zu prüfen, als die Urkunden aller jener Greuel bekannt wurden, da hätte das Volk, wenn es nicht wahrhaft gut wäre, durch die Enthüllung solcher Frevel der Minister eigentlich zu gleicher Grausamkeit entflammt werden und noch mehr Blut vergießen müssen, als sie... Wenn der Zorn des Volkes schrecklich ist, so ist die Kaltblütigkeit des Despotismus abscheulich; seine planmäßige Grausamkeit stürzt oft an einem Tage weit mehr Menschen ins Unglück, als im Laufe von Jahren Volksaufständen zum Opfer fallen...

Was gab den Anstoß zu diesem Ausbruch? Alle jene Rechtsverweigerungen, Beschimpfungen, Ärgernisse. Beliebte Minister wurden verwiesen, und durch einen Auswurf ersetzt, an dem

das Brandmal öffentlicher Verachtung klebt, das Heiligtum der Gesetze wurde entweiht, die Nationalversammlung gefährdet und bedroht, fremde Truppen und Geschütze wurden rings um die Hauptstadt aufgestellt, alle Vorbereitungen wurden getroffen zu einem Bürgerkriege, zu einer schrecklichen Metzelei, wobei alle als Volksfreunde bekannte oder verdächtige Männer meuchlings und waffenlos unter dem Schwerte der Soldaten fallen sollten — kurz, zwei Jahrhunderte der Knechtschaft des Staats- und Familienlebens, zwei Jahrhunderte politischer und fiskalischer, feudaler und gerichtlicher Tyrannei, auf die Spitze getrieben durch eine abscheuliche Verschwörung, deren Andenken die Annalen verewigen werden: das hat das Volk gereizt! Es hat nur eine kleine Zahl derjenigen bestraft, die ihm die öffentliche Stimme als Urheber seiner Drangsale bezeichnete — wäre aber, fragen wir, nicht mehr Blut geflossen, wenn unsere Feinde triumphiert oder die Entscheidung sich verzögert hätte?...

Man müßte ein Buch schreiben, um durch Beispiele zu zeigen, daß die Regierungen in solchen Augenblicken zorniger Aufwallung nichts als die Frucht ihrer eigenen Sünden ernten. Man verachtet das Volk und verlangt, daß es immer still sei, und sich alles gefallen lasse, — möge man doch aus so traurigen Erfahrungen die Lehre ziehen, daß sich das Volk für die Unbilden, die ihm die anderen Klassen zufügen, gerade durch seine Roheit rächt...

Diesen Betrachtungen, die wir im gegenwärtigen Augenblicke, wo die Menschlichkeit den Verstand auf Irrwege führt, für nötig hielten, beilegen wir uns jedoch, die Bemerkung hinzuzufügen, daß die Nationalversammlung in ihrer Gesamtheit sich nicht verhehlt, durch die Fortdauer dieser furchtbaren Diktatur werde die öffentliche Freiheit ebenso gefährdet, wie durch die Komplotte ihrer Feinde. Die Gesellschaft müßte sich bald auflösen, wenn die Menge, an Blutvergießen und Zerrüttung sich gewöhnend, sich über die Obrigkeit erhebe und dem Ansehen der Gesetze trotzte. Das Volk würde sich dann, statt zur Freiheit zu gelangen, in den Abgrund der Knechtschaft stürzen; denn allzu oft nimmt man in der Gefahr zu der unbeschränkten Herrschaft seine Zuflucht und betrachtet, um der Anarchie zu entgehen, den Despoten als einen Retter.

CAMILLE DESMOULINS

DER SIEG DER REVOLUTION

(„Révolutions de France et de Brabant“,
Nr. 1; 28. November 1789)

Camille Desmoulins ist der Leibjournalist der geistigen Arbeiter während der großen Revolution, wie sich denn überhaupt die Anhängerschaft der Dantonisten meist aus dem akademisch gebildeten Mittelstande, den jüngeren Ärzten, Rechtsanwälten und Professoren, Literaten und Künstlern rekrutiert. Desmoulins Blatt „Révolutions de France et de Brabant“ spiegelt die Vorherrschaft, die das Studium des klassischen Altertums im Gymnasium des vorrevolutionären Frankreichs einnahm, formal und ideologisch wieder, — alles erscheint hier nur als Wiederholung der hellenischen und römischen Zeiten wichtig und diese wiederum sind das einzige Vorbild. Was er schreibt, sind durchwegs launische Entrefilets über politische Themen, halb literarische, halb witzige Wochenübersichten, satirisch gefärbte Reliefs der Nationalversammlungs-Sitzung und Karikaturen ihrer Redner mit Anspielungen auf allgemeine politische Begebenheiten, alles unterhaltend und nichts logisch, der Schluß unvermittelt aufgesetzt, wenn dem Redakteur Platz, Stimmung oder Stoff ausgeht. Von Sozialismus, historischer Einsicht und von den Anschauungen des Volkes weiß dieser politische Feuilletonist der großen Revolution nicht viel, aber er versteht es glänzend, dies zu verbergen. Camille ist ein bezaubernder Causeur und vor allem ein „guter Junge“, das enfant terrible der als terrible verschrienen Zeit; noch heute gilt er vielfach als deren bester Journalist, — denen, die auch heute noch in Witz und Eleganz ohne politischen und sozialen Standpunkt den Inbegriff des besten Journalismus sehen.

Schon in der ersten Nummer seines Blattes beweist Desmoulins seine Naivität: Während die Reaktion an Festigkeit gewinnt, die im Stadthause regierende Geschäftsbourgeoisie alle revolutionären Bestrebungen unterdrückt, die Nationalversammlung das drakonische Aufruhrgesetz durchgepeitscht hat, jubelt der ahnungslose Desmoulins über den Sieg der Revolution.

Consummatum est: Alles ist vollbracht: Der König ist im Louvre, die Nationalversammlung in den Tuileries. Die verstopften Verkehrskanäle entleeren sich, die Markthalle fließt über von Säcken, die Nationalkasse füllt sich, die Mühlen mahlen, die Verräter flüchten, die Klerisei liegt am Boden, die Aristokratie stirbt ab, die Pläne Mouniers und Lallys sind vereitelt, die Provinzen gehen Hand in Hand und wollen sich nicht entzweien, die Verfassung ist unterzeichnet, die Patrioten haben gesiegt. Paris entgeht dem Bankerott; der Hungersnot ist sie bereits entwischt, auch der Entvölkerung, die sie bedrohte. Paris ist auf dem Wege, die Königin der Städte zu werden, und dem Glanz der Hauptstadt wird bald die Größe, die Majestät Frankreichs entsprechen.

Nach der Niederlage des Perseus, im Augenblick, wo Paulus Aemilius sich von seinem Triumphwagen erhob und in den Tempel des Jupiter Capitolinus eintrat, wandte sich an der Tür ein Gesandter einer asiatischen Stadt an den Senat und hielt folgende Ansprache: „Römer, jetzt habt Ihr keine Feinde mehr in der Welt; es bleibt Euch nur noch, die Welt zu regieren und für sie die Sorge zu übernehmen, gleich den Göttern.“

Ebenso kann man jetzt zur Nationalversammlung sprechen: „Ihr habt keine Feinde, keine Gegner, kein Veto mehr zu fürchten; Ihr habt nur noch Frankreich zu regieren, es glücklich zu machen und ihm solche Gesetze zu geben, daß alle Völker Eurem Beispiel folgen und sich gedemütigt fühlen, sie auf ihren Boden zu verpflanzen und bei sich einzuführen.“

Die Nationalversammlung ist ohne Zweifel nicht unfehlbar, wie der Papst und der Lütticher Almanach, aber wir werden sie respektieren und uns in keinem Fall spalten. Ich kann Euch versichern, liebe Leser, daß mit Ausnahme einer kleinen Zahl, wie zum Beispiel des Herrn Abbé Maury und des Vicomte Mirabeau (André, der Bruder des Grafen Honoré. A. d. H.), die als Unbußfertige zu sterben gedenken, die Versammlung sich zusehends von den schlechten Bürgern reinigt. Herr Thouret (Deputierter des dritten Standes von Rouen, neigte zur Partei der konstitutionellen Monarchisten. A. d. H.), den man uns abspenstig machen wollte, erhält uns sein Talent. Er hat die Pythonschlange getötet. Thouret hat mich beinahe mit der Normandie ausgesöhnt — folglich haben wir ihn zum Präsidenten gemacht. D'Esprémesnil (Vertreter des Adels der Pariser Bannmeile. A. d. H.) redet nicht mehr. Sollte er sich bekehren und zur besseren Erkenntnis kommen? Es herrscht mehr Freude im Himmel über einen Sünder, der Buße tut, als über neunundneunzig Gerechte.

JEAN PAUL MARAT

ADVOKATEN UND SCHREIBER IN DEN AMTERN

(„Ami du Peuple“, 1790)

September 1789 gründet Marat das Tageblatt „Publiciste Parisien“, das von seiner siebenten Nummer den Titel „Ami du Peuple“ annimmt. Mit leidenschaftlichem, durch nichts zu bändigendem Temperament greift er die bisher sakrosankte Nationalversammlung an, die korrupte Stadtverwaltung, die „Blutegel des Staates“ im großen Gemeinderat und den Neckerschen Finanzplan. Nach drei Wochen des Erscheinens wird das Blatt eingestellt und ein Haftbefehl gegen Marat erlassen, der flüchtet und aus der Verborgenheit heraus den „Volksfreund“ von neuem erscheinen läßt; trotz aller Persekutionen erlebt dieser 40 Nummern. Am 12. Dezember wird Marat aufgespürt, von einem Detachement der Nationalgarde überrumpelt und verhaftet, muß aber nach langer Untersuchung freigelassen werden, da man seinen Anhang im Pariser Kleinbürgertum fürchtet. Als Anfang 1790 ein ganzes Bataillon seine neuerdings geschaffene Arbeitsstätte umstellt, flüchtet er von neuem, immerfort von den Schergen verfolgt, um Mitte Mai zurückzukehren und in den elendsten Schlupfwinkeln, in Dunkelheit, Feuchtigkeit und Frost seine journalistische Pflicht weiter zu tun: außer dem „Volksfreund“ noch den „Junius français“ mit seinen Artikeln gänzlich ausfüllend und große Flugblätter verfassend. Er tritt vor allem für das allgemeine gleiche Wahlrecht in allen Vertretungskörpern und für das imperative Mandat ein, d. h. das Recht der Wählerschaft, ihren Abgeordneten bindende Aufträge zu erteilen. Für den Beinamen des „Blutrünstigen“, den die Feinde der französischen Re-

volution für ihn geprägt haben, findet sich kein Grund, und er sagt selbst von sich, daß er kein Insekt leiden sehen kann und nur, um das von ihm richtig vorausgesehene Blutvergießen der Reaktion zu verhindern, schlägt er seine Maßnahmen vor. Der (weiter unten abgedruckte) Artikel, der die Hetzer und Ausbeuter mit dem Hinweis auf die Guillotine einzuschüchtern drohte, wurde der Anlaß zur Verbreitung der Behauptung von seinem Blutdurst und die verhetzte Hysterikerin Charlotte Corday, eine dumme Person, erledichte ihn.

Bürger! Schon vor fünfzehn Monaten, als ich sah, wie die Gerichtsdienere, die Schreiber, Kommissare, die Anwälte und Rabulisten, kurz die ganze Clique der Stützen der Belästigungen sich in Massen auf die Distrikte stürzte, schon damals habe ich Euch gebeten, sie von allen Ämtern fernzuhalten.

Doch damals beurteilte ich sie nur nach ihrer Geistesrichtung. Wie kann man sich darüber täuschen, daß Leute, deren einziges Geschäft im Verdreßen, im Verwirren der Geschäfte besteht und in ihrer Verwüstung durch gehäufte Spitzfindigkeiten, der Führung der öffentlichen Angelegenheiten zum Schaden gereichen müssen, da diese Geschäfte nichts als gesunden Sinn und Redlichkeit erfordern. Da ich dann aber sah, wie die Hefe des Justizpalastes die Distrikte verdarb, wie sie Ränke schmiedete, und die Stimmen kaufte, um zu den Ämtern zu gelangen, da rief ich Euch unaufhörlich zu, daß alles verloren sei, wenn Ihr Euch nicht entschlösset, diese Leute aus allen Euren Versammlungen zu entfernen. Wirklich, was kann man von so feilen Schurken verlangen, die mit

allen Salben der Schikane gerieben sind und so geschickt, daß sie keine Spur ihrer Vergehen übrig lassen, beständig in Sorge, dem Galgen auszuweichen? Sie bilden zwei Dritteile der Munizipalität; so war es auch ihre erste Sorge, den Untersuchungsausschuß zu beseitigen, der nur für schlechte Bürger, für Verräter und Verschwörer schrecklich ist. Es gibt wenige Bataillone, wo nicht irgendwelche Gerichtsdieners, Kommissare, Anwälte oder Rechtsverdrehers Offiziere sind. Und so verbrechen sie auch alles Mögliche gegen die patriotischen Soldaten.

IST ES MIT UNS VORBEI?

(Flugblatt vom 26. Juli 1790, des Titels „C'en est fait de nous?“)

Bürger jeden Alters und Standes!

Die von der Nationalversammlung ergriffenen Maßnahmen vermögen Euch nicht vor dem Verderben zu schützen. Ihr seid verloren, wenn Ihr nicht jenen Heldenmut wiederfindet, der zweimal, am 14. Juli und 5. Oktober, Frankreich gerettet hat. Zieheth nach St. Cloud, so lange es noch Zeit ist, holet den König und den Dauphin in Eure Mauern zurück, stellt sie unter Bewachung, damit Ihr sie bei den nahenden Ereignissen in Händen habt, sperrt die Österreicherin und ihren Schwager ein, damit sie nicht mehr zu konspirieren vermögen, ergreift alle Minister und ihre Sekretäre, legt sie in Eisen, bemächtigt Euch des

Hauptes der Pariser Munizipalität und des Stadtsekretärs, bewacht den General, verhaftet den Staatsmajor, hebt den Artillerieposten in der Grünstraße (Rue verte) auf, versichert Euch der Waffenmagazine und Pulvertürme, ruft die Distrikte zusammen und laßt sie sich bereithalten..

Bald werdet Ihr sehen, wie die bevorrechteten Stände sich wieder erheben und der Despotismus, der brutalste Despotismus wieder wüthet, ärger als zuvor. Fünf- bis sechshundert abgeschlagene Köpfe hätten Eure Ruhe, Freiheit und Glück gesichert. Eine falsche Sorglosigkeit hat Euren Arm gelähmt, Eure Schläge zurückgehalten. Das wird Euch das Leben einer Million Eurer Brüder kosten. Wenn Eure Feinde auch nur einen Augenblick das Übergewicht erlangen, dann ist es mit der Freiheit vorbei, — in großen Strömen wird das Blut fließen, ohne Mitleid werden sie Euch erwürgen.

JACQUES RÉNÉ HÉBERT

GEGEN WILDE PLÜNDERUNGEN

(„Père Duchesne“ vom März 1792 und 25. Februar 1793)

Der „Père Duchesne“, den Hébert auf den Titel seines Blattes setzte, ist eine alte Volkstype, zum Raunzen und Poltern immer geneigt. Ein Raunzer ist auch Hébert, ein undisziplinierter Kaffeehausbohémien, dem jeder Zwang des gesellschaftlichen Zusammenlebens und daher der Staat, jede Arbeit und daher auch die des Lesens nationalökonomischer Systeme, zuwider ist, und der daher nur für seine individualistische Freiheit schwärmt, für den Anarchismus. Seine witzigen Einfälle und die mit derben Ausdrücken unterspickten und in sentimentale Tunke getauchten Ragouts aus anderen Blättern schaffen dem dreimal wöchentlich auftretenden „Vater Duchesne“ Erfolg beim Intelligenzproletariat der Revolutionsepoche und viele Käufer, — was der Zweck des Blattes ist. Infolge dieses Einflusses wird Hébert in Gemeinderat und Stadtprokurator gewählt, und die Beschäftigung mit Verwaltungsangelegenheiten stärkt seine politische Einsicht etwas, so daß er die Führung der Hébertisten, der wütendsten Radikalen der Ungebundenheit, beibehalten kann.

Wie verständnislos er den Hungerrevolten in Paris gegenübersteht, wie er keine Ahnung von deren Ursache hat, daß die Lohnerhöhungen mit der Steigerung der Lebensmittelpreise nicht gleichen Schritt gehalten hatten, daß die Kleinhandwerker und Arbeitslosen ohne Arbeit sind; er gibt bloß Provokateuren die Schuld, — darin beweist sich seine national-ökonomische Ahnungslosigkeit, wenn sie sich auch noch so sehr hinter gekünstelter Erregung des Schreibers und Kraftausdrücken verbirgt.

Diese Gaunerbande läßt sich nicht entmutigen. Unter Aufwendung neuer Guineen haben sie einen neuen Schlag geführt. Mit Perücken und Kappen ausgestaffierte Marquis und als Fischweiber verkleidete Gräfinnen, genau dieselbe Bande, die am Tage der Abmurksung des Capets um Gnade schrie, haben sich in die Vorstädte, in die Markthallen und auf die Marktplätze geschlichen, um das Volk zur Freibeuterei aufzustacheln, indem sie sagten: „Legt Hand an die Budiker, zwingt die Krämer zur Herausgabe ihres Zuckers und ihrer Seife. Zu lange haben wir schon gelitten, die Geschichte muß endlich ein Ende haben.“

Und die armen Luder waren dumm genug, sich verführen zu lassen, wie das Weib des Adam. Sie haben der Schlange geglaubt und in den Apfel gebissen. Geführt von den falschen Fischweibern, haben sie die Läden gestürmt und sich der Waren zu Preisen bemächtigt, die ihnen gefielen.

Ihr Luder, wollt Ihr denn immer die Dummen der Gauner sein? Du lieber Himmel, meine Schuld ist es nicht. Ich habe Euch oft genug gesagt, Ihr solltet Euch in acht nehmen. Ihr armseligen Kerle, die Ihr nicht über Eure Nase hinwegseht und nicht begreift, daß Ihr Euch, indem Ihr zu solchen Streichen greift, selbst ins Gesicht schlaget. Was! Ihr erklärt den Lebensmittelwucherern den Krieg und dann stürzt Ihr Euch auf die armen Kleinhändler, die noch mehr als Ihr unter dem Lebensmittelwucher leiden und rächt Euch an diesen? Mit welchem Recht setzt

Ihr denn die Preise für die Waren Eurer Nachbarn herunter? Wie würde es Euch denn gefallen, wenn die Krämer Euren Lohn bestimmen?... Nicht deshalb spreche ich so, weil ich die Ladeninhaber liebe; ich glaube vielmehr, daß die meisten schlechte Mitbürger sind und eine Lektion verdienen. Aber man will Euch, Ihr Sansculotten, nur auf falsche Wege leiten; man will Euch gerade jetzt, wo Ihr alle Brüder werden wollt, veruneinigen; man will, daß Ihr Euch gegenseitig auffreßt, jetzt, wo es gilt, gegen den Feind zu marschieren.

* * *

„Sansculotten, meine Freunde! Ich muß es Euch immer wieder sagen, daß man Euch im Innern anschießt, daß man den Bürgerkrieg entfachen will, und trotz meiner guten Ratschläge geht Ihr wie Gimpel auf den Leim, den man Euch hält. Denkt daran, daß Ihr von Verrätern umgeben seid, die alle Arten von Masken vorhalten, um Euch zu betrügen. Es war nicht so ohne weiteres, Donnerwetter, daß 15 000 Emigrierte nach Paris zurückgekehrt sind. Wenn sie nicht sicher gewesen wären, Euch hier mehr anzutun, als in Koblenz, hätten sie nicht der Guillotine getrotzt, um hier falsche Karten zu spielen. Die sind es, zum Donnerwetter, die, als sie das Volk über die Teuerung jammern hörten, die Kleider von Arbeitern angezogen und sich in die Vororte und Märkte verteilt haben, um den Sansculotten an-

zuraten, die Magazine und Läden zu plündern. Die Plünderung ist geschehen, und meine Schweinekerle sind fort, um sich wieder in andre Kleidung zu stecken. Der eine, der auf der Place Maubert als Kohlenträger verkleidet war, ist danach vor dem ehemaligen Palais Royal aufgetaucht im Frack, mit einer Bankiersperücke, den Spazierstock mit der Krücke in der Hand. Dort ist er von Café zu Café gegangen, auf die Sansculotten schimpfend und auf die Gemeinde, daß sie das Leben und Eigentum nicht genügend schütze. Mit diesem infernaln Manöver haben fünf- bis sechshundert Schweinekerle, in den verschiedenen Vierteln verteilt, Paris auf den Kopf gestellt. Die Rolandisten und Brissotisten, die die Sache angeführt haben, waren besonders klug. Seht hin, sagten sie, wie man das Volk von Paris lenkt. Seht hin, ob der Konvent in der Mitte dieser Anarchisten, dieser Unruhistifer sicher ist. Werden die Departements es zugeben, daß ihre Vertreter in der Stadt bleiben, wo so viel Unordnungen vorkommen? Glücklicherweise hat das Volk seinen Irrtum wieder erkannt und die Brissotisten angeführt, indem es zur Ordnung zurückgekehrt ist.

GENERAL BONAPARTE

MEIN. BERICHT ÜBER DEN 18. BRUMAIRE

(„Le Moniteur“, am 11. November 1799)

Am Abend des 19. Brumaire ¹⁷⁹⁹ 1789 schreibt General Bonaparte für den „Moniteur“ die Ereignisse dieses einen Tages nieder, der die mit Eisen, Feuer und Blut erkaufte Früchte der größten weltgeschichtlichen Revolution einem jungen Soldaten ausgeliefert hat. Nicht sein eigenes Schicksal, nicht das Welthistorische dieses Ereignisses, nicht die Angst vor der Zeugenschaft aller Volksrepräsentanten verhindern ihn, brühwarm zu lügen. Die Sprengung der beiden Versammlungen von St. Cloud sind oft divergent geschildert worden, aber aus allem ergibt sich zweifelsfrei, daß nichts so war, wie es der neue Konsul in seinem Bericht schildert. Schon vor dem Rat der Alten hat er mit den Soldaten gedroht, „deren Mützen er hier im Saale, deren Bajonette er in der Ferne erblickte“, im Rat der Fünfhundert hat er von einer Verschwörung des Barras gefaselt und dann Ausflüchte gemacht, er verschweigt, daß sein Bruder Lucien Bonaparte Präsident dieses Rates und mit ihm verabredet war, daß Murat, Leclerc und deren Grenadiere mit gefüllten Bajonetten die Deputierten aus den (ebenerdigen) Fenstern jagten; und der verwundete Grenadier, den Napoleon und seine Gattin noch später mit Dank für die Lebensrettung überhäuften, ist nie verwundet gewesen. Auch in seinen Schlachtberichten, in seinen täglichen politischen und militärischen Bulletins und seinen für den „Moniteur“ diktierten Artikeln ist Napoleon ein Meister der hemmungslosesten Verdrehung, der Tendenz, der Verleumdung, der politischen und demagogischen Schlaueit, der genialsten Stimmungsmache.

An das französische Volk!

Paris, am 19. Brumaire VIII.
(10. XI. 1799) um 11 Uhr nachts.

Bei meiner Ankunft in Paris habe ich den Zwiespalt in allen Behörden vorgefunden und die Übereinstimmung über die Wahrheit, daß die Verfassung zur Hälfte vernichtet ist und die Freiheit nicht retten kann.

Alle Parteien sind zu mir gekommen, haben mir ihre Absichten anvertraut, haben mir ihre Geheimnisse entschleiern und meine Unterstützung verlangt. Ich habe es abgelehnt, der Mann einer Partei zu sein.

Der Rat der Alten hat mich gerufen: Ich habe seinem Ruf Folge geleistet. Ein Plan der allgemeinen Wiederherstellung wurde von den Männern, in denen die Nation die Verteidiger der Freiheit, der Gleichheit und des Eigentums zu sehen gewohnt ist, verabredet. Dieser Plan verlangte eine ruhige und freie Überprüfung, frei von aller Beeinflussung und von jeder Furcht. Infolgedessen hat der Rat der Alten die Verlegung des Verfassungskörpers nach Saind-Cloud beschlossen. Er hat mich mit dem Kommando über die zu seiner Unabhängigkeit notwendigen Kräfte betraut. Ich habe geglaubt, es meinen Mitbürgern, den in unseren Armeen verderbenden Soldaten und dem um den Preis von Blut erworbenen nationalen Ruhm schuldig zu sein, dieses Kommando anzunehmen.

Die Räte versammelten sich in Saint-Cloud.

Die republikanischen Truppen gewährleisteten die Sicherheit draußen, aber die Mörder etablierten den Schrecken innen. Mehrere Abgeordnete des Rates der Fünfhundert, bewaffnet mit Dolchen und Feuerwaffen, verbreiteten um sich Todesdrohungen. Die Pläne, welche entwickelt werden sollten, sind versperrt, die Mehrheit ist désorganisiert, die unerschrockensten Redner sind aus dem Konzept gebracht, und die Nutzlosigkeit jedes klugen Vorschlages ist klar.

Ich trage meinen Unmut und meinen Schmerz zum Rate der Alten, ich fordere ihn auf, die Durchführung seiner erhabenen Aufträge zu sichern; ich stelle ihm die Übel vor, die das Vaterland durch ihn empfangen hat; er erklärt sich einig mit mir, durch neue Bezeugungen seines guten Willens.

Ich erscheine vor dem Rate der Fünfhundert, allein, ohne Waffen, entblößten Hauptes, so wie mich die Alten empfangen und mir Beifall gespendet haben. Ich kam, um die Majorität an ihre Absichten zu mahnen und sie ihrer Macht zu versichern.

Die Dolche, die die Abgeordneten bedrohten, sind alsbald gegen ihren Befreier erhoben: zwanzig Mörder stürzen sich auf mich und suchen meine Brust. Die Grenadiere des Verfassungskörpers, die ich an der Saaltüre gelassen hatte, eilen herbei und werfen sich zwischen die Mörder und mich. Einer dieser Grenadiere wird von einem Dolchstoß getroffen und seine Uniform ist zerrissen. Sie heben mich auf.

Im selben Augenblick erheben sich Rufe: „Außerhalb des Gesetzes“, gegen den Verteidiger des Gesetzes. Das war der wütende Schrei der Mörder gegen die zur Unterdrückung der Mörder bestimmte Macht. Sie drücken sich an den Präsidenten heran, die Drohung im Munde, die Waffen in der Hand. Sie tragen ihm auf, das „außerhalb des Gesetzes“ zu verkünden. Man benachrichtigt mich davon. Ich gebe Auftrag, die Wütenden festzuhalten und sechs Grenadiere des Verfassungskörpers bemächtigen sich ihrer. Sofort darauf treten die Grenadiere des Corps législatif im Sturmschritt in den Saal und räumen ihn. Die Aufrührer, eingeschüchtert, zerstreuen und entfernen sich. Die Mehrheit kehrt frei und friedlich in den Sitzungssaal zurück, hört die Vorschläge an, die ihr für das öffentliche Wohl gemacht werden, berät und bereitet die heilsame Entschliebung vor, die das neue und vorläufige Gesetz der Republik werden soll.

Franzosen, ihr erkennet ohne Zweifel aus diesem Verhalten den Eifer eines Soldaten der Freiheit, eines der Republik ergebenen Bürgers. Die staaterhaltenden schützenden und freiheitlichen Ideen sind wieder in ihre Rechte eingesetzt worden durch das Verschwinden der Aufrührer, die die Ratsversammlungen unterdrückten und die die gehässigsten Menschen sind, ohne deswegen aufgehört zu haben, die verächtlichsten zu sein.

FRIEDRICH VON GENTZ

ÖSTERREICHS KRIEGSMANIFEST GEGEN NAPOLEON

(Wiener Hofzeitung vom 15. März 1809)

Der große Offiziosus. Das hindert Gentz, der vielleicht größte Publizist Deutschlands zu sein. Aber Epikuräer, der er ist, braucht er immer noble Gesellschaft, Prunk und viel Geld, so daß er sich nicht nur von Preußen und Deutschland offiziell in Dienst nehmen, sondern auch von England fêtieren und honorieren läßt. Sein Stil ist hinreißend und gepflegt, seine Diktion die der Leidenschaft und doch der Diplomatie, seine Themen vom Haß gegen Napoleon und Frankreich und von volkswirtschaftlicher historischer Bildung getragen. Besonders wichtig aber ist er, weil sein Thema oft sein Handwerk ist: der Journalismus. In seinem Sendschreiben an Friedrich Wilhelm III., das Goethe die „liberalste Zudringlichkeit des Hrn. G. einem neuen König gegenüber“ nennt, verlangt er die vollkommene Preßfreiheit, die er zur Zeit der Karlsbader Beschlüsse mit ebensolcher Motivierungskraft bekämpft; den Preßgesetzen in England, den Publizisten Burke, Wilkes und Junius widmet er erstaunlich fundierte Arbeiten; an seinem „Beitrag zur geheimen Geschichte des Kriegsanfanges von 1866“ kann man lernen, wie Staatsaktionen stilistisch vorbereitet sein sollen.

Das Manifest Österreichs an Napoleon hat Gentz am 10. August 1813 vollendet. Die Arbeit war sehr schwer. Es mochte nicht leicht sein, die Worte für die Kriegserklärung des Kaisers Franz an seinen Schwiegersohn zu finden. Allein diese Zurückhaltung hat der Schrift ein in den aufgeregten Tagen jener Zeit so seltenes Gepräge der Mäßigung gegen einen Mann auf-

1806

13. März 1809

gedrückt, dessen Macht und Herrschaft nicht nur der kriegserklärende Staat, sondern halb Europa anerkannte und den man nun in einem Weltkrieg bekämpfen wollte. Nicht um dieses historischen Augenblickes allein gilt Gentz' Manifest als größte publizistische Leistung der großen Politik.

... Se. Kaiserl. Majestät hatten mit unermüdeter, treuer Beharrlichkeit an der Aufrechthaltung des Friedens gearbeitet. Sie hatten sich drei Jahre lang in viele harte und unbillige Forderungen des französischen Kabinetts, ohne je eine Klage darüber laut werden zu lassen, gefügt.

Sie waren allen Beschwerden desselben zuvorgekommen. Sie hatten Ihrem sehnlichen Wunsche nach Ruhe eine lange Reihe kostbarer Opfer gebracht.

Sie hatten selbst zu verschiedenen Malen dem Gedanken Raum gegeben, durch neue Verträge in ein bestimmteres Verhältniß mit Frankreich zu treten; ein Gedanke, der freilich unausgeführt bleiben mußte, weil Se. Majestät dabei nichts als Gewährleistung für die Fortdauer des Ruhestandes, als Sicherheit für Sich selbst und Ihre Nachbarn, das heißt, solche Bedingungen suchten, welche das französische Kabinett in Entwürfen von ganz anderem Charakter nur stören, nicht befriedigen konnten. Als man endlich alles, was zu erdenken gewesen war, um Österreichs friedliche Gesinnungen auf die äußersten Proben zu stellen, für erschöpft hielt, gelang es dennoch der französischen Regierung, Se. Kaiserl. Majestät zum Widerstande zu zwingen, indem sie auf

Zurücknahme jener Maßregeln drang, von welchen ein wesentlicher Teil der Landesverteidigung abhing. Um diesen Preis den Frieden zu erkaufen, war unmöglich; die Monarchie war von dem Augenblick an vernichtet, wo die, welchen die Sorge für ihre Erhaltung oblag, sich bereit finden ließen, mit eigener Hand ihre letzten Schutzwehren niederzureißen. Der Kaiser Napoleon selbst konnte sich über den Sinn seines Behrens nicht getäuscht haben; und nie wäre eine solche Zumutung erfolgt, wenn das, was sie notwendig nach sich ziehen mußte, nicht vorher schon in seinen Plänen gelegen hätte. Was auch jetzt oder künftig versucht werden mag, um den einfachen Gesichtspunkt zu verrücken, aus welchem das gegenwärtige Verhältnis beurteilt werden muß, es wird immer nur eine einzige Anklage geben, der Österreich nichts entgegenzusetzen hat. In einem Zeitpunkt, wo ein Staat nach dem andern seine alte Verfassung und seine Selbständigkeit verlor, auf unabhängige Fortdauer Anspruch gemacht zu haben — das allein war Österreichs Unrecht. Die oft wiederholte Äußerung des Kaisers Napoleon, „daß Er nichts von Österreich verlange“, konnte keinen andern Sinn haben als den, daß Österreich sich Glück wünschen müsse, für den Augenblick, und bis auf weitere Verfügung, die Integrität seines Gebietes, jedoch entkleidet von all den Attributen, die ihr Festigkeit und Wert verleihen konnten, ohne irgendeine Gewährleistung für die Zukunft, ohne den von der Existenz einer großen Macht unzer-

trennbaren politischen Einfluß, ohne Anspruch auf eine Stimme in den gemeinschaftlichen Angelegenheiten von Europa, gerettet zu sehen. Wenn diese Äußerung auch nicht durch eine Reihe von Tatsachen, vorzüglich aber durch die weitgreifende Anmaßung, selbst die auf bloße Verteidigung des Gebiets gerichteten Maßregeln Österreichs schon als unerlaubte Schritte zu verdammen, zur Genüge widerlegt worden wäre, so würde sie immer noch, so wie sie lautet, vernehmlicher als die geschickteste Darstellung, die bisherige Lage der Monarchie und den Zustand von Europa charakterisieren.

Se. Majestät ergreifen die Waffen, weil die Pflicht der Selbsterhaltung Ihnen untersagt, die Bedingung, von welcher das französische Kabinett die Fortdauer des Friedens abhängig gemacht hat, Verzichtleistung auf ihre rechtmäßigen Verteidigungsmittel, einzugehen; weil Sie nicht länger zögern dürfen, die Ihnen von Gott anvertrauten Länder und Völker gegen einen lange beabsichtigten, mehr denn einmal ausdrücklich angekündigten, jetzt zur Vollziehung gereiften Angriff zu decken; weil sie mit den Gedanken und Wünschen Ihres Volkes hinlänglich vertraut sind, um zu wissen, daß keiner darunter zu finden ist, der nicht die äußerste Anstrengung seiner Kräfte einer unwürdigen Selbstvernichtung durch freiwillige Unterwürfigkeit vorzöge.

Se. Majestät fassen diesen Entschluß, mit einem Gefühl, das Ihnen Selbst und jedem rechtlichen Verteidiger Ihrer Sache Vertrauen und Zu-

versicht einflößen muß. Denn nicht genug, daß der Schritt, zu welchem Sie endlich gezwungen worden sind, an und für sich der gerechteste sei, Se. Majestät erfreuen Sich auch der unschätzbaren Beruhigung, daß alle Welt ihn für solchen erkennt. Des Kaisers billige und gemäßigte Grundsätze, Sein Abscheu gegen mutwillige Kriege, Seine langen vergeblichen Bemühungen, den jetzt zum Ausbruch gekommenen Kampf zu vermeiden, sind so bekannt, die Absichten des Friedens so wenig verborgen, und die Bewegungsgründe, die Se. Majestät zu diesem äußersten Entschluß aufgefordert haben, so entscheidend, daß Wahrheit und Gerechtigkeit von der Erde verschwunden sein müßten, wenn über den Ursprung dieses Krieges nicht alle freien Urtheile einstimmig ausfallen sollten.

Der unmittelbare Zweck Sr. Majestät ist, jenem Zustande gewaltsamer Spannung, worin die österreichische Monarchie seit drei Jahren ununterbrochen geschwebt hat, einem Zustande, der, unter dem eiteln Namen des Friedens, alle Aufopferungen, Lasten und Gefahren des beschwerlichsten Krieges über sie verhängt, ein Ende gemacht und den Staat in eine Lage versetzt zu sehen, die ihm die Wohltat eines wirklichen Friedens und einer ehrenvollen Ruhe verbürge. Eine solche Lage kann aber nicht Platz finden, so lange die politischen und militärischen Verhältnisse der Österreich zunächst umringenden Staaten von solcher Beschaffenheit sind, daß es immer nur eines augenblicklichen Befehls, nur

eines Winkes von außen her bedarf, um die Besorgnis eines feindlichen Einfalls auf der ganzen österreichischen Grenze zu verbreiten, und daß durch ernstliche oder täuschende Bewegungen, oder auch bloß durch die drohende Nähe stets schlachtfertiger, zahlreicher Armeen, außerordentliche Verteidigungsmaßregeln und kostspieliger Bewaffnungsanstalten erzwungen werden können.

Die Sicherheit der österreichischen Monarchie kann, also nicht auf einem solchen isolierten Standpunkt gesucht, kann nicht abgesondert von dem Zustande benachbarter Länder, noch von der allgemeinen Verfassung des gesamten europäischen Staatssystems gedacht werden. Das Schicksal dieser Umgebungen, besonders aber Deutschlands und Italiens, kann und darf die österreichische Regierung nicht mit sorgloser Gleichgültigkeit betrachten. Ihr Interesse ist mit dem Interesse dieser Länder zu genau, zu unauflöslich verwebt, die durchaus zentrale Lage dieser Monarchie bildet zu häufige, zu wichtige Berührungspunkte, und der Platz, den sie jahrhundertlang in allen großen Weltangelegenheiten behauptete, hat sie zu fest an das Ganze geknüpft, als daß sie, ohne tödliche Verwundung, davon losgerissen werden könnte.

Sr. Kaiserl. Majestät Gesinnungen und Wünsche sind mit diesem durch das Bedürfnis Ihrer Staates unwandelbar vorgeschriebenen Gesichtspunkte vollkommen einig. Nach der Pflicht für die Aufrechterhaltung Ihres Thrones, und für

das Wohl Ihrer eigenen Völker zu sorgen, werden Sie die, welche aus einer aufrichtigen Teilnahme an der Ruhe, an dem Glück, an dem Flor, an der gesetzmäßigen Freiheit ihrer Nachbarn entspringt, zu jeder Zeit für die heiligste halten. Der Kaiser wird sich niemals befugt glauben, in die innern Verhältnisse fremder Staaten einzugreifen, oder Sich über ihr Regierungssystem, über ihre Gesetzgebung, über ihre Verwaltungsmaßregeln, über die Entwicklung ihrer Streitkräfte zum Richter aufzuwerfen. Er verlangt eine gerechte Reziprozität. Von Ehrgeiz und Eifersucht weit entfernt, wird der Kaiser keinem andern Souverän seine Größe, seinen Ruhm, seinen rechtmäßigen Einfluß beneiden; nur in einem ausschließenden Anspruch auf solche Vorteile liegt der Gegenstand allgemeiner Besorgnisse und der Keim zu immerwährenden Kriegen. Nicht Frankreich, für dessen Erhaltung und Wohlfahrt Se. Majestät sich stets lebhaft interessieren werden, nur die fortschreitende Ausdehnung eines Systems, welches unter dem unbestimmten Titel eines französischen Reichs kein anderes Gesetz, als sein eigenes, in Europa mehr gelten lassen will, hat die gegenwärtige Verwirrung erzeugt; sie wird gehoben, und alle Wünsche Sr. Majestät werden erfüllt sein, wenn an die Stelle jenes ausschließenden Systems das Reich der Mäßigung, der Genügsamkeit, der wechselseitigen Unabhängigkeit aller Staaten, die Achtung für die Rechte eines jeden, der Heiligkeit der Verträge und des Übergewichts friedlicher Bestrebungen

tritt. Nur damit kann die österreichische Monarchie, und nur damit das Ganze bestehen.

Auf welchen Wegen und bis auf welchen Punkt diese gerechten Wünsche zur Wirklichkeit gelangen sollen, stellen Se. Majestät der Vorsehung anheim. Nur so viel glauben Sie zuversichtlich verheißen zu können, daß Sie, selbst für Ihr oberstes Interesse, für die unverkürzte Erhaltung Ihrer Monarchie, nie Maßregeln ergreifen oder verlangen werden, die die wohl erworbenen Rechte, die Unabhängigkeit und Sicherheit anderer Staaten beeinträchtigen könnten, und daß, wenn der Erfolg Ihrer Waffen der Gerechtigkeit Ihrer Absichten entspricht, dieselben Resultate des Kriegs, von welchen Österreich eine hinlängliche Garantie seiner Selbständigkeit und seiner künftigen Ruhe erwartet, sich auch mit dem wahren Interesse seiner Nachbarn und mit der gemeinschaftlichen Wohlfahrt Europas in der glücklichsten Übereinstimmung finden werden.

HEINRICH VON KLEIST

LEHRBUCH DER FRANZÖSISCHEN "JOURNALISTIK"

"Berliner Abendblätter 1810" („Germania“, 1809)

Auch als Journalist hat Kleist ungeheure Begabung, aber noch mehr Unglück. Die Schlacht von Aspern hatte ihn angeregt, die Zeitschrift „Germania“ zu gründen, die Schlacht von Wagram begräbt das Projekt; so erscheint die Zeitung nicht, die „der erste Atemzug deutscher Freiheit sein, und alles aussprechen sollte, was während der drei letzten, unter dem Druck der Franzosen verseufzten Jahre in den Brüsten wackerer Deutscher verschwiegen bleiben mußte“. Am 1. Oktober 1810 ist es ein literarisches Unglück, der Berliner Durchfall des „Kätchens von Heilbronn“, der ihn zur Tagesschriftstellerei treibt: er gründet mit Adam Müller die „Berliner Abendblätter“, Fouqué, Achim von Arnim, Brentano und Friedrich Schulze sind seine Mitarbeiter, Kleist selbst schreibt die besten Kleinigkeiten deutscher Tagesprosa, darunter das prägnante „Lehrbuch der französischen Journalistik“, aber das äußerlich schlecht ausgestattete und elend administrierte Blatt verfällt, muß eine Subvention erbitten, und wird Februar 1811 doch eingestellt. Kleist kämpft gegen Friedrich von Raumer, der eine Art Pressechef beim Grafen Hardenberg ist, um die Auszahlung der Subvention, Raumer behandelt den Dichter niederträchtig, Kleist muß sich immer mehr erniedrigen, erbittet den Redakteurposten beim „Kurmärkischen Amtsblatt“, alles bleibt erfolglos, und er muß den Weg des Jammers weitergehen, der mit dem Selbstmord am Wannsee endet.

Einleitung: Die Journalistik, überhaupt, ist die treuherzige und unverfängliche Kunst, das

Volk von dem zu unterrichten, was in der Welt vorfällt. Sie ist eine gänzliche Privatsache, und alle Zwecke der Regierung, sie mögen heißen, wie man wolle, sind ihr fremd. Wenn man die französischen Journale mit Aufmerksamkeit liest, so sieht man, daß sie nach ganz eignen Grundsätzen abgefaßt werden, deren System man die französische Journalistik nennen kann. Wir wollen uns bemühen, den Entwurf dieses Systems, so, wie es etwa im geheimen Archiv zu Paris liegen mag, hier zu entfalten.

Entfaltung: Die französische Journalistik ist die Kunst, das Volk glauben zu machen, was die Regierung für gut findet. Sie ist bloße Sache der Regierung und alle Einmischung der Privatleute, bis selbst auf die Stellung vertraulicher Briefe, die die Tagesgeschichte betreffen, verboten. Ihr Zweck ist, die Regierung, über allen Wechsel der Begebenheiten hinaus, sicherzustellen, und die Gemüter, allen Lockungen des Augenblicks zum Trotz, in schweigender Unterwürfigkeit unter das Joch derselben niederzuhalten.

Die zwei obersten Grundsätze: Was das Volk nicht weiß, macht das Volk nicht heiß. Was man dem Volk dreimal sagt, hält das Volk für wahr.

Anmerkung: Diese Grundsätze könnte man auch: Grundsätze des Talleyrand nennen. Denn ob sie gleich nicht von ihm erfunden sind, so wenig, wie die mathematischen von dem Euklid, so ist er doch der erste, der sie, für ein bestimm-

tes und schlußgerechtes System, in Anwendung gebracht hat.

Aufgabe: Eine Verbindung von Journalen zu redigieren, welche 1. alles, was in der Welt vorfällt, entstellen, und gleichwohl 2. ziemliches Vertrauen haben?

Lehrsatz zum Behuf der Auflösung: Die Wahrheit sagen heißt allererst die Wahrheit ganz und nichts als die Wahrheit sagen.

Auflösung: Also redigiere man zwei Blätter, deren eines niemals lügt, das andere aber die Wahrheit sagt: so wird die Aufgabe gelöst sein.

Beweis: Denn weil das eine niemals lügt, das andere aber die Wahrheit sagt, so wird die zweite Forderung erfüllt sein. Weil aber jenes verschweigt, was wahr ist, und dieses hinzusetzt, was erlogen ist, so wird es auch, wie jedermann zugestehen wird, die erste sein. q. e. d.

Erklärung: Dasjenige Blatt, welches niemals lügt, aber hin und wieder verschweigt, was wahr ist, heiße der „Moniteur“, und erscheine in offizieller Form; das andere, welches die Wahrheit sagt, aber zuweilen hinzutut, was erstunken und erlogen ist, heiße „Journal de l'Empire“, oder auch „Journal de Paris“, und erscheine in Form einer bloßen Privatunternehmung.

Einteilung der Journalistik: Die französische Journalistik zerfällt in die Lehre von der Verbreitung 1. wahrhaftiger, 2. falscher Nachrichten. Jede Art der Nachricht erfordert einen eignen Modus der Verbreitung, von welchem hier gehandelt werden soll.

Artikel I. Von den guten Nachrichten.

Lehrsatz: Das Werk lobt seinen Meister.

Beweis: Der Beweis für diesen Satz ist klar an sich. Er liegt in der Sonne, besonders wenn sie aufgeht; in den ägyptischen Pyramiden; in der Peterskirche; in der Madonna des Raphael; und in vielen andern herrlichen Werken der Götter und Menschen.

Anmerkung: Wirklich und in der That: man möchte meinen, daß dieser Satz sich in der französischen Journalistik nicht findet. Wer die Zeitungen aber mit Aufmerksamkeit gelesen hat, der wird gestehen, er findet sich darin; daher wir ihn auch, dem System zu Gefallen, hier haben aufführen müssen.

Korollarium: Inzwischen gilt dieser Satz doch nur in völliger Strenge für den „Moniteur“, und auch für diesen nur bei guten Nachrichten von außerordentlichem und entscheidendem Wert. Bei guten Nachrichten von untergeordnetem Wert kann der „Moniteur“ schon das Werk ein wenig loben, das „Journal de l'Empire“ aber und das „Journal de Paris“ mit vollen Backen in die Posaune stoßen.

Aufgabe: Dem Volk eine gute Nachricht vorzutragen?

Auflösung: Ist es zum Beispiel eine gänzliche Niederlage des Feindes, wobei derselbe Kanonen, Bagage und Munition verloren hat und in die Moräste gesprengt worden ist: so sage man dies, und setze das Punktum dahinter. Ist es ein

bloßes Gefecht, wobei nicht viel herausgekommen ist: so setze man im „Moniteur“ eine, im „Journal de l'Empire“ drei Nullen an jede Zahl, und schicke die Blätter mit Kurieren in alle Welt.

Anmerkung: Hierbei braucht man nicht notwendig zu lügen. Man braucht nur zum Beispiel die Blessierten, die man auf dem Schlachtfelde gefunden, auch unter den Gefangenen aufzuführen. Dadurch bekommt man zwei Rubriken; und das Gewissen ist gerettet.

Artikel II. Von den schlechten Nachrichten.

Lehrsatz: Zeit gewonnen, alles gewonnen.

Anmerkung: Dieser Satz ist so klar, daß er, wie die Grundsätze, keines Beweises bedarf, daher ihn der Kaiser der Franzosen auch unter die Grundsätze aufgenommen hat. Er führt, in natürlicher Ordnung, auch auf die Kunst, dem Volke schlechte Nachrichten zu verbergen, von welchem sogleich gehandelt werden soll.

Korollarium: Inzwischen gilt auch dieser Satz nur, in völliger Strenge, für das „Journal de l'Empire“ und für das „Journal de Paris“, und auch für diese nur bei schlechten Nachrichten von der gefährlichen und verzweifelten Art. Schlechte Nachrichten, von erträglicher Art, kann der „Moniteur“ gleich offenherzig gestehen: das „Journal de l'Empire“ aber und das „Journal de Paris“ tun, als ob nicht viel daran wäre.

Aufgabe: Dem Volk eine schlechte Nachricht zu verbergen?

Auflösung: Die Auflösung ist leicht. Es

gilt für das Innere des Landes in allen Journalen Stillschweigen, einem Fisch gleich. Unterschlagung der Briefe, die davon handeln; Aufhaltung der Reisenden; Verbote, in Tabagien und Gasthäusern davon zu reden; und für das Ausland Konfiskation der Journale, welche gleichwohl davon zu handeln wagen; Arretierung, Deportierung und Füselierung der Redaktoren; Ansetzung neuer Subjekte bei diesem Geschäft; alles mittelbar entweder durch Requisition, oder unmittelbar durch Detachements.

Anmerkung: Diese Auflösung ist, wie man sieht, nur eine bedingte; und früh oder spät kommt die Wahrheit ans Licht. Will man die Glaubwürdigkeit der Zeitungen nicht aussetzen, so muß es notwendig eine Kunst geben, dem Volk schlechte Nachrichten vorzutragen. Worauf wird diese Kunst sich stützen?

Lehrsatz: Der Teufel läßt keinen Schelmen im Stich.

Anmerkung: Auch dieser Satz ist so klar, daß er nur erst verworren werden würde, wenn man ihn beweisen wollte, daher wir uns nicht weiter darauf einlassen, sondern sogleich zur Anwendung schreiten wollen.

Aufgabe: Dem Volk eine schlechte Nachricht vorzutragen?

Auflösung: Man schweige davon, bis sich die Umstände geändert haben. Inzwischen unterhalte man das Volk mit guten Nachrichten; entweder mit wahrhaftigen, aus der Vergangenheit, oder auch mit gegenwärtigen, wenn sie vorhan-

den sind, als Schlacht von Marengo; von der Gesandtschaft des Perserschahs, und von der Ankunft des Levantinischen Kaffees, oder in Ermangelung aller mit solchen, die erstunken und erlogen sind: sobald sich die Umstände geändert haben, welches niemals ausbleibt, und irgendein Vorteil, er sei groß oder klein, errungen worden ist: gebe man eine pomphafte Ankündigung davon; und an ihren Schwanz hänge man die schlechte Nachricht an. q. e. d.

Anmerkung: Hierin ist eigentlich noch der Lehrsatz enthalten: wenn man dem Kinde ein Licht zeigt, so weint es nicht, denn darauf stützt sich zum Teil das angegebene Verfahren. Nur der Kürze wegen, und weil er von selbst in die Augen springt, geschah es, daß wir denselben in abstracto nicht haben aufschreiben wollen.

Korollarium: Ganz still zu schweigen, wie die Auflösung fordert, ist in vielen Fällen unmöglich; denn schon das Datum des Bulletins, wenn zum Beispiel eine Schlacht verloren und das Hauptquartier zurückgegangen wäre, verrät dies Faktum. In diesem Fall antidiatiere man entweder das Bulletin; oder aber fingiere einen Druckfehler im Datum; oder endlich lasse das Datum ganz weg. Die Schuld kommt auf den Setzer oder Korrektor.

JOSEPH GÖRRES

NAPOLEONS PROKLAMATION AN DIE VÖLKER EUROPAS VOR SEINEM ABZUG AUF DIE INSEL ELBA

(„Rheinischer Merkur“, Mai 1814)

Durch alle Wandlungen, von jener Jubelfanfare an, mit der er 1798 die Eroberung von Mainz durch die Franzosen begrüßt, das Deutsche Reich mit furchtbarer Harangue bedacht und begeistert die fränkische Republik zur Erbin des linken Rheinufers erklärt hat, bis zu seinem Fanatismus für Hierarchie und Papsttum in seinem Alter, ist Görres eine der wirkungsreichsten journalistischen Begabungen Deutschlands gewesen; sein Wissen und seine hinreißende Argumentationskraft haben ihm den Beinamen „der katholische Luther“ verschafft, in den Zeiten seines „Rheinischen Merkur“ war er der Wortführer der antinapoleonischen Welt, in England druckte man ihn ab, Herrscher und Politiker beeinflusste er, und Napoleon nannte ihn die „fünfte Großmacht“, — eine Bezeichnung, die von ihm die Presse der ganzen Welt erbte und auch die nicht ganz, „denn sie ist bloß die „siebente“.

Sein Glanzstück der Ironie und Charakteristik erschien in der 51. Nummer des „Rheinischen Merkur“: die Philippika, die Görres, in der Maske seines deportierten Feindes Napoleon, gegen die Haltung der Staatsmänner und Völker Europas richtete. Die Wirkung dieser „Proklamation“ war so bedeutend, daß ein französischer Libellist allen Ernstes die Behauptung drucken lassen konnte, Napoleon habe tatsächlich diese Abrechnung mit sich und der Welt verfaßt und sie dem deutschen Publizisten Görres wörtlich in die Feder diktiert.

Ich, Napoleon Bonaparte, einst Kaiser der Franzosen, jetzt in das Privatleben zurückgekehrt, will der Welt ein Zeugnis zurücklassen über meine Gesinnungen und die Weise, wie ich gehandelt habe. Die zu meinen Füßen im Staube sich gewunden, lassen mich jetzt freche Reden hören. Nicht gegen sie will ich zu einer Verteidigung mich herablassen, noch ihre Schlechtigkeit ehren durch meinen Zorn. Wie ich über ihre Häupter hergeschritten bin, so gehe ich verachtend durch den Dunst ihrer Worte vor. Auch nicht zu der Nachwelt will ich reden; sie ist wie die Mitwelt aus Toren, Schwachköpfen und wenigen Bösewichten gemischt. Mir selbst und meinem Leben sollen die Worte, die ich spreche, ein Denkmal sein; es mag in der Wüste der künftigen Zeiten stehen, wie ein einsamer Fels, den erloschenes Feuer zerrissen.

Der Anfang meiner Laufbahn ist in eine jener Zeiten gefallen, wo die Menschen übermütig sich nach einem Zustande der Dinge sehnen, dem ihre Erbärmlichkeit doch nicht gewachsen ist. Verfassungen sollten gegründet werden, die nie in der Welt gewesen. Wenn ich ihre Sprache geredet habe, dann war's, weil die verrückte Welt damals eine andere nicht verstand. Die Menschen sind so einfältig, daß, wer da betrügen will, immer Leute findet, die sich betrügen lassen. So blind und taub ist dies Volk, daß sie das Natürlichste gar nicht begreifen und doch mit dem Tiefsinnigen sich abzugeben wagen. Wie Staubwolken treibt der Wind des Glückes sie vor sich her, das Unglück

aber regnet sie schnell zu Kot zusammen. Fast Pöbel nur ist alles auf der Erde, die sich am meisten dünken, sind recht der Hefe gleich zu halten. Auch hab' ich als Pöbel sie geachtet, und wie ich in den Straßen von Paris mit Kartätschen sie geschmettert, so auf den Schlachtfeldern und überall sie wie den Wurm unter meinem Fuß zer-treten.

Mir sagte ein inwohnender Geist, daß ich zu Großem aufbehalten sei. Schon alt und tief in der menschlichen Natur gegründet ist die Begierde nach Herrschaft. Ich erkannte bald, daß diese Herrschaft und die Freiheit unerträglich seien und nichts so schwach und hinfällig sich bewaise, als eine Macht, die nicht auf eigenem Grund ruht. Darum muß ein Fürst selbst Feldherr sein, und all seinen Fleiß und Verstand auf die Kunst des Krieges wenden... Darum habe ich immerdar den Krieg gesucht, und der Friede hat zu aller Zeit mir ein albern Ding gedäucht. Die Schlaffheit und Erbärmlichkeit mochten gerne miteinander sich gütlich tun und gemächlich sich zur Ruhe strecken; aber ich habe mit der Skorpionengeißel sie aufgepeitscht. Für das läppische Volk habe ich den Frieden im Munde wohl geführt, aber nie ernstlich meinen Sinn zu ihm gewendet. Der Friede ist der Tod, der Krieg allein ist Leben. Den Hammer hab' ich mit starkem Arm geführt, und mir ein Schwert geschmiedet, das einem Blitze gleich von selber in den Feind gefahren, und nachdem es Tausende gefressen, immer gleich sehr dürstete nach Menschenblut. Ist

ein Krieg mir abgeblüht, sorgsam habe ich den Samen zu neuem aufgesammelt. So lange starke Gewalten um dich her aufrecht stehen, wankt deine Macht; darum suche Streit an ihnen, hast du aber mit Schwachen dich umgeben, dann magst du ruhig herrschen. Darum ist der Freund sogleich mir Feind geworden, wie er zu fühlen sich begonnen. Nur was sich gedemütigt vor meinem Angesicht, hab' ich bestehen lassen. Was mir in den Weg getreten, hab' ich mit gewaltsamer Anstrengung umgestürzt, und frühe schon der Welt den Glauben beigebracht, ein höheres Verhängnis verderbe, was mir entgegen sei...

Wie ich mein Heer auf die Gewalt eingerichtet, so war meine Diplomatie auf List gestellt. Mit schönen Worten hab' ich wie mit rötlichen Beeren sie gelockt, und wenn sie darauf zuflogen, haben sie sich selbst erwürgt. Den Schaden hab' ich ihnen zugewendet und die Sünde geruhig auf mein Teil genommen. An Spott hat es nie gefehlt, wenn sie kläglich bei mir eingekommen; kleinen Verlust habe ich ihnen jedesmal mit größerem wieder gut gemacht. Treue und Glauben habe ich nie gehalten; der ist ein blöder Tor, der sich zum Sklaven seines eigenen Wortes macht. Lug und Verrat und falscher Eidschwur sind mir ein Spiel gewesen; dem wird die Welt zuteile, der am besten zu spielen weiß. Mir selber habe ich alles zugelassen, andern nichts erlaubt... All ihr Selbstvertrauen habe ich mit starken Redensarten ausgetrieben, bis ihnen zuletzt nichts mehr gelang, weil sie sich nichts mehr zugetraut.

Gegen Deutschland habe ich vor allen Dingen zuerst den Blick gewendet. Ein Volk ohne Vaterland, eine Verfassung ohne Einheit, Fürsten ohne Charakter und Gesinnung, ein Adel ohne Stolz und Kraft, das alles mußte leichte Beute mir versprechen. Seit Jahrhunderten nicht verteidigt und doch in Anspruch nicht genommen: voll Soldaten und ohne Heer, Untertanen und kein Regiment, so lag es von alter Trägheit einzig nur gehalten. Zwiespalt durfte ich nicht stiften unter ihnen, denn die Einigkeit war aus ihrer Mitte längst gewichen. Nur meine Netze durfte ich stellen, und sie liefen mir wie scheues Wild von selbst hinein. Ihre Ehre hab' ich ihnen weggenommen, und der meinen sind sie darauf treuherzig nachgelaufen. Untereinander haben sie sich gewürgt und glaubten redlich ihre Pflicht zu tun. Leichtgläubiger ist kein Volk gewesen und töricht toller kein anderes auf Erden. Aberglauben haben sie mit mir getrieben, und als ich sie unter meinem Fuß zertrat, mit verhaßter Gutmütigkeit mich als ihren Abgott noch verehrt. Als ich sie mit Peitschen schlug und ihr Land zum Tummelplatz des ewigen Krieges gemacht, haben ihre Dichter als den Friedensstifter mich besungen. Ihr mäßig gelehrtes Volk hat bald als das ewige Schicksal, den Weltbeglückter, die sichtbar gewordene Idee mich verehrt. Lehrbücher haben sie auf mich gebaut und neue Weltsysteme. Ihre feine Welt, die immer um französische Leichtigkeit gebuhlt, hat an dem Stachel meiner Rauheit so unermüdet geleckert und die Schärfe mit all ihrem Schleim be-

gossen, bis sie ihr als die glatteste Artigkeit erschien. Die Fürsten haben zaghaft meine stolze Haltung angestaunt, und das Volk hat mir Lebehoch gerufen. Wenn ich dem Wolf gleich unter sie gebrochen, haben sie wie die Schafe in irgendeinen Winkel sich gedrängt, und mit den Füßen stampfend albern mich angeblasen. Was sie jahrelang mit der größten Vorsicht überlegt, habe ich jedesmal an einem Tag zunichte gemacht, weil ich immer von der Seite über sie gekommen, wo sie mich nicht erwartet hatten. Den höchsten Triumph ihrer Herrlichkeit haben sie damals gefeiert, als ich an ihre Spitze mich gesetzt und durch sie selbst ihr Reich gestürzt. Ihren eigenen Besitz hab' ich als Köder aufgestellt, um sie einzufangen, und wenn sie ihre Seele mir verschrieben, ruhig die Kaufsumme zu meinem Vorteil eingestrichen... Alle Greuel des Despotismus haben sie mir abgelernt, und es doch auch im Bösen nie zu mäßiger Vortrefflichkeit gebracht. In einem habe ich nur gefehlt, daß ich ihre Länder, die das Los der Waffen mir erworben, nicht ganz mir zugeeignet und ihre Städte verwüstet habe. Hätte ich ihre Fürsten fortgejagt, ihren Adel gänzlich ausgetilgt, und all ihr Gut als Staatsgut dem Verkaufe ausgestellt, meine Gewalt wäre fest begründet, und nimmer wären sie von mir abgefallen. Weil sie nicht zu hassen mich verstanden, hätt' ich nie auf ihre Treue zählen sollen.

ERNST MORITZ ARNDT

WIRD DER HERRSCHER DER INSEL ELBA NOCH EINMAL EUROPA BEHERRSCHEN?

(„Der Wächter“, 1. Heft, 1815)

1806, als der erste Band des „Geist der Zeit“ erschien, in dem er gegen die deutsche Überschätzung des Fremden und gegen den übermächtigen Einfluß der französischen Sitten auftrat, wird Ernst Moritz Arndt jäh aus der Gelehrtenstube des stillen Historikers in die Gefahren eines wilden Völkerkampfes gerissen. Immerfort auf der Flucht durch Europa, trifft er 1813, mit dem Freiherrn von Stein aus Petersburg kommend, in Deutschland ein und beteiligt sich mit Flugschriften führend an der Erhebung: „Katechismus für den deutschen Wehrmann“, „Was bedeutet Landsturm und Landwehr?“, „Der Rhein Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze“ usw. Er tritt für ein einiges Deutschland, Reichstag mit freiem Wort, Reichsverfassung, ein allgemeines deutsches Obergericht, Schwurgerichte, einerlei Münze, Maße und Gewichte, Abschaffung aller Binnenzölle und eine große Erziehungsanstalt für Fürsten- und Herrensöhne ein. In Köln 1815 erscheint sein Blatt „Der Wächter“ in zwanglosen Heften, aber der Fehlschlag der Hoffnungen, die er an die Befreiung von Napoleons Joch geknüpft, treiben ihn ins Ausland und zur publizistischen Verstimmung, und die Herrscher der deutschen Lande, die er durch das Pathos seiner Schriften, seinen ideal gerichteten Charakter und seinen massiven Verstand befreien geholfen, sekkieren ihn und jagen ihn aus dem Amt. In der St. Paulskirche spricht er als uralter Mann gegen die Demokratie und für den Adel, worauf er aus dem Bundestag austritt, der nicht mehr seiner Welt angehört.

Die Beantwortung dieser Frage möchte nichts Müßiges und Überflüssiges seyn, da die Weisager und Verkündiger nicht fehlen, welche sich und vielen andern zuraunen: „Er wird wiederkommen, und das Reich der Freiheit und Glückseligkeit wieder aufrichten. Nichts ist klarer, wenn man die Winke der Vorsehung beachtet, die im Frühlinge des verflossenen Jahres sichtbar ihre Hand über ihren Liebling gehalten, daß er mitten durch alle Gefahren zu Lande und zu Wasser an den Ort seiner Bestimmung gelangt ist, wo er als köstlicher Schatz der Zeit für die Gelegenheit aufbewahrt wird; nichts ist nothwendiger, denn er allein kann die Welt aus den Trümmern wieder aufrichten, zu welchen sie zusammengesunken liegt: die andern Herrschergeschlechter sind in der alten Art erstarrt oder abgelebt, und können sich zu dem Ungewöhnlichen und Neuen nicht erheben. Dieser ist der einzige Stern des Heils, welcher der neuen Zeit als das Zeichen der Besserung und Erlösung aufgegangen, er allein kann vollenden, was unter seinem großen Verhängnisse so herrlich angefangen ward, den großen europäischen Bundesstaat, den Staat des wahren Gleichgewichts, das seinen Schwebepunkt in ihm selbst trägt, den Staat des wahrhaftig verbürgten ewigen Friedens. Freilich hat man ihm vorgeworfen, er habe durch Unmäßigkeit und durch eine unkluge Überspannung seiner Kräfte und Entwürfe sein eigenes Werk zerstört und keineswegs den klaren Weltblick und die Weite der Ideen gezeigt, die man von einem

Gründer und Schöpfer des Zeitalters fordern durfte; und dieser Vorwurf mögte nicht ganz zurückzuweisen seyn. Aber Napoleon Bonaparte ist nicht der Erste, dessen jugendliche und flammende Heldenseele sich in ihrer Glorie und Daseynsfülle überschwelgt und übermessen hat. Er hat in den letzten Jahren große Irrtümer begangen und hat schrecklich dafür büßen müssen; aber er wird sie nicht zum zweiten Mal begehen. Zwei Aufzüge des Lebens und seiner Heldenlaufbahn hat er durchgespielt; bald wird der dritte Aufzug kommen, und dann wird dem geprüften Helden die Mäßigkeit und die Weisheit immer zur Seite stehen.“

Auf diese und ähnliche Weise klingt es nicht bloß leise, und der Lauscher und Zuhörer sind viele, welche mit lüsternen Ohren die Weissagungen der Propheten verschlingen. Wie sollte es anders sein? Wie der alte Dichter sagt: Bei den Lebendigen ist die Hoffnung, und Wer lebt, kann einmal wiederkommen, so müssen Hunderttausende ihre Blick und Herzen auf den ungeheuren Menschen wenden, den unzeitige Gnade nicht dahin gefördert hat, wohin er gehörte. Ich spreche nicht bloß von dem Auswurf des französischen Volkes in seinem Heere und unter seinen Beamten; ich meine die Nichtswürdigen und Schändlichen aller Völker, die auf diesen als auf ihren Heiland hinschauen und hinstinken. Auch in unserm Vaterlande gibt es deren so viele, welche Schwämme für das verruchte Volk gewesen sind, das sich unterstanden hätte,

uns unterjochen zu wollen, Schwämme, welche das Blut und Mark ihrer eigenen Landsleute einsaugen, und sich von dem Fremden gelegentlich ausdrücken lassen; es gibt bei uns genug Buben und Verräter mit und ohne Stern, welche ihren letzten Heller zu einem Freudenfeuer anwenden würden, wenn es hieße, Napoleon sei wieder mit Heeresmacht über den Rhein gesetzt. Diesen, die in einem schändlichen und unrechtlichen Zustande ihr einziges Glück sehen, und also auch das Weltglück darin zeigten, wird es sehr schwer, die Hoffnung aufzugeben, er werde wiederkommen, und ein festeres Reich bauen, als er in den Jahren 1810 und 1811 beherrschte.

Diesen zum Trost stelle ich hier zuerst mein Urteil von dem Manne hin, wie ich es im Herbst 1813 gegeben habe,* und will ihnen dann zum Schlusse aus einer großen historischen Erfahrung ihre Frage ganz kurz beantworten.

Dies mein Urteil heißt: Napoleon ist nicht so einzig gewesen, als viele ihn geträumt haben; der Napoleon von 1813 und 1815 ist nicht mehr der Napoleon von 1796 und 1797; seine eigene Veruchtheit hat ihn immer wilder und dummer gemacht; er ist auch mehr ein Mensch elementarischer als idealer Kräfte: solche stehen am meisten unter dem Maße der Jahre.

Dies ist der Napoleon, wie er mir erschienen ist, auch werden wir schwerlich einen anderen

* Über das Verhältniß Englands und Frankreichs zu Europa, von E. M. Arndt, Leipzig 1813, S. 66—85.

zu sehen bekommen. Gesetzt, er käme wieder — was wenigstens nicht unmöglich wäre —, so könnte er noch einmal Bewegungen und Erschütterungen genug veranlassen, er könnte viel Unglück über Frankreich, einiges auch über unser Vaterland bringen; die alte Herrschaft wird er nicht wieder erlangen, den alten Umfang des gottlob nun zerstörten großen französischen Reichs, wie die eitle Nation es mit so wohlgefälliger Prahlerei aussprach, nicht wieder erfassen. Es gibt einen Wendepunkt der politischen Größe, vor welchem man ewig umkehren muß, wenn man ihn in einem bedenklichen oder gar gefährlichen Augenblicke nicht zu überschreiten gewagt hat: die Fortuna ist die eigensinnigste aller heidnischen und weltlichen Gottheiten; denn eine christliche Gottheit hat sie nie genannt werden dürfen; wer ihr einmal den Rücken zugewandt und vor ihren furchtbaren Sturmwinden einmal die Segel eingerefft hat, dem wendet sie ewig den Rücken und sendet sie nimmer einen Wind, der einen Sterblichen zu der halsbrechenden und schwindligten Höhe der Herrschaft und Gewalt emportragen kann. Napoleon hatte viele tolle und einige verrückte und tausend schändliche Streiche gemacht — diese konnte die heidnische Göttin ihm noch geben. Aber er hat den armen Sünder in Fontainebleau gespielt, — und das kann sie ihm nie vergeben.

Ich nenne die Fortuna eine heidnische und weltliche Göttin, und glaube nach der Erfahrung und Geschichte Recht dazu zu haben. Ich will

damit nicht leugnen, daß die höchste und tiefste Macht der Dinge, die der Gläubige und Gute Gott und Vorsehung nennt, nicht durch die Spiele des Glückes und über die Spiele desselben hinaus spiele, sondern ich will nur andeuten, was die tägliche Erscheinung und Erleidung des Lebens beweist, und was die Geschichte, so alt sie ist, erzählt. Diese sagen uns, daß Fortuna mit dem Halben und Mittelmäßigen in der Regel gar nichts zu tun haben mag, daß sie die wildeste und übermütigste Würfelspielerin ist, welche eine Bank hält, wo nur die etwas gewinnen können, welche mit vollstem Mute um höchste Preise spielen. Kurz gesagt, sie liebt nur die Virtuosen im Guten und im Bösen: man muß ganz Gottes oder ganz des Teufels sein wollen, wenn man ihre Gunst erhalten und behalten will. Wie dies mit der ganzen Welt und mit den sittlichen, weltlichen und elementarischen Kräften der Geister und der Leiber zusammenhängt, das zu erklären, ist hier weder Zeit noch Ort; aber daß es ist, wird keiner leugnen, der sich die Welt und das Leben ein wenig betrachtet, und die Geschichte nicht ganz obenhin studiert hat. Vollkommen gut oder vollkommen böse sein und kühn und stark sein im Guten oder im Bösen bis ans Ende, das hat gewöhnlich den Sieg auch der äußeren Macht und Herrlichkeit hier unter dem Monde errungen und oft lange behauptet, und hat den Jahrbüchern glänzende Ungeheuer der Tugend oder des Lasters überliefert. Napoleon Bonaparte war auf dem rechten Wege dazu,

aber er hat sich mit dem Glücke auf immer überworfen, und er wird nicht mehr als sein Lieblingssohn genannt werden. Ich habe von dem armen Sünder in Fontainebleau gesprochen, und ich will mich darüber erklären; und in dieser Erklärung wird zugleich die kurze Beantwortung unserer Frage liegen.

Die Guten glaubten in den Jahren 1813 und 1814 und glauben es noch, daß es Gottes Wille war und daß er diesen Willen zu sichtbar gewiesen hatte, daß das blutige und verbrecherische Ungeheuer, das uns Korsika geboren hat, vernichtet werden sollte; sie meinen, was Bonaparte im Winter und Frühlinge 1814 auch versucht und gewagt haben möchte, er würde immer untergegangen sein. Wir bekennen hier, daß wir das auch glauben; aber wir können diesen Glauben ruhig beiseite schieben, und müssen das sogar tun: wir können und müssen alles aus Napoleons Gemüt und Charakter beurteilen und aus dem Standpunkte, worauf er stand, und aus dem Gesichtspunkte, woraus er handelte — und dann erhält es mit einem Male eine andere Farbe und Gestalt. Wir sehen einmal:

Wenn Bonaparte, wie viele seiner Anhänger uns lange einbilden wollten, wie durch einen unbewußten Trieb, wie durch ein höheres Verhängnis handelte, wenn dadurch selbst seine Grausamkeiten und Greuel entschuldigt werden sollten, so durften wir verlangen, daß dieser fürchterliche Diener und Nachrichter einer dunklen Macht ihm selbst gleich und treu bliebe, daß er,

was man so nennt, nicht aus seiner Rolle fiele; er mußte wie ein düsterer Dämon des Wehes und der Vernichtung fortwüten, der Folgen unbekümmert und ohne auf Zukunft und Vergangenheit zu blicken. Er aber verließ das Glück, als das Glück ihn zu verlassen schien, er diente wie ein gemeiner Knecht um seine Schätze und um sein Leben, und ließ sich zum Spott und Gelächter der Welt als einen Gefangenen nach der Insel Elba abführen, nicht einmal mit der Gewißheit, daß er sein Leben durch die Gefahren, von welchen jedes entwaffneten Tyrannen Leben umstellt ist, glücklich hindurchbringen würde. Seine Sache stand im März und im April 1814 allerdings verzweifelt, aber nicht so verzweifelt, daß ein Mann, den man sonst den Verwegenen und Unerschrockenen genannt hatte, sie durchaus für verloren halten konnte. Nur seine Marschälle und Oberbefehlshaber wollten für ihre Sicherheit und ihren zusammengestohlenen Raub sorgen, als es gefährlich ward; fast auf alle seine Offiziere und Soldaten und Beamten und Festungen konnte er noch fest bauen; ein kühner Mann, der seinem Glücke vertraute und lieber mit allen Segeln in den Abgrund als mit stillem Winde in die Schande hineinfuhr, hatte noch die Kräfte, etwas zu wagen, und mußte sich also auch den Mut dieses Wagens nehmen. Er wählte die Schande, die nicht einmal sicher war, und verlor in Fontainebleau den letzten Ruhm, wenn er einigen haben konnte: er ließ sich betriumphieren.

Er kann wiederkommen, sagen seine

Freunde, ein weiser und kluger Mann muß den Umständen nachzugeben wissen. Er kann wiederkommen allerdings, sage ich euch, aber sein Glück kann nicht wiederkommen. Wäre er in der Schlacht als ein Verwundeter gefangen und weggeschleppt worden, und entränne einst aus seiner Haft, er könnte wieder gewaltig werden. Da er sich freiwillig der Schändung ausgeliefert hat, da er mit Sklavensinn sein Leben hat erhalten wollen, er, der sonst nichts als Stolz und Trotz schnob, so ist das unmöglich. Es gibt keine Wiederherstellung der Ehre im Bürgerleben, wenn du eine öffentliche Ehrlosigkeit begangen hast; es gibt keine Wiederherstellung des Glückes, wenn du wie ein Feiger von dem Schauplatze abgetreten bist. Das Glück ist dem tapferen Biedermann und dem kühnen Bösewicht hold, und keinem andern; über das Mittelmäßige fliegt es hin und das Feige tritt es völlig nieder. Aus dem Unglück mag ein Mann zu Ehren und Herrschaft wieder aufstehen, und wohl in größerer Glorie aufstehen, als er vor seinem Falle gehabt hat, nimmer aus der Schande. Alfred hat zwanzig Jahre in den Sümpfen Englands gesteckt, und dann mit dem Schwert und mit der Feder sein Vaterland befreit, geordnet und gebildet; Marius saß wie ein Flüchtling auf den Trümmern Karthagos und konnte dort die Vergänglichkeit aller irdischen Größe und Herrlichkeit bedenken: er erschien noch einmal nachher seinen Feinden fürchterlich und siegprangend; der Herrscher und Feldherr aber, der mit

seinem Willen gebückt und verhöhnt wie ein gefangener Verbrecher abgeführt wird, hat auf das Glück sein Recht verloren: Napoleon wird nicht wieder als ein Stern erster Größe glänzen. Dies sage ich nicht bloß denen, die den Satan gern wieder haben möchten, zur Niederschlagung, sondern auch jenen erbärmlichen Menschen zur Ermutigung, die in ihm immer noch unüberwindliche Schrecken sehen.

Diese oben stehenden Worte wurden im vergangenen Winter geschrieben, etwa zwei Monate vor der Entspringung des Wolfes aus seinem Käfig, und waren für ein öffentliches Blatt bestimmt; der Zensor aber wollte die unschuldigen Sätze nicht durchlassen, entweder aus jenem Grunde, welcher verbietet, vom Wolf zu sprechen, weil er sonst kommen könnte, oder der ängstlichen Seelen wegen, die überhaupt gern die nächsten Gefahren vergessen und auf das geschwindeste und bequemste zur Ruhe kommen möchten: diese will ein guter Zensor, der vom Staate doch als eine Art Seelenhirt angestellt und besoldet wird, nicht gern aus ihrem Schlafe aufschrecken lassen.

Der Wolf ist bald darauf ausgesprungen und Europa ist zusammengelaufen, um eine allgemeine Klapperjagd auf ihn zu machen und ihn zum gebührliehen Tode zu bringen. Dieser Tod, wenigstens sein politischer, scheint nah zu sein. Die Hälfte des preußischen Heeres und etwa 70 000 Mann unter Wellington haben den An-

fang seiner Einfangung und Abwürgung gemacht. Er hat sie angerannt mit 140 000 bis 150 000 Mann, der Blüte seines alten Heeres: mit jener wilden und verbrecherischen Schar, denen durch die Verzweiflung allein die Wiederaufrichtung ihres Glückes möglich erschien. Sie haben wie Verzweifelte mit der ausdauerndsten und hartnäckigsten Tapferkeit bis zur Vernichtung gefochten; und sie sind vernichtet worden: Bonaparte ist vor Wellingtons und Blüchers Sternen untergegangen. Man kann nach dieser Schlacht sagen: Er hat kein Glück mehr.

Und wie erscheint der Mensch wieder? Er scheint sich fast auf ein zweites Fontainebleau vorzubereiten: Tacitus sagt im zweiten Buche seiner Jahrbücher im 63. Kapitel vom Marbod: Sein Ruhm sei vergessen, weil er zu lange habe leben wollen. Auch dieser Napoleon Bonaparte wäre trotz aller seiner schwarzen und greulichen Taten noch mit einer Art Ehre auf die Nachwelt gekommen, viele seiner Schanden wären doch in einem halb ungewissen Dunkel geblieben, und die Geschichte, die gegen glänzende Verbrecher und Eroberer immer zu nachsichtig ist, würde doch hie und da für ihn in die Posaune geblasen haben, wenn er zu rechter Zeit hätte sterben können. Der Punkt von Fontainebleau war der ernste Entscheidungspunkt. Hätte er da das letzte Kühnste gewagt, und wäre endlich auch dabei umgekommen, viele würden doch etwas einer Heldenseele Ähnliches in künftigen Zeiten in ihm vorausgesetzt haben.

— Noch hat er diesen Punkt wieder gehabt. Wäre er in der Schlacht beim schönen Bunde nur geblieben, es wäre doch noch ein letzter Glanz auf seine Person gefallen. Viele haben gedacht, er würde nach dieser verlorenen Schlacht geschwind nach einem andern Punkt fliegen, und dort sein Glück noch einmal prüfen und Tod oder Wiederherstellung suchen, oder er würde in Paris etwas Gewaltiges und Fürchterliches wagen, wodurch wenigstens glänzende Schimmer auf seine Leiche fielen. Er hat das alles nicht getan noch gewagt, sondern scheint mit einer Art großmütiger Gaukelei abtreten und mit Listen und Pfiffen sein Spiel ausspielen zu wollen.

Glaubt er die Völker und Herrscher noch einmal zu täuschen? Glaubt er sich mit feiger und schlangenartiger Bosheit noch einmal in den Hinterhalt legen zu können, damit er, wann die Gelegenheit sich bietet, zu recht giftigen Bissen hervorspringe? Glaubt er, indem er Hunderttausende seiner verbrecherischen Wut opfert, und Städte und Dörfer hinter ihm in Rauch aufgehen läßt, sein elendes Leben immer so mit durchzuschleppen? Es ist möglich, daß er das glaubt, es ist möglich, daß er noch einige giftige Schlangengisse tut, aber auf eine gemeine Weise wird er aus der Geschichte und aus dem Leben scheiden. Es sind solche, die da meinen, er werde in Paris vielleicht noch etwas Rasendes und Wütendes versuchen. Ich glaube das nicht von ihm, ich glaube auch kaum, daß es ihm gelingen würde, denn die Pariser Juden rechnen zu gut; ich glaube auch,

daß er einsieht, daß er es jetzt nicht mehr könnte, wenn er es auch wollte. Wenn er also ehrlich und als ein Fürst — was er doch gewesen ist, wenngleich ein Tyrann — den Tod suchte, so könnte er ihn noch finden an der Spitze einiger Regimenter, die sich noch immer mit ihm und für ihn opfern würden. Ich glaube aber, er wird ein unehrliches und unfürstliches Leben lieber wollen, als einen kühnen Tod, und wird die blutige Posse, die man lange ein Heldenspiel genannt hat, würdig ausgespielt werden.

GIUSEPPE MAZZINI

MANIFEST DES JUNGEN ITALIENS

(„Giovine Italia“, 1831)

Mazzini, Vorkämpfer für das heutige Italien und Führer im Jungen Europa, das in Emigration und Flüchtlingselend der alten Welt eine neue Freiheit schaffen wollte, war überall ein blauäugiger, tatenfroher Journalist. In Genua gab er den „Indicatore Genuese“, in Livorno den „Indicatore Livornese“, in Mailand (1848) „L'Italia del Popolo“ heraus, es immer mit Kerker und Verfolgung büßend. Und sogar sein Londoner Blatt „L'Apostolato popolare“ und vor allem sein berühmtestes, die in Marseille erscheinende „Giovine Italia“, trugen ihm schweres Leid ein; für die Artikel darin wurde er in contumaciam zum Tode verurteilt. Er wollte für die Freiheit Italiens durch Presse und Verschwörungen wirken, und keiner der vielen Genossen, die er sich erwarb, tat es ihm an Feuer und Begabung gleich.

Wenn uns verbannten und vaterlandslosen Italienern, die wir, vom Schicksal bedrückt, unter Fremden umherirren, ohne Trost außer der Hoffnung, ohne Seelenstärkung außer Zorn und Schmerz eine Zeitung nur ein unfruchtbarer Ausbruch unseres Denkens werden sollte, würden wir schweigen. Wenn wir aber die gegenwärtigen Umstände und den Wunsch, den unsere Brüder kundgeben, ins Auge fassen, fühlen wir die Notwendigkeit, jede individuelle Neigung dem Allgemeinwohl zu opfern; wir fühlen dringendes

Bedürfnis, offen und ernst die Stimme der Freiheit zu erheben, die das Wort der Wahrheit unseren Mitbürgern und den Völkern verkündet, die unser Unglück betrachten.

Die großen Revolutionen vollziehen sich mehr durch Prinzipien als durch Bajonette: zuerst in den sittlichen Werten, dann in den wirtschaftlichen. Die Bajonette haben nur dann einen Wert, wenn sie ein Recht schützen oder fordern. Die Rechte und Pflichten entstehen alle in der Gesellschaft aus einer tiefen Überzeugung, die in der Mehrzahl lebt. Die blinde Gewalt kann Opfer, Märtyrer und Sieger hervorbringen. Mag der Triumph das Haupt eines Königs oder eines Tribunen krönen; wenn er dem Willen der Mehrzahl entgegen ist, sinkt er immer zur Gewaltherrschaft herab.

Die Grundsätze allein sind es, die, auf dem Wege der geistigen Entwicklung in den Seelen verbreitet und gepredigt, bei den Völkern das Recht auf Freiheit offenbaren, und indem sie das Bedürfnis danach schaffen, verleihen sie der Macht Kraft und gesetzliche Rechtfertigung. Daher die Dringlichkeit der Belehrung.

Die Menschheit kann man nicht sprungweise erziehen; sie erlangt ihre Überzeugungen durch lange und sorgsame Hingabe, indem man zu Einzelheiten herabsteigt und Geschehnisse und Gründe vergleicht. Eine Zeitung, ein fortlaufendes Werk, fortschreitend und reich an Umfang, ein Werk vieler, die sich zu einem bestimmten Ziele einigen, ein Werk, das kein Geschehnis

außer acht läßt, es vielmehr nach dem Zeitpunkt ordnet und verfolgt, es festhält, und durch allseitige Erläuterung die Wirkungen der unwandelbaren Prinzipien der Dinge folgert, scheint die wirksamste Art des Unterrichts, der der Vielheit der Ereignisse wie der Ungeduld unserer Zeiten am besten entspricht.

In Italien wie in jedem Lande, das sich neu zu beleben strebt, gibt es eine Reibung verschiedener Elemente und Bestrebungen, die zahlreiche Formen annehmen, Neigungen, die im Grunde auf dasselbe zielen, aber mit fast unzähligen Abweichungen. Viele hassen gerechten Zornes den Fremden und rufen nur die Freiheit an, weil der Fremde sie verbietet. Anderen winkt einzig und allein der Gedanke der Vereinigung Italiens, und sie würden nicht davor zurückschrecken, die verschiedenen Glieder unter die Macht eines starken Willens zu vereinen, sei es auch die eines inländischen oder fremden Selbstherrschers. Einige, die starke Erschütterungen fürchten und daran zweifeln, alle Einzelinteressen und den Wettstreit verschiedener Provinzen mit einem Male ohne langwierige Unruhen unterdrücken zu können, scheuen vor dem Rufe nach vollkommener Einheit zurück und würden eine Teilung annehmen, die nur die Zahl der Teile verminderte. Wenige begreifen oder scheinen die übermächtigen Folgen einer Notwendigkeit zu begreifen, die den wirklichen Fortschritt in Italien bekämpft, falls die Versuche sich nicht auf der Bahn der drei untrennbaren Grundsätze bewegen: der Unab-

hängigkeit, der Einheit und der Freiheit. Doch diese wenigen vermehren sich täglich und werden rasch alle anderen Meinungen verschlingen. Der Haß gegen den Deutschen, die Sehnsucht, das Joch abzuschütteln, und die Vaterlandsliebe sind Leidenschaften, die allgemein verbreitet sind, und Abkommen, die Furcht und falsche diplomatische Berechnungen uns raten möchten, werden vor der Hoheit des nationalen Wunsches verschwinden. Deshalb besteht die Frage unter diesem Gesichtspunkte und wird erörtert zwischen hochherzigem Wagen, das die Bewegung anstrebt, und der Gewaltherrschaft, welche die letzten und fürchterlichsten Versuche anstellt.

Anders steht es mit den Mitteln, durch die das Ziel zu erreichen und der Aufstand in endgültigen und fruchtbringenden Sieg zu verwandeln ist. Eine Klasse sowohl durch Ansehen wie durch bürgerliche Gesinnung einflußreicher Männer strebt dahin, bei der Erhebung mit diplomatischer Vorsicht, statt mit der Kraft des Glaubens und des festen Entschlusses vorzugehen.

Die jüngsten Ereignisse haben die heranwachsenden Generationen mehr unterrichtet, als dies Bände von Theorien vollbringen könnten, und wir behaupten, daß infolge der Aufstände Italiens im Jahre 1831 sich die Trennung zwischen dem „jungen Italien“ und den Männern der Vergangenheit vollzogen hat.

Vielleicht haben die Italiener diese letzte Lehre gebraucht, um sich zu überzeugen, daß Gott und das Glück auf der Seite der Starken

steht, und daß der Sieg sich an ihre Schwerter heftet, nicht aber abhängig ist von spitzfindigen Verhandlungen, die den auf siebentausend Leichen von Bürgern geleisteten Eid in ein schimpfliches Abkommen und in Enttäuschung verwandelten. Vielleicht genügte die Geschichte von zehn Jahrhunderten nicht, um zu lehren, daß ein Volk seine Freiheit nicht von Fremden erwarten darf. Es genügten nicht die Rufe der fluchend gefallenen Väter. Man brauchte den Meineid freier Männer, die sich gegen Meineid sechs Monate früher erhoben hatten, dann Verbannungen, Verfolgungen und Verachtung. Jetzt weiß das Italien des neunzehnten Jahrhunderts, daß die Einheit des Unternehmens eine Vorbedingung ist, ohne die man nicht zum Heile gelangen kann; daß eine Revolution eine Kriegserklärung auf Leben und Tod zwischen zwei Prinzipien ist; daß das Schicksal sich in der lombardischen Ebene entscheiden wird und der Friede jenseits der Alpen abgeschlossen werden muß; daß man nicht kämpft oder siegt, ohne die Massen, und daß das Geheimnis, sie zu erregen, in den Händen jener Männer liegt, die an ihrer Spitze zu kämpfen und zu siegen verstehen; daß für eine neue Zeit neue Männer notwendig sind, die von alten Gewohnheiten und veralteten Einrichtungen nicht abhängen, mit jungfräulichen Seelen und ohne Eigennutz, gewaltig im Zorn und in der Liebe und nur einem Gedanken lebend: daß das Geheimnis der Macht im Glauben liegt, die wahre Tugend im Opfer, die Politik in der Kraft und ihrer Offenbarung.

Wir, die Jugend, die wir an demselben Glauben festhalten, sind verpflichtet, die heilige Sache mit allen Mitteln zu unterstützen. Da uns die Zeiten den Kampf mit dem Schwerte verbieten, werden wir schreiben. Das „junge Italien“ muß die Ideen, die heute unschlüssig und vereinzelt in seinen Reihen leben, zu einem System ordnen. Es muß von der Gewöhnung der Sklaverei befreien, von jedem Streben, das nicht das Höchste verfolgt, dieses neue und gewaltige Lebenselement, durch das es zur Wiedergeburt gedrängt wird. Und wir werden versuchen, es zu vollbringen, indem wir auf die Hilfe Italiens hoffen, werden versuchen, uns zum Dolmetsch aller Notwendigkeiten, allen Unglücks und aller Hoffnungen zu machen, aus denen das Italien des neunzehnten Jahrhunderts besteht. Wir beabsichtigen, eine Reihe von Schriften, die diesen Zweck anstreben, in abgegrenzter Form zu veröffentlichen, auf Grund der Prinzipien, die wir angedeutet haben.

Wir werden unsere Wunden freilegen; wir werden dem Ausländer zeigen, welches Blut aus jenem Frieden quillt, dem uns die diplomatische Feigheit geopfert hat; wir werden den Völkern sagen, welche Verpflichtungen sie gegen uns hatten und welcher Verrat uns zugrunde gerichtet hat; wir werden aus den Gefängnissen und aus der Finsternis des Despotismus die Dokumente unserer Lage, unserer Leidenschaften und unserer Tugenden hervorzuziehen. Wir werden in Gräber, die mit den Gebeinen unserer Märtyrer gefüllt sind, hinabsteigen, werden sie aufrütteln,

werden die großen Verschollenen erwecken, indem wir sie vor die Nationen stellen, als stumme Zeugen unseres Unglücks, unserer Standhaftigkeit und ihrer schulbelasteten Gleichgültigkeit. Ein entsetzlicher Jammer des Schmerzes und ver-ratener Hoffnungen entsteht jener Ruine, die Europa teilnahmslos beobachtet, ohne daran zu denken, daß aus dieser Ruine zweimal der Strahl seiner Aufklärung und seiner Freiheit geleuchtet. Wir werden diese Klage aufnehmen und sie Europa wiederholen, damit es den ganzen Umfang seines Verbrechens ersehe, und wir werden den Völkern sagen: das sind die Seelen, mit denen ihr bis jetzt geschachert; das ist die Erde, die ihr zur Einsamkeit und zur ewigen Unterdrückung verdammt habt.

LUDWIG BÖRNE

VOM DEUTSCHEN PATRIOTISMUS

(Aus der Schrift „Menzel, der Franzosenfresser“; 1836)

Ludwig Börne: der einzige Journalist, der als solcher und nur als solcher unter die deutschen Klassiker aufgenommen wurde. Mit nichts als mit aktuellen Artikeln und Berichten hat er den Ruhm erworben, daß ihn auch die gehässigsten Feinde mit Lessing verglichen, dem sein fanatischer deutscher Patriotismus, seine rationalistische Tüchtigkeit und seine kosmopolitische Humanität annähernd gleichen. Aber Börne war kein Dichter, und er holte sich seinen poetischen Schwung aus seiner fortwährenden Emotion. Hierin hat er mehr Schüler (die, die mit rotem Kopf in Morgenblatt und Abendblatt beweisen, daß eben das heutige Ereignis die Katastrophe der Welt bedeute) als in seinem politischen Weitblick, der die Weltpolitik des nächsten Jahrhunderts umfaßte. An allem Unheil gab er den deutschen Fürsten und dem unkritischen, fast gedankenlosen Heldentum des deutschen Volkes die Schuld.

Die ruhige Klarheit seiner letzten Schrift „Menzel, der Franzosenfresser“ ist sonst nicht seine Art. Aber ihre Harmonie, die selbst sein postmortaler Todfeind Heine mit Entzücken überschütten mußte, und das Bekenntnis zum Kosmopolitismus — von Börnes fanatischem deutschen Standpunkt aus! — stempeln es zum besonderen Dokument in seinem Schaffen.

Herr Menzel sagt: Was ich lehrte, hätten zu jeder Zeit die Welteroberer gelehrt; diese hätten immer, um die Freiheit zu unterdrücken, alle Nationalität auszurotten, und die ganze Menschheit

in eine Uniform zu zwingen getrachtet. O Geduld! oder hätte ich nur einen einzigen Zoll von einem Welteroberer, daß ich die Geduld entbehren könnte! Wie hätte denn je ein Eroberer entstehen, wie hätte je der Fürst eines Landes sein Volk so dumm bereitwillig finden können, mit Blut und Leben seiner Raubsucht und seinem Ehrgeize zu dienen, wenn er ihm nicht vorher eine falsche Bedeutung des Patriotismus aufzuschwatzen verstanden, wenn er ihm nicht vorgelogen hätte, das Ausland hassen heiße sein Vaterland lieben? Und wenn die Eroberer auch wirklich darin ihren Vorteil fanden, den Nationalegoismus der von ihnen unterjochten Völker zu unterdrücken, was könnte man damit beweisen? Die Ehrgeizigen gebrauchen alle Mittel, auch edle; der Zweck heiligt selbst diese in ihren Augen. Die Eroberer, die Unterdrücker haben die National-eigentümlichkeiten der von ihnen unterjochten Völker zu zerstören gesucht, so lange sie glaubten, daß dieses ihre Herrschaft erleichtere und sichere; sobald sie aber zu besserer Einsicht gekommen, sobald sie begreifen gelernt, daß man verschiedene Völker am sichersten regiere, wenn man sie in wechselseitiger Eifersucht, wenn man ihren Patriotismus erhalte, und so eines von dem anderen bewachen lasse, haben sie mit dem größten Eifer alle Nationalverschiedenheiten zu unterhalten gesucht. In dem österreichischen Staate gibt es, genau gezählt, neun verschiedene Patriotismen. Die Fürsten Österreichs haben die Nationalverschiedenheiten und Charakterzüge aller

von ihnen beherrschten Völker immer mit solcher ängstlichen Sorgfalt unterhalten, daß sie sich sogar gescheut, die noch hier und da sich findenden Grabsteine längst verstorbener, längst verfaulter Freiheiten zu zerstören, sie, welchen doch immer selbst vor jedem Zeichen der Freiheit schaudert! Taten sie so zum Vortelle der Freiheit oder zum Vortelle des Despotismus? Ist Österreich ein freier Staat? Möchte Herr Menzel in Wien schreiben? Doch wer weiß, vielleicht möchte er es.

Was hat man nicht schon den Menschen als Patriotismus aufgebunden? Die Österreicher sind so treuherzige und gutmütige Menschen, daß man unter ihnen findet, was sonst nirgends in der ganzen Welt zu finden ist; nämlich Polizeispiene unter den ehrlichsten Leuten. Wenn ein solcher ehrlicher Spion seinen Nachbarn, seinen Freund, seinen Bruder verrät, schwört er darauf, er sei ein guter Patriot, und stirbt so selig wie der heilige Antonius.

Ich könnte dem Herrn Menzel ein großes Geheimnis anvertrauen; ich könnte ihm zeigen, daß die Deutschen für den Patriotismus gar nicht gemacht sind, daß sie darum keinen haben, daß es ihre schöne Bestimmung ist, keinen zu haben.

Wenn vielleicht Herr Menzel mir den Arminius, den Luther und den Napoleon an den Kopf geworfen, um mit meiner schwachen Fassungskraft zu scherzen, die es mir immer unmöglich machte, die Herrlichkeit des deutschen Patriotismus, ja auch nur sein Dasein aufzufinden, so lasse ich mir es gefallen; denn ich kenne und liebe den

Scherz. Herr Menzel wollte mich dann nur necken, weil er wußte, daß ich jedesmal toll werde, wenn ich von der Teutoburger Schlacht, und wenn ich jene gar zu jämmerlichen und ungeschickten Schmeichler höre, die, um das deutsche Volk zu loben, das wie jedes Volk des Lobes nie bedarf, ihm nur zwei große Taten auf achtzehn Jahrhunderte vorzuschmeicheln wissen, und eines neunzehnten Jahrhunderts bedurften, um die dritte Tat hinzuzufügen.

Herr Menzel hat selbst eine Geschichte der Deutschen geschrieben, und zwar mit einem so feurigen anachronistischen Turner-Patriotismus, daß Arminius und Blücher sich wie zwei Brüder ähnlich sehen. Ich bitte ihn daher, in seinem eigenen Werke die Kriege der Germanen mit den Römern nachzulesen, und mir dort eine Spur von Patriotismus aufzuzeigen. Die deutschen Völkerschaften kämpften damals weder für ihren Boden, noch für ihre Stammgenossen, noch für ihren Nationalruhm, noch für ihre Freiheit. Sie kämpften nur für ihre Führer, und fochten mit gleicher Lust und Tapferkeit in der Reihe der Römer gegen ihre Landsleute, wie in der Reihe ihrer Landsleute gegen die Römer. Die deutschen Häuptlinge und Fürsten stritten für ihren Ehrgeiz und ihren Vorteil, und je nachdem diese wechselten, wechselten sie mit ihren Verbündeten und ihren Feinden. Bald bekämpften sie die Römer, bald die Deutschen. Zwischen den deutschen Fürsten und Völkerschaften war selbst im eigenen Lande ein unaufhörlicher Krieg. Der

Bruder des Arminius kämpfte in den Reihen der Römer, und Arminius selbst wurde, nachdem er Varus besiegt, von andern deutschen Fürsten, worunter seine eigene Verwandte waren, heimlich totgeschlagen. Herr Menzel sieht, daß schon in uralter Zeit der deutsche Patriotismus einen so schlechten Lohn fand als in unseren Tagen.

Die Deutschen kämpften jahrhundertlang die einen für, die andern gegen die Macht der Römischen Kaiser, und nicht eher sahen sie in den Römern einen gemeinschaftlichen Feind und verbanden sich gegen sie, bis nordische Völker kamen und sie auf die Römer warfen, ganz so wie sie achtzehnhundert Jahre später von den Russen gegen die Franzosen gedrängt worden.

Stand deutscher Patriotismus auch nur in der entferntesten geistigen oder Blutsverwandtschaft, nur in der losesten geschichtlichen Verbindung mit der Reformation? Nein, der Patriotismus war weder Ursache noch Wirkung, weder Vater noch Kind, weder Vorhergegangenes noch Nachfolgendes der Reformation. Im Gegenteil, die Reformation vernichtete allen deutschen Patriotismus, selbst jenen schlechten, den Herr Menzel preist, und den wir verdammen. Die Reformation war die Schwindsucht, an der die deutsche Freiheit starb und Luther war ihr Totengräber. Pfaffen-
trug hatte den alten guten Glauben mit Aberglauben verfälscht, so daß er gesunden Herzen nicht mehr munden konnte. Da kam Luther, der sich wie alle deutsche Gelehrte auf einen reinen Wein verstand, ließ das Faß auslaufen, und bot

dem Volke für den verdorbenen Wein des Glaubens das reine Wasser der Philosophie an. Was wurde dabei gewonnen? Der westfälische Friede ist da mit seiner Rechnung über Einnahme und Ausgabe der Reformation. Einige Tausend Denker erwarben sich Gedankenfreiheit, und das ganze Land verlor seine Lebensfreiheit. An einem Wahne wurde das Volk ärmer und an tausend Narrheiten, welche die deutschen Theologen und Philosophen ersonnen, wurde das Land reicher. Das Papsttum, dieser böse neckische Geist, doch ohne Körper, der nur Abergläubische schreckt, und von allen Verständigen verlacht wurde, das wurden sie los; dafür aber bekamen sie zwei handgreifliche schwerbewaffnete Völker in das Land, den Franzosen und den Schweden. Ein Jahrhundert lang erwürgten sich die Deutschen untereinander, und um ungestört ihre Wunden verbinden, ihre Toten begraben zu können, mußten sie endlich einen Teil ihres Landes fremden Königen abtreten. Zwanzig Universitäten wurden errichtet, um die Gelehrten für ihre Volksverräterei, für ihre Fürstendienste zu belohnen, und tausend Städte und Dörfer lagen in Trümmern und Asche und die Gebeine von zehn Millionen Deutschen bedeckten das verwüstete Land. Nie haben sich die deutschen Fürsten ihren Völkern, nie haben diese sich selbst, nie wurde ihnen vom Auslande mehr Schimpf und Schande angetan als während der Reformation; und das nennt Herr Menzel Patriotismus! Ich habe mich in einem französischen Journale über die Ursachen und

Folgen der Reformation umständlicher ausgesprochen, und ich will einige hierher gehörige Stellen daraus anführen.

„Die Reformation hat nur den Fürsten und den Gelehrten Nutzen gebracht, das Volk hat durch sie nichts an seinem sinnlichen Glück gewonnen, und viel von seinem geistigen Wohle verloren. Alles betrachtet, war die priesterliche Macht doch nur eine moralische. Die Völker verarmten, um die Kirche zu bereichern, wie man sich um seine Geliebte zugrunde richtet, wenn man zu schwach oder zu voller Leidenschaft ist, ihrem Schmollen und ihrem Liebkosen zu widerstehen. Als aber nach der Reformation die Fürsten sich der Güter und Einkünfte der Geistlichkeit bemächtigt hatten, traten die Steuern an die Stelle der freiwilligen Abgaben, und die Strafgesetze der Schatzkammer an die Stelle des Fegfeuers. Luther nahm dem Volke das Paradies und ließ ihm die Hölle, nahm ihm die Hoffnung und ließ ihm die Furcht. Er schrieb die Reue vor, um von Sünden losgebunden zu werden, aber die Reue gebietet sich nicht. Er verlangte gute Werke, statt äußeren Gottesdienstes, aber die guten Werke wurden seit dieser Lehre nicht häufiger.“

„Die Sitten wurden strenger, nach außen war alles rein und fleckenlos; aber es waren nur zurückgetretene Laster, welche die verborgenen Teile des Staatskörpers verwüsteten. Ränke und Spitzbübereien ersetzten die Gewalttätigkeiten und Verbrechen. Die religiösen Feste wurden

vermindert, die Werkstage und hierdurch die Mühen des Volkes wurden vermehrt; der Gottesdienst, während des Katholizismus der Trost und zugleich die Oper und Erholung der Unglücklichen, wurde in eine Schule der Moral umgewandelt, wo die Gläubigen sich langweilten und einschliefen. Die Theologie, früher eine göttliche Kunst, wurde eine Wissenschaft, die der Fassungskraft des Volkes unzugänglich blieb. Das öffentliche Leben hörte ganz auf. Es gab keine Maler, keine Dichter, keine Feste mehr für das Volk; man führte keine öffentliche Gebäude mehr auf. Der Provinzial- und Haus-Egoismus trat an die Stelle des Nationalgeistes; das deutsche Volk, ehemals so fröhlich, so geistreich, so kindlich, wurde durch die Reformation in ein trauriges, plumpes und langweiliges Volk verwandelt. Das deutsche Leben ist ein Fastenleben, das schon seit drei Jahrhunderten dauert, und das deutsche Volk ist noch weit von seinen Ostern.“

„Luther war ein großer Mann, aber vor allem war er Mensch, und besaß alle Gebrechen und Schwachheiten dieser unglückseligen Gattung. Emporgekommener Plebejer, haßte und verachtete er den Stand, aus dem er hervorgegangen, und wollte lieber der Schützling der Fürsten als der Beschützer seinesgleichen sein. Die Fürsten schmeichelten ihm, weil sie ihn fürchteten. Luther war so gerührt von ihrer Furcht, und so betäubt von ihren Liebkosungen, daß er gar nicht gewahr wurde, daß die Fürsten nur aus Ehrgeiz

und Habsucht seine Lehre angenommen, und daß sie sich in ihrem Innern über seinen religiösen und philosophischen Enthusiasmus lustig machten.“

„Bei den reformierten Völkern, wo die Fürsten auf den Rat und mit Einwilligung der Reformatoren die moralische Macht der Kirche an sich gezogen und mit ihrer materiellen Macht vereinigt hatten, mußten die Untertanen die Liebe und die Verehrung, die sie früher der Kirche geschenkt, ihren weltlichen Herren als pflichtschuldige Steuer darbringen. Nur bei den nordischen Völkern findet man jene dumme und blinde Liebe und jene abergläubische Verehrung für die Fürsten, die den Menschen so sehr entwürdigen und jene unglücklichen Völker an ihre Sklavenketten schmieden.“

„Luther war das Musterbild eines deutschen Philosophen, mit allen Tugenden und Fehlern seiner Nationalität. Von hohem Verstande, ausgebreiteter Gelehrsamkeit, geistreich, mit Adleraugen die Finsternis seiner Zeit durchdringend, standhaft, tugendhaft, unbestechlich, den Gunstbezeugungen der Großen besser als ihren Liebkosungen widerstehend, wagte Luther, ein armer und unbekannter Mönch, die kolossale Macht des Papstes herauszufordern. Aber er war kein politischer Kopf; er kannte die wirkliche Welt nicht, er verstand weder die Ränke, die Leidenschaften und die Halsstarrigkeit der höheren Stände, der bürgerlichen Gesellschaft, noch den richtigen Sinn, die Tugenden und die Interessen der unte-

ren Stände. Er verachtete im höchsten Grade das Volk, das allein gut und tugendhaft, immer seine Meinungen in Gesinnungen und seine Gesinnungen in Handlungen zu verwandeln sucht.“

„Der Teufel besuchte ihn eines Tages in der Einsamkeit, um ihn zu gewinnen oder zu schrecken; Luther warf ihm das Tintenfaß an den Kopf und der Teufel flüchtete sich durchs Fenster. Weil ihm diese Art, den Krieg zu führen, einmal gegen einen armen Teufel geglückt war, glaubte Luther, die Tinte wäre das beste Wurfgeschütz gegen die Gewalttätigkeit, den Despotismus, den Ehrgeiz und die Raubsucht der Mächtigen der Erde. Diese Lutherische Artillerie ist seitdem nicht vervollkommenet worden und die deutschen Philosophen, Moralisten und Doktoren der Politik begnügen sich noch jetzt, gegen die Tyrannen zu schreiben, welche sich über sie und ihre Tintenfüßer mit Recht lustig machen.“

Soll ich jetzt der Verlockung des Herrn Menzel folgen, und mit ihm das alte Lied vom weltstürmenden Korsen in Duett absingen? Woher kam es denn, daß das schwache Spanien dem weltstürmenden Korsen gleich am ersten Tage seines Einfalls zurufen durfte: Bis hierher und nicht weiter? Wie gelang es den Spaniern, die Franzosen in ihrer Siegesbahn aufzuhalten, während das weit mächtigere deutsche Volk sich zwanzig Jahre lang von ihnen schlagen ließ? Es kam daher, weil die Spanier nicht bloß für ihren König und ihre äußere Unabhängigkeit, sondern zugleich für sich selbst und ihre innere Freiheit die

Waffen ergriffen. Es kam daher, weil sie nicht bloß gegen die Tyrannei Napoleons, sondern auch gegen die ihrer eigenen Fürsten kämpften; darum gelang es ihnen. Und als sie ihren König zurückgeführt, und dieser sie betrog wie üblich, da ließen sie sich weder täuschen noch schrecken, da verloren sie nicht den Mut, ergaben sich keiner schnöden Ruhe, sondern sie kämpften fort und fort für ihre Freiheit, und wenn überwältigt, kehrten sie immer von neuem zum Kampfe zurück und heute haben sie gesiegt für immer. Das ist der wahre Patriotismus. Und damals fand sich kein Schriftsteller unter den Spaniern, der ihnen zugerufen: Jetzt habt ihr euren König, jetzt könnt ihr zufrieden sein; verlangt nicht zu viel, am höchsten Maßstab des Ideals darf man nie einen menschlichen Zustand messen; schlaft einen gesunden Pflanzenschlaf, gedeiht im stillen, pausiert gehörig und legt euch ins Kindbett! Es fand sich kein solcher. Und hätte sich ein solcher Tor gefunden, hätten ihn die stolzen Spanier verhöhnt und ihn gefragt: Lengua sin manos, ¿cúemo osas fablar?

KARL MARX UND FRIEDRICH ENGELS

DER FALL WIENS

(„Neue Rheinische Zeitung“, 8. November 1848)

In Marx, dessen Gelehrsamkeit ungemessen, dessen Sinn für volkswirtschaftliche Zusammenhänge in Vergangenheit und Zukunft reicht, ist gleichwohl von Jugend auf eine beinahe unglückliche Liebe zur direkten Zeitungswirkung lebendig. Die radikale Zeitschrift, die er schon 1839 mit dem Bibelkritiker Bruno Bauer gründen will, kommt über den Zustand des Projekts nicht hinaus; seine erste politische Arbeit, die niederschmetternde Kritik der Zensurinstruktionen, für Ruges Deutsche Jahrbücher geschrieben, erlebt viele Schwierigkeiten, aber nicht das Glück, gedruckt zu werden, auch nicht, als Ruge schon in Zürich ist und seine Zeitschrift „Anecdota philosophica“ heißt. Bei der „Rheinischen Zeitung“ in Köln, die von bourgeois Geldsäcken und junghegelianischen Köpfen gegründet worden ist, rückt Marx, wenige Monate nachdem er seinen ersten Beitrag geschickt hat, zum Chefredakteur auf; sein Geschick, an die Dinge anzuknüpfen, wie sie nun einmal liegen, und versteinerte Zustände zum Tanzen zu bringen, indem er ihnen ihre eigene Melodie vörpfeift, sichern dem Blatt Abnehmer genug, doch macht die Zensur am 17. März 1843 auch dieser journalistischen Herrlichkeit ein Ende. Pech hat er dann mit der „Deutschen Brüssler Zeitung“, und auch die „Neue Rheinische Zeitung“, ein demokratisches Organ, dessen leitender Redakteur Marx vom 1. Juni 1848 an ist, endet nach Geschworenenprozessen mit seiner Ausweisung und der Einstellung des Blattes. Er verkauft alles, um Setzer, Papierhändler, Administrationspersonal, Korrespondenten und Redaktion zu bezahlen, nur das Silber-

zeug seiner Frau wandert ins Frankfurter Pfandleihhaus, damit er von neuem mit seiner Familie ins Exil gehen kann.

Friedrich Engels ist sein alter ego. Nicht minder Stilist als sein abgöttisch verehrter Freund, schreibt er dessen Ideen mit solchen Worten nieder, daß Marx später selbst seine und seines Wahlbruders Artikel nicht unterscheiden kann; Sinn für politische Aktualität und augenblickliche Konstellation auf dem Planetarium der Volkswirtschaft und des Militarismus ist bei Engels stärker als bei Marx entwickelt.

Köln, 6. November.

Die kroatische Freiheit und Ordnung hat gesiegt und mit Mordbrand, Schändung, Plünderung, mit namenlos-verrückten Untaten ihren Sieg gefeiert. Wien ist in den Händen von Windischgrätz, Jelachich und Auersperg. Hekatonben von Menschenopfern werden dem greisen Verräter Latour in sein Grab nachgeschleudert.

Alle düsteren Vorhersagungen unseres Wiener Korrespondenten haben sich bestätigt, und vielleicht ist er selbst in diesem Augenblicke schon abgeschlachtet.

Einen Moment hofften wir Wiens Befreiung durch ungarischen Sukkurs, und noch sind uns die Bewegungen der ungarischen Armee rätselhaft.

Verrat jeder Art hat Wiens Fall vorbereitet. Die ganze Geschichte des Reichstags und des Gemeinderats seit dem 6. Oktober ist nichts als eine fortgesetzte Geschichte des Verrats. Wer war repräsentiert im Reichstag und Gemeinderat? Die Bourgeoisie.

Ein Teil der Wiener Nationalgarde ergriff

gleich im Beginn der Oktoberrevolution offene Partei für die Kamarilla. Und am Schlusse der Oktoberrevolution finden wir einen andern Teil der Nationalgarde, im Kampfe mit dem Proletariat und der akademischen Legion, im geheimen Einverständnisse mit den kaiserlichen Banditen. Wem gehören diese Fraktionen der Nationalgarde an? Der Bourgeoisie.

Wer lief in Scharen aus Wien fort und überließ der Großmut des Volkes die Überwachung der hinterlassenen Reichtümer, um es für seinen Wachtdienst während der Flucht zu verlästern und bei der Wiederkehr niedermetzeln zu sehen? Die Bourgeoisie.

Wessen innerste Geheimnisse spricht der Thermometer aus, der bei jedem Lebensatem des Wiener Volkes fiel, bei jedem Todesröcheln desselben stieg? Wer spricht in der Runensprache der Börsenkurse? Die Bourgeoisie.

Die „deutsche Nationalversammlung“ und ihre „Zentralgewalt“ haben Wien verraten. Wen repräsentieren sie? Vor allem die Bourgeoisie.

Der Sieg der „kroatischen Ordnung und Freiheit“ zu Wien war bedingt durch den Sieg der „honetten“ Republik zu Paris. Wer siegte in den Junitagen? Die Bourgeoisie.

Mit ihrem Siege zu Paris begann die europäische Konterrevolution ihre Orgien zu feiern.

In den Februar- und Märztagen scheiterte überall die bewaffnete Macht. Warum? Weil sie nichts als die Regierungen selbst vertrat. Nach den Junitagen hat sie überall gesiegt, weil die

Bourgeoisie sich überall im geheimen Einverständnisse mit ihr befindet, während sie andererseits die offizielle Leitung der revolutionären Bewegung in ihrer Hand hat und alle jene halben Maßregeln ins Werk setzt, deren naturgemäße Frucht der Abortus ist.

In Frankreich aber trat die Bourgeoisie an die Spitze der Konterrevolution, nachdem sie jede Schranke, die der Herrschaft ihrer eigenen Klasse im Wege stand, niedergeworfen hatte. In Deutschland befindet sie sich gedrückt im Gefolge der absoluten Monarchie und des Feudalismus, ehe sie auch nur die ersten Lebensbedingungen ihrer eigenen bürgerlichen Freiheit und Herrschaft sichergestellt. In Frankreich trat sie als Despot auf und machte ihre eigene Konterrevolution. In Deutschland tritt sie als Sklavin auf und macht die Konterrevolution ihrer eigenen Despoten. In Frankreich siegte sie, um das Volk zu demütigen. In Deutschland demütigte sie sich, damit das Volk nicht siege. Die ganze Geschichte zeigt keine schmachvollere Erbärmlichkeit als die der deutschen Bourgeoisie.

Der nationale Fanatismus der Tschechen war das gewaltigste Werkzeug der Wiener Kamarilla. Die Verbündeten sind sich schon in die Haare gefallen. Unsere Leser werden den Protest der Prager Deputationen gegen die schnöden Ungezogenheiten, womit sie zu Olmütz begrüßt wurden, in dieser Nummer abgedruckt finden.

Es ist dies das erste Symptom des Krieges, der zwischen der slawischen Partei und ihrem

Heros Jelachich mit der Partei der einfachen, über alle Nationalität erhabenen Kamarilla und ihrem Heros Windischgrätz beginnen wird. Seinerseits ist das deutsche Landvolk von Österreich noch nicht pazifiziert. Seine Stimme wird durch die österreichische Völkerkatzenmusik gellend durchdringen. Und von einer dritten Seite läßt sich die Stimme des völkerfreundlichen Zaren bis nach Pest vernehmen; seine Scharfrichter harren des entscheidenden Worts in den Donaufürstentümern.

Endlich müßte der letzte Beschluß der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt, der das deutsche Österreich in das Deutsche Reich inkorporiert, allein zu einem Riesenkonflikte führen, wenn nicht die deutsche Zentralgewalt und die deutsche Nationalversammlung ihren Beruf darin erfüllt fänden, auf die Bühne zu treten, um ausgezischt zu werden von dem europäischen Publikum. Trotz ihrer gottergebenen Resignation wird der Kampf in Österreich sich in Riesen dimensionen entfalten, wie die Weltgeschichte sie noch nie gesehen hat.

In Wien ist soeben der zweite Akt des Dramas aufgeführt worden, dessen ersten Akt man zu Paris spielte, unter dem Titel: Die Junitage. Zu Paris Mobile, zu Wien „Kroaten“ — in beiden Lazzaronis, bewaffnetes und erkaufte Lumpenproletariat gegen das arbeitende und denkende Proletariat. Zu Berlin werden wir bald den dritten Akt erleben.

Gesetzt, die Konterrevolution lebte in ganz Europa durch die Waffen, sie würde in ganz

Europa sterben durch das Geld. Das Fatum, das den Sieg kassieren würde, wäre der europäische — Bankerott, der Staatsbankerott. An den „ökonomischen“ Pointen brechen die Spitzen der Bajonette wie mürber Zunder.

Aber die Entwicklung wartet den Verfalltag jener Wechsel nicht ab, die die europäischen Staaten auf die europäische Gesellschaft gezogen haben. In Paris wird der vernichtende Gegenschlag der Junirevolution geschlagen werden. Mit dem Siege der „roten Republik“ zu Paris werden die Armeen aus dem Innern der Länder an und über die Grenzen ausgespien werden und die wirkliche Macht der ringenden Parteien wird sich rein herausstellen. Dann werden wir uns erinnern an den Juni, an den Oktober, und auch wir werden rufen: Vae Victis!

Die resultatlosen Metzeleien seit den Juni- und Oktobertagen, das langweilige Opferfest seit Februar und März, der Kannibalismus der Konterrevolution selbst wird die Völker überzeugen, daß es nur ein Mittel gibt, die mörderischen Todeswehen der alten Gesellschaft, die blutigen Geburtswehen der neuen Gesellschaft abzukürzen, zu vereinfachen, zu konzentrieren, nur ein Mittel — den revolutionären Terrorismus.

KARL MARX UND FRIEDRICH ENGELS

POLENDEBATTE IM FRANKFURTER PARLAMENT

(„Neue Rheinische Zeitung“, 3. September 1848)

Köln, 31. August.

Auf die Tribüne schreitet mit ritterlich-galan-tem Anstand und selbstgefälligem Lächeln der bel-homme der Versammlung, der deutsche Bay-ard ohne Furcht und Tadel, der Exfürst (§ 6 der Grundrechte) von Lichnowsky. Mit dem reinsten Akzent des preußischen Leutnants und mit ver-ächtlicher Nonchalance debitiert er die wenigen Gedankenspäne, die er der Versammlung mitzu-teilen hat.

Der schöne Ritter bildet in dieser Debatte ein durchaus notwendiges Moment. Wer an den Her-ren Goeden, Senff und Kerst sich noch nicht hin-länglich genug davon überzeugt hat, welche ach-tungswerten Leute die Deutschpolen sind, der kann an dem Ritter Lichnowsky sehen, welche unästhetische Erscheinung — trotz der netten Figur — der verpreußte Slawe ist. Herr Lich-nowsky ist der Stammverwandte der Deutsch-polen, er vervollständigt die Akten durch sein bloßes Auftreten auf der Tribüne. Der in den preußischen Krautjunker aufgegangene Slachcic aus der Wasserpolakei liefert uns ein lebendes Exempel von dem, was die liebevolle preußische

Regierung aus dem posenschen Adel zu machen gedenkt. Herr Lichnowsky ist trotz aller seiner Beteuerungen kein Deutscher, er ist ein „reorganisierter“ Pole; er spricht auch kein Deutsch, sondern Preußisch.

Herr Lichnowsky beginnt mit der Beteuerung seiner ritterlichsten Sympathie für die Polen, er macht Herrn Janiszewski Komplimente, er vindiziert den Polen „die große Poesie des Märtyrertums“, und schlägt dann plötzlich um: Warum haben diese Sympathien abgenommen? Weil in allen Insurrektionen und Revolutionen „die Polen in erster Linie auf den Barrikaden waren“! Das ist allerdings ein Verbrechen, das nicht mehr vorkommt, sobald die Polen „reorganisiert“ sind; wir können übrigens dem Herrn Lichnowsky die beruhigende Versicherung geben, daß auch unter der „polnischen Emigration“, auch unter dem nach ihm so tief gesunkenen polnischen Adel in der Verbannung Leute sind, die sich von aller Berührung mit den Barrikaden gänzlich unbefleckt erhielten.

Jetzt folgt eine heitere Szene. Lichnowsky: „Die Herren von der Linken, welche die vergilbten Parlamente mit Füßen treten, haben auf eine auffallende Weise das historische Recht heraufbeschworen. Es gibt kein Recht, ein Datum für die polnische Sache mehr als ein anderes in Anspruch zu nehmen. Für das historische Recht gibt es kein Datum nicht.“ (Großes Gelächter auf der Linken.)

„Für das historische Recht gibt es keinen Datum nicht.“ (Großes Gelächter auf der Linken.)

Präsident: „Meine Herren, lassen Sie doch den Redner den Satz ausführen, unterbrechen Sie ihn nicht.“

Lichnowsky: „Das historische Recht hat keinen Datum nicht.“ (Gelächter auf der Linken.)

Präsident: „Ich bitte, den Redner nicht zu unterbrechen, ich bitte um Ruhe!“ (Unruhe.)

Lichnowsky: „Es gibt für das historische Recht keinen Datum (Bravo und Heiterkeit auf der Linken), welches einem früheren Datum gegenüber ein größeres Recht vindizieren könnte!“

Hatten wir nicht recht, zu sagen, der edle Ritter spreche kein Deutsch, sondern Preußisch?

Das historische Recht, das keinen Datum nicht hat, findet einen furchtbaren Gegner an unserem edlen Paladin: „Gehen wir in der Geschichte weiter zurück, so finden wir (in Posen) viele Kreise, die schlesisch und deutsch waren; gehen wir noch weiter, kommen wir auf die Zeit, wo Leipzig und Dresden durch Slawen erbaut worden sind, und dann kommen wir auf Tacitus und Gott weiß, wohin uns die Herren führen würden, wenn wir auf dies Thema eingingen.“

Es muß schlimm in der Welt stehen. Die Güter der preußischen Ritterschaft müssen unrettbar verpfändet, die jüdischen Gläubiger müssen furchtbar dringend geworden sein, die Verfalltage der Solawechsel müssen sich überstürzen, Subhastation, Körperhaft, Entlassung aus dem Dienst wegen leichtsinnigen Schuldenmachens, alle diese Schrecken der blassen Finanznot müs-

sen die preußische Ritterschaft mit unaufhaltsamem Ruin bedrohen, ehe es dahin kommen konnte, daß ein Lichnowsky dasselbe historische Recht bekämpft, für das er sich in der Tafelrunde des Don Carlos die Rittersporen verdiente!

Allerdings, Gott weiß, wohin die Herren Gerichtsvollzieher die magere Ritterschaft führen würden, wenn wir auf das Thema des historischen Schuldenrechts eingehen wollten! Und doch, sind die Schulden nicht die beste, die einzig entschuldigende Eigenschaft der preußischen Paladine?

Auf sein Thema übergehend, meinte der belhomme, man dürfe den Deutschpolen gegenüber nicht „mit dem unklaren Bilde einer im fernsten Dunkel liegenden Zukunft Polens (!) auftreten“, er meint, die Polen würden sich an Posen nicht genügen lassen: „Wenn ich die Ehre hätte, ein Pole zu sein, dann dächte ich alle Morgen und alle Abend daran, das alte Königreich Polen wiederherzustellen.“ Da aber Herr Lichnowsky nicht „die Ehre hat“, da er nur ein reorganisierter Wasserpole ist, so denkt er „alle Morgen und alle Abend“ an ganz andere, weniger vaterländische Dinge. „Um ehrlich zu sein, muß ich sagen, einige hunderttausend Polen müssen Deutsche werden, was, aufrichtig gesagt, auch für sie kein Unglück wäre nach den jetzigen Verhältnissen.“ Im Gegenteil, wie schön, wenn die preußische Regierung eine neue Pflanzschule anlegte, um noch mehr von dem Holze wachsen zu lassen, woraus man die Lichnowskys schneidet.

In gleicher liebenswürdig-nonchalanter Weise, die im Grunde für die Damen auf der Galerie berechnet, aber auch für die Versammlung selbst immer noch gut genug ist, plaudert der schnurrbartkräuselnde Ritter noch eine Zeitlang weiter, und schließt dann: „Ich habe nichts mehr zu sagen, beschließen Sie jetzt; nehmen Sie 500 000 Deutsche unter uns auf, oder geben Sie sie weg, ... aber dann streichen Sie auch das Lied unseres alten Volkssängers: So weit die deutsche Zunge klingt, und Gott im Himmel Lieder singt. Streichen Sie dies Lied!“

Es ist allerdings schlimm, daß der alte Arndt bei seinem Liede nicht an die polnischen Juden und ihr Deutsch gedacht hat. Aber glücklicherweise ist unser oberschlesischer Paladin da. Wer kennt nicht die alten, im Laufe der Jahrhunderte ehrwürdig gewordenen Verpflichtungen des Adels gegen die Juden? Was der alte Plebejer übersah, dessen erinnert sich der Ritter Lichnowsky.

Soweit ein polnischer Jude Deutsch kauderwelscht,

Auf Wucher leiht, Münz und Gewicht verfälscht,

so weit reicht das Vaterland des Herrn Lichnowsky!

KAREL HAVLIČEK-BOROVSKÝ

SCHWARZ — ROT — GOLD

(„Národní Noviny“, 5. August 1850)

Havlíček ist der politische Publizist der tschechischen Nation. Ein Satiriker, voll von Einfällen und epigrammatischer Formulierungskraft (seine absichtlich grotesken Reime erinnern an die Heines), ein Journalist von großer Vehemenz, will er seinem Volk, dessen Schicksal er mit dem des irischen vergleicht, die Freiheit verschaffen, und steht 1849 an der Spitze der tschechischen Emanzipationsbewegung. Da die Deutschen Österreichs zu Stützen der reaktionären, zentralistischen bürokratischen und aristokratischen Regierungen Habsburgs werden, gilt sein Spott, sein Haß ihnen. Die österreichische Regierung des Nachmärz läßt den unerschrockenen Redakteur der „Národní Noviny“ (Nationale Zeitung) und des „Slovan“ (Der Slawe) mit Gendarmen nach Brixen bringen, wo er im Exil leben soll. An Leib und Seele gebrochen, kehrt er nach Prag zurück und stirbt hier 1856, ohne daß sich an seinem Totenbett und zu seinem Begräbnis allzuvielen seiner Kompatrioten einzufinden wagen. Erst das Andenken des Toten wird durch die allgemeine Anerkennung seiner unermüdlichen Angriffslust, seiner nicht zu trübenden Ideenstärke und seiner grundlegenden Wirksamkeit auf dem Gebiete der Aufklärung und Agitation gefeiert.

In Wien werden jetzt Zeitungen geboren wie die Fliegen; vielleicht nirgendwo in der Welt ist es für die Zeitschriften so günstig wie hier in Wien. Das Preßgesetz, welches vom Ministerium

erlassen wurde, gilt hier ebensowenig, wie der Koran. Jeder druckt und schreibt wie er es für gut (oder eigentlich: für schlecht) befindet. Die Bevölkerung Wiens verhält sich zu diesen Zeitschriften, die man hier überall in den Gassen verkauft, und auf besonderen Wagen Tag und Nacht mit Ausrufern umherfährt, ununterbrochen kühl. In unseren Gegenden sind diese Erzeugnisse des Wiener Geistes wenig bekannt, außer vielleicht aus den Beschimpfungen, mit welchen sie unsere „Gutgesinnten“ fortwährend verfolgen; es wird daher vielleicht manchen freuen, mit diesen Wiener Früchten ein wenig Bekanntschaft zu schließen. Heute sei unsere Aufmerksamkeit einer Zeitschrift gewidmet, die unter dem Namen „Schwarz — Rot — Gold“, Vereinsblatt der Deutschen in Österreich“, unser allerliebster Freund, Hr. Löhner, herausgibt. Es hat vier Redakteure, welche sind: Dr. Kuh, J. Rank, A. W. Schopf und F. Uhl. Das Motto auf dem ersten Blatt, welches am 11. Juli herauskam, lautet: „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt.“ Das heißt: zuerst der Deutsche und dann der Mensch. Deutschland über alles, auch über die Gerechtigkeit. Bis jetzt sind allerdings erst vier Nummern erschienen, aber schon aus ihnen haben wir die Überzeugung gewonnen, daß es auf der Welt keinen Menschen gibt, den zu germanisieren Herr Löhner nicht für richtig halten würde. Die Zeitschrift ist das Organ des Vereines, der sich besonders das Ziel auferlegt hat, unsere deutschen Gegenden (in Böhmen, Mähren, Schlesien) gegen

uns aufzureizen, und mit anderen sogenannten Zentralvereinen in Reichenberg, Leitmeritz, Rumburg, Saaz, Karlsbad und Eger in ständiger Verbindung steht, was hier deshalb vermerkt sei, damit unsere Konnationalen sich auch auf der andern Seite gegen diese Absichten rechtzeitig stellen können und in unseren deutschen Sprachgebieten zu unserem Nutzen und zur Befestigung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen den tschechischen Bewohnern sich bemühen.

Sehen wir also, was wir von „Schwarz—Rot—Gold“ zu gewärtigen haben. Gleich in der ersten Nummer lesen wir: „Einfach und klar ist, was wir wollen. Wir wollen das vereinigte Deutschland, ein deutsches Österreich... Unser Deutschtum klebt nicht an der Scholle, nicht daran, wo jemand geboren wurde, nicht an der Mundart, sondern an der edlen Tat und der mutigen Gesinnung... Deshalb unser höchstes Gesetz: „Liebe die Humanität über alles, Deutschland durch sie und Österreich durch Deutschland!“ Das heißt kurz gesagt: „Ich glaube, daß nur die Deutschen Menschen sind, daß sie über alle herrschen wollen, daß nur die Deutschen Verstand haben und daß die anderen Nationen warten müssen, bis etwas von dem Verstand übrig bleibt und auf sie kommt; von den Deutschen kommt alles Gute auf der Erde. Wir wollen nicht viel: nur ganz Österreich germanisieren und als Deutschen betrachten wir nicht nur den, der in Deutschland geboren ist, oder deutsch spricht, sondern jeden, den wir dazu zwingen können, ein Deutscher zu

sein. Übrigens versteht sich von selbst, daß andere Nationen gegen uns nur Auswurf sind, nur wir Deutschen sind edel und mutig.“ Ihr seid schon so aufgeblasen, daß ihr euch nicht stärker aufblasen könnt und platzen müßt wie der Frosch im Märchen, ihr lieben Herren!

In der zweiten Nummer lesen wir im Sitzungsbericht jenes deutschen Vereins vom 11. Juli in Wien, daß der Antrag gestellt wurde, daß alle Nationalgarden in den sogenannten deutschösterreichischen Gebieten die deutsche Kokarde neben der ihrer Provinz tragen sollen. Hm! In der Debatte wurde gesagt, „daß die slawischen Nationen, welche den deutschen Schutz genießen (Wenzel, lache!), aus Dankbarkeit auch die deutsche Kokarde tragen sollen, und daß man daher bei den Kommanden der Nationalgarden einen diesbezüglichen Befehl erwirken möge.“ Schließlich hat aber der ganze Verein beschlossen, diese Angelegenheit vorläufig zu vertagen.

Auf diese Weise durch die Gnade des Vereines vorläufig vom Tragen der Trikolore von Tinte, Blut und Galle verschont, können wir weiterlesen. Wir finden in Nummer vier eine denkwürdige Zuschrift aus Eger vom 11. Juli und darin dieses: „Windischgrätz hat für diesmal Prag für Österreich gerettet. Die österreichische Sache war diesmal die deutsche Sache und deshalb kann man sagen, daß er Prag fürs Deutschtum gerettet habe. Im übrigen aber liegt ihm das Deutschtum wenig am Herzen, wie wir alle wissen, und wenn es der Kaiser verlangt, wird er

auch gegen Deutschland ziehen. Aber er ist ein Mann von römischem Charakter, durch und durch ehrenhaft und wir dürften ihn noch sehr brauchen.“ So viel für heute zur Kenntnis einer der hiesigen Zeitschriften. Die übrigen sind ihr sehr ähnlich. Die Deutschen haben sehr viele schöne Auslegungen für ihre Trikolore, aber dieses Löwnersche Schwarz—Rot—Gold gibt bloß Anlaß zu einer originellen Auslegung: schwarz bedeutet die Nacht, rot den Truthahn und gelb ist die Galle.

VICTOR HUGO

DER PARLAMENTARISMUS

(Aus der Schrift „Napoléon le Petit“, 1852)

Als Napoleon III. den Staatsstreich verübt hatte, schlug er an die Straßenecken die Proskriptionsliste der Verräter an, jener, die den Namen Frankreichs in den Kot gezerzt hatten; als Listenführer der Vogelfreien las man: Victor Hugo. Das Plebiszit, das Napoleon achtzehn Tage nach seinem Gewaltstreich, am 20. Dezember 1851, erzwang, nahm Victor Hugo (der diese Volksabstimmung im voraus als erpreßt und als erschwindelt gekennzeichnet hatte) die Hoffnung auf den schnellen Sturz des skrupellosen Abenteurers. Seine Familie hatte er schon vorher nach Jersey gesandt, nun flüchtete er zu ihr. Sein „Napoléon le Petit“ (Brüssel 1852) und die 7000 Verse der „Châtiments“ (1853), die er im Exil aufs Papier schleudert, sind Haß und Zorn eines Giganten. „Napoleon der Kleine“ ist der erste Bericht, der den „18. Brumaire des Louis Bonaparte“ pragmatisch schildert, und ist gleichzeitig ein in Flammenschrift abgefaßter Akt der Anklage. Der Reichtum an Bildern, der Schwung der Sätze, der Reichtum an Worten hebt dieses blutigste, wütendste Pamphlet in den Bereich der Dichtung.

Es wurde ein weiter Saal aufgesucht und mit Stufensitzen umgeben. Dann nahm man Bretter und baute eine Art Gerüste in der Mitte des Saales. Nachdem das Gerüste fertig war, ließen, was man damals die Nation nannte, nämlich die Geistlichkeit in ihren roten und violetten Chorrocken, der Adel mit weißen Federbüschen und

den Degen an der Seite, und die Bourgeoisie, in schwarzem Kleide, sich auf ihre Sitze nieder. Kaum saßen sie, so erblickten sie eine außerordentliche Erscheinung auf dem Gerüste. — Was ist das für ein Ungeheuer? sagten die einen; wer ist dieser Riese? fragten die andern. Es war eine seltsame, unerwartete, unbekannte Gestalt, die, plötzlich aus dem Schatten hervortretend, erschreckte und gleichwohl die Blicke unwillkürlich anzog. Das Gesicht war von einer häßlichen Krankheit gleichsam zum Tigerkopfe verunstaltet; es schien, als ob alle Laster alle Häßlichkeiten zugleich auf dieser Larve abgelagert hätten. Wie die Bourgeoisie, so war die Gestalt schwarz, das heißt in Trauer gekleidet. Die Versammlung, wie geblendet von dem wilden Blicke, der halb Vorwurf, halb Drohung zu sein schien, betrachtete sie mit einer Neugierde, in welche sich Entsetzen mischte. Die Gestalt erhob die Hand. Es ward stille.

Jetzt hörte man bezaubernde Worte aus diesem entstellten Antlitze hervorgehen. Es war die Stimme der neuen Zeit, die durch den Mund der alten Zeit sprach; es war 89, das sich erhob, und das rächende Wort ergriff, um vor Gott und den Menschen die Monarchie ob ihrer Frevel anzuklagen; es war die Vergangenheit, ein erhabenes Schauspiel, noch die Beulen der erwähnten Fesseln tragend, mit gebrandmarktem Rücken, ein alter Sklave, ein alter Sträfling, die gedrückte Vergangenheit, welche mit lauter Stimme die Zukunft, die befreiende Zukunft anrief. Das war der Unbekannte; das waren seine Worte.

Bei seiner Rede, zuweilen dem Donner ähnlich, überkam ein Zittern die Vorurteile, Entstellungen, Mißbräuche, den Fanatismus und die Irrtümer von gestern, die Intoleranz und die Unwissenheit, die fiskalischen Bedrückungen, die barbarischen Strafen, die hinfälligen Behörden und Ämter, die überlebten Gesetzbücher und Vorschriften, alles mit einem Worte, was unterzugehen bestimmt war, und der große Einsturz der alten Zeit begann.

Diese furchtbare Erscheinung hat einen Namen in der Erinnerung der Menschen zurückgelassen. Man sollte sie die *Revolution* nennen; sie heißt *Mirabeau*.

Von dem Tage an, wo dieser Mann den Fuß auf das Gerüste gesetzt, verklärte es sich: die französische Tribüne war begründet.

Die französische Tribüne! Es gehörte ein Buch dazu, um zu sagen, was alles in diesem Worte enthalten ist. Die französische Tribüne, das heißt, seit sechzig Jahren das lebendige Wort des menschlichen Geistes. Des menschlichen Geistes, der alles ausspricht, alles vergleicht, alles zusammenfügt und befruchtet, das Gute und das Böse, das Wahre und das Falsche, das Recht und das Unrecht, das Hohe, das Niedere, die Leidenschaft wie die Vernunft, die Liebe wie den Haß, die Materie wie das Ideal, die aber zuletzt, denn das ist schließlich ihr erhabenes, unvergängliches Verdienst, die Nacht herbeiruft, um den Tag zu erzeugen, das Chaos, um zu dem Leben durchzudringen, die Revolution, die Republik zu grüßen.

Wir erzählen, was über diese Tribüne hingegangen ist, was sie erlebt, was sie vollbracht hat, von welchen Stürmen sie bedroht ward, welche Begebenheiten von ihr geschaffen worden sind, welche Männer sie mit ihrem Geschrei erschüttert, welche Männer sie durch ihre Rede geweiht haben.

Nach Mirabeau — Vergniaud, Camille Desmoulins, Saint-Just, der strenge Jüngling, Danton, der ungeheure Redner, Robespierre, die Verkörperung jenes furchtbaren, unaussprechlichen Jahres! Dort war es, wo sich zornige Unterbrechungen der folgenden Art kreuzten: — Nun, ruft ein Redner des Konventes, wollen Sie mir heute das Wort abschneiden? — Ja, antwortet eine Stimme, und den Hals morgen! — Dort vernahm man jene stolze Anrede: Minister der Justiz, sagte General Foy zu einem unrechtlichen Siegelbewahrer, ich verurteile Sie, beim Hinausgehen aus dieser Versammlung l'Hôpitals Bildsäule anzusehen! — Ja, dort wurde alles verhandelt, die schlechten Sachen wie die guten; aber die guten allein haben zuletzt gewonnen; dort in Gegenwart des Widerstands, der Widersprüche, der Hindernisse, haben alle Streiter, sowohl die, welche die Zukunft, wie die, welche die Vergangenheit verteidigten, abwechselnd die Geduld verloren; dort hat sich, zuzeiten, die Wahrheit heftig, die Lüge wütend gezeigt; alle Schranken wurden überschritten. Auf dieser Tribüne hat die Guillotine ihren Redner gefunden, Marat; und die Inquisition den ihrigen, Montalembert; Terrorismus dort, im Namen des öffentlichen Wohls,

Terrorismus hier, im Namen Roms; Galle in beider Mund; und Beklemmung in der Versammlung. Während der Rede des einen glaubte man das fallende Beil zu sehen; wenn der andere sprach, war es, als ob man den knisternden Scheiterhaufen hörte. Dort haben die Parteien gekämpft, alle mit Erbitterung, manche mit Ruhm. Dort hat die königliche Macht das Volksrecht in der Person Manuela verletzt, die um dieser Verletzung willen in der Geschichte verklärt erscheint. Dort sind, die Vergangenheit, der sie gedient hatten, verschmähend, zwei finsterblickende Greise aufgetreten: Royer-Collard, mit der hochfahrenden Rechtlichkeit, Chateaubriand, der bittere Geist. Dort hat Thiers' Gewandtheit sich mit Guizots Stärke gemessen; dort war die Begegnung, das Handgemenge, der Wettkampf, und scharfe Gründe blitzten schwertergleich. Während länger als einem Vierteljahrhundert haben dort Haß und Wut, Fanatismus, Selbstsucht und Lüge, brüllend, heulend, zischend, mit hochauferichteter Gebärde, oder gekrümmt und gewunden, stets die nämlichen Verleumdungen ausstoßend, stets dieselbe Faust ballend, und seit des Heilands Zeiten den nämlichen Geifer ausspeiend, wie eine Sturmwolke dein heiteres Antlitz umwirbelt, o Wahrheit!

Das alles voll Leben und Wärme, oft lärmend, aber befruchtend und groß. Und wenn alles verhandelt, geprüft, untersucht und erwogen war, was ging aus dem Stoß hervor? Stets der Funken. Was aus dem Gewölke? Stets die Klarheit. Alles,

was der Sturm vermochte, war, den Strahl zu erschüttern und ihn zum Blitz zu verwandeln. Auf dieser Tribüne wurden alle Fragen aufgeworfen, erläutert, beleuchtet, und die meisten gelöst: Finanzen, Kreditwesen, Arbeit, Umtausch, Lohn, Staatsangelegenheiten, Gebietsstreitigkeiten, Krieg und Frieden. Dort erklang zum ersten Male das Wort, das eine neue Gesellschaft umfaßte: die Menschenrechte. Dort erdröhnte während fünfzig Jahren der Ambos, auf dem übermenschliche Kräfte die reinen Ideen schmiedeten, die Ideen, jene Schwerter des Volkes, jene Speere der Gerechtigkeit, jene Schilde des Rechtes. Dort sah man alle die, welche eine Glut in sich trugen, von sympathischem Hauche berührt und durchdrungen wie die Kohle, die sich im Winde rötet, die mächtigen Advokaten, wie Ledru-Rollin und Berryer, die großen Geschichtsschreiber, wie Guizot, die großen Dichter, wie Lamartine, plötzlich und ganz natürlich zu großen Rednern werden.

Diese Tribüne war ein Ort der Stärke und der Tugend. Unter ihren Augen, unter ihrer Eingebung, denn es ist als ob sie die Quelle derselben wäre, hat sich jede Art von Hingebung, Selbstverleugnung, Kraft und Unerschrockenheit entfaltet. Was uns angeht, so ehren wir den Mut, auch in den Reihen unserer Gegner. Eines Tages war die Tribüne in Schatten gehüllt, ein Abgrund schien sich vor ihr aufzutun; es toste um sie her wie Meeresrauschen, und plötzlich, in dieser unheimlichen Verwirrung, an dem Marmorrande,

wo Dantons nervige Faust sich krampfhaft festhielt, erblickte man einen abgeschnittenen Kopf auf einer Lanzenspitze. Boissy d'Anglas grüßt.

Jener Tag war drohend. Aber das Volk stürzt die Tribünen nicht um; sie gehören ihm an, und das Volk weiß es wohl. Man stelle eine Tribüne in den Mittelpunkt der Welt, und in kurzer Zeit, an den vier Ecken der Erde, wird die Republik erstehen. Die Tribüne strahlt für das Volk, das sich dessen wohl bewußt ist. Zuweilen zürnt es ihr, und schäumt in wilden Wogen um sie her, ja, selbst über sie hin, wie am 15. Mai; bald aber zieht es sich zurück, majestätisch wie der Ozean, und läßt sie aufrecht wie einen Leuchtturm. Das Volk ist nicht so töricht, die Tribünen zu zerstören, es überläßt diese Arbeit den Tyrannen, die allein ihren Vorteil dabei finden.

Wenn das Volk sich erhob, sich entzündete, sich erzürnte, wenn irgendein Mißverständnis, eine Täuschung seinen Rechtssinn in Aufruhr setzte; wenn es, über eine Tatsache, eine Handlung, eine Maßregel, ein Gesetz, einen Irrthum zum Zorn sich hinreißen ließ und der stolzen Ruhe entsagte, die seine Stärke ist, wenn es auf die öffentlichen Plätze strömte, mit dumpfem Rauschen und mit jenen furchtbaren Sprüngen, die einen Aufruhr, eine Insurrektion, vielleicht gar Bürgerkrieg und Revolution verkünden, so war die Tribüne da. Eine geliebte Stimme ließ sich vernehmen, dem Volk sagend: Haltet ein, seht, hört und urteilt! *Si forte virum quem conspexere, silent*; das war ebenso wahr in Paris als zu

Rom: Alsbald war das Volk besänftigt. O Tribüne! Grundpfeiler der Männer von Kraft! Von dir ging die Beredsamkeit, das Gesetz und seine Gewalt, Vaterlandsliebe, Hingebung und alle großen Gedanken aus, die den Menschen zähmen und den Löwen bändigen.

Es ist keine Art von Geistern, keine Gattung von Intelligenz, kein Genie, die nicht innerhalb dieser sechzig Jahre, in diesem widerhallendsten aller Räume, das Wort ergriffen hätten. Von der ersten konstituierenden Versammlung bis zur letzten, von der ersten gesetzgebenden Versammlung bis zu der jüngsten, durch den Konvent, die Ratsversammlungen und die Kammer hindurch, zählt einmal die Männer alle, wenn ihr könnt! Eine homerische Völkerschau! Seht, in dieser Reihenfolge, welche Kontraste, von Danton an bis zu Thiers! Welche Ähnlichkeiten, von Barrère bis zu Baroche, von Lafayette bis zu Cavaignac. — Welche Talente! Welche mannigfaltige Begabung! Welches Ringen der Wahrheit gegen den Irrtum in' allen Gestalten! Welches Gären in den Geistern! Und, im Dienste des Fortschrittes, welcher Austausch von Wissen, Philosophie, Leidenschaft, Überzeugung, Erfahrung, Sympathie und Beredsamkeit! Welche Strömung befruchtender Wärme, welch unermeßliche Lichtmasse!

Seit Mirabeau bestand in der Welt, in der menschlichen Gesellschaft und Gesittung, ein Höhepunkt, eine höchste Lichtstelle, eine oberste Zinne, ein Gipfel: die französische Tribüne, als

wundervolles Merkzeichen für die schreitenden Geschlechter, als strahlende Spitze in Zeiten der Ruhe, ein Leuchtturm in Sturmesnacht. Vom äußersten Winkel der gesitteten Welt hielten die Völker ihre Blicke auf diese Höhe geheftet, von woher das Licht des menschlichen Geistes erglänzte. Wenn die Finsternis sie umhüllte, vernahmen sie von da eine mächtige Stimme, inmitten der Schatten: *admonet et magna testatur voce per umbras*, eine Stimme, die urplötzlich, wenn die Stunde kam, gleich dem Hahnruf vor dem nahen Tag, wie der Schrei des Adlers vor Sonnenaufgang, als Kriegstrompete oder als Gerichtsposaune ertönte. Auf ihren Ruf rafften sich die toten Heldenvölker: Polen, Ungarn, Italien, aus ihren Gräbern auf, schüttelten ihr Leichentuch ab und griffen nach dem Schwerte. Bei der Stimme Frankreichs tat sich der leuchtende Himmel der Zukunft auf; — tief unten, in der Finsternis, beugte der alte Despotismus, geblendet und voll Entsetzen, seine Stirn, während hoch über den Wolken, das Haupt zu den Sternen empor, der Erzengel der Völker, die Freiheit, mit ausgebreiteten Schwingen und das flammende Schwert in der Hand, am Firmamente strahlte.

Diese Tribüne war der Schrecken der Tyrannei und des Fanatismus jeder Art, die Hoffnung aller, die in der Unterdrückung seufzten. Wer den Fuß auf ihre Gipfel setzte, fühlte deutlich die Pulsschläge des großen Menschenherzens; und wofern seine Absicht redlich war: wie ihm die Seele schwoll und nach außen leuchtete.

Ein umfassendes Gefühl bemächtigte sich seiner, und erfüllte seinen Geist, wie der Wind die Segel schwellt; so lang er auf diesen vier Brettern stand, war er stärker und besser; er war sich bewußt, daß er in diesem geweihten Augenblicke das Gesamtleben der Nationen in sich trug, und dieses Bewußtsein ließ ihn gute Worte finden für alle. Jenseits der Schranken der Versammlung, die zu seinen Füßen saß, oft in der aufgeregtesten Stimmung, schaute er das Volk, aufmerksam, ernst, mit gespannten Ohren und den Finger auf dem Munde, und jenseits des Volkes die Menschheit, sinnend im Kreise und horchend.

Solches war die große Tribüne, von welcher herab ein Mensch zu der Welt sprach.

Diese stets bewegte Tribüne entsendete unaufhörlich ihre Worte, gleich tönenden Wellenschlägen, gleich unermesslichen Schwingungen, von Ideen und Gefühlen, von Flut zu Flut, von Volk zu Volk bis an die entlegenste Grenze der Erde, wo sie den intelligenten Wellen, die man Seelen nennt, ihre Bewegung, ihr eigenes Leben mitteilte. Oft wußte man nicht, warum dieses oder jenes Gesetz, dieses oder jenes Gebäude, diese oder jene Einrichtung dort in der Ferne, weit über die Grenzen, über die Alpen hinaus, zu wanken anfangen: das Papsttum jenseits der Alpen, der Thron des Zars am Endpunkte von Europa, die Sklaverei in Amerika, die Todesstrafe allenthalben. Die französische Tribüne hatte erbebt. Zu gewissen Stunden bedeutete dieses Erbeben eine Erschütterung der Welt. Wenn die

französische Tribüne sprach, so ward der menschliche Gedanke aufmerksam; die gesprochenen Worte gingen hin in die Finsternis, durch den Raum, dem blinden Zufall folgend, gleichviel, in welcher Richtung; — eitel Wind, unerquickliches Getöse, sagten die trockenen Herzen, die nur von Ironie leben, und am folgenden Tage, oder drei Monate, oder ein Jahr später, fiel etwas auf der Oberfläche der Erde zusammen, oder etwas Neues quoll hervor. — — Wer hatte das getan? — Jenes Geräusch, das verhallt, jener Wind, der verweht war. Wind, Geräusch, das heißt das Wort in seiner geheimnisvollen Macht. Aus dem Worte Gottes ist die Schöpfung der Wesen entsprungen; aus dem Worte des Menschen wird die Gesellschaft der Völker hervorgehen.

Der Redner, so lange er diese Tribüne einnahm, war nicht mehr ein bloßer Mensch; er war jener geheimnisvolle Arbeiter, den man, des Abends, in der Dämmerung, mit großen Schritten durch die Furchen schreiten sieht. Er wirft mit der Gebärde eines Herrschers den Keim, den Samen, die zukünftige Ernte, den Reichtum des nächsten Sommers, das Brot, das Leben in den Raum vor sich hin. Er geht und kommt, hin und her; seine Hand ist abwechselnd voll und leer, er wirft immerfort; die finstere Ebene belebt sich, die Tiefe der Natur tut sich auf, der unbekannte Abgrund der Schöpfung beginnt seine Arbeit, der zögernde Tau fällt nieder, das Haferkörnchen schauert und denkt an die Ähre, die es erzeugt; die Sonne, hinter dem Hügel sich bergend, liebt

des Menschen Werk und weiß, daß ihre Strahlen nicht verloren sind. Eine heilige und geheimnisvolle Werkstatt!

Der Redner ist der Sämann. Er nimmt in seinem Herzen seinen Instinkt, seine Leidenschaft, seinen Glauben, seine Leiden, seine Träume, seine Ideen, und streut sie mit vollen Händen mitten unter die Menschen. Jedes Gehirn ist für ihn eine Furche. Ein Wort von der Tribüne faßt stets irgendwo Wurzel und wird eine Frucht. Ihr sagt: es ist nichts, es ist jemand, der spricht, und ihr zuckt die Achseln. Kurzsichtige Geister! Es ist eine Zukunft, die keimt; eine Welt, die ersteht!

Die Welt hat zwei große Aufgaben zu lösen: der Krieg muß verschwinden und die Eroberung muß fortbestehen. Diese zwei Postulate der zunehmenden Gesittung scheinen sich wechselseitig auszuschließen. Wie kann das eine erfüllt werden, ohne Verletzung des anderen? Wer konnte die doppelte Aufgabe zugleich lösen, wer löste sie wirklich? Die Tribüne.

Die Tribüne ist der Frieden, und ist die Eroberung zugleich. Wer verlangt Eroberung mit dem Schwerte? Niemand. Die Völker sind ein Vaterland. Wer wünscht die Eroberungen vermittelst der Idee? Jedermann. Die Völker sind die Menschheit. Zwei glänzende Tribünen beherrschten die Nationen, die englische, Geschäfte treibend, und die französische, Ideen schaffend. Von 1789 an hatte die französische Tribüne alle Prinzipien ausgearbeitet, welche den Endbegriff der Politik bilden, und sie hatte seit 1848 begon-

nen, alle Grundsätze festzustellen, die den Endbegriff der gesellschaftlichen Rechte und Pflichten ausmachen. Sobald ein Prinzip auftauchte und ans Tageslicht gedieh, schleuderte sie es völlig ausgerüstet in die Welt und sagte ihm: Geh hin! Das erobernde Prinzip trat seine Reise an, stieß an der Grenze auf die Zollwächter, und ging trotz der Spürhunde durch; begegnete den Schildwachen an den Stadttoren und drang ein, trotz des Verbotes; nahm die Eisenbahn, schiffte sich auf dem Paketboot ein, durchwanderte den Kontinent, setzte über die Meere, sprach die Vorübergehenden auf den Straßen an, setzte sich an den Herd der Familien, drängte sich ein, zwischen Freund und Freund, Bruder und Bruder, zwischen Mann und Frau, zwischen den Herrn und den Sklaven, zwischen das Volk und den König, und wenn jemand fragte: Wer bist du? so antwortete es: Ich bin die Wahrheit. — Woher kommst du? — Ich komme aus Frankreich. Sofort reichte der Fragende ihm die Hand, und das war besser als eine eroberte Provinz, es war eine eroberte Intelligenz. Von da an bestand zwischen Paris, der Mutterstadt, und jenem vereinzelter Menschen in seiner Einöde, und jener Stadt, die weit hinten in den Steppen oder Wäldern verborgen liegt, und jenem Volke, das unter dem Joche seufzt, eine Strömung von Gedanken und von Liebe. Unter dem Einflusse dieser Strömung wurden gewisse Nationalitäten schwächer, andre stärkten und erhoben sich wieder. Der Wilde fühlte sich minder wild, der Türke weniger

Türke, der Russe minder Russe, der Ungar mehr Ungar, der Italiener mehr Italiener. Nach und nach, und allmählich, dem Fortschritt zu nützen, zog der französische Geist die Nationen in seinen Bereich. Vermittelst der wundervollen französischen Sprache, welcher die Vorsehung, in meisterhafter Ausgleichung, Konsonanten genug verliehen hat, damit sie von den Völkern des Nordens, und hinlänglich Vokale, daß sie von den südlichen Nationen gesprochen werden könne, vermittelst dieser Sprache, die eine Macht der Gesittung und der Menschheit bildet, eroberte die Hochtribüne von Paris, Schritt für Schritt und lediglich durch die entsendeten Strahlen, die Völker, und machte sie französisch. Was auch die materiellen Grenzen Frankreichs sein mochten, für die moralischen gab es keine Verträge von 1815. Diese letzteren dehnten sich stets mehr, und rückten jeden Tag weiter hinaus, und in weniger als einem Vierteljahrhundert vielleicht hätte man gesagt: die französische Welt, wie man einst sagte: die römische Welt.

Das war, so bewährte sich für Frankreich seine Tribüne, ein unvergleichliches Schaffungswerkzeug von Ideen, ein großartiger Hebel der Zivilisation, der unablässig die Intelligenz der Welt zu höheren Stufen erhob und eine unermeßliche Lichtmasse über die Menschheit ausströmen ließ.

Diese Tribüne hat Herr Bonaparte vernichtet.

HENRIK IBSEN

DAS RENTENGESETZ IM STORTHING

(Aus dem „Andrhimner“ vom 18. Mai 1851)

Der Apothekerlehrling Henrik Ibsen, der um 1851 Vorlesungen an der Christianiaer Universität als „Wilder“ hört, redigiert während dreier Quartale das „Vereinsblatt“, das handschriftlich hergestellte Organ des „Studentersamfund“; er ruft darin zu öffentlicher Betätigung nationaler Kunstbemühung auf, zur Gründung der norwegischen Bühne. Im selben Jahr geht er zum Wochenblatt „Andrhimner“, wo er an der Seite der Herausgeber A. O. Vinje und Botten-Hansen gegen das ganze politische Freiheitswerk der Zeitgenossen zu Felde zieht. Nur für die radikale Arbeiterbewegung tritt er ein, was die Regierung nicht hindert, sie ganz zu unterdrücken. Da hat er von Politik und Journalismus genug für sein ganzes Leben, — aber doch steckt in jedem seiner Artikel der Dramatiker von später; speziell dessen Mängel treten in seiner Zeitungsprosa in nuce zutage.

Dem nachfolgenden Ibsenschen Parlamentsresumée liegt folgende Situation zugrunde: 1842 hatte das Storting den Zinsfuß für Schuldverschreibungen freigegeben, die nicht durch Pfand gedeckt waren und, auf eine Einlösefrist von höchstens sechs Monaten lauteten. Diese partielle Freigabe des Zinsfußes hatte Mißbrauch zur Folge, so daß sie wesentlicher Agitationsstoff in der Arbeiterbewegung von 1849 bis 1851 wurde; in manchen Orten fanden Revolten der armen Bevölkerung gegen die Wucherer statt, weshalb man im Storting über die Auflösung der Gesetze verhandelte.

Montag, der 12. Mai, war ein Tag, der in den Annalen der Gnade rot angestrichen werden muß: denn es ist, wie die Bibel sagt, mehr Freude über einen reuigen Sünder, denn über zehn Gerechte. Man verhandelte im Storting über den Antrag des Bankausschusses wegen Aufhebung der Rentengesetzgebung von 1842. Wem ist wohl dieses berühmte Gesetz unbekannt, unter dessen beschützenden Fittichen unsere „Finanzmänner“, Diskonteure oder (wie sich ungezogene Menschen ausdrücken) Wucherer fruchtbar und dick und fett geworden sind, während der „freie Norweger“ die freieste Freiheit gehabt hat, seine bewegliche und unbewegliche Habe in klingende Münze umzusetzen und sich auch noch von allen anderen materiellen Banden zu befreien, die ihm auf dem Weg zur absoluten Freiheit hinderlich sind —: besteht doch diese Freiheit — vom philosophischen Standpunkt betrachtet — in der Befreiung von allem, und deshalb ist sie am bequemsten in der Schuldhafteit zu erlangen.

Diese verlockende Aussicht, auf so bequeme Art die absolute Freiheit zu erringen, scheint jedoch dem Volk nicht gerade sonderlich behagt zu haben, und der Grund hierfür ist wohl hauptsächlich in dem Haß auf alles Extreme zu suchen, der einen Hauptzug im Charakter unseres Volkes bildet. Wenn sich zum Beispiel ein Mann dank dem Beistand wohlwollender Diskonteure der absoluten Freiheit so dicht genähert hat, daß ein altes Hemd und ein Paar zerrissene Hosen die letzten und einzigen Bande sind, die ihn noch

vom Urstand der Natur trennen, so ist doch in den meisten Fällen besagter Mann damit unzufrieden, daß der Diskonteur ihn zu guter Letzt von dieser Fessel ans Konkrete befreit und ihn sich selbst überläßt in seinem Kampf dem Freiheitsideal entgegen. Der Grund für diese Undankbarkeit des Volkes ist, wie Herr Stabell sehr richtig bemerkte, in einem Mangel an Verstand und Sachkenntnis zu suchen, und es erschien ihm deshalb „ungehörig für gebildete Männer (das heißt für das Storthing), auf das Geschrei des rohen Haufens zu hören und sich davon beeinflussen zu lassen.“

Diese Worte sprach Stabell 1851, derselbe Stabell, der jetzt seit einer Reihe von Jahren eifrig und unverdrossen die Unfehlbarkeit der öffentlichen Meinung im Munde geführt, Stabell, der sich selbst als Bannerträger „der neun Zehntel“ hingestellt, Stabell, der schwungvoll über die politische Mündigkeit des Volkes deklamiert hat, wobei er sich wie ein gewissenhafter Schauspieler jedes Wort von seinem Souffleur (der öffentlichen Meinung) vorsagen ließ. Aber so geht es; Pastor Berg hat recht, wenn er meint, daß sich die Begriffe ändern, daß das, was beim vorigen Thing für liberal galt, jetzt das Gegenteil ist usw. Hieraus ersieht man, daß Stabell eigentlich seine Gesinnung gar nicht geändert hat; sein Benehmen ist durchaus konsequent, — das scheinbar Inkonsequente liegt nur im Äußeren oder, wie Harris sich ausgedrückt hätte, die Inkonsequenz ist nur „formell“. Bei Stabells Auf-

treten fällt mir unwillkürlich jener beharrliche englische Pfarrer ein, der sich's felsenfest vorgenommen hatte, als Seelenhirte in seinem kleinen Dorf zu leben und zu sterben. Unter Heinrich VIII. schwor er deshalb den Katholizismus ab, nahm ihn unter Maria wieder an, schwor ihn unter Elisabeth wieder ab, nahm ihn unter König Jakob abermals an und erreichte dadurch wirklich sein Ziel. So auch Herr Stabell; ein Portefeuille ist seine „Idee“, für sie muß er also als braver Mann kämpfen, ja, wenn es nicht anders geht, zum Märtyrer werden. Nun haben sich die Zeiten geändert (wie Pastor Berg sagt), und Stabell ist deshalb genötigt, den alten Adam zu töten und einen neuen Menschen anzuziehen. Daß dieses Bad der Läuterung und der Wiedergeburt, das Stabell am Morgen des 12. Mai nahm, unter den Unbeschnittenen des Thing Ärgernis erregen mußte, kann man sich wohl denken, Mossige fühlte sich von Stabells Äußerungen schmerzlich berührt, und er wunderte sich, daß er (Stabell) sich 1851 in dieser Weise hat aussprechen können. Kein so großes Wunder, das; — hätte Mossige die historischen Kenntnisse Jaabaeks, so hätte er wissen können, daß so etwas bei Politikern alle Tage vorkommt. Sverdrup ging ungefähr um dreitausend Jahre in der Zeit zurück; aber da er ein flinker Mann ist, so machte er die Tour in weit kürzerer Zeit, als man glauben sollte. Er wies nach, wie man es anfangs als eine Schande betrachtete, für eine ausgeliehene Summe Zinsen zu nehmen; heutzutage, da wir

aufgeklärter sind, denkt man über diese Sachen ein bißchen anders. Auch er gab Stabell eins auf den Kopf, ebenso Veseth, woraus man ersehen kann, daß die zwei bei all ihrer Tüchtigkeit doch nur als Rekruten des staatsmännischen Berufs gelten können. Ueland dagegen, der alte Praktikus, hielt sich an die Sache und überließ Stabell sich selbst; „heute dir, morgen mir“, denkt Ueland gewiß, und er verzichtet wohlweislich auf alle Reflexionen. Augustinussen hatte so seine eigenen Ansichten; (sic!) „er fand es unbillig, daß man mündigen Leuten Beschränkungen auferlege, während man schon im vorigen Thing dem Lachs große Freiheiten einräumte, die er vorher nicht gehabt hatte“ (bestimmte Schonzeit im Jahr). — Allerdings, Herr Augustinussen! Das ist wirklich unbillig! Schweigaard, Motzfeldt, Mönichen standen natürlich Stabell getreulich bei; Harris, der den Antrag eingebracht hatte, über die Sache zur Tagesordnung überzugehen, beschwerte sich, daß sich die Debatten nur um ihre (der Sache) Realität drehten — es muß nämlich bemerkt werden, daß Lerche nicht gesprochen hatte — und machte außerdem darauf aufmerksam, daß sein Antrag nur „formell“ sei. — Es ist wohl eigentlich überflüssig von Harris, darauf aufmerksam zu machen, daß seine Anträge mit der Realität nichts zu tun haben.

Natvig bezeugte natürlich der Sache seine Sympathie. Sollte man Natvig nicht veranlassen können, ein für allemal seine Sympathie für alles auszusprechen, was im Thing verhandelt wird?

Dadurch würde er den Mitgliedern viel Zeit und sich viel Mühe sparen. Der Vater des Antrags, über die Sache zur Tagesordnung überzugehen, war, wie gesagt, Harris — der Antrag wurde also abgelehnt. Kommissionsberatung wurde gegen fünfzehn Stimmen beschlossen. Pyrrhus sagte, als er die Römer überwunden hatte: „Noch ein solcher Sieg, und ich bin verloren!“ Stabell kann sagen: „Noch eine solche Niederlage und ich bin obenauf und ich pfeife auf euch alle miteinander.“

LUDWIG KOSSUTH

AUSLIEFERUNG POLITISCHER FLÜCHTLINGE

(Die englischen Blätter vom 22. Dezember 1860)

Die Schlacht von Vilagos war geschlagen, Österreich hatte mit Hilfe einer russischen Armee das aufständische Ungarn besiegt, blutige Rache wurde geübt, an einem einzigen Tage richtete man in Arad dreiunddreißig magyarische Generäle hin, der Rachedurst wütete, und man verlangte von der Pforte die Auslieferung Kossuths und der wenigen Getreuen, die bei Orsova die Stephanskronen vergraben hatten und über die Grenze gegangen waren. Während Europa das Begehren nach der Auslieferung Kossuths in erregtem Furore und Widererörterte, etablierte Kossuth die Emigration als politische Macht; im Krimkrieg, in den Kriegen von 1859, und vor allem durch die Belieferung der ganzen europäischen Presse mit Artikeln (besonders den anonymen „Pester Briefen“ des Barons Nicolaus Josika) hat sich dieses Werk geltend gemacht, — und doch sank vom Bau der Hoffnung Stein auf Stein. Nichts aber hat den exilierten Gouverneur niederbrechen lassen, nichts hat ihn so furchtbar erschüttert, wie das Schicksal seines begeisterten Mitkämpfers und treuesten Freundes, des Grafen Ladislaus Teleki. Der war in einer Liebesangelegenheit von Genf nach Dresden gefahren, dort auf Weisung der österreichischen Regierung festgenommen und rasend rasch in einem Wagen nach Österreich in den Kerker geführt worden. Verzweifelt, entsetzt, angstvoll schreibt Kossuth an Lord Palmerston, nach Paris an den Kaiser, an den Prinzen und an Thouvenel und den nachstehenden Artikel für die englische Presse. Es nützt nichts. Bevor die europäischen Mächte noch intervenieren, wird der Häftling

Teleki mit Hilfe einer Komödie und persönlicher Überumpelung durch Kaiser Franz Joseph dazu gebracht, das Versprechen abzulegen, nicht mehr für die Freiheit Ungarns wirken, sondern „fortan ein treuer Untertan“ sein zu wollen. Zwar tötet sich Teleki, als er in Ungarn erkennt, was er da getan, aber für Kossuth ist dieser Roman seines Freundes der Todesstoß.

Die englische Presse hat in hochherziger Weise ihre Stimme erhoben, um jene Verletzung der Menschheitsrechte zu verdammen, welche die Regierungen von Österreich und Sachsen dem Grafen Ladislaus Teleki gegenüber sich haben zuschulden kommen lassen; die erstere dadurch, daß sie seine Auslieferung forderte, die letztere dadurch, daß sie ihn auslieferte. Der Fall ist viel zu skandalös, um nicht in der ganzen gebildeten Welt Entrüstung zu erregen und ich glaube, dem englischen Publikum Anlaß zu den Gefühlen nationaler Befriedigung zu bieten, wenn ich demselben ins Gedächtnis rufe, daß die Prinzipien, welche die Regierung von Großbritannien bei einem bemerkenswerten Präzedenzfall aufgestellt hat, mit der öffentlichen Meinung vollkommen übereinstimmen. Hierfür liefern die Blaubücher, welche dem Parlament am 28. Februar 1850 in Angelegenheit der ungarischen Exilierten unterbreitet wurden, den nötigen Beweis.

Nach der traurigen Katastrophe von 1849 suchten viele Ungarn und Polen im Monate August Zuflucht auf türkischem Boden. Österreich und Rußland, welche auf ihr Glück pochten und ebenso auf die an den Grenzen und in den

Donaufürstentümern aufgestellten Heere, forderten die Auslieferung der Flüchtlinge. (28. und 29. August 1849.) Am 4. September kam Fürst Radzivill mit einem Handschreiben des Zaren Nikolaus zum Sultan. Darin wurde die Auslieferung in sehr scharfem Tone verlangt, und die Gesandten von Rußland und Österreich deklarierten gleichmäßig, das Entweichen eines einzigen Flüchtlings werde als Kriegserklärung betrachtet werden.

Bis zum 16. September gewann die Frage nicht bloß eine ernste Gestalt, sondern auch den Charakter unaufschiebbarer Dringlichkeit. Österreich und Rußland waren entschlossen, die Flüchtlinge um jeden Preis in ihre Gewalt zu bekommen, und ihre Vertreter schütteten den ganzen Köcher diplomatischer Einschüchterungsmittel aus, um der Pforte die Hände zu binden; eine Note erschien um die andere, und indem sie ihre Forderung immer wieder erneuerten, erklärten sie gleichzeitig, am 16. September abends alle diplomatischen Beziehungen zu der Pforte abbrechen zu wollen, wenn sie bis dahin nicht eine unbedingt befriedigende Antwort erhalten würden.

Sir Stratford Canning, englischer Botschafter bei der Pforte, konnte sich zwar nicht verhehlen, daß die Forderung in viel zu ernster Weise gestellt worden sei, als daß man im Verweigerungsfalle auf das Schlimmste nicht hätte gefaßt sein müssen; gleichwohl aber verständigte er Lord Palmerston, er würde es sich nicht haben ver-

zeihen können, wenn er der Pforte gegenüber seine Überzeugung verheimlicht hätte, daß die letztere, falls sie nachgäbe, ihr Land selbst entehren und die allgemeinen Prinzipien der Humanität verletzen würde. General Aupick teilte diese Ansicht vollkommen, und beide beschlossen, die Pforte in dieser Frage zu unterstützen. Bei solchem Stande der Dinge legte die Pforte dem englischen und französischen Gesandten einige Fragen mit der Erklärung vor, ihre Entschließung werde zum großen Teile von der darauf erfolgenden Antwort abhängen. Die vierte dieser Fragen lautete: „Von welchem Standpunkte würden England und Frankreich die Sache auffassen, wenn Rußland der Türkei den Krieg erklärte, und dürfte die Pforte in letzterem Falle auf die Mitwirkung der beiden Mächte zählen.“ Auf diese Frage erfolgte der Bescheid, daß man offenbar voraussetzen könne, die beiden Regierungen würden ein derartiges Vorgehen Rußlands entschieden mißbilligen und im Notfalle die Pforte nicht ohne Unterstützung lassen. Und wirklich erließ Lord Palmerston noch an demselben Tage an die Lords der Admiralität eine Verfügung und verständigte zugleich St. Petersburg durch Lord Bloomfield und Wien durch Lord Ponsomby über die Gefühle und Wünsche der Regierung Ihrer britischen Majestät. Dies geschah in einer Depesche, aus der ich den nachfolgenden Auszug wörtlich mitteile: „Wenn es irgendeine Bestimmung gibt, die von allen Staaten der zivilisierten Welt in neuerer Zeit eingehalten worden ist, so

ist es die, daß man politische Flüchtlinge nicht ausliefern dürfe. Die Gesetze der Gastfreundschaft, die Gebote der Humanität und die Allgemeinempfindungen der Menschheit verbieten derartige Auslieferungen und jede unabhängige Regierung, welche sich aus freiem Willen dazu verstünde, wäre mit Recht allgemein als ehrlos gebrandmarkt.“ Diese energische Unterstützung hatte das Resultat, daß beide Regierungen von ihren Forderungen abließen.

Der vorstehende Präzedenzfall läßt keinen Zweifel zu, daß England und Frankreich, getreu ihren Traditionen, auch im Falle des Grafen Teleki mit gleicher Energie und Entschiedenheit die Prinzipien des internationalen Rechtes und der Humanität aufrechterhalten werden, welche durch Österreich und Sachsen so skandalös verletzt worden sind.

Wahrlich, nachdem Lord Palmerston so bestimmt erklärt hatte, eine Regierung, welche sich zu solcher Auslieferung verstünde, sei als entehrt zu betrachten, vermöchte ich nicht einzusehen, wieso es mit Englands Würde und Ehre vereinbar sei, freundschaftliche diplomatische Beziehungen mit Regierungen zu unterhalten, welche mit Schmach und Ehrlosigkeit gebrandmarkt sind. Welcherlei Abmachungen zwischen Habsburgern, Bourbonen und ihresgleichen in tiefem Geheimnis stattgefunden haben mochten, vermag natürlich kein Mensch zu sagen; indes ist es gewiß, daß derartige Stipulationen, welche den allgemeinen Gefühlen der Welt, den Geboten der Hu-

manität und den Prinzipien des internationalen Rechtes widerstreiten, keine öffentliche Gültigkeit haben können. Ich glaube auch nicht, daß solche gekrönte Konspiratoren wagen würden, sich auf ähnliche „geheime“ Abmachungen zu berufen, und ohne eine Widerlegung befürchten zu müssen, behaupte ich, daß ein öffentlicher Vertrag, mit dem die Verpflichtung der Auslieferung politischer Flüchtlinge übernommen wird, in neuerer Zeit durchaus, aber durchaus nicht existiert.

Der Fall Teleki wird übrigens nur noch gravierender durch den nichtssagenden Vorwand, mit welchem man sich erdreistet, unter Verhöhnung des Tatbestandes und der gesunden Vernunft — Infamien zu rechtfertigen. Es wird denn auch in den offiziellen Organen österreichischer Brutalität und sächsischer Ehrlosigkeit vorgebracht, die sächsische Regierung sei zur Auslieferung verpflichtet gewesen 1. infolge der Feststellungen des deutschen Bundesrates und 2. weil zwischen Österreich und Sachsen die Auslieferung der Verbrecher durch einen Sondervertrag stipuliert sei, welcher am 28. November 1854 abgeschlossen und am 10. Januar 1855 mittelst ministeriellen Erlasses publiziert worden wäre. Nun denn, der sogenannte deutsche Bundesrat, diese Trödlerware menschlichen Unsinns, konnte und kann ja immerhin allerlei seltsame und wunderliche Bestimmungen aushecken für seine eigenen Untertanen; aber Graf Ladislaus Teleki ist kein Untertan des deutschen Bundes, er ist Ungar,

und Ungarn gehört, wie jeder Schulknabe in Europa weiß, nicht zum deutschen Bund, so wie es auch niemals dazu gehört hat. Jedermann weiß, daß der österreichische Kaiser nicht als faktischer Beherrscher Ungarns, sondern nur eben bloß als österreichischer Kaiser, Mitglied des deutschen Bundes ist! Mit welcher Stirne darf man sich also im vorliegenden Falle auf die Verpflichtungen des deutschen Bundes berufen? Was jedoch den 1854 geschlossenen Sondervertrag betrifft, so ist es geradezu eine gemeine Lüge, zu behaupten, in diesem Vertrage sei bloß ein einziges Wort enthalten, das — sei es auch mit welch Winkelzügen immer — die niederträchtige Vergewaltigung an Graf Teleki, ich sage nicht zu rechtfertigen, sondern auch bloß im entferntesten zu mildern vermöchte.

Um die eigenen Worte der englischen Regierung zu gebrauchen, so erscheint Sachsen allgemein und rechtlicher Weise mit dem Brandmal der Niedertracht und Ehrlosigkeit gezeichnet. Was sollen wir aber über Österreich sagen, welches diese entwürdigende Auslieferung nicht bloß angenommen, sondern sogar gefordert, ja geboten hat, — geboten nach elf Jahren, nachdem sich die Gräber geschlossen über Ungarns besten und edelsten Söhnen, die mit kaltem Blute hingschlachtet wurden; nach elf Jahren, während welcher Tausende in dumpfen Kerkern oder in der Verbannung schmachten mußten nur deshalb, weil sie die Rechte ihres Vaterlandes zu verteidigen sich erkühnten! Und nach diesen elf

Jahren greift es neuerdings zur Verfolgung und greift dazu in dem Momente, wo es der Welt weismachen will, daß es die Sünden der Vergangenheit bereut habe und an Ungarn dessen geraubte konstitutionelle Rechte zurückzugeben wünsche.

Aber wir dürfen hoffen, daß man es nicht zugeben werde, wenn Österreich die Rechte der Menschheit mit Füßen tritt; daß man nicht zugeben werde, wenn es die allgemeine Entrüstung ignoriert, welche die gebildete Welt durchzittert.

Ich habe Ursache zu glauben, daß der Kaiser der Franzosen nunmehr ernstliche Schritte bei der österreichischen Regierung in der Angelegenheit getan habe; und ich hoffe zuversichtlich, die englische Regierung werde, getreu ihren edlen Traditionen, nicht zurückbleiben, wo es sich darum handelt, den Prinzipien Gültigkeit zu verschaffen, für deren Publizierung wie energische Aufrechterhaltung England vor elf Jahren zuerst eine Lanze eingelegt hat.

HENRI ROCHEFORT

DIE KÖNIGIN VON SPANIEN UND IHR ERHABENER VERBÜNDETER

(„La Lanterne“, 8. Heft, 5. Oktober 1868)

Der Stil Rocheforts ist kein Stil, er ist ein Stilett. Jeden erdolcht er, der ihm gerade in den Weg kommt. Vom 1. Juni 1868 an, dem Tage, da er die „Lanterne“ entzündet hat, steht er im Licht der Popularität da. Mit Hemmungslosigkeit, Frechheit, Mut, Temperament, Sensationslust, Verachtung, Haß, Geschick redigiert er sein Blatt, eine halbmonatlich erscheinende Broschüre von 32 Seiten, deren Auflage in die Hunderttausende geht. Dem zweiten Kaiserreich schadet er enorm und muß flüchten, aber von Brüssel werden die Hefte der Lanterne in Riesenpaketen nach Frankreich geschmuggelt. Während er Deputierter und Chefredakteur der „Marséillaise“ ist, wird sein Mitarbeiter Victor Noir von Pierre Napoleon ermordet, und nun ergeht sich der Republikanismus Rocheforts in Exzessen gegen die Napoleoniden, bei denen ganz Paris auf seiner Seite steht. In allen Zeiten spielt er eine Protagonistenrolle, und noch im zwanzigsten Jahrhundert, bis fast zu seinem Todestag, schreien die Pariser Camelots allabendlich den Titel eines neuen enragierten Artikels aus, den der alte Hitzkopf geschrieben hat.

Wenn eine Frau öffentlich Ehebruch treibt, so schließen die anständigen Häuser vor ihr die Tür und die Familienmütter drehen ihr den Rücken zu. Höchstens ein französischer Beamter wäre imstande, zu erklären, daß ich durch Konstatie-

rung dieser Tatsache die öffentliche Moral verletzt habe. Nun ist neulich eine Frau bei uns angelangt, die an der einen Seite ihren Mann, an der anderen ihren Liebhaber hatte. Da fand sich eine Familienmutter, — kennt ihr sie vielleicht? — die, weit entfernt, das Haupt von diesem gemeinen Anblick abzuwenden, sich dem Ankömmling in die Arme warf und ihr in ihrem Schlosse zu Pau Tafel, Wäsche und ein zweischläfriges Bett anbot. Dies tat die Kaiserin der Franzosen. Ihr Wille war es sogar, daß auch ihr Söhnchen bei der Ankunft zugegen sei; und wenn dieser sie gefragt hat, wer denn wohl jener große schnurrbärtige Herr sei, dem die Königin fortwährend zulächle, so hat sie ihm höchstwahrscheinlich erwidert:

„Das ist ihr Liebhaber. In einigen Jahren wirst du erst die ganze Bedeutung fassen, die dies reizende Wort auf die Geschicke einer Nation ausüben kann. Begnüge dich für heut damit, zu wissen, daß derlei Individuen bisweilen sehr kostspielig zu ernähren sind.“

Solchergestalt sind die lebenden Bilder, welche die immer minder und minder gekrönten Häupter von Frankreich und Spanien vor uns aufführen. Die ehrbaren Häuser sind den Ehebrechern verschlossen, der Tuilerien-Palast steht ihnen offen. Also ist der Tuilerien-Palast ein verrufenes Haus. Wir werden jetzt sehen, welcher Vater ehrlos oder Staatsrat genug ist, seine Tochter in Gesellschaften zu führen, wo sie riskieren kann, Marfori zum Tänzer zu bekommen. Die gewöhn-

lichen Rouhers, Baroches und Troplongs Napoleons III. werden nichtsdestoweniger ihre ergrauenden Köpfe vor dieser Entehrung beugen. Denn diese Leute sind nachsichtsvoll gegen Majestäten, die ihre Kasse in Sicherheit gebracht haben; und was ihre General-Prokuratoren bei einer Friseurin oder Putzmacherin energisch verdammen werden, das begrüßen sie bei einer Königin mit ehrerbietiger Bewunderung... Der Graf Cheste hatte gedroht, Madrid zu bombardieren, und schwur, die Rechte seiner vielgeliebten Souveränin bis in den Tod verteidigen zu wollen; als aber die Revolution geglückt war, hat er von allen zuerst der neuen Regierung seine Dienste angeboten. Welches Unglück für diesen Mann, kein Franzose zu sein. Das reichte hin zum Senator!

* * *

Die offiziösen „Etendards“ protestieren in ihrem Geschreibsel gegen jenes Wort: „mein erhabener Verbündeter“, welches die unschuldige Isabella in ihrem komischen, aber wutschnaubenden Protest mehrmals wiederholt hat. Mir ist diese Empfindlichkeit seitens einer Regierung, die doch seit so langer Zeit an Demütigungen gewöhnt ist, völlig unbegreiflich. Erstlich kann das Wort „erhabener Verbündeter“ sich ebensogut auf Marfori wie auf Napoleon III. beziehen. Zweitens hat der Kaiser vor ihrem gänzlichen Bankerott tatsächlich ein Bündnis mit der Königin von Spanien angestrebt; und so würde aus

den Ablehnungen des „Etendard“ sich höchstens folgern lassen, daß unser würdiger Souverän die Leute laufen läßt, sobald er aus ihnen nichts mehr ziehen kann. Ich brauche wohl das Unreinliche eines solchen Eingeständnisses nicht noch zu unterstreichen.

Um alles zu sagen — und ich habe keinen Grund, irgend etwas, was es auch sei, zu verschweigen, so ist es in der Erklärung der verflochtenen Königin nicht das Wort „Verbündeter“, welches unsere Autoritäten unangenehm berührt, sondern vielmehr das Wort „erhabener“, welches, auf den ehemaligen Clown von Straßburg angewandt, einen allzu plump ironischen Charakter annimmt.

EMILE DE GIRARDIN

DAS PULVERFASS VON SCHLESWIG

(„La Presse“, 14. April 1868)

- lution Girardin, der vielgeschmähte und doch nur überall nachgeahmte Heros der Presse, hatte mit 22 Jahren als Zeitungsründer, Redakteur und Journalist Erfolg: sein Blatt heißt „Le Voleur, Journal de reproduction litteraire“. Sein nächstes: „Mode“. Aus der Julirevolution ersieht er, daß mit Journalismus Ruhm, Macht und vor allem Geld zu machen wäre. Er schlägt Casimir Perier vor, den „Moniteur“ zu einem Sensationsblatt zu machen und den Preis auf einen Sous herabzusetzen; Perier weist so etwas verächtlich zurück. Darauf gründet Girardin das „Journal des Connaissances“, — Kenntnisse enthaltend, die um vier Francs Jahresabonnement noch überzahlt sind; an 130000 regelmäßige Abnehmer hat dieses Blatt. 1836 gründet er die Presse mit folgendem (oh, nicht etwa gleich hinausposauntem) Programm: Mit der Bezugsgebühr so tief als möglich herunterzugehen, um möglichst viele Abonnenten zu bekommen, deren Zahl das Inseratengeschäft zur Folge hat. Nur 40 Franken kostet seine Zeitung, statt der allgemein üblichen 80, und erscheint am 1. Juli 1836 zum ersten Male. An diesem Tage beginnt der Untergang der seriösen Presse, die Jagd nach dem Inserat. Vertreter der entgegengesetzten Anschauung, der von den idealen Aufgaben der Presse, ist Armand Carrel; am 22. Juli 1836 erschießt ihn Girardin im Duell. Girardin wird Deputierter, seines Blattes Macht ist unbeschränkt und die besten Mitarbeiter nützen der schlechten Sache. Das Volk von 1848 wütet gegen ihn und sein Zeitungshaus, und er ist auch ein paar Tage lang in Haft, wofür er sich durch Artikel rächt, die ein einziges Resen-

iment sind. Nach der „Presse“ ist die „Liberté“ sein Blatt, in dem er jahrelang für den Krieg gegen Deutschland hetzt, nach der Kriegserklärung schreiend. Als sie da ist, freut er sich, er habe alles vorausgesehen. Ein yankeehafter Beaumarchais war er, ein Aretino des 19. Jahrhunderts, ein Schieber mit Sinn für Masseninstinkte und ein Genie der journalistischen Aufmachung.

Der Krieg, der früher oder später zwischen Frankreich und Preußen ausbrechen wird, darf nicht die Folge einer Einmischung in ausländische Angelegenheiten sein, in der wir nach dem Urtheil der Welt unrecht haben würden, sondern er muß eine Frage der nationalen Sicherheit sein, in der die Welt uns recht geben wird.

Jeder Kriegsvorwand ist stets Maske und Heuchelei. Keine Heuchelei! Keine Maske! „Der wahre Urheber des Krieges ist nicht der, der den Krieg erklärt, sondern der, der ihn notwendig gemacht hat.“ Wenn diese berühmten Worte wahr sind, wer wird der wahre Urheber des Krieges sein, der in Europa ausbrechen wird? Wird es nicht Graf Bismarck sein, der den deutschen Bund umgestürzt und das europäische Gleichgewicht zerstört hat, ohne an Europa zu appellieren, um durch neue Verträge, ohne einen neuen Wiener Kongreß das Gleichgewicht wieder herzustellen? In den Jahren 1815 und 1816 nach der Schlacht von Waterloo, nach dem Wiener Kongreß, konnte ganz Europa abrüsten, und ganz Europa rüstete wirklich ab. 1866 und 1867 nach der Schlacht von Sadowa, deren Folgen kein internationaler Kongreß rechtlich festlegte, hat

ganz Europa die schon damals außerordentlich umfangreichen und ruinösen Rüstungen beträchtlich verstärkt. Dieser fieberhafte, unsichere und krankhafte Zustand, der nach einem Worte Montesquieus zur Verkrüppelung der Völker führen muß, kann nicht in Ewigkeit fort dauern. Wenn die Abrüstung Europas nur durch eine höchste Kraftanspannung erreicht werden kann, so ist noch der unmittelbare Krieg besser als die dauernde Verkrüppelung.

Doch diesem Krieg muß ein Manifest an das französische Volk und an alle Völker vorausgehen, die an den Fragen interessiert sind, die das Schwert lösen muß, da die Diplomatie unfähig gewesen war, sie zu lösen; diesem Krieg muß ein Manifest vorausgehen, das weder Schleswig anführt, noch den Vertrag von Prag, sondern allein die unbedingte Notwendigkeit, dem Wahnsinn der Rüstungen in Europa ein Ende zu setzen und gerecht, logisch, endgültig im allgemeinen Interesse alle die Probleme zu regeln, die von Tag zu Tag ernster werden; diesem Krieg muß ein Manifest vorausgehen, in dem die Vergangenheit das Wort nur ergreift, um es der Zukunft zu geben; die nicht länger zögern darf, Gegenwart zu werden; dem Krieg muß ein Manifest vorausgehen, das durch seine ganze Ehrlichkeit dem Argwohn irgendeines Hintergedankens nicht den geringsten Raum läßt; dem Krieg muß ein Manifest vorausgehen, von dem sich alle Staaten, denen er nützen wird, und alle Staaten, denen die neue europäische Ordnung schaden wird, strenge Rechenschaft

geben können; dem Krieg muß ein Manifest vorausgehen, das den Kämpfenden wie den Neutralen deutlich auseinandersetzt, was ihnen niemals aufrichtig gesagt wurde: warum der Krieg begonnen wurde.

Dies ist die Wahrheit und dies ist die Ehre Frankreichs: es findet keinen Geschmack an dem Kriege, es dürstet nicht nach kriegerischen Triumphen. Dem Kriegers Ruhm und den Eroberungen zieht es weise die Freiheit und die Wohlfahrt vor; aber wenn die Rückkehr der Wohlfahrt und der Freiheit nicht möglich ist bei dem Stand der Dinge, wie sie das Jahr 1866 geschaffen, so kann Frankreich nicht ansehen wollen, wie alle seine Kräfte sich in Marasmus verzehren, während Deutschlands Kräfte unter dem fruchtbaren Einfluß einer gemeinsamen großen Idee sich entfalten. Man darf von Frankreich nicht eine Selbstverleugnung verlangen, die einer Abdankung gleichkommen würde, eine Selbstverleugnung, die nicht eine Tugend wäre, sondern Schwäche. Frankreich könnte verzichten auf die Wiedergewinnung der belgischen, holländischen und rheinländischen Territorien, die ihm von 1801 bis 1814 gehörten; aber wenn Deutschland, bisher fast in Atome zerstückelt, ein großer mächtiger Staat von 37 Millionen Einwohnern geworden ist, so könnte Frankreich nicht ohne Torheit und Schwäche in den Händen dieser Macht die Schlüssel zu allen Festungen lassen, die diese umklammerten Territorien beherrschen, deren Verlust uns „unsere nationale Unabhängigkeit

kostete, um den Gewinn einer einzigen Schlacht und eines achttägigen Krieges“; deren Verlust am 19. Januar 1814 Kaiser Napoleon I. unter Tränen sagen ließ: „Frankreich ohne die Rheinprovinzen, ohne Belgien, Ostende, Antwerpen ist nichts“; deren Verlust schließlich nicht wenige lebendig und schmerzlich Kaiser Napoleon III empfand, wie folgende Zeilen bezeugen: „Der Kaiser, mein Onkel, hat lieber auf das Kaiserreich verzichtet, als daß er Verträge annahm, die unsere Grenzen verengerten und Frankreich den Drohungen und der Mißachtung preisgaben, die das Ausland sich heute erlaubt. Ich habe nicht einen einzigen Tag gelebt, ohne an diese Lehre zu denken.“

Ja, Frankreich könnte heute auf die Wiedergewinnung seines früheren Territoriums verzichten, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß alle Festungen, die es bedrohen, geschleift werden. Entweder werden diese Festungen durch ihre Eroberer von 1815 zerstört oder sie werden von neuem durch ihre Besitzer von 1801 siegreich besetzt: — dies ist die einzige Alternative, die Voraussicht und Klugheit seit 1867 stellen. Wenn Frankreich durch ein Plebiszit befragt würde, ob es diese Bedingung für die sehnlich erwünschte Entwaffnung verlangt, so würde ganz Frankreich, daran kann kein Zweifel bestehen, unsere Meinung sein; ganz Frankreich würde antworten: „Man muß ein Ende machen! Besser der sofortige Krieg, der mit einem Entwaffnungsfrieden endet, als der Bewaffnungsfrieden, der unaus-

weichlich zum Krieg führen muß und wahrscheinlich in einem Augenblick, den unsere Feinde festsetzen können, wenn es ihnen am besten paßt.“

Wir wiederholen nochmals: wenn der Krieg entbrennen muß, so darf es sich nicht um eine Einmischung in ausländische Angelegenheiten handeln, sondern es darf nur um die nationale Sicherheit gehen! Es darf sich nicht handeln um irgendwelche Interessen der Dänen, es darf sich nur handeln um das Interesse Frankreichs! Es darf sich nicht darum handeln, den Vertrag, der 1866 in Prag zwischen Österreich und Preußen geschlossen wurde, zur Anerkennung zu bringen, sondern nur darum, die Verträge von 1815 zu annullieren!

Erinnern wir uns an den Brief, den am 9. November 1813 Fürst Metternich dem Baron Saint-Aignan geschrieben! Erinnern wir uns an die Frankfurter Erklärung vom 1. Dezember 1813! Mögen die Lehren der Vergangenheit uns zum Nutzen gereichen! Wir streben nicht nach der europäischen Hegemonie! Begnügen wir uns zurückzuverlangen und wenn es nötig ist, zurückzuerobern, was uns gehört hat und was uns zukommt: unsere natürlichen Grenzen!

Nicht mehr und nicht weniger!

FJODOR M. DOSTOJEWSKIJ

NOCH EINMAL DAVON, DASS KONSTANTINOPEL FRÜHER ODER SPÄTER UNS GEHÖREN MUSS

(„Grashdanin“, 1877)

F. M. Dostojewskij hat von 1861 bis 1881 an folgenden Zeitschriften redaktionell und journalistisch entscheidenden Anteil genommen: 1. „Die Zeit“, 1863 verboten infolge ihrer Stellungnahme zur Polenfrage, — 2. „Die Epoche“, 1865 eingegangen; beide unter der Leitung von Michael M. Dostojewskij, dem Bruder des Dichters (da Fjodor Michailowitsch noch unter Polizeiaufsicht stand. — 3. „Der Bürger“, 1872 gegründet vom Fürsten U. P. Meschtscherskij. Hier erschienen 1873 bis 1876 die ersten Stücke von Dostojewskijs journalistischem Hauptwerk, dem „Tagebuch eines Schriftstellers“, das dann 1876 als eigene Zeitschrift fortgeführt wurde. Das letzte Heft des „Tagebuch eines Schriftstellers“ erschien 1881 kurz nach dem Tode Dostojewskijs (Angaben nach einem journalistischen Mitarbeiter und Gesinnungsgenossen Dostojewskijs, dem Schriftsteller N. N. Strachoff).

Dostojewskijs publizistische Tendenzen sind, obgleich er sich von dem Panslavismus älterer Observanz (unter dem Einfluß Apollon Grigorjeffs) bald trennte und sich zu den „Bodenständigen“ der jüngeren Richtung zählte, eindeutig slavophil, orthodox und konservativ. Sein Haß gilt dem „Westlertum“, der Aufklärung, der Revolution, dem Internationalismus, die er als „Nihilismus“ zusammenfaßt. Durch die Reformen Peters des Großen ist, für seine Auffassung, Rußland im Mark getroffen, die Intelligenz und Administrative dem

tiefen, erlösenden Geiste des wahren russischen Volkes entfremdet worden. Der Juden- und Polenemanzipation steht er mit unverhohlener Antipathie gegenüber. Imperialistisch schwärmt er für das „größere Rußland“, das „früher oder später Konstantinopel doch haben muß“. Prophetisch hingegen zeigt er sich 1873 nach dem deutsch-französischen Krieg in seiner Beurteilung der politischen Entwicklung Zentraleuropas. Er ist erlösergläubig wie in den Romanen, so auch in der politischen Journalistik. Er glaubt an den „Allmenschen“, der das Volk, und an das „Allvolk“, das die Menschheit erlöst. Dieses auserwählte Volk ist für ihn das russische. Seine große publizistische Tat ist, 1880, die Rede zur Puschkinfeier; sie ist gedacht als Erwiderung auf die skeptische, westlerische Ansprache Turgenjeffs bei derselben Feier. Bei den Worten: „Demütige dich, Stolzler! Arbeite, Müßiger!“ weint das Publikum; ein junger Mann wird ohnmächtig weggetragen.

„Ich liebe den Journalismus!“ sagt Dostojewskij einmal zu Strachoff. Er hat seine journalistische Tätigkeit immer als unlösbar von seinem Gesamtwerk empfunden.

Die Kirche des Ostens, ihre Vorsteher und der ökumenische Patriarch haben während dieser vier Jahrhunderte der Knechtung ihrer Kirche in Eintracht mit Rußland und untereinander in Glaubensdingen gelebt; es gab weder große Unruhen, noch Ketzereien, noch Kirchenspaltungen. Doch in unserem Jahrhundert, besonders in den letzten zwanzig Jahren nach den letzten großen Balkankriegen, verspürt man die Verwesung des „Kranken Mannes“ und den Untergang seines Reiches. Die Befreiung der geknechteten Völker kann ja natürlich nur von Rußland ausgehen, von dem Rußland, das auch jetzt, wo man nur noch vom

Orient spricht, ganz allein für sie eintritt, während alle übrigen Völker und Staaten der aufgeklärten europäischen Welt natürlich froh wären, wenn es alle diese geknechteten Völker des Ostens überhaupt nicht auf der Welt gäbe. Fast die ganze Intelligenz der orientalischen Rajah (nichtmohamedanische Staatsangehörige, also Christen und Juden) ruft zwar Rußland zur Hilfe, hat aber vor uns nicht weniger Angst als vor den Türken. „Rußland wird uns vielleicht von den Türken befreien, wird uns aber ebenso wie der „Kranke Mann“ verschlingen und die Entwicklung unserer Nationalitäten hemmen“, das ist die fixe Idee, die alle ihre Hoffnungen vergiftet. Außerdem entbrennt jetzt unter ihnen immer mehr und mehr die nationale Eifersucht; sie begann fast am gleichen Tage, als bei ihnen der erste Strahl der Aufklärung aufleuchtete. Der verhältnismäßig neue griechisch-bulgarische Kirchenstreit ist ja nur von außen betrachtet kirchlich, im Grunde aber natürlich national und kann als eine Prophezeiung für die Zukunft aufgefaßt werden. Als der ökumenische Patriarch den Ungehorsam der Bulgaren strafte und sie sowie den von ihnen eigenmächtig gewählten Exarchen aus der Kirchengemeinschaft ausstieß, wies er darauf hin, daß man in Glaubenssachen die kirchlichen Gesetze und den kirchlichen Gehorsam dem „neuen und schädlichen Nationalitätsprinzip“ nicht zum Opfer bringen dürfe. Und doch hat auch er, der selbst Grieche ist, als er die Bulgaren exkommunizierte, zweifellos dem Nationalitätsprinzip gefolgt, nur

zugunsten der Griechen gegen die Slawen. Mit einem Worte: man kann mit großer Wahrscheinlichkeit voraussagen, daß, wenn der „Kranke Mann“ heute stirbt, unter ihnen sofort Wirren und Streitigkeiten ausbrechen, die zunächst einen kirchlichen Charakter tragen werden und zweifellos auch Rußland schaden können. Diese Wirren werden Rußland sogar noch mehr schaden, wenn es auf die tätige und führende Teilnahme am Schicksale des Ostens verzichtet. Da schreien plötzlich die Leute (und nicht nur in Europa, sondern auch viele von unseren hervorragenden Politikern), daß, wenn die Türkei als Staat untergehen würde, Konstantinopel nur als eine „internationale“ Stadt zum neuen Leben erwachen dürfte, das heißt als eine neutrale, allgemeine, freie Stadt, um derentwillen es keine Streitigkeiten geben könnte. Einen verkehrteren Gedanken kann man wohl kaum aussprechen.

Erstens schon aus dem Grunde, weil es niemand dulden wird, daß ein so hervorragender Punkt des Erdballs international werden soll; die Engländer würden unbedingt und sofort mit ihrer Flotte erscheinen, natürlich als Freunde, um diese „Internationalität“ zu beschützen und zu bewachen, in Wirklichkeit aber, um sich Konstantinopels zu bemächtigen. Und wo sie sich einmal festgesetzt haben, kann man sie nur schwer wieder austreiben, denn sie sind wie die Kletten. Ich will noch mehr sagen: die Griechen, Slawen und Muselmänner von Byzanz werden die Engländer selbst herbeirufen, werden sich mit beiden Hän-

den an sie festklammern und sie nicht mehr fortgehen lassen; der Grund dafür ist wieder dasselbe Rußland. Sie wissen aber jetzt besser als irgendwer, daß die Engländer (und überhaupt ganz Europa außer Rußland) sich um ihr Wohl, das heißt um das Wohl der ganzen christlichen Rajah gar nicht kümmern. Diese Rajah weiß sehr gut, daß, wenn es möglich wäre, die bulgarischen Greuel des letzten Sommers irgendwie im geheimen und ohne großes Aufsehen zu wiederholen (was, wie mir scheint, durchaus möglich ist), die Engländer die ersten in Europa wären, die gegen eine zehnmalige Wiederholung dieser Greuel nichts einzuwenden hätten; und das nicht etwa aus Blutdurst, sondern weil die zehnmalige Wiederholung solcher Greuel die Rajah endgültig ausrotten würde, so daß auf dem Balkan nur noch die lieben Türken übrig blieben; die türkischen Papiere würden auf allen Börsen Europas mit einem Schlage in die Höhe gehen, und Rußland müßte sich mit seinem „Ehrgeiz und seinen Eroberungsplänen“ gänzlich zurückziehen. Die Sachlage würde aber sofort eine ganz andere werden, wenn der „Kranke Mann“ auf irgendeine Weise, sei es von selbst oder durch das Schwert Rußlands, sterben würde. Ganz Europa würde sofort in zärtlichster Liebe zu den zum neuen Leben auferstandenen Völkern entbrennen. Es ist anzunehmen, daß Europa die Idee der „Internationalität“ in die neue Verfassung dieser Völker bringen wird; es wird die befreiten Völker gegen Rußland aufhetzen, und es wird keine Verleum-

zung geben, die Europa gegen uns nicht gebrauchen wird. „Nur wegen der Russen haben wir euch gegen die Türken nicht helfen können“, werden dann die Engländer sagen. Leider wissen es die Völker des Ostens auch jetzt schon allzu gut, daß „England jemals weder an ihrer Befreiung teilnehmen, noch einer solchen zustimmen wird, selbst wenn sie notwendig sein sollte, weil es diese Christen wegen ihres geistigen Zusammenhanges mit Rußland haßt. England will, daß die Christen des Orients uns mit dem gleichen Hasse hassen, den England uns gegenüber empfindet..“ („Moskauer Nachrichten“, Nr. 63).

In der internationalen Stadt würden trotz des englischen Protektorates die Griechen die Herren sein, was sie ja seit jeher gewesen sind. Es ist anzunehmen, daß die Griechen auf die Slawen mit noch größerer Verachtung herabblicken werden als die Deutschen. An Stelle der Verachtung wird Erbitterung treten. Gegeneinander kämpfen und einander den Krieg erklären werden sie natürlich nicht können, weil es die Beschützer nicht dulden werden. Infolge dieser Unmöglichkeit werden unter ihnen allerlei Streitigkeiten ausbrechen, die zunächst natürlich den Charakter eines Kirchenstreites annehmen werden. Damit wird es anfangen, weil es am bequemsten ist; und das ist es, worauf ich hinweisen wollte.

Ich sage dies, weil das Programm bereits gegeben war: die Bulgaren und Konstantinopel. Von diesem Standpunkte aus gesehen, sind die Griechen sehr stark, und das wissen sie selbst.

Und doch gibt es in der Zukunft für den ganzen Orient und zugleich auch für Rußland nichts Schrecklicheres als die Wiederholung eines solchen Kirchenstreites, der leider sehr möglich ist, wenn Rußland auch nur für eine Weile auf sein Protektorat und seine Aufsicht über diese Völker verzichtet. Und wenn dies auch nur eine bloße Vermutung ist, so wäre es doch unverzeihlich, diese außer acht zu lassen. Sollten wir denn wirklich wünschen, daß die türkische Herrschaft länger fort dauere und der „Kranke Mann“ geneset? Ist es denn nicht klar, daß, wenn dieser kranke Mann stirbt und Rußland auf seinen entscheidenden und vorwiegenden Einfluß auf die Geschicke des Orients auch nur zur Hälfte verzichtet und in diesem Punkte nachgibt — daß dann auf der Balkanhalbinsel und vielleicht auch noch weiter im Osten der Kirchenfriede so vieler Jahrhunderte ins Wanken kommen wird? Man kann es auch so ausdrücken: ganz gleich, ob es zu diesen Streitigkeiten kommen wird oder nicht, in jedem Falle wird wohl ein großes Kirchenkonzil einberufen werden müssen, um die Angelegenheiten der neuerstandenen Kirche zu ordnen. Warum sollte man nicht beizeiten daran denken? Während dieser vier Jahrhunderte der Verfolgungen und Unterdrückungen sind die Vertreter der orientalischen Kirche stets den Ratschlägen Rußlands gefolgt; wenn sie sich aber morgen vom türkischen Joche befreien und außerdem unter Europas Protektorat geraten, wird ihr Verhältnis zu Rußland sofort ein anderes werden. Die

Vertreter der orientalischen Kirche, und das sind vorwiegend Griechen, würden uns, sobald Rußland für die Slawen Partei ergriffe, sofort sagen, daß sie uns und unsere Ratschläge nicht mehr benötigen. Und die Lage Rußlands wird dann am schwierigsten sein. Dieselben Bulgaren werden dann schreien, daß in Konstantinopel sich ein neuer Papst der orientalischen Kirche festgesetzt habe; und vielleicht werden sie nicht so unrecht haben. Ein internationales Konstantinopel würde tatsächlich, wenn auch nur für eine Zeitlang, einem neuen Papst als Fußschemel dienen können. Dann würde für Rußland das Eintreten für die Slawen in diesem zukünftigen und so sehr wahrscheinlichen Streite für uns höchst unangenehme und schwerwiegende Kirchensorgen zur Folge haben. Es ist klar, daß dies alles beizeiten nur durch ein standhaftes Verhalten Rußlands in der Orientfrage und ein energisches Festhalten an den großen Überlieferungen unserer uralten russischen Politik vermieden werden kann. In dieser Sache dürfen wir keinem europäischen Staat auch nur die geringste Konzession machen, weil es sich hier um unser Sein und Nichtsein handelt. Konstantinopel muß früher oder später uns gehören. Wenn wir einmal Konstantinopel besitzen, kann sich nichts Ähnliches ereignen. Die Völker des Westens, die so eifersüchtig jeden Schritt Rußlands beobachten, wissen und ahnen heute noch nichts von allen diesen neuen, vorerst imaginären, doch allzu möglichen zukünftigen Kombinationen; sie werden sie erst später

begreifen und wenn es schon zu spät sein wird. Aber das russische Volk, das den Sinn der Orientfrage nur in der Befreiung aller rechtgläubigen Christen und in der zukünftigen großen Vereinigung der Kirchen sieht, wird angesichts der neuen Wirren und Streitigkeiten tief erschüttert sein; und jede neue Wendung in dieser Angelegenheit, besonders wenn sie schließlich einen ausgesprochen kirchlichen Charakter annimmt, wird wohl eine tiefe und nachhaltige Wirkung auf unser Volk und sein ganzes Leben ausüben. Schon aus diesem einen Grunde dürfen wir auf unsere seit Jahrhunderten datierende Anteilnahme an dieser großen Frage weder verzichten, noch den Grad dieser Anteilnahme abschwächen. Es ist nicht nur der berühmte Hafen, nicht nur der Weg zu den Meeren und Ozeanen, und nicht einmal die Vereinigung und Auferweckung der slawischen Völker, was Rußland so eng mit der Lösung der verhängnisvollen Frage verbindet... Unsere Aufgabe ist tiefer, unendlich tiefer. Wir Russen sind wirklich unentbehrlich für die ganze Christenheit des Orients, wie auch für die Zukunft der Rechtgläubigkeit auf Erden und ihre Einigung. Mit einem Worte: in dieser furchtbaren Orientfrage ist beinahe unser ganzes künftiges Schicksal enthalten. In dieser Frage liegt zugleich unsere definitive Vereinigung mit Europa, doch auf Grund neuer, mächtiger, fruchtbarer Prinzipien. Mit einem Worte: wie auch die jetzigen, vielleicht sogar notwendigen diplomatischen Unterhandlungen und Vereinbarungen in Europa enden soll-

ten, früher oder später muß Konstantinopel doch uns gehören, und wenn auch erst im nächsten Jahrhundert! Wir Russen sollten das immer und unablässig im Auge behalten.

FÜRST OTTO VON BISMARCK

DIE GESCHICHTE EINES DEUTSCH-RUSSISCHEN NEUTRALITÄTSVERTRAGES

(„Hamburger Nachrichten“ vom 24. Oktober 1896)

Bismarck, der so schlecht über Zeitungsschreiber urteilte, hat sich oft als Zeitungsschreiber betätigt, besonders in der Zeit, da er „seinen Beruf verfehlt hatte, den, sich bedingungslos einem jungen Chef zu unterwerfen. Von den vielen Artikeln, die er nach seiner Pensionierung anonym für die „Hamburger Nachrichten“ schrieb oder inspirierte, hat keiner so viel Aufsehen erregt, wie der über den russisch-deutschen Neutralitätsvertrag. Hier trat Bismarck mit einem diplomatischen Staatsgeheimnis hervor, alle persönliche Vorsicht und Rücksicht beiseite lassend, weil er einen großen Krieg gegen Frankreich und vielleicht auch England voraussah, in dem sich infolge der verfehlten Politik des neuen Kurses Rußland auf die Seite der Feinde Deutschlands werfen würde; durch den Artikel wollte er Deutschland warnen und die französische Begeisterung für Rußland dämpfen. Das ganze Inland, das ganze Ausland, alle Parteien, der Hof, — alles stürzte sich wegen dieses Artikels auf Bismarck, „Verrat am Dreibund“, „Staatsverbrechen und Hochverrat wegen der das Reichswohl verletzenden Veröffentlichung geheimer Tatsachen“, „kleinliche Rachegeier gegen Kaiser und Caprivi“ warf man dem Pater patriae vor. Vierzehn Tage später schrieb der Kaiser an den Zaren („Willy“ an seinen „liebsten Nicky“) von Bismarck (mit dem er sich kaum zwei Jahre vorher manifestant versöhnt hatte), als dem „unbändigen Mann mit dem niedrigen Charakter“!

...Der Artikel der „Voss. Ztg.“ führt seine irrthümliche Auffassung auch für die Zeit nach dem Abschiede und dem Tode Gortschakows durch, indem er behauptet, daß dessen Nachfolger sowohl, wie die Zaren, denen diese Nachfolger dienten, seine Politik fortgesetzt hätten. Das ist absolut unwahr. Schon in Skierniewice, also sehr bald nach dem Thronwechsel und dem Ausscheiden Gortschakows, war das gute Einvernehmen der deutschen und der russischen Politik hergestellt und blieb in dieser Verfassung bis 1890. Bis zu diesem Termine waren beide Reiche im vollen Einverständniß darüber, daß, wenn eines von ihnen angegriffen würde, das andere wohlwollend neutral bleiben solle, also wenn beispielsweise Deutschland von Frankreich angefallen wäre, so war die wohlwollende Neutralität Rußlands zu gewärtigen und die Deutschlands, wenn Rußland unprovokiert angegriffen würde. Dieses Einverständniß ist nach dem Ausscheiden des Fürsten Bismarck nicht erneuert worden, und wenn wir über die Vorgänge in Berlin richtig unterrichtet sind, so war es nicht etwa Rußland, in Verstimmung über den Kanzlerwechsel, sondern Graf Caprivi war es, der die Fortsetzung dieser gegenseitigen Assekuranz ablehnte, während Rußland dazu bereit war. Wenn man dazu die gleichzeitige polonisierende Ära, die durch die Namen Stablewski und Koscielski gekennzeichnet ist, politisch in Anschlag bringt, so wird man nicht zweifelhaft sein können, daß die russische Regierung sich fragen mußte,

welche Ziele kann dieser preußische Polonismus haben, der mit den Traditionen Kaiser Wilhelms I. so flagrant im Widerspruch steht?

Wir lassen andere gleichzeitige Symptome antirussischer Strömungen in der politischen Richtung der Wilhelmstraße hier unerwähnt. Die Situation war schon durch die Caprivische Haltung in der europäischen und in der polnischen Politik für Rußland eine solche, daß diese Macht, so groß sie ist, sich doch über die Zukunft Gedanken machen mußte. Rußland hat im Krimkriege die Situation erlebt, daß alle übrigen Großmächte, Frankreich, England, Italien ihm gegenüber im Felde standen, daß Österreich das gleiche androhte, wenn Rußland nicht, bestimmte Konzessionen mache, und daß Preußen, die letzte der russenfreundlichen Großmächte, nur mit großer Anstrengung davon abgehalten wurde, die Koalition aller europäischen Mächte gegen Rußland zu vervollständigen. Wir wollen nicht sagen, daß die Wiederholung dieser Komplikation in der Wahrscheinlichkeit liegt, aber wir finden es doch nur erklärlich, wenn auch ein so mächtiger und unangreifbarer Staat, wie das russische Reich, sich sagt: „Einen sicheren Bundesgenossen müssen wir uns in Europa zu halten suchen, wir hatten früher auf den Dreikaiserbund gerechnet, dann wenigstens auf das Hohenzollernsche Haus in seinen gesteigerten Machtverhältnissen, wenn wir aber von dorthier anstatt eine zuverlässige Stütze in schwierigen Lagen zu finden, eine Behandlung der polnischen Frage erleben, die nur

russenfeindlich gemeint sein kann, dann müssen wir doch sehen, daß wir eine anderweitige Anlehnung finden, die sonst bisher keine entscheidende Anziehungskraft für uns hatte.“ So entstand Kronstadt mit der Marseillaise und die erste Annäherung zwischen dem absoluten Zarentum und der französischen Republik wurde unserer Ansicht nach ausschließlich durch die Mißgriffe der Caprivischen Politik herbeigeführt. Dieselbe hat Rußland genötigt, die Assekuranz, die ein vorsichtiger Politiker in den großmächtlichen Beziehungen gerne nimmt, in Frankreich zu suchen.

JEAN JAURÈS

REPUBLIK UND SOZIALISMUS

(Humanité, 20. April 1902)

Die erste Kugel des Weltkrieges galt ihm. Denn er hätte die Macht gehabt, sich ihm entgegenzustellen. Seine breiten, wuchtigen Reden („il ne parlait plus, . . . il tonnait!“), seine Bücher über Philosophie und Volkswirtschaft, seine politischen Dispositionen für die zweite Internationale und insbesondere die französische Sozialdemokratie reichten nicht aus, sein Temperament abzureagieren. Er war nicht nur der Gründer der „Humanité“ und nicht nur ihr täglicher Leitartikler, er war auch ihr tüchtigster Redakteur. Der Berliner Korrespondent zum Beispiel, der allnächtlich das Blatt anrief, hatte zuerst mit Jaurès zu sprechen, bevor er seine Nachrichten diktieren konnte. Ich höre noch seine Stimme, wenn er mir interurban ins Wort fiel: „Entendez, citoyen, c'est bien possible, mais je crois . . .“ Er überzeugte gern, doch fast ebenso gern ließ er sich überzeugen. Seine Artikel gingen vom kleinen Detail der Aktualität zum Doktrinären und zum Prinzip über. Diese Elementarkraft erfaßte alles, besonders aber die Literatur verstand er wie kein Professor am Collège de France, und die Strategie, wie kein Generalstabschef. Die erste Kugel des Weltkrieges galt ihm.

Die demokratische Republik ist nicht, wie bei uns angebliche Marxkenner behaupten, eine rein bürgerliche Staatsform, die das Proletariat so wenig, wie jede andere Regierungsform, angeht. Die Republik ist vielmehr nach Engels die politische Form des Sozialismus: sie kündigt ihn an,

sie bereitet ihn vor, sie enthält ihn schon zum Teil, weil nur sie ihn ohne Bruch der Entwicklung herbeiführen kann. Wir waren es, die den wahren Gedanken von Marx treu waren, als wir in der Krisis der französischen Freiheiten die Republik gegen alle ihre Feinde verteidigten. Und diejenigen, die unter dem Vorwand der Revolution und der doktrinären Reinheit armseligerweise zur politischen Abstinenz ihre Zuflucht nahmen, sind den sozialistischen Gedanken untreu geworden; nicht minder auch der revolutionären Tradition des französischen Proletariats. Engels spricht von der Republik von 1793, jener Revolution, die einige französische Sozialisten als eine ausschließlich bürgerliche bezeichnen, die aber einen Augenblick, wie Engels sagt, das Instrument in der Hand der Diktatur des Proletariats war. Als ich mit Gabriel Deville in den Archiven nach Dokumenten über die Revolution suchte, las ich mit freudiger Erregung folgendes Fragment eines Tagebuches von Babeuf. Babeuf beglückwünscht sich, die Revolution und die Republik verteidigt zu haben, selbst als sie sich in den Händen der Volksfeinde befanden. Er beglückwünscht sich dazu, die Republik gerettet zu haben, selbst auf die Gefahr hin, die unwürdigen Männer, die sie vertreten, mit gerettet zu haben. „Ja“, sagt er, „wenn die Royalisten am 13. Vendémiaire nicht triumphiert haben, so deshalb, weil die Demokraten in dieser großen Gefahr der öffentlichen Freiheit fühlten, daß sie um einer so heiligen Sache willen mit Gefahr ihres

Lebens diejenigen ihrer Verfolger retten mußten, die so oft die Freiheit verraten hatten, deren Tod aber doch den Untergang der Freiheit bedeutet hätte.“

Engels bedauert leidenschaftlich, daß es keine deutsche Republik gibt. Und er läßt durchblicken, daß, so sehr es ihm auch widerstrebt, sozialistische Minister unter einem Kaiser zu sehen, es ihm doch natürlich scheinen würde, wenn sie sich an der Regierung einer demokratischen Republik beteiligten, die dem Sozialismus zustrebt. Wie es aber auch immer mit der vollkommen sekundären Ministerfrage gewesen sein mag, das Problem, das ihnen allen unter den Nägeln brannte, war dieses: wie wird sich der Übergang von der bürgerlichen zur kommunistischen Gesellschaft vollziehen? Auf welchem Wege? Durch welche Entwicklung? Das ist das Problem, das, wie ich zu sagen wage, unseren Gedanken stets beherrscht. Der theoretischen und praktischen Lösung dieses Problems haben wir ohne Rückhalt unsere ganze Denk- und Tatkraft gewidmet.

Einen Augenblick, im Überschwang des großen sozialistischen Sieges von 1893, im gerechten Stolz auf den wachsenden Einfluß unserer Partei glaubte ich den endlichen Sieg näher, als er war. Aber selbst in dieser Periode der begeisterten Hoffnung auf schnelle Verwirklichung des Endziels habe ich nie das Reformwerk vernachlässigt, war ich stets bemüht, unseren Reformplänen eine sozialistische Richtung zu geben. Nie habe ich hierin nur Palliativmittel für das

gegenwärtige Elend, sondern einen Anfang sozialistischer Organisation gesehen: Keime des Kommunismus, die auf dem kapitalistischen Boden ausgesät wurden. Als ich die in den Cahiers der revolutionären Bauern von 1789 niedergelegten Ideen wieder aufgriff und verlangte, der Staat solle durch ein Getreideeinfuhrmonopol sich auf die Institution einer öffentlichen Volksverpflegung vorbereiten, die von Arbeiter- und Bauerngenossenschaften im Verein mit dem Volke selbst geleitet werden sollten; als ich in der Zuckerdebatte die Verstaatlichung der Raffinerien und Fabriken forderte, die unter der Verwaltung und Kontrolle der Nation durch die organisierte Arbeiterklasse betrieben werden sollten — wegen des Rübenankaufs sollten sie sich mit ländlichen Produktivassoziationen und mit ländlichen Arbeitern, denen ein Minimallohn garantiert war, in Verbindung setzen —; als ich die Aufhebung des Privatbesitzes an Bergwerken forderte, deren Leitung einem aus Vertretern des Staates, der gesamten Arbeiterklasse und der Bergarbeiter zusammengesetzten Arbeitsrat unterstellt werden sollte, war ich nicht nur auf die Beschränkung der Kapitalmacht und auf die Verbesserung der Lage des Proletariats bedacht: ich wollte hauptsächlich in die heutige Gesellschaft neue, zugleich staatliche und genossenschaftliche, kommunistische und proletarische Formen des Eigentums einführen, die allmählich den Rahmen des Kapitalismus sprengen sollten. Aus dieser Anschauung heraus widersetzte ich mich entschied-

den den Freunden von Guesde, als sie bei der Gründung der Arbeiterglashütte, in den vorbereitenden Versammlungen zu Paris, diese Glashütte nur zu einer „Glashütte für die Glasarbeiter“, zu einer von Arbeitern ausgeführten Nachahmung der kapitalistischen Glashütte machen wollten. Mit all meinen Kräften unterstützte ich diejenigen, die daraus das Gemeineigentum aller Arbeiterorganisationen schaffen wollten und geschaffen haben, den Typus des Eigentums, der sich dem proletarischen Kommunismus in der heutigen Gesellschaft am meisten nähert. Ich wurde also stets von dem geleitet, was Marx so vortrefflich die „revolutionäre Evolution“ nennt. Diese besteht meiner Meinung nach darin, in die heutige Gesellschaft Eigentumsformen einzuführen, die ihr widersprechen, und über ihren Rahmen hinausgehen, die die neue Gesellschaft ankündigen und vorbereiten und durch ihre organische Kraft die Auflösung der alten Welt beschleunigen. Die Reformen sind in meinen Augen nicht nur Linderungsmittel, sie sind und sollen sein Vorbereitungen.

Vor vier Jahren, während des Dreyfus-Prozesses, habe ich an dem abscheulichen Aufwallen der Dummheit und der Barbarei, an der traurigen Verkümmernng des Willens und Gewissens gesehen, daß das Hindrängen und Hinstreben zum Sozialismus nicht genügte, daß vielmehr die erschütterte republikanische Freiheit gefestigt werden müsse. Wenn der Bergmann, der mit seinem Pickel einen Steinkohlenblock nach dem anderen

löst, plötzlich bemerkt, daß die Galerie und die Stützen wanken, daß die Decke sich senkt, so legt er für einen Augenblick die Haue beiseite und befestigt erst wieder die Stützen. Heißt das nun, daß er seine Arbeit eingestellt und sein starkes Handwerkszeug hat liegen lassen? Nein, im Gegenteil, er hat den Fortgang und den Erfolg seiner Arbeit gesichert.



IN EIGENER SACHE

1777

MICHAEL BEHEIM

MEINE BEDROHUNG

(Aus dem „Buch von den Wienern“, 1462—1465)

Michael Beheim war das Kriegspressequartier des 15. Jahrhunderts, und der Moniteur des Pfalzgrafen Friedrich, dem er in seiner Chronik geradezu schamlos schmeichelt. Im übrigen war er ein griesgrämiger Feuilletonist des Mittelalters, immer auf die Aktualität hin orientiert, anfangs ein Bohême, der mit Minnesang, Buhliedern und Saufgesängen durch die Welt zog, bis nach Ungarn und Norwegen kam; erst dann wurde er der Offiziosus des Fürsten. Seine Feder war gefürchtet, sie schuf ihm Drohungen und Feindschaft, und schließlich ward er in seinem Geburtsort Sülzbach, von wo er als Webergehilfe ausgezogen war, und als Schultheiß friedlich zu enden gedachte, erschlagen.

Sein „Buch von den Wienern“ sind politische und militärische Lokalberichte aus dem Wien des Jahres 1462; damals belagerten die Wiener unter Führung des Herzogs Albrecht von Oberösterreich ihren Kaiser Friedrich III. in der Hofburg. Der persönliche Zwischenfall, den Beheim schildert, zeigt die Einstellung des Kriegsvolkes gegen den Publizisten auf, den Konflikt zwischen Schwert und Feder.

Auf dem Platze vor dem Rathause zu Wien nämlich saßen etliche von des Herzogs Partei. Ich ging öfter an ihnen vorüber, da meinten sie, ich tät es ihnen zum Trotze und haßten mich nur um so mehr.

Eines Abends nun kam ich in Gedanken vertieft abermals über diesen Platz. Sinnend erwog

ich die Verrätereï der Treulosen und schritt dabei auf und nieder, da trat einer plötzlich an mich heran, Peter Harnischmeister hieß er, und sprach zu mir: „Michel Beham, dein Dichten bringt dich noch zu Schaden! Nur Angst und Not, wo nicht ein Dolchstich von deiner Feinde Hand, wird dein einziger Lohn sein! Darum mäßige dich und laß dein Dichten!“ Da sprach ich: „Wer sollt der Bösewicht sein, der mir nach dem Leben trachtet, fürwahr, kein Ehrenmann wird solches tun, nur ein Verräter!“ Der feige Tor entgegnete aber: „Wer weiß, ob er nicht ein Ehrenmann zu nennen!“ Da erwiderte ich: „Fürwahr, das ist er nicht! Er ist ein Mörder und Bösewicht! Ich halt einen wie den andern, und wenn euer hunderttausend wären, so ist kein Ehrenmann unter euch! Das glaubt mir! Mörder seid ihr und Schälke, denn ihr stellt eurem hohen, gesalbten Herrn treulos nach dem Leben! Aber der gütige, ewige Gott wollte solche Schmach nicht ergehen lassen und hat ihn wunderbar beschützt!“

Als wir so sprachen, da trat einer der Verräter hinzu, Walmann hieß er, der sich sonst für einen Edelmann ausgab, und rief: „Was fängst du mit einem Sänger an! Was mag uns sein Gesang auch schaden? Was er auch von uns singt und dichte, uns kümmert's wenig! Man weiß ja wohl, wer er ist und wo es bei ihm fehlt!“ Da stieg mir die Galle und ich sprach: „Du nichtswürdiger Mann! Fürwahr, man weiß wohl, wer ich bin! Ich bin aller Orten hingekommen als ein tauglicher Mann und mit Auszeichnung zu Für-

sten und Herrn. Wo ich immer war, dahin darf ich, weiß Gott, wieder kommen, nur nach Wien nicht, denn da wüßt ich mir kein Heil! Wo ich immer sonst gewesen, weiß man nichts Übles von mir, wohl aber, Walmann, von dir! Es ist auch wohl bekannt, wie dem ist, man weiß auch gar wohl, wer du bist! Ich hoffe ein tauglicher, wenn auch armer Geselle zu bleiben, sieh zu, wie es mit deinem Adel steh und daß Lob und Ehre dir folgen! Du sprichst auch, „euch kümmere es wenig, was ich von euch singe und dichte!“; das will ich gerne glauben, fürwahr, denn wer auf Würde und Ehre nichts hält, den kümmert auch sein Ruf nicht viel. Kommt die Ehre einer schwachen Frau vor der Welt nur erst einmal zu Falle, so achtet sie's fortan für nichts, was man immer von ihr spricht! Ihr nichtswürdigen Mörder! Ihr droht mir wohl noch damit, daß ich vor euch nicht sicher bin? Doch weiß ich noch ein Mittel, euch entgegen mich zu erhalten, was ihr auch trachtet, mich hinweg zu treiben!“

Darnach warfen sie mir schreckliche Blicke zu und entfernten sich. Oft sprach ich zu mir: „Was bin ich doch ein Tor, daß ich mir selber solche Unruhe schaffe! Wie's auch gehe, mich sollt's nicht weiter kümmern! Ich will von diesen Dingen weder dichten noch singen!“ Aber trotz aller Überlegung, aller Entschlüsse, konnt ich's doch nicht unterlassen und hätt ich's zu verschweigen tausend Eide geschworen, es muß heraus! Wie konnt' ich auch schweigen zu solcher Verrätere!

PIETRO ARETINO

BRIEFE AN FREUNDE UND FEINDE

(Lettre scritte a Pietro Aretino, um 1530)

Hätte das Rinascimento die Begriffe „Revolver“ und „Journalist“ gekannt, hätte man auf keinen anderen, denn auf Pietro Aretino das Wort „Revolver-journalist“ geprägt. Er war der erste, der die Gabe des Schreibens und die Druckerpresse für selbstsüchtige Zwecke auszunützen verstand. „Nur der Stachel der Not bekleckst mir das Papier, nicht der Sporn des Ruhms“, gibt er zu, aber selbst in diesem Geständnis ist eine Lüge enthalten: die Behauptung von seiner Not. Korruption aller Formen, Erpressung, Skandal, Bestechlichkeit, Laszivität, Subventionsbettel, Intrige und private Rache verbreitet er, indem er seine Briefe und die darauf erhaltenen Antworten (wohl redigiert) erscheinen läßt. Meister aber ist er in der Kunst der Reklame, in der Reklame für sich vor allem, aber auch in der Reklame für andere, wenn sie sich rentiert. Über Michel Angelos Jüngstes Gericht war er zum Beispiel begeistert und ließ es den Meister wissen, und der schreibt ihm einen Brief, ziemlich genau jenem gleichend, wie sie tagtäglich in die Redaktionsbureaus von heute kommen. „Was nun Eure Absicht betrifft, über mich zu schreiben, so sage ich Euch, daß es mir nicht nur lieb sein wird, sondern Euch sogar bitte, es zu tun, weil ja doch selbst Könige und Kaiser es für die höchste Gnade halten, von Eurer Feder genannt zu werden. Wenn ich zu dem Ende etwas habe, was Euch genehm ist, so biete ich es Euch von ganzem Herzen an.“ Erstaunt sieht man, wie sich der große Michel Angelo zu einer so schäßigen Do-ut-des-Politik hergibt;

er schickt dem Kritiker Handzeichnungen, Kunstgegenstände, — und als er nichts mehr hergeben will, verfaßt der früher so begeisterte Aretino die denunziatorische Notiz voll heuchlerischer Entrüstung gegen die Michelangelesken Nuditäten. (S. u.) Dabei war Aretino ein Stilist von Leuchtkraft der Farben, ein Mensch von Freigebigkeit und wahrster Fähigkeit zur Liebe, in seiner Art für Freiheit und Kunst begeistert.

I. Mein Honorar und seine Verwendung

Ihr haltet mich für sehr reich. Ich gebe zu, ich habe ein großes Gefolge: in meinem Hause habe ich an die zweiundzwanzig Weiber und noch dazu manchmal mit ihren Säuglingen an der Brust. So zahlreiches Volk genießt die Frucht meiner Feder, und Tizian selbst muß gestehen, wenn ihn etwas in der Welt staunen mache, so sei es der Umstand, daß ich das so lange und auf solche Weise leisten könne, was den reichsten Schrein der Welt erschöpfen würde.

Zunächst bin ich niemandem etwas schuldig. Meinen Haushalt führe ich immer auf demselben Fuße. — „Warum“, so fragte er mich, „macht Ihr, die Ihr doch kein väterliches Erbteil besitzt, so übertriebene Ausgaben?“ Weil in mir eine königliche Seele wohnt, und weil solche Menschen keine Grenzen kennen, wenn es sich um Pracht handelt. Ich hoffe von Karl V. die Mitgift zu bekommen, die er meiner Tochter Austria versprochen hat, und so lange Fürsten, Herzöge und Kaiser meine Kasse mit Dukaten füllen werden, wird es mir ein Vergnügen machen, sie in königlicher Weise auszugeben... Jeder, der etwas

• will, wendet sich an mich, als ob ich der Schatzmeister des Königs wäre. Kommt ein Mädel in die Wochen, muß ich die Hebamme bezahlen. Steckt man einen verlumpten Edelmann ins Gefängnis, muß ich ihn mit meinem Gelde loskaufen. Heruntergekommene Soldaten, aus dem Lager gejagte Troßknechte, zahlungsunfähige Schuldner, fallite Kaufleute nehmen zu meiner Freigebigkeit ihre Zuflucht. Mein Haus ist ein Hospital für alle Krankheiten, mein Arzt ist der Arzt der ganzen Stadt. Seit mehr als achtzehn Jahren steht meine wohlversorgte Herberge allen fahrenden Rittern offen. Wahrlich, mein Lieber, von den 25 000 Scudi, die ich durch das Geheimnis meiner Feder den Fürsten aus dem Steiß gezogen habe, habe ich nicht einen einzigen, wie ihr behauptet, aus dem Fenster geworfen. Was soll ich denn damit machen? Bin ich einmal geschaffen, so zu leben, wer kann mich verhindern, so zu leben? Ich lache herzlich, wenn ihr mir ein festes Einkommen wünschet, denn ihr wißt ja, daß, wenn die Pyramiden von Ägypten eine Rente einbrächten, ich sie schnell in bewegliches Gut verwandeln würde. Also lasset uns leben, alles andere sind Narrenspossen!

, II. Über Stil und Bildung

Ich bin ein freier Mann von Gottes Gnaden. Ich bin kein Sklave der Pedanten. Ich trete nicht in die Fußspuren Petrarcas oder Boccaccios. Mir genügt mein unabhängiger Geist. Ich überlasse es anderen Leuten, von Reinheit des Stiles, von

Tiefe der Gedanken zu fasseln; andere mögen so töricht sein, sich abzurackern, sich umzuwandeln, sich vollkommen umzugestalten. Ich aber schreite ohne Lehrer, ohne Kunst, ohne Vorbild, ohne Führer und ohne Licht vorwärts, und der Schweiß meiner Tinte trägt mir Glück und Ruhm ein. Was sollte ich noch mehr wünschen!

III. Erpressung

An den Kardinal Nicolo Gaddi: Anfangs wollte ich mit keinem Worte berühren, daß mein Sekretär Ambrogio die hohe Summe von 600 Scudi, die er für mich beim Könige (Franz I.) einkassierte, beim Spiel in Eurem Hause und in Eurer Gegenwart verloren hat. So etwas ziemt sich nicht für einen Bauern, geschweige denn für einen Kardinal. Die lange Freundschaft, die mich, verehrter Monsignore, mit Euch verband, verdiente Belohnung und nicht Mord. Aber ich wundere mich, daß Ihr, Meister Nicolo, es gewagt habt, an Achtung fehlen zu lassen, nicht gegen mich, sondern gegen jenen König, der Eurer Unwürdigkeit einigen Ruhm verliehen hat, gegen jenen König, dessen Freigebigkeit Eure Fassungskraft übersteigt. Das Geschenk war noch in der königlichen Börse, als Ihr es mir genommen habt. Ihr wäret fürwahr kein guter Prälat, wenn Ihr die geringste Erkenntlichkeit für empfangene Wohltaten besäset. Darum habe ich der Notwendigkeit, mich für Eure Unbill zu rächen, nicht länger widerstehen können und diese Rache sollt Ihr bald gedruckt lesen. Einstweilen küsse ich

Eurer erhabenen Herrlichkeit die Hände; ich, der ich den Rang besser ehren würde, den Ihr entehrt.

IV. Bitte um Reklame

Nachdem ich Euch Dank gesagt habe für den Ruf, den Ihr mir allenthalben erwerbet, möchte ich Euch inständigst bitten, daß Ihr mit Eurer natürlichen Beredsamkeit recht viel Gutes über mich in alle Welt hinausposaunt. Denn von einem der ersten Bänkelsänger der Welt immer und immer wieder besungen zu werden, gereicht mir mehr zum Ruhm, als ich Tadel befürchte von den tausenderlei Redereien, die hundert mittelmäßige Gelehrte des Universums über mich verbreiten.

V. Pamphlet gegen Michelangelo

Ich, als getaufter Christ, schäme mich jener dem Geist versagten Freiheit, die Ihr Euch in der Darstellung der Gedanken von dem Ende aller Dinge genommen habt, auf das alle Bedeutung unseres wahrhaftigen Glaubens gerichtet ist. Also jener Michelangelo, dessen Weisheit so bekannt ist und dessen Name so bewundert wird, der hat den Völkern nicht weniger Ruchlosigkeit des Unglaubens als Vollendung der Malerei zeigen wollen? Ist es möglich, daß Ihr, die Ihr wegen Eurer Göttlichkeit den Umgang mit den Menschen vermeidet, dies in dem größten Tempel Gottes getan habt? Über dem ersten Altare Jesu? In der größten Kapelle der Welt, wo die großen Angelpunkte der Kirche, die ehrwürdigen Priester und der Statthalter Christi selbst mit katholischen Zeremonien, heiligen Ordnungen und gotterfüllten

Reden Zeugnis von dessen Fleisch und Blut ablegen, es anschauen und anbeten?

VI. Warum Aretino Schweinereien schreibt

Ich gestehe, daß ich der Welt nicht weniger nützlich und Jesu nicht minder angenehm bin, wenn ich meine Nächte flüchtigen Dingen widme, als wenn ich sie für fromme Werke verwendete. Und was ist der Grund hierfür? Die Sinnlichkeit der anderen und meine Armut. Wären die Fürsten so fromm als ich bedürftig bin, so würde meine Feder nur lauter Miserere niederschreiben. Verehrteste Madonna, allen Leuten der Welt wurde nicht die Inspiration der göttlichen Gnade zuteil. Das Feuer der Begierde verzehrt die meisten. Ihr jedoch seid nur von engelhaftem Feuer entflammt. Für unsereinen sind Musik und Komödien das, was für Euch Gebete und Predigten sind. Seht, ich habe einen Freund namens Brucioli, der seine Bibel dem christlichen Könige widmete. Nach fünf Jahren hatte er immer noch keine Antwort. Meine Komödie „Die Kurtisane“ trug mir dagegen von demselben Könige eine reiche Kette ein. So könnte meine Kurtisane sich versucht fühlen, sich über das Alte Testament lustig zu machen, wenn das nicht zu unziemlich wäre. Ich bitte tausendmal um Vergebung, hochverehrte Frau, für die Possen, die ich nicht aus Bosheit geschrieben habe, sondern um zu leben. Jesus gebe Euch ein, wie Ihr am besten bei Sebastiano aus Pesaro durchsetzt, daß ich den Rest der Summe erhalte, auf die ich schon dreißig

Scudi bekommen habe und für die ich Euch im voraus dankbar bin.

VII. Der Skandal als Reklame

Nehmt es, Gevatter, für ein Zeichen meiner Größe, wenn Ihr hört, daß die großen Herren mir mehr aus Furcht als aus Liebe Geschenke machen. Ja, wenn ich ein Fürst wäre, würde es mir angenehm sein, eher geliebt als gefürchtet zu werden. Da ich indessen Pietro bin, so lege ich mehr Wert auf das Schicksal, Furcht als auf das Glück, Liebe zu erregen. Doch beruhigt Euch und regt Euch nicht auf. Lacht vielmehr mit mir, wenn ich mich freue, mein Bild unter den Bildern Cäsars oder Alexanders auf Medaillons und Kammkästen zu sehen, die man verkauft. Lacht so, wie Ihr Euch grämtet, mit Marietta, Chiara und Margherita (meinen einstigen Dirnen, die jetzt Damen sind), daß sie, die Aretinerinnen genannt werden. Ich fürchte nicht, daß mein Name so bald vergehen wird, denn auch im Skandal finde ich meinen Ruhm. Mein Name ist im Munde der Bänkelsänger, man liest ihn auf Geschichtenbüchern, die sonst keinen Absatz finden würden, man prägt mich in Kupfer, Silber und Gold. Nicht nur darüber freue ich mich, sondern sogar über die Mär, daß Dichterinnen mich als Bösewicht schildern. Ja, es macht mir Spaß, daß selbst mesquine Leute sich einbilden, etwas zu sein, wenn sie mit mir Streit anfangen. Inzwischen erregen die Scudi, die zu Hunderten bei mir eingehen, ihren Neid... Behüt Euch Gott!

JOSEPH ADDISON

KUNSTGRIFF DES „ZUSCHAUERS“, DIE VERSCHIEDENEN LESER AN SICH ZU HALTEN

(The Spectator, 25. September 1711)

Centuriae feniorum agitant expertia frugis,
Celsi praetereunt austera poemata, Rhamnes,
Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci,
Lectorem delectando pariterque monendo.

Ich kann meine Leser in zwei Hauptgattungen einteilen, nämlich in die merkurialische und in die saturninische. Die ersten machen den lustigen Teil meiner Schüler aus, die lauter Abhandlungen voller Witz und Scherz verlangen; die anderen aber sind ernsthafter und gesetzter, die nur an Blättern voller Sittenlehren und gesunder Vernunft ein Vergnügen finden. —

Die ersten nennen alles, was ernsthaft ist, dumm; die anderen sehen alles Lustige für abgeschmackt an. Schriebe ich nun allzeit mit Ernst und Nachdruck: so würde die Hälfte meiner Leser von mir abfallen. Wäre ich aber allzeit scherzhaft, so würde ich die anderen verlieren. Daher mache ich mir die Regel, Belustigungen beider Arten ausfindig zu machen. Und dadurch nütze ich vielleicht beiden mehr, als wenn ich mich allzeit nach dem Geschmacke der einen Art richten wollte. Da keiner von beiden weiß, wovon ich handeln werde: so wird der aufgeweckte

Leser, der mein Blatt zur Lust ansieht, sehr oft unvermerkt in eine ernsthafte und lehrreiche Reihe von Gedanken gezogen: wie im Gegenteil der nachdenkliche Mann, welcher vielleicht etwas Gründliches und Tiefsinniges zu finden hofft, oftmals allmählich in einen Scherz verwickelt und so auf eine angenehme Art betrogen wird. Mit einem Worte, der Leser setzt sich bei meinen Betrachtungen nieder und weiß nicht, wie der Küchenzettel laute, daß ich so reden darf: und hat daher wenigstens das Vergnügen zu hoffen, es werde sich auch eine Schüssel nach seinem Geschmacke finden.

Ich muß es gestehen, wäre ich mir selbst überlassen, so würde ich mehr zu lehren als zu belustigen bedacht sein: will man aber der Welt nützlich sein, so muß man sie nehmen, wie man sie findet. Skribenten von bekannter Strenge schrecken den schwächeren Teil der Menschen ab und machen, daß sie mit ihren Schriften nichts zu tun haben mögen. Ein Mensch muß schon tugendhaft sein, ehe er sich entschließt, den Seneca oder Epiktet zu lesen. Der bloße Titel eines moralischen Buches ist dem Sorglosen und Unbedachtsamen schon verdrießlich und anstößig.

Aus diesem Grunde fallen mir verschiedene Leute ins Netz, die nicht gewohnt sind zu denken; und die keine Schrift lesen würden, welche mit einer heiligen Ernsthaftigkeit oder mit philosophischer Tiefsinnigkeit geschrieben wäre. Sie werden von Lehrsätzen der Weisheit und Tugend gefangen, wenn sie es nicht denken; und wenn

sie dadurch nur zu einem solchen Grade von Nachsinnen gebracht werden, daß sie nach gelehrten und besser ausgearbeiteten Abhandlungen lüstern werden, so halte ich meine Betrachtungen schon nicht für unnütz. Ebenso bemerke ich, daß die Finsternis, in welche zuweilen die Gemüther der besten Leute verwickelt werden, sehr oft solche scherzhaften Aufmunterungen notwendig macht, die sie zum Gelächter bewegen, ihre Schwermut vertreiben und ihre Gemütskräfte aufmuntern. Vielleicht würden einige noch hinzusetzen, daß das britannische Klima die Ergötzungen von dieser Art, gewissermaßen, unentbehrlich mache.

Wenn nun das, was ich bisher gesagt habe, die Mannigfaltigkeit meiner Betrachtungen nicht anpreist: so wird es dieselben doch wenigstens entschuldigen. Ich möchte nicht gern mit Vorsatz lachen, ohne zu unterrichten; oder wenn ich ja zuweilen in diesem Stücke fehle und mein Scherz aufhört, lehrreich zu sein, so soll er doch niemals aufhören, unschuldig zu sein. Eine gewissenhafte Haltung in diesem Punkte verdient vielleicht mehr Lob, als sich die meisten Leser einbilden. Wüßten sie nur, wie mancher Gedanke uns in einem scherzhaften Vortrage einfällt, den ein schamhafter Schriftsteller bescheidenlich unterdrückt; wie mancher possierliche Einfall sich darbietet, der dem gemeinen Geschmack der Leute unfehlbar gefallen würde; der aber gleich in seiner Geburt erstickt wird, weil er auch nur von weitem auf die Verderbnis der Gemüther bei

denjenigen, die ihn lesen würden, abzielen könnte: wüßten sie nur, wie mancher Blick von Bosheit, aus Furcht, dem guten Namen anderer Leute zu schaden, mit Fleiß vermieden wird: so würden sie gütiger von diesen Skribenten urtheilen, die sich bemühen, aufgeräumt und doch nicht ungezogen zu sein. Man kann auf dieselben die Stelle aus Wallern deuten:

Den halben Preis verliert ein Dichter jederzeit.

Den er erlanget hätte, dafern man wollt erwägen,

Was er im Schreiben oft bescheidenlich
verschwiegen.

Wie nämlich nichts leichter ist, als mit allen erzählten Freiheiten ein witziger Kopf zu sein: so erfordert es allerdings einigen Geist und eine gute Erfindungskraft, wenn man ohne dieselben dafür angesehen werden will.

Was ich hier gesagt habe, ist nicht nur im Hinblick auf die Welt überhaupt, sondern auch in Absicht auf meinen besonderen Korrespondenten erwähnt worden, der mir folgenden Brief gesandt hat, welchen ich, aus diesen Ursachen, an einigen Stellen geändert habe.

Mein Herr!

„Weil ich letztlich Dero Blatt von dem Wettstreite der Fratzengesichter gesehen habe: so kann ich nicht umhin, Ihnen eine Nachricht von einem solchen Kampfe im Pfeifen zu geben; womit ich, nebst vielen anderen, vor drei Jah-

ren in Bath belustigt worden bin. Der Preis war eine Guinee, den der geschickteste Pfeifer bekam; das ist der, der am lautesten pfeifen und ohne zu lachen durch alle Töne gehen konnte, obgleich er von einem Hanswurst, der mit ihm auf der Bühne stand und seine Possen vor ihm machte, durch seltsame Gebärden dazu gereizt wurde. Es waren ihrer drei vorhanden, die nach dem Preise strebten. Der erste war ein Bauer von sehr vielversprechendem Aussehen. Seine Bildung war stetig, und seine Gesichtsmäuslein lagen in so unbiegsamer Dummheit, daß beim ersten Anblicke schon ein jeder die Guinee verloren gab. Gleichwohl fand der Pickelhering ein Mittel aus, ihn zu bewegen. Denn da er einen Bauertanz pfiff: so tanzte dieser leichtfertige Possenreißer mit solchen vielfältigen Verdrehungen und Gesichtern darnach, daß der Bauersmann sich nicht enthalten konnte, ihn anzulachen, wodurch er sein Pfeifen unterbrach und den Preis verlor.

Der nächste, der auf die Bühne trat, war ein Kleinbürger von Bath, ein Mann, der unter dem Pöbel dieses Ortes wegen seiner großen Weisheit und seines breiten Halstuches sehr merkwürdig war. Er zog sein Maul mit großer Ernsthaftigkeit zusammen; und damit er sein Gemüt desto besser zum Sauersehen vorbereiten könnte, so fing er an, die Weise des Liedes von den Kindern im Walde zu pfeifen und kam ein Stück davon mit gutem Erfolge durch: als plötzlich der Possenreißer, der an seiner Seite

eine Zeitlang sehr ernsthaft und aufmerksam geschienen hatte, ihm auf die linke Schulter einen Schlag gab und ihm mit einem so verhexten Fratzengesichte starr in die Augen sah, daß der Pfeifer seine Flechsen etwas schlaff werden ließ und erst in ein kleines Lächeln, hernach aber in ein lautes Gelächter ausbrechen mußte. Der dritte, der sich in den Streit begab, war ein Lakei, der dem Pickelheringe und allen seinen Künsten zu Trotze ein schottisches Liedchen und eine italienische Sonate mit einem so gelassenen Ansehen herpffte, daß er den Preis davontrug; zu großer Verwunderung einiger hundert Personen, die wie ich selbst bei dem Wettstreite in dieser Geschicklichkeit zugegen waren. Nun halte ich, mein Herr, mit aller Demut dafür, Sie mögen auch von den Gesichtsmachern beschlossen haben, was Sie wollen, daß doch die Pfeifer aufgemuntert werden sollten: nicht nur weil ihre Kunst ohne Verzerrungen ausgeübt wird; sondern weil sie auch die Dorfmusik und die Ernsthaftigkeit befördert und das gemeine Volk lehrt, sich in einer guten Stellung zu erhalten; wenn sie etwas sehen, was ihnen an denen, die besser sind als sie, lächerlich vorkommt. Überdies scheint es auch eine Belustigung zu sein, die sich sehr gut fürs Bad schickt; so wie es bei den Reitern üblich ist zu pfeifen, wenn sie wollen, daß ihre Pferde das Wasser lassen sollen.

Ich bin,

mein Herr,

Dero etz.“

NACHSCHRIFT

„Nachdem ich diese zwei wichtigen Punkte des Gesichtermachens und Pfeifens unterschieden habe: so hoffe ich, Sie werden die Welt mit einigen Betrachtungen über das Gähnen vergnügen, wie ich dasselbe in einer von den Zwölfnächten, unter anderen Christabendspossen, in dem Hause eines sehr wackeren Edelmannes gesehen habe, der seine Pachter zu dieser Jahreszeit allemal damit zu belustigen pflegt. Man gähnt daselbst um einen Cheshirekäse und fängt um Mitternacht an, wenn die Gesellschaft bereit ist, schläfrig zu werden. Der da am weitesten das Maul aufsperrt, und zwar so natürlich, daß die meisten unter seinen Zuschauern ihm folgen müssen, der nimmt den Käse mit nach Hause. Wenn Sie diese Materie recht abhandeln werden, wie sich's gehört, so zweifle ich nicht, Ihr Blatt wird damit das halbe Königreich zum Gähnen bringen; obwohl ich Sie versichern kann, es wird kein Mensch dabei einschlafen.“

L.

PIERRE-AUGUSTIN CARON DE BEAU-
MARCHAIS

GESPRÄCH MIT DER GOTTHEIT ÜBER MEINE
PROZESSE

(Quatrième mémoire à consulter contre M. Goëzman
et consorts; Februar 1774)

Kein größerer Schlingel hat sich je im Bereich des Schrifttums so erfolgreich umhergetrieben, wie dieser Pierre Augustin Caron, ein Pariser Gassenjunge, der sich später nach einem angeblichen Rittergut seiner Frau „de Beaumarchais“ nennt. Als Uhrmacher hat er's gelernt, die Kleinigkeiten des Räderwerks scharf zu sehen, den Gang fein zu hören, und vor allem — von den Kunden nicht kontrolliert zu werden. An den Hof dringt er mit einem Geschenk an die Pompadour, einem Fingerring samt winziger Uhr, und seine Frechheit, die Sitten der Zeit, seine Jugend und sein Talent machen ihn dort zum Damenliebling. Nach Spanien fährt er, den Madrider Publizisten Clavijo zur Ehe mit seiner Schwester zu zwingen, seine Maitresse dem Karl III. aufzuhalsen, durch Beteiligung am Sklavenhandel Geld zu machen und ein „Fragment de mon voyage d'Espagne“ zu schreiben. Goethe macht seinen „Clavigo“ daraus, mit Zusätzen, „die weniger von Talent des Deutschen zeugen, als von Hohlköpfigkeit“, wie Beaumarchais urteilt.

Um ein angebliches Legat des verstorbenen Finanziers Duverney zu erlangen, klagt er dessen Erben, General Falcoz de la Blache; Berichterstatter dieses Prozesses soll der Parlamentsrat Goezman sein, den Beaumarchais „informieren“ will. Frau Goezman nimmt

von ihm hundert Louisdor an, eine mit Brillanten besetzte Uhr und noch fünfzehn Louisdor. Der Prozeß geht verloren. Beaumarchais erhält die Geschenke zurück, mit Ausnahme der letzten fünfzehn Louisdor, wogegen er sich wehrt. Der Verleumdung angeklagt, schreibt er zum Gaudium von Paris die Hefte der „Mémoires“, der Denkschriften. Zehntausend Hefte werden gleich vom ersten verkauft, seine brillante Satire, seine originelle und witzige Dialektik, seine Verve, seine Angriffe gegen bekannte Persönlichkeiten, seine advokatorische Genialität und seine Maske des Kämpfers um des Volkswohls willen bereiten mit die Stimmung vor, die sich bald in der großen Revolution entladen wird. „Ich bin ein Bürger“, schreibt der Chevalier de Beaumarchais jetzt, „das heißt etwas ganz Neues, etwas Unbekanntes, etwas Unerhörtes in Frankreich. Ich bin ein Bürger, das heißt etwas, was ihr seit zweihundert Jahren sein solltet und ihr vielleicht in zwanzig Jahren sein werdet.“ Der Prozeß endet damit, daß sowohl Beaumarchais als auch Madame Goezman mit Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte bestraft werden, aber wir sehen Beaumarchais bald in höfischer Sendung Europa durchreisen, um Pasquille gegen die Kaiserin zu finden und deren Drucklegung zu verhindern, — Schmähschriften, die er selbst verfaßt hat; die romantischen Gefahren, von denen er dem Hofe lügend berichtet, sind von Paul Wiegler in der Einleitung zu dem Buche „Beaumarchais' Schmähschrift gegen Marie Antoinette“ (Drei-Masken-Verlag, 1922) richtig beleuchtet. Aber eine deutsche Ausgabe seiner Denkschriften, die geradezu Lehrbücher des publizistischen Plaidoyers sind, ist nicht aufzutreiben.

Wenn das allgütige Wesen, das über allem wacht, mich eines Tages dadurch beglückt hätte, daß es mir erschienen wäre und zu mir also gesprochen hätte:

„Ich bin derjenige, durch den alles Seiende besteht; ohne mich würdest du nicht sein; ich habe dich mit einem gesunden und kräftigen Körper begabt; ich habe in diesen die tätigste Seele gesetzt; du weißt, wie tief ich das Empfinden in dein Herz gesenkt habe und die Fröhlichkeit in deinen Charakter; aber so sehr wie ich dich in das Glück versenkt sehe, zu denken und zu fühlen, — du wärest noch glücklicher, wenn manche Sorgen diesen beglückten Zustand nicht ins Schwanken brächten; so gehst du niedergedrückt von zahllosen Unannehmlichkeiten, zerrissen von tausend Feinden, bist deiner Freiheit und deines Eigentums beraubt, beschuldigt der Erpressung, der Fälschung, der Verleumdung, der Bestechung, des Betrugs; stöhnend über die Schmach eines Kriminalprozesses; geknebelt und gefesselt durch ein Dekret, auf allen Punkten deiner Existenz von dem absurdesten On dit, und vom Skrutinium der öffentlichen Meinung seit langem ballotiert, um zu entscheiden, ob du nichts als der scheußlichste Abschaum der Menschheit oder bloß ein ehrlicher Bürger bist.“

Ich hätte mich auf die Knie geworfen und hätte geantwortet: Wesen aller Wesen, ich schulde dir alles, das Glück zu leben, zu denken und zu fühlen; ich glaube, daß du uns alle mit Gutem und Üblem in gleichem Maße begabt hast, ich glaube, daß deine Gerechtigkeit in weisem Maße alles ausgeglichen hat, und daß die Mannigfaltigkeit der Leiden und Freuden, der Befürchtungen und der Hoffnungen der frische

Wind sind, der das Schiff vom Ufer treibt und es fröhlich in seiner Fahrtrichtung vorwärtsbewegt.

Wenn es geschrieben steht, daß ich heimgesucht werden soll, durch alle Hindernisse, die deine Strenge mir ankündigt, so willst du anscheinend nicht, daß ich diesen Kümernissen erliege; gib mir die Kraft, sie zurückzustoßen und gewähre mir Entschädigung, daß ich all das Übermaß des Schlimmen ertragen kann, und ich werde — dem so großen Leid zum Trotz — niemals aufhören, dein Lob zu singen „in cithara et decachordo“.

Wenn mein Unheil damit beginnen soll, daß der unvorhergesehene Angriff durch einen Erben beginnen soll, der gierig eine berechtigte Forderung bekämpft, ein Schriftstück, das von gegenseitiger Achtung und Rechtlichkeit der beiden Vertragsschließenden gestützt war, — dann gewähre mir als Gegner einen geizigen, ungerechten und als solchen bekannten Menschen, derart, daß die ehrlichen Leute sich darüber entrüsten müssen, daß ein solcher Mensch, der ohne natürliches Recht fünfzehnhunderttausend Franken erbt, mir einen entsetzlichen Prozeß aufhalst, und mir fünfzigtausend Taler rauben will, um zu vermeiden, daß er mir im Namen und auf die verbindliche Zusage seines Wohltäters fünfzehntausend Franken auszahle.

Bewirke es, daß er vom Haß so verblindet sei, mir alle Verbrechen zu unterstellen, und daß er, nachdem er mich vor dem öffentlichen Gericht angeklagt hat, „es gewagt zu haben, die heilig-

sten Namen zu kompromittieren“, endlich mit Schande bedeckt sei, wenn sich mir die Notwendigkeit mich zu rechtfertigen unter respektvollem Stillschweigen der Hörerschaft entzieht.

Bewirke es, daß er so ungeschickt sei, seine geheime Verbindung mit meinen Feinden zu veraten, gegen mich in Paris Briefe „aus Grenoble“ an jenen zu schreiben, der ihm geholfen hat, mich meines Vermögens zu berauben, dergestalt, daß ich nichts zu tun hätte, als die Tatsachen in ihrer natürlichen Folge aneinanderzureihen, um gerächt zu sein an jenem reichen Erben, durch ihn selbst.

Wenn es geschrieben steht, daß ich inmitten dieses Sturmes beschimpft werden soll, eingekerkert wegen eines anderen Streites, wenn es geschrieben steht, daß der Usurpator meines Vermögens von meiner Einsperrung dadurch profitiert, daß er den Prozeß vor dem Parlament verhandeln läßt, so wage ich zu wünschen: die Behörde, die sonst niemals formalistisch ist, möge es so weit gegen mich werden, daß ich das Gefängnis, um den Berichterstatter aufzusuchen, nicht verlassen darf, ohne von einem beeideten öffentlichen Beamten begleitet zu sein, dessen Zeugnis eines Tages dazu dienen kann, mich vor den hinterlistigen Nachstellungen meiner Feinde zu retten und vor der famosen Liste des Pförtners im Hause des Richters Goezman.

Wenn ich in der Folge des Verfahrens beim Parlamente beschuldigt werden sollte, einen unbestechlichen Richter zu bestechen versucht

und einen unverleumdbaren Menschen verleumdet zu haben, — dein Diener wirft sich flehend vor dir nieder: Mache, daß der Denunziant ein Mann von wenig Hirn sei, Betrüger und Fälscher. Und wenn dieser Strafprozeß mit derselben Ungerechtigkeit wie der vorangegangene Zivilprozeß verhandelt werden sollte, so füge es, daß jener, der mich zu verderben strebt, mich für einen kraftlosen Mann hält, und sich in seinen Mitteln vergreift.

Wenn er sich eine Komplizin nimmt, so sei sie eine Frau von wenig Geist, und möge sich bei ihrer Einvernahme in Widersprüche verwickeln, gestehen, leugnen, was sie eingestanden hat, und die Verirrungen ihres krankhaften Gemüts verraten.

Wenn mein Denunziant einen Zeugen anwirbt, so möge dieser ein einfacher und gerader Mann sein, den die Angst vor dem Gefängnis nicht verhindert, zur Wahrheit zurückzukehren, von der man ihn für einen Augenblick abgebracht hatte...

Wenn endlich in der Fülle des Ungemachs, das mich niederzudrücken droht und in der Notwendigkeit eines so bizarren Prozesses mir das Ewige Wesen die Wahl des Gerichtshofes überlassen hätte: ich hätte gebeten, es möge der gleiche bleiben; noch bereit zum Erwachen seiner erhabenen Funktionen, könnte er fühlen, daß ihn die Ausstoßung eines lasterhaften Mitgliedes in den Augen der Nation mehr ehren würde, als hundert besondere Urteile, bei denen das Murren

der Unglücklichen immer das Lob aufwiegen wird, das die Glücklichen zu spenden bereit sind. So hätte ich es gewünscht, weil ich geglaubt hätte, nicht mehr der Gefahr ausgesetzt zu sein, von diesem Gericht ein zweideutiges Urtheil herauskommen zu sehen, unter den Augen eines aufgeklärten Volkes voll Scharfsinn, Geist und Feuer.

Nun! Habe ich nicht inmitten meines Unglücks all das erhalten, was ich so kühn gewünscht hätte? Die Raubgier meiner Feinde hat sie geschwächt; ihre Zahl hat Fehler in ihrem gegenseitigen Einverständnis bewirkt, das in jedem Unternehmen wichtig ist; ihr Haß hat sie bis zur Verblendung getrieben. Jede Anstrengung, mich aufzuhalten, hat nur die Wirkung erzielt, daß meine Schritte sich beschleunigten und meine Rechtfertigung heraneilte. Wenn ich die vielfachen Angebote der Hilfe und des Dienstes hinzufüge, mit denen mich eine Menge ehrenhafter Leute beglückte, und die besonderen Tröstungen der Freundschaft, so werdet ihr hier das lebendige Beispiel eines glücklichen Ausgleiches des Übels durch das Gute erblicken, der hier zu den Lehren der vornehmsten Philosophie gefügt ist. *Sunt quoque gaudia luctus.* Selbst die Sorgen sind gemengt mit den Freuden.

GOTTHOLD EPHRAIM LESSING

NOCH NÄHERE BERICHTIGUNG DES MÄRCHENS VON TAUSEND DUKATEN ODER JUDAS ISCHARIOT DEM ZWEITEN

(Dezember 1779)

Einen größeren journalistischen Charakter als Lessing zählt die Weltliteratur nicht. Nur Voltaire ist ihm als Polemiker überlegen, da er die größere Beweglichkeit und die Waffe des Hohns für sich hat, Lessing aber hat den festeren Boden unter sich, er fußt auf unbedingter Wahrhaftigkeit. Seine ganze Art ist die des Menschen, der nur das schreibt, was dringend notwendig ist, selbst seine Dichtungen schafft er so. Da er Rezensent der Kgl. priv. Zeitung für Staats- und gelehrte Sachen, der „Vossischen“ ist, schreibt er erst, „wenn der Setzerjunge in seiner Stube ist, das Manuskript für die Druckerei zu holen“. (Mendelsohn berichtet dies.) In Hamburg, wohin er 1766 als Dramaturg und Konsulent des Nationaltheaters geht, verfaßt er seine Dramaturgie als Stücke einer Zeitschrift, das Drama revolutionierend. In den „Fragmenten eines Ungenannten“, die er 1777 in Wolfenbüttel herauszugeben beginnt, wird er der erste Kämpfer gegen das zerfallende theologische System. Vernichtend in ihrer Schärfe: die Polemik gegen Pastor Goeze. 1799 erscheinen im „Wienerischen Diarium“ zwei Artikel gegen ihn, von denen einer gegen den Freigeist Lessing die dumme Anklage der Bestechlichkeit erhebt; am 23. Dezember werden die Behauptungen im 73. und 74. Heft der „Hamburger Freywilligen Beyträge“ abgedruckt. Seine Freun-

din Else Reimarus (die Schwester des Hamburger Arztes) macht ihn darauf aufmerksam, sein Bruder Karl fragt ihn nach der Wahrheit des Gerüchtes. Darauthin schreibt Lessing eine geharnischte Berichtigung unter der Maske seines Stiefsohnes, des erst sechzehnjährigen Theodor König, der sich gerade in Wien aufhält, und läßt sie in Regensburg drucken.

Derjenige, er sei, wer er wolle, durch den die Nachricht, meinen Stiefvater, den Hofrat und Bibliothekar Lessing zu Wolfenbüttel betreffend, in das „Wiener Diarium“ (Nr. 85) gekommen, hat sich angelegen sein lassen, eine sehr abgeschmackte Lüge zu verbreiten.

Die Judenschaft zu Amsterdam sollte dem Herrn Lessing deswegen ein Geschenk von tausend Dukaten gemacht haben, weil er gewisse Fragmente eines Werks herausgegeben, in welchem die jüdische Religion gerade am meisten gemäßhandelt wird? Und Herr Lessing, weil er aus besagtem Werke weniger von dem bekanntmachen wollen, was die jüdische Religion anbelangt, als von dem, was die christliche Religion betrifft, und von Christen erörtert und widerlegt zu werden verdient, hätte kein Bedenken getragen, ein solches Geschenk anzunehmen? Die Erdichtung ist so nüchtern, daß ich mich nie für verbunden würde gehalten haben, ein Wort darum zu verlieren, so nahe mich auch der Mann angeht, der darunter leiden soll: wenn nicht in dem gleich darauf folgenden Blatte des nämlichen Diarii eine vorgebliche Berichtigung hinzugekommen wäre, die zu sehr verrät, warum es gewissen Leuten

eigentlich zu tun ist. Wenigstens hat der, von welchem sich diese Berichtigung herschreibt, nämlich der Zusammentrager des Diarii selbst, nur läuten hören, ohne im geringsten zu wissen, wo die Glocken hängen.

Bloß also denen zu gefallen, die noch weiter vom Turme wohnen, will ich den ganzen Verlauf der Sache mit wenig Worten erzählen. Daß ich hinlänglich davon unterrichtet bin, kann man mir glauben, wie ich denn auch von dem, was ich aus mündlichen Unterhaltungen weiß, weiter keinen Gebrauch machen will, als insofern es in den Schriften des Herrn Lessing zutage liegt, die hier nicht bekannt geworden.

Bereits 1774 fing Herr Lessing an, in seinen „Beiträgen zur Geschichte und Literatur aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel“ Fragmente eines gewissen Werks gegen die geoffenbarte Religion drucken zu lassen, das schon seit geraumer Zeit in Niedersachsen geschrieben herumging, aus einer Provinz in die andere vertragen ward „und so im Verborgenen“, wie sich Herr Lessing selbst ausdrückt, „mehr Proselyten machte, als es im Angesichte einer widersprechenden Welt machen könnte.“

Die Bekanntmachung dieser Fragmente wurde dem Herrn Lessing von den Gottesgelehrten der lutherischen Kirche auch so wenig verübelt, daß ihm vielmehr verschiedene der Angesehensten öffentlich Dank dafür abstatteten.

Und warum auch nicht? Sie könnten von der Lauterkeit der Absichten des Herrn Lessing um

so mehr versichert sein, da Herr Lessing selbst einem jeden anstößigen Fragmente sogleich eine Widerlegung unter der Aufschrift: „Gegensätze des Herausgebers“ mit beigefügt hatte, wie man sie nur immer von einem Christen, der kein Theolog von Profession ist, verlangen kann.

Daher machten auch mehrbesagte Fragmente Jahr und Tag nicht das geringste Aufsehen im Publiko und nur sehr wenig Sensation auf Leute, denen es näher obliegt, sich um dergleichen Dinge zu bekümmern: als mit eins ein Mann seine Stimme erhob, von dem man sagt, daß er schon mehrmalen seine Stimme sehr zu unrechter Zeit erhoben habe.

Herr Lessing hatte das Unglück gehabt, den Herrn Hauptpastor Goeze in Hamburg in einem kleinen Auftrage, die Bibliothek betreffend, nicht so prompt zu bedienen, als allerdings wohl schicklich gewesen wäre, und Herr Goeze hatte die Gerechtigkeit, ihn dieses Unglück fühlen zu lassen. Er stichelte bei aller Gelegenheit auf ihn als auf den undienstfertigsten Bibliothekar, der zwischen Himmel und Erden zu finden, und, da auch ihm endlich die Fragmente bekannt wurden, welche Freude mußte es ihm sein, den undienstfertigen Bibliothekar der lutherischen Christenheit zugleich als den ruchlosesten und dem herzoglichen Hause, dem er dient, zugleich als den gefährlichsten zu schildern.

Er hörte nicht auf, diesem durchlauchtigsten Hause zu Gemüte zu führen, in welchen schlimmen Händen sein Interesse sei, und wie leicht

ein Mensch, der sich kein Gewissen daraus gemacht habe, eine so ärgerliche Schrift gegen die Religion an das Licht zu ziehen, auch Papiere an den Tag bringen könne, die seine hohen Gerechtsame streitig zu machen und die Ehre seiner Vorfahren zu verdunkeln imstande wären.

Da indes der Herr Hauptpastor so albern nicht war, um zu hoffen, daß dergleichen Armseligkeiten wirklich Eindruck auf einen Fürsten machen würden, der weder die nähere Prüfung seiner Gerechtsame noch die genauere Beleuchtung der Ehre seiner Ahnherren zu befürchten hat: was tat er zugleich?

Weil der Bibliothekar eine durch ihre Verheimlichung um so viel gefährlichere Schrift wenigstens durch seine Bekanntmachung und seine Gegensätze minder gefährlich machen wollen, und ihm von dieser Seite also nicht beizukommen war: so erklärte der Hauptpastor zugleich, daß es mit diesen Gegensätzen doch nur nichts und weniger als nichts wäre; ja, daß diese Gegensätze im Grunde weit mehr Gift enthielten als die Fragmente selbst.

Und wieso? Diese Gegensätze des Bibliothekars waren dem lutherischen Hauptpastor mit einem Worte — — zu gut katholisch.

Ich will mich auf einen neuerlichen Vorfall mit dem Herrn Hauptpastor in Hamburg nicht berufen, obwohl dieser Vorfall schon hier (in Wien) und in Hamburg so allgemein bekannt ist, daß ich mich gar wohl darauf berufen könnte. Es ist auch ohne demselben notorisch genug, aus

welchem Gesichtspunkt dieser überspannte Lutheraner zum Ärgernisse seiner eigenen Glaubensgenossen die katholische Kirche sowohl in seinen Predigten als in seinen Schriften anzusehen gewohnt ist, und wieweit er geht, ihr alle Ansprüche auf den Namen und die Vorrechte einer christlichen Kirche abzustreiten.

Nun hatte Herr Lessing, um gewisse Einwürfe gegen die christliche Religion ein für allemal abzuschneiden, behauptet, daß man einen Unterschied zwischen Bibel und Religion machen müsse; daß nicht alle Einwürfe gegen die Bibel auch Einwürfe gegen die Religion wären, und daß die Religion sich ebensowenig auf die ganze Bibel als auf die Bibel einzig und allein gründe. Er hatte behauptet, daß die christliche Religion sich auch ohne Bibel denken lasse; daß die christliche Religion eine geraume Zeit bestanden, ehe die gesamten Schriften des Neuen Testaments geschrieben worden; daß man also einen kurzen Inbegriff der christlichen Religion annehmen müsse, nach welchem sie damals gelehrt und ausgebreitet worden. Er hatte behauptet, daß dieser kurze Inbegriff, welcher bei den ersten Kirchenvätern *Regula fidei* heiße, sich in dem Apostolischen Glaubensbekenntnisse erhalten habe, welches die katholische Kirche vornehmlich unter ihrer Tradition mitverstehe, und welches aus den Schriften des Neuen Testaments nicht könne gezogen sein, ob es sich gleich in demselben finden müsse. Er hatte behauptet, daß es, wo nicht leichter, wenigstens ebenso leicht sei, die unmittelbare göttliche

Eingebung besagter Regulafidei zu beweisen, als die unmittelbare göttliche Eingebung der gesamten Schriften des Neuen Testaments, und hatte zu verstehen gegeben, wie wohl die lutherischen Theologen tun würden, dieses anzuerkennen, um wenigstens die Grundlehren des Glaubens gegen alle willkürliche Auslegungen der sie bestätigenden, aber nicht ursprünglich lehrenden Schriftstellen zu sichern, etc. etc.

Ich bin zu jung und zu ununterrichtet in solchen Dingen, um beurteilen zu können, wieweit diese Behauptungen in den Schriften der Väter und den kirchlichen Altertümern, auf welche sich Herr Lessing beruft, gegründet sind. Aber so viel weiß ich doch, daß das Wesentliche derselben in der katholischen Kirche nicht allein für unanstoßig erkannt, sondern auch als das Rechtgläubigere gelehrt wird.

Und gleichwohl war es das, ebendas, worin der lutherische Hauptpastor das größere Gift, als in den Fragmenten selbst enthalten sei, mit solcher Dreistigkeit zu finden erklärte, daß er lieber von der christlichen Religion nichts wissen als zugeben wolle, daß sie im geringsten mit einem so strohern Schilde, wie er sich selbst auszudrücken beliebte, verteidigt werde.

Und gleichwohl ist es das, ebendas, weswegen sich Herr Lessing nunmehr in der Hauptstadt des katholischen Deutschlands als einen Feind der christlichen Religion überhaupt muß verschreien und durch hämische Märchen als einen zweiten Judas Ischariot muß verlästern lassen, der seinen

Meister freilich nicht um dreißig Silberlinge, aber doch um 1000 Dukaten nochmals an die Juden zu verraten imstande wäre.

Zu beweisen, daß ich hiermit nichts als die strenge Wahrheit sage, und zugleich eine Probe zu geben, mit welcher blinden Wut der Hauptpastor sofort auf den Bibliothekar losging, darf ich nur den Titel seiner ersten Schrift anführen: „Goezens Etwas Vorläufiges gegen des Hofrat Lessings mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf unsere allerheiligste Religion und auf den einigen Lehrgrund derselben, die Heilige Schrift.“ — Wie gesagt, Herr Lessing hatte aber schlechterdings keinen anderen Angriff auf die Heilige Schrift getan, als daß er mit so vielen anderen Christen sie für den einigen Grund unserer allerheiligsten Religion (er dachte sich dabei die christliche Religion überhaupt und nicht die lutherische insbesondere) lieber nicht erkennen als die Religion unauflöslichen Schwierigkeiten preisgeben wollte. „Oder sind die Katholiken keine Christen?“ fragt Herr Lessing. „Wäre ich kein Christ, wenn ich in diesem Stücke mich auf die Seite der Katholiken neigte? Unartig genug, daß viele Protestanten den Beweis für die Wahrheit der christlichen Religion so führen, als ob die Katholiken durchaus keinen Anteil daran hätten.“

Ob Herr Lessing in seinen Blättern, die er der Goezischen Schrift unter dem Titel: „Anti-Goeze“ entgegenstellte, sich überall in den Schranken der Mäßigung gehalten, kommt mir

nicht zu, zu entscheiden. Ich sage bloß, daß ich ihn bei dieser Gelegenheit öfterer einen Ausspruch des heiligen Hieronymus für sich anführen hören, nach welchem die kalte, ruhige Duldung unverdienter Vorwürfe der Irreligion nicht für Tugend, sondern für Ruchlosigkeit erklärt wird.

Und nun nur noch ein Wort von den schweren Ahndungen, die sich Herr Lessing bereits durch die Fragmente und seine Widerlegung derselben soll zugezogen haben. Diese Lüge ward in eben der Münze geprägt, aus welcher die tausend Dukaten kommen.

So viel ist wahr, daß die Fragmente in Braunschweig hohen Ortes verboten und dem Bibliothekar untersagt worden, weiter etwas davon bekanntzumachen. Es dürfte dieses aber wohl mehr wegen des ärgerlichen Aufhebens, das der Hauptpastor davon machte, geschehen sein als wegen der Fragmente selbst, die weiter kein Unheil angerichtet, als daß sie eine Menge Federn in Bewegung gesetzt haben, deren verschiedene zu merklichen Vorteilen der Religion von gelehrten und bescheidenen Theologen geführt worden, die alle, ich wiederhole es, dem Bibliothekar mehr dafür danken als mit ihm zürnen, daß er ihnen einen solchen Feind in die Hände liefern wollen.

Wenigstens ist das Verbot der Fragmente wegen der Gegensätze des Herausgebers gewiß nicht ergangen, welchen man seine Streitigkeit mit dem Hauptpastor Goeze ungehindert fortsetzen lassen und auch inskünftig zuverlässig so

viel ungehinderter fortsetzen lassen wird, als Herr Goeze durch sein Verstummen bereits zu verstehen gegeben, daß er ihr nicht gewachsen sei, und ein weit anderer Mann das Wort für ihn aufgenommen hat.

K.

HEINRICH VON KLEIST

DER ERSTE ATEMZUG DEUTSCHER FREIHEIT

(Entwurf für das 1. Heft der „Germania“)

Prag, 13. Juni 1809

Diese Zeitschrift soll der erste Atemzug der deutschen Freiheit sein. Sie soll alles aussprechen, was während der drei letzten unter dem Druck der Franzosen verseufzten Jahre in den Brüsten wackerer Deutscher hat verschwiegen bleiben müssen: alle Besorgnis, alle Hoffnung, alles Elend und alles Glück.

Jetzt oder niemals ist es Zeit, den Deutschen zu sagen, was sie ihrerseits zu tun haben, um der erhabenen Vormundschaft, die sich über sie eingesetzt hat, allererst würdig zu werden: und dieses Geschäft ist es, das wir, von der Lust, am Guten mitzuwirken, bewegt, in den Blättern der „Germania“ haben übernehmen wollen.

Hoch auf den Gipfel der Felsen soll sie sich stellen und den Schlachtgesang herabdonnern ins Tal! Dich, o Vaterland, will sie singen und deine Heiligkeit und Herrlichkeit; und welch ein Verderben seine Wogen auf dich heranwölzt! Sie will herabsteigen, wenn die Schlacht braust, und sich, mit hochrot glühenden Wangen, unter die Streitenden mischen und ihren Mut beleben und ihnen Unerschrockenheit und Ausdauer und des Todes

Verachtung ins Herz gießen; — und die Jungfrauen des Landes herbeirufen, wenn der Sieg erfochten ist, daß sie sich niederbeugen über sie, die so gesunken sind, und ihnen das Blut aus der Wunde saugen. Möge jeder, der sich bestimmt fühlt, dem Vaterlande auf diese Weise zu... (Hier bricht die Handschrift ab.)

JOSEPH GÖRRES

DIE DEUTSCHEN ZEITUNGEN

(Rheinischer Merkur, Nr. 80/81, 1. und 3. Juli 1814)

Wir halten es nicht für unziemlich, jetzt, wo alle Zeitungen ein halbes Stufenjahr mit guten Vorsätzen zu Verbesserungen beginnen, aus der unsrigen heraus zu den anderen ein wohlgemeintes Wort zu reden.

Da Deutschland endlich wieder eine Geschichte gewonnen, da es in ihm zu einem Volk gekommen, zu einem Willen, und zur öffentlichen Meinung, wird es sich wohl auch also fügen, daß es Zeitungen erhält, die mehr sind als der magere geist- und kraftlose Index dessen, was geschehen. Wenn ein Volk teilnimmt am gemeinen Wohle; wenn es sich darüber zu verständigen sucht, was sich begibt; wenn es durch Taten und Aufopferungen sich wert gemacht hat, in den öffentlichen Angelegenheiten Stimme und Einfluß zu gewinnen; dann verlangt es nach solchen Blättern, die, was in allen Gemütern treibt und drängt, zur öffentlichen Erörterung bringen; die es verstehen, im Herzen der Nation zu lesen; die unerschrocken ihre Ansprüche zu verteidigen wissen; und die dabei, was die Menge dunkel und bewußtlos in sich fühlt, ihr selbst klarzumachen und deutlich ausgesprochen ihr wiederzugeben verstehen. Dahin ist es mit den Deutschen jetzt

gekommen, das sollen die Zeitungen verstehen, sie sollen sich würdig machen, daß das Volk als seine Stimmführer sie achte und erkenne, und sie werden ein ehrenvoll und gesegnet Amt verwalten. Auch die Regierungen sollen das erkennen, keine falsche Angst soll sie antreiben, daß sie in diese heilsame Geisterbewegung im Innern ihrer Völker störend eingreifen; keine ängstlich furchtsame Zensur soll den allgemeinen Umlauf der Ideen hindern. Sind die Gedanken einmal erst entbunden; hat sich sogar, wie's allenthalben der Fall ist, das freimütige Wort schon dazu gefunden — wie ist es töricht, noch zuletzt den Buchstaben zu fesseln, und wer kann den süßen, faden Most aufhalten, wenn er zu seiner Zeit gekommen, daß er zu Weine wird. Keine Regierung wird bei den Deutschen, die so viel halten auf den freien, geistigen Verkehr, sich gründlicher verhaßt machen können, als jene, die es etwa versuchen wollten, dem freimütigen Wahrheitssinne in diesen Zeiten Banden zu bereiten, und im Reiche der Gedanken die vertriebene Sperre und die gesprengten Mautlinien wieder anzulegen.

Vorerst soll es uns genügen, sind wir nur so weit gekommen, daß unsere Zeitungen wahre Volksblätter geworden sind; Stimmen, durch welche die Völker zueinander und zu den Fürsten sprechen. Recht eigentlich soll es die ehrenvolle Bestimmung solcher Blätter sein, ständisch zu werden; sie sollen in Zucht und Maß, wie sich geziemt, aber auch äußerlich frei und ungefesselt, das Wort für die öffentliche Mei-

nung führen; Tribunen, sollen sie die große Mehrheit vertreten, sie sollen der Mund des Volkes und das Ohr des Fürsten sein. Was alle wünschen und verlangen, soll in ihnen ausgesprochen werden; was alle drückt und plagt, darf nicht verhohlen bleiben; einer muß sein, der da die Wahrheit zu sprechen verbunden ist, unumwunden ohne Vorbehalt und Hindernis. Denn nicht geduldet, nein, geboten muß die Freimütigkeit in guter Verfassung sein; der Redner soll als eine geheiligte Person dastehen, so lange bis er durch eigene Schuld und Lüge sein Recht eingebüßt. Die solcher Freiheit entgegenarbeiten, beweisen, daß Bewußtsein einer großen Schuld sie drückt: wer recht handelt, scheut nicht die offene Rede; sie kann am Ende nur dazu führen, daß Ehre werde, wem Ehre gebührt; die aber auf Unrat und Dunkel angewiesen sind, lieben freilich die Heimlichkeit.

Es ist nicht zu verkennen, daß, wo nicht äußerer Zwang alles gewaltsam niederhält, überall das dunkle Gefühl sich regt, es müsse etwas Besseres als das bisher Übliche geleistet werden; und die Zeit verlange ganz was anderes, als das leere politische Geträtsche, womit man sich wohl ehehin gefristet. Dies dunkle, halb bewußtlose Gefühl soll man sich klar und deutlich machen; man soll erkennen, daß die Kraft und die Gelegenheit zu kostbar sind, um sie zu gewöhnlichem Zeitvertreibe zu mißbrauchen, weil das Volk verlangt, daß alle Stimmen, die da reden, zu seinem Wohle sprechen, weil die Zeit jetzt

gekommen ist, wo gesät werden soll für Jahrhunderte. Bis heran ist es so gehalten worden, daß die Fürsten mit ihren Räten auf der einen Seite standen, und die Völker mit ihren Wünschen und Ansprüchen auf der anderen, und daß selten nur eine unmittelbare Gemeinschaft die einen mit den anderen verknüpfte.

Wie im Kriege also die alte urdeutsche Form als heilbringend sich bewährt, so soll sie auch im Frieden geehrt und angenommen werden. In der Mitte aller ist der Ort des Fürsten, um ihn her seine Edeln, und die Führer; in weitem Kreise aber umfasse alle das Volk, ein großer offener Rat, wo mit dem Schilde das Zeichen des Beifalls und des Mißfallens gegeben wird. Die Stimmen aber, die da kundtun die Meinung der Versammlung, seien Herolde aus der Menge ausgewählt, als Männer bewährter Treue und geprüfter guter Gesinnung.

Das ist die Ansicht, die wir über diesen Gegenstand gefaßt und wir glauben, es würde nichts verdorben sein, wenn sie allgemeine Annahme erhielte. Jeder öffentliche Redner hat eine mehr oder weniger zahlreiche Menge um sich her versammelt, die er im Guten oder Bösen leitet. Der ist strafbar, der, wenn ihm die Macht gegeben ist, Nützliches zu vollbringen, die schöne Gelegenheit aus den Händen läßt. Dreifach strafbar aber ist der Müßige in dieser Zeit, wo so überaus viel guter Wille von allen Seiten jedem tüchtigen Bestreben entgegen kommt, und wo die Augenblicke so kostbar sind, weil an jedem ein

künftiges Jahr hängt. All ihre Wünsche, alle Hoffnungen, alle ihre Überzeugungen muß die Nation an den bevorstehenden Reichstag, und vor die Fürsten bringen; alles, was gegenwärtig in den Geistern treibt und sie bewegt, muß klar ausgesprochen sein. Darum soll keiner, dem Gott irgendein Talent verliehen, ruhen in dieser Zeit; er soll zum Besten des Ganzen es gebrauchen, und fördern die gute Sache, so viel an ihm sein mag. Es ist wohl schon ein erster Schritt zum Guten, das von außen entstandene Rechte zu erkennen, und sich zum Werkzeug für die weitere Verbreitung des so Erkannten herzugeben; aber besser ist's in eigener Selbstthätigkeit hervorzu- bringen. Und das ist der Punkt, wo es den meisten deutschen Blättern noch fehlt; sie haben sich in dem Höhern wohl aufgeschlossen, aber sie wollen es nur in seltenen Ausnahmen selbst aus sich hervor zutage fördern. Das allein aber kann dem Guten den rechten Beistand gewähren, wenn es überall und an allen Orten in besonderer und eigentümlicher Weise aufkeimt, und unaufhaltsam wie Gras und Kraut aus der Erde dringt. Dafür sind die Zeitungen bestellt, daß sie aussprechen, worüber alle einverstanden sind; und daß, wie keiner Völkerschaft mehr die rechte Gesinnung fehlt, so keiner auch der passende Laut abgehe. Örtlich dabei und bestimmt eigentümlich müßte jede auch erscheinen. Wie in den verschiedenen Landesstrichen die Mundart wechselt, und überall dieselbe deutsche Sprache doch verständlich tönt: so müßten alle dieselbe Rede

aber in besonderer Weise führen, auf daß recht klar und deutlich werde, daß die Stimmung überall die gleiche und überall dasselbe Verlangen, immer dieselbe Liebe und derselbe Abscheu sei. Wohnt den Herausgebern selbst nicht die Gabe bei, zum Verständnis zu gelangen, und das Verstandene wiederzugeben, dann sollten sie tüchtige Mitarbeiter sich beigesellen, die das Stumme mit der Rede zu beseelen imstande sind; und überall, wo sie darnach zu suchen verstehen, werden sie solche finden, die gar wohl verdienen als Stimmführer aufzutreten. Sie sollen wissen, daß die Zeit laut und dringend sie an diese ihre Pflicht erinnert, und daß sie alles Gemeine, Schlechte und Nichtige zur Seite treibt, und in ihrem reißenden Strom zerreibt. Wollen sie auf die Dauer in ihrem Bestehen sich erhalten, dann wird es nur dadurch allein geschehen, daß sie sich selbst in der Wiedergeburt erneuern, wie die Zeit in gleicher Verjüngung sich wiedergeboren hat. Haben sie sich selbst der Nation erst wert gemacht, dann wird diese sie auch lieb gewinnen, sie wird sie als ihre Sprecher ehren, und das Schild der öffentlichen Meinung wird sie gegen jegliche Gefährde schützen.

• PAUL-LOUIS COURIER

PAMPHLET DER PAMPHLETE

(1824)

Aus einem Provinznest, aus Tours, schickt der Winzer Paul-Louis Courier seine Pamphlete über Frankreich, wie später der Schulmeister Claude Tillier die seinen aus Clamezy. Aber dieser Schulmeister ist nur der schwache Schüler Couriers und dieser ist mehr seinem Meister zu vergleichen: dem Pascal der „Provinciales“. Den Klerus bekämpft auch er, dessen verdummende Macht er geißelt, und wie Pascal kommt er aus dem Lande der Gelehrsamkeit zu den Massen. Im Ton des Tourainer Bauern faßt er 1816 sein erstes Libell ab, die Petition der Bewohner von Lingnes an die beiden Kammern, mit den Worten beginnend: „Messieurs, je suis Tourangeau“, auf sechs Seiten malt er die Wirkung der bourbonischen Restauration auf ein Landstädtchen, nein, die ganze furchtbare Rache der Reaktion und ihre Wirkung auf ganz Frankreich. Und ganz Frankreich wird sich durch diese Blätter seiner Schmach bewußt. Die zehn Briefe an den Zensor, die von 1819 bis 1820 erscheinen und ihn noch populärer machen, sind von unübertrefflicher Leichtigkeit der Sprache und beispielloser satirischer Überlegenheit. In seinem „Pamphlet der Pamphlete“ ist er am Gipfel seines jungen Ruhms und hat sich selbst gefunden: das ist Paul-Louis selbst, der sich mit einer Art von Begeisterung dem Bedürfnis hingibt, seine Berufung als Pamphletist auszusprechen und sich für die Verachtung zu rächen, die ihm ein Teil der Gesellschaft entgegenbringt. (Bald darauf streckt ihn ein Gewehrschuß nieder.) Armand Carrel's wundervoller Essay über Cou-

riers Werk (der ebensowenig ins Deutsche übersetzt ist wie Couriers Schriften) ist ein Panegyrikus auf das Pamphlet der Pamphlete: „Hier macht er gemeinsame Sache mit Sokrates, Pascal, Cicero, Franklin, Demosthenes, St. Paulus und St. Basilius; er ist hier umgeben von diesen großen Männern wie von einer ruhmreichen Schar der Apostel für die Freiheit des Denkens, des Veröffentlichens, des Druckens; er zeigt sie als Pamphletisten, wie er selbst einer ist, jeder in seiner Zeit gegen die eine oder die andere Tyrannei kämpfend, wie er es zu seiner Zeit getan hat, indem er kleine Schriften ins Volk sendet, werbend, belehrend und predigend, den Spöttereien des Hofes, dem Tadel der Spießbürger, der Wut der Heuchler und den Strafanträgen des Staatsanwalts zum Trotz. Das Pamphlet der Pamphlete ist ein Werk, unwiderstehlich und hinreißend, und dessen Stil, der vom Anfang bis zum Ende im Einklang mit der Bewegung der launischsten und kühnsten Eingebung steht, kann wohl als das Geschmackvollste und Bewundernwerteste unserer Sprache bezeichnet werden.“

Während man mich, wie ihr aus den Tageszeitungen ersehen konntet, auf der Polizeipräfektur über meinen Namen, Vornamen und Stand verhörte, trat ein Mann, welcher sich dort anscheinend ohne jede amtliche Funktion befand, vertraulich auf mich zu und fragte mich in freundschaftlichem Tone, ob ich nicht der Verfasser gewisser Schriften sei; ich hätte mich gut verteidigt. Ach! mein Herr, sagte er mir, Sie sind ein großes Genie, Sie sind unnachahmbar. Dieser Ausspruch, meine Freunde, rief mir eine wenig bekannte historische Tatsache in Erinnerung, welche ich euch als Episode, Abschweifung oder

Einschaltung erzählen will, wie ihr wollt; mir ist es ganz egal.

Ich frühstückte bei meinem Kameraden Duroc, der damals, man beachte diesen Umstand, seit kurzem ein meiner Meinung nach sehr häßliches Haus bewohnte, zwischen Hof und Garten gelegen; er hatte darin das Erdgeschoß gemietet. Wir waren mehrere Personen zu Tisch, in fröhlicher Laune und ließen es uns wohl sein, als plötzlich, ohne angemeldet zu sein, unser Kamerad Bonaparte eintritt, der Besitzer des alten Hauses, welcher das erste Stockwerk bewohnte. Er kam als Nachbar und diese Freundlichkeit setzte uns dermaßen in Erstaunen, daß keiner der Gäste recht wußte, was er tat. Man erhebt sich und ein jeder fragte: Was gibt es? Der Held bat uns, doch wieder Platz zu nehmen. Er war keiner von den Kameraden, zu denen man sagen kann: setze dich und iß mit uns. Ja, lange vor der Erwerbung des alten Hauses wäre das angegangen. Aber heute? Bonaparte! Stehend betrachtete er uns, ging auf und ab und wußte nicht, was er uns sagen sollte. „Sind das Artischocken, was Sie da essen?“ — „Jawohl, Herr General.“ — „Sie, Rapp, essen sie mit Öl?“ — „Ja, Herr General!“ — „Und Sie, Savary, mit Sauce? Ich pflege sie mit Salz zu essen.“ — „Ah, Herr General“, antwortete der mit Savary Angesprochene, „Sie sind ein großer Mann; Sie sind unnachahmbar.“

Hier meine geschichtliche Episode, welche ich mit der Absicht wiedergebe, um euch, meine

Freunde, zu zeigen, daß man mich einmal wie Napoleon behandelt hat. Man schmeichelte dem Konsul nicht in uneigennütziger Weise; und als dieser gute Mann mich mit seinen süßen Worten so übermäßig zu loben begann, daß ich darüber fast meine Beherrschung verloren hätte, als er mich einen Mann ohnegleichen, als, er mich unvergleichlich und unnachahmbar nannte, hatte er dabei seine bestimmten Absichten, so haben es mir seither Leute versichert, welche ihn kennen, und er wollte von mir irgend etwas, als er gedachte, mich auf meine Kosten zu loben. Ich weiß nicht, ob er seinen Zweck erreicht hat. Nach mancherlei Reden und Fragen, die ich so gut als möglich beantwortete, sagte er mir im Weggehen: „Hören Sie auf mich und glauben Sie mir, mein Herr; verwenden Sie Ihr großes Genie zu anderen Dingen als dazu, Pamphlete zu machen.“

Ich habe darüber nachgedacht und erinnere mich, daß vor ihm Herr von Broë, ein sehr beredter Mann, der sich für die öffentliche Moral auf das eifrigste einsetzte, mir dasselbe in weniger schmeichelhaften Ausdrücken vor dem Geschworenengerichtshof geraten hatte. „Niedriger Pamphletist...“ Es war eine rednerische Entflammung, wie man sich sie nicht schöner denken kann, als er sich gegen mich wandte und mich, der ich bei meiner Bäuernehre an nichts weniger dachte, in folgender Weise apostrophierte: „Niedriger Pamphletist“ etz., ein Blitzstrahl, nein; ein Keulenschlag war es, im Stil des Redners gesprochen, mit dem er mich ohne Erbarmen zu

Boden streckte. Dieses Wort, welches die Richter, die Zeugen, die Geschworenen, die Zuhörer gegen mich einnahm (ja selbst mein Verteidiger schien davon erschüttert zu sein), dieses Wort entschied alles. Von diesem Augenblicke an, seit mich der Staatsanwalt Pamphletist genannt hatte, war ich im Geiste dieser Herren verurteilt. Und ich selbst wußte nichts darauf zu erwidern. Denn es leuchtete mir in meinem Innern wohl ein, das gemacht zu haben, was man ein Pamphlet nennt, ich hätte es nicht zu leugnen gewagt. Ich war also meinem eigenen Urtheilsspruch nach Pamphletist, und als ich das Entsetzen sah, welches eine solche Bezeichnung der ganzen Zuhörerschaft einflößte, blieb ich verwirrt. Als ich zu mir kam, befand ich mich mit einem meiner Geschworenen, dem Buchhändler Herrn Arthus Bertrand, der zu seinem Essen ging, nachdem er mich schuldig erklärt hatte, auf der großen Stiege. Ich grüßte ihn; er trat auf mich zu, denn er ist der beste Mensch, den man sich denken kann und unterwegs bat ich ihn, mir zu sagen, was seiner Meinung nach an dem verurteilten „Simple discours“ auszusetzen wäre. „Ich habe ihn nicht gelesen“, entgegnete er mir, „aber es ist ein Pamphlet und das genügt mir.“ Ich fragte ihn also, was ein Pamphlet eigentlich sei, denn trotzdem mir der Sinn dieses Wortes nicht neu war, bedurfte er für mich einiger Erklärung. „Das ist“, antwortete er mir, „eine Schrift von wenigen Seiten, von ein oder zwei Blättern, wie die Ihre.“ — „Wäre es noch ein Pamphlet, wenn es aus drei

Blättern bestünde?“ fragte ich. — „Vielleicht, in der allgemeinen Ansicht“, erwiderte er, „aber sachlich gesprochen hat das Pamphlet nur ein einziges Blatt, zwei oder mehrere sind eine Broschüre“ — „Und zehn Blätter? Fünfzehn Blätter? Zwanzig Blätter?“ — „Sind ein Buch“, sagte er mir, „ein Werk.“

Ich verlasse mich in dieser Hinsicht auf Sie, mein Herr, Sie müssen diese Dinge verstehen. Leider fürchte ich in der Tat ein Pamphlet gemacht zu haben, wie der Staatsanwalt sagt. Bei Ihrer Ehre und Gewissen, nachdem Sie Geschworener sind, Herrr Arthus Bertrand, ist meine Schrift von ein und einem halben Blatt Flugschrift oder Pamphlet? „Pamphlet“, sagte er mir, „Pamphlet ohne Zweifel!“ Ich bin also Pamphletist? „Ich hätte es Ihnen aus Rücksicht, Schonung und Mitgefühl an Ihrem Unglück nicht gesagt, aber es ist so. Übrigens“, fügte er hinzu, „wenn Sie bereuen, wird Ihnen Gott (so groß ist seine Barmherzigkeit) in der anderen Welt vergeben. Gehen Sie, mein guter Herr, und sündigen Sie nicht mehr, gehen Sie ins Gefängnis von Sainte-Pélagie.“

So tröstete er mich. Mein Herr, sagte ich ihm, Verzeihung, noch eine Frage. — „Auch zwei“, entgegnete er mir, „und mehr, und so viel Sie wollen, bis halb fünf, die es, glaube ich, gleich schlagen wird.“ — Gut, hier ist meine Frage. Hätte ich anstatt dieses Pamphlets auf die Subskription von Chambord ein Buch, ein Werk geschrieben, würden Sie es da auch verurteilt ha-

ben? — „Je nachdem.“ — Ich verstehe, Sie hätten es vorerst gelesen, um zu sehen, ob es verdammenswert sei. „Ja, ich hätte es geprüft.“ — Aber das Pamphlet lasen Sie nicht! — „Nein, weil ein Pamphlet nicht gut sein kann. Wer Pamphlet sagt, bezeichnet damit eine Schrift voll von Gift.“ — Gift? — „Ja, mein Herr, noch dazu eines der abscheulichsten, ohne solches würde man es nicht lesen.“ — Und wenn es kein Gift enthalten würde? — „Nein, so ist die Welt beschaffen, man liebt das Gift in allem vorzufinden, was gedruckt wird. Ihr Pamphlet zum Beispiel, welches wir eben verurteilt haben, kenne ich nicht, ich weiß in der Tat nicht und will auch nicht wissen, was es ist, aber man liest es; es ist Gift darin. Der Herr Staatsanwalt hat es uns gesagt und ich zweifelte nicht daran. Sehen Sie, es ist das Gift, welches die Justiz in dieser Art Schriften verfolgt. Denn sonst ist die Presse frei, drucken Sie, veröffentlichen Sie alles, was Sie wollen, nur kein Gift. Sie wehren sich vergeblich dagegen, meine Herren, man wird Sie kein Gift verbreiten lassen. Das ist bei einer guten Polizei nicht möglich, auch ist die Regierung da, welche Sie daran wohl verhindern wird.“

Gott, sagte ich mir ganz leise, Gott, befreie uns von dem Bösen und von der bildlichen Rede-weise! Die Ärzte hätten mich fast getötet, als sie mein Blut „auffrischen“ wollten, dieser hier sperrt mich aus Angst ein, damit ich kein „Gift“ schreiben könne; andere lassen ihr Feld „ausruhen“, während es unseren Märkten an

Getreide mangelte. Jesus, mein Retter, erlöse uns von der Metapher!

Nach diesem kurzen Selbstgespräch fuhr ich fort: In der Tat, mein Herr, das Gift hat gar keinen Wert und man tut sehr wohl daran, seine Verbreitung zu verhindern. Aber ich bin sehr erstaunt, daß die Welt, wie Sie behaupten, eine so große Vorliebe dafür hat. Ohne Zweifel kommt mit diesem Gift etwas in die Pamphlete hinein... — „Ja, Zoten, Wortspiele und schlechte Scherze. Was wollen Sie, mein guter Herr, was wollen Sie Großes an Geist auf ein armseliges Blatt bringen? Welche Ideen kann man darauf entwickeln? In den vernünftigen Werken ahnt man noch beim sechsten Band kaum, wo der Autor hinaus will.“ — Es ist wahr, sagte ich, ein Blatt kann nichts Großes enthalten. — „Nichts von Wert“, sagte er mir, „und ich lese keines.“ — Sie lesen also nicht die Verordnungen des hochwürdigen Bischofs von Troyes für die Fastenzeit und den Advent? — „Ah, das ist doch ein großer Unterschied!“ — Noch die Hirtenbriefe von Toulouse über die päpstliche Oberherrschaft! — „Ah, das ist etwas ganz anderes.“ — Jedoch Ihrer Meinung nach kann also eine Flugschrift, ein einfaches Blatt... — „Pfui, sprechen Sie mir nicht davon, es ist ein Schandfleck in der Literatur, eine Schande des Jahrhunderts und der Nation, daß sich für derartige Unverschämtheiten Autoren, Drucker und Leser finden.“ — Mein Herr, sagte ich ihm, die „Lettres provinciales“ von Pascal... — „Oh, welch bewunderungswürdiges, göttliches

Buch, ein Meisterwerk unserer Sprache!“ — Nun also, dieses göttliche Meisterwerk besteht trotzdem aus Pamphleten, aus Blättern, welche erschienen... — „Nein, halten Sie ein, darüber habe ich meine Prinzipien und Ideen. So sehr ich die großen Werke achte, welche dazu geschaffen sind, in der Nachwelt zu leben und sie zu überdauern, so sehr verachte und verabscheue ich diese kleinen vergänglichen Schriften, diese Blätter Papier, welche von Hand zu Hand gehen und den Leuten von heutzutage von gegenwärtigen Dingen erzählen; ich kann die Pamphlete nicht leiden.“ — Und Sie lieben die „Provinciales“, die kleinen Briefe, wie man sie damals nannte, als sie von Hand zu Hand gingen? — „Wirklich“, fuhr er fort, ohne auf meine Worte zu achten, „Sie, mein Herr, der Sie allem Anschein nach aus guter Familie sind, der Sie eine gute Erziehung genossen haben, und dazu geschaffen sind, etwas in der Welt vorzustellen (denn was hinderte Sie schließlich daran, Baron zu werden, wie ein anderer? Als wohlbestallter Beamter bei der Polizei, der Zollverwaltung, als Kerkermeister oder Polizist würden Sie einen Rang und eine angesehene Stellung einnehmen), wie können Sie sich so weit erniedrigen und Pamphlete machen! Treibt Ihnen dieser Gedanke nicht die Schamröthe ins Gesicht?“ — Blaise, antwortete ich ihm, Blaise Pascal war weder Kerkermeister, noch Polizist und auch nicht der Untergebene des Herrn Franchet. — „Pst! Still! Reden Sie leiser, denn er könnte uns hören.“ —

Wer denn? Der Abbé Franchet? Ist er so nahe von uns? — „Mein Herr, er ist überall. Da schlägt es gerade halb fünf; ergebener Diener.“ — Ich der Ihrige. Er verläßt mich und entfernt sich eiligst von mir.

Das, meine lieben Freunde, ist des Nachdenkens wert; drei so ehrbare Leute: Herr Arthus Bertrand, dieser Herr von der Polizei und Herr von Broë, welcher eine hervorragende und würdige Persönlichkeit auf dem Gebiete der Wissenschaft ist; drei Männer, welche dem Pamphlet mehr als feindlich gegenüberstehen. Es gibt genug andere aus der besten Gesellschaft, welche ihren Freund betrügen, seine Tochter oder Frau verführen, die ihrige herleihen, um eine Ehrenstelle zu erlangen, welche jedermann belügen, begaunern, ehrlos sind, und es für eine große Schande halten würden, in einer Schrift von fünfzehn oder sechzehn Seiten die Wahrheit gesagt zu haben; denn in der Kleinheit dieser Zahl liegt alles Übel. Sechzehn Seiten; du bist Pamphletist und Achtung vor Sainte-Pélagie! Schreibe sechzehnhundert und du wirst dem König vorgestellt werden. Leider kann ich das nicht. Als im Jahre 1815 der Bürgermeister unserer Gemeinde, derselbe, der es heute noch ist, seine Gendarmen bei Nacht gegen uns stürmen ließ und die armen Leute, die an der Revolution ganz unschuldig waren, aus dem Bett zerren ließ, und ihre Frauen und Kinder zugrunde gingen, gab es Stoff genug, um ganze Bände zu schreiben, und ich schrieb nur ein Blatt, so sehr fehlte es mir an Worten.

Und auch das packte ich verkehrt an. Hätte ich anstatt meinen Namen zu nennen und gleich, wie ich es tat, damit zu beginnen, „meine guten Herren, ich bin aus Tours“, hätte ich nach dem Geschmack des Abbé de la Mennais begonnen: „Christen, nach den unerhörten Attentaten einer höllischen Revolution...“, so wäre es mir, einmal an diesen Ton gewöhnt, leicht gewesen, meinen Band fortzusetzen und zu Ende zu führen, ohne den Staatsanwalt gegen mich aufzubringen. Aber ich schrieb sechzehn Seiten, beiläufig so, wie ich sonst zu euch spreche, und wurde zum argen Pamphletisten; als dann die Subskription von Chambord kam, hätte ich, an die Tatsache gewöhnt, klugerweise nichts mehr dazu sagen dürfen; das war ein Stoff, der nicht in einem und nicht in hundert Blättern zu bearbeiten war; es war darüber kein Pamphlet, keine Flugschrift, kein Band zu schreiben, denn es war schwierig, den niedrigen Schmeicheleien noch etwas hinzuzufügen, und gefährlich, ihnen zu widersprechen, wie ich es versuchte. Daß ich darüber ohne Umschweife und Umschreibung in wenigen Worten meine Gedanken ausdrücken wollte, als Pamphletist noch dazu, trug mir zwei Monate Gefängnis in Sainte-Pélagie ein. Als ich dann anläßlich der Tanzmusik, welche man uns wegen der Kirche, die daran Interesse hatte, untersagte, aus eigenem Antrieb ernsthaft meine Meinung sagte, konnte ich nicht anders und verfiel wieder in das Pamphlet. Ich wurde angeklagt und ver-

folgt, meine unschuldige Sprache, meine schüchterne Rede fand kein Gehör; ich wurde von den Richtern zurechtgewiesen. Alles, was gedruckt wird, enthält Gift, das darin je nach dem Umfang des Werkes mehr oder minder verbreitet ist, ein mehr oder minder schädliches, tödliches Gift. Ein Körnchen Morpium in einem Bottich verliert sich, wird darin kaum wahrnehmbar, in einer Schale reizt es zum Erbrechen, in einem Teelöffel hat es tödliche Wirkung, so ist es auch mit dem Pamphlet.

Aber andererseits schreibt mir mein guter Freund, der Ritter Sir John Bickerstaff, folgendes, das ich euch gleich übersetzen will. Er ist ein hervorragender Mann, Philosoph, wissenschaftlich gebildet, wie man es nicht gründlicher sein kann, ein Anhänger der Reform, nicht nur in bezug auf das Parlament, sondern in jeder Beziehung, und will alle Regierungsformen Europas verbessern, von denen selbst die beste, wie er sagt, nicht viel Wert hat. Er lebt in seinem Lande von einem rechtschaffenen Vermögen. Seine Ländereien breiten sich nach allen Richtungen im Umkreis von nur zehn Meilen aus, was ein Einkommen von höchstens zwei bis drei Millionen bedeutet; aber er beschied sich damit und lebte in dieser lauen Mittelmäßigkeit, als die Minister, die in ihm den geeigneten Mann von nachgiebiger Laune erkannten, wie es die Gelehrten sind, wie es Newton war, ihn zum Eintritt in das Parlament aufforderten. Er war kaum darin, als er auch schon gegen die Ausgaben des

Hofes und die Korruption der Sinekuren zu wettern und zu toben begann. Die Minister, welche glaubten, daß er seinen Anteil daran reklamirte; boten ihm eine Stelle an, die er annahm, und eine seinem Vermögen angemessene Summe (nach Sitte der Regierung, die demjenigen mehr gibt, der mehr hat), die er bezog. Versehen mit diesem Gelde kehrt er auf sein Gut zurück, versammelt die Bauern, Landleute und alle Pächter der Grafschaft um sich und sagt ihnen folgendes: Durch einen glücklichen Zufall habe ich einen Teil dessen erwischt, das man euch raubt, um die Gauner und Nichtstuer des Hofes damit zu erhalten. Hier das Geld, welches ich euch ganz zurückerstatten werde. Beginnen wir bei den Ärmsten. Peter, wieviel hast du dieses Jahr bezahlen müssen? So viel; da ist es. Du, Paul; ihr, Isaak und John, eure Quote? Und er zählt sie ihnen auf; und so weiter auch das übrige. Hierauf kehrt er nach London zurück, wo er seine neue Stellung antritt; zuerst wollte er alle diejenigen auf freien Fuß setzen, welche wegen Verbrechen des Wortes, wegen Reden gegen die Großen, die Minister, die Schweizer eingesperrt waren, und hätte es auch getan, denn seine Stellung bemächtigte ihn dazu, wenn man ihn nicht raschestens abgesetzt hätte.

Seither lebt er auf Reisen und schreibt mir aus Rom: „Lassen Sie die Leute reden, lassen Sie sich tadeln, verurtheilen, einsperren, lassen Sie sich hängen, aber verbreiten Sie Ihre Gedanken. Dies ist kein Recht; es ist eine Pflicht, eine strenge Verpflichtung jedermanns, der einen Ge-

danken hat, ihn zum Wohle der Allgemeinheit zu veröffentlichen. Die Wahrheit gehört allen ganz. Das, was Sie als nützlich und für jedermann gut zu wissen erkennen, können Sie mit gutem Gewissen nicht verschweigen. Jenner, welcher den Impfstoff fand, wäre ein Schurke gewesen, wenn er dieses Geheimnis auch nur eine Stunde bewahrt hätte, und da es keinen Menschen gibt, der seine Ideen nicht für nützlich hält, gibt es auch keinen, der nicht die Verpflichtung hätte, sie durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel mitzuteilen und zu verbreiten. Sprechen ist gut; schreiben ist besser; drucken ist die vorzüglichste Sache. Druckt man einen Gedanken, der in kurzen, klaren Sätzen abgeleitet und mit Beweisen, Belegen und Beispielen versehen wird, so entsteht daraus ein Pamphlet und zugleich die beste und auch oft mutigste Tat, die ein Mensch vollbringen kann. Denn, ist der Gedanke gut, zieht man daraus Nutzen; ist er schlecht, verbessert man ihn und profitiert so wieder daran. Aber der Mißbrauch... was für ein dummes Wort; die, es erfunden haben, sind diejenigen, welche die Presse wirklich mißbrauchen, indem sie das, was ihnen beliebt, drucken, indem sie betrügen, verleumden und es verhindern, daß man ihnen antwortet. Wenn sie auf die Pamphlete, Zeitungen und Flugschriften schimpfen, haben sie ihre besonderen Gründe. Ich habe die meinen und wollte, daß es deren mehr gäbe und daß jeder alles, was er denkt und weiß, veröffentlichte! Die Jesuiten wetterten auch gegen Pascal und hätten ihn Pam-

phletist genannt, aber dieses Wort kannte man damals noch nicht; sie nannten ihn ‚Höllensbrand‘, was dasselbe in ihrem heuchlerischen Stil bedeutet. Das bezeichnet jedenfalls einen Mann, der die Wahrheit sagt und sich Gehör erzwingt. Sie antworteten auf seine Pamphlete mit ebensolchen, ohne Erfolg, dann mit Verhaftungsbefehlen, die ihnen bedeutend besser gelangen. Es war die übliche Antwort, welche den Pamphleten von den Machthabern und Jesuiten zuteil wird.

Nach ihren Worten indessen, handelte es sich nur um eine Bagatelle, sie verachteten die *Petites Lettres* gleich armseligen Possen, welche höchstens imstande seien, einen Moment durch die üblen Nachreden und den Skandal zu amüsieren; Schriften, die keinen Wert besäßen, keine Tiefe, keinen Inhalt, keine Substanz, wie man sich jetzt auszudrücken pflegt, Schriften, welche man morgens liest und abends schon vergessen hat, die seiner übrigens unwürdig sind, eines so bedeutenden Mannes, eines Gelehrten! Der Autor entehre sich, wenn er mit solchen Dingen seine Zeit und sein Talent verschwende; wenn er Blätter statt Bücher schriebe und alles verspötte, anstatt darüber ernsthaft nachzudenken; das war der Vorwurf, den sie ihm machten, die alte und übliche Art des Streites für den, der die Lacher nicht auf seiner Seite hat. Und was ist geschehen? Der Hohn und der feine Spott Pascals hat das bewirkt, was die Verordnungen und Edikte nicht bewirken konnten; er hat die

Jesuiten überall hinausgejagt. Diese so leichten Blätter haben den schweren Körper erdrückt. Ein Pamphletist, der spielend diesen Koloß zerschmettert, der von den Königen und dem Volke so sehr gefürchtet war. Die Gesellschaft, die gestürzt ist, wird sich nicht wieder erheben, mag man ihr auch welche Stütze immer geben, aber Pascal wird immer groß bleiben, nicht durch seine wissenschaftlichen Werke, sein Rad und seine Versuche, sondern durch seine Pamphlete und seine Petites lettres.

Nicht die Tuskulaner haben Cicero einen Namen gemacht, sondern seine Ansprachen, welche wahre Pamphlete sind. Sie erschienen in losen Blättern, welche entgegen der damaligen Sitte nicht um ein Stäbchen gerollt waren; die meisten davon und noch dazu die schönsten sind nicht veröffentlicht worden. Was war sein „Caton“ anderes, wenn nicht ein Pamphlet gegen Cäsar, der ihm darauf sehr gut antwortete, so gut als er es als ein Mann von Geist verstand, der würdig ist, selbst nach Cicero gehört zu werden? Später ließ ein anderer Grausamer, der von ihm in irgendeinem Blatt verunglimpft wurde und der weder Cäsars Feder noch seinen Degen besaß, als Antwort den römischen Pamphletisten töten. So ächtet, verfolgt und rächt man sich gewöhnlich, an jenen, die den Mut besitzen, das auszusprechen, was jedermann denkt. Auf gleiche Weise ist vor ihm der große Pamphletist Griechenlands, Demosthenes, dessen Philippiken ein Vorbild ihrer Art sind, beiseite geschafft worden. Wenn

er sie vor einigen Leuten in einer Versammlung vorgetragen hätte, wären sie mißverstanden worden und hätten kein großes Aufsehen gemacht; da sie aber geschrieben wurden, las man sie, und diese Pamphlete gaben, nach einem eigenen Ausspruch des Mazedoniers, ihm mehr zu schaffen als die Waffen Athens; er wurde schließlich besiegt und verlor Demosthenes und die Freiheit.

Glücklich ist Amerika in unseren Tagen und Franklin, welcher sein Land frei sah, hat mehr als jeder andere durch sein berühmtes „Guter Sinn“, eine Flugschrift in zwei Blättern, zu dessen Befreiung beigetragen. Weder ein Buch, noch ein großes Werk hat jemals soviel für die Menschheit getan. Denn zu Beginn des amerikanischen Aufstandes waren alle Staaten, Städte und Marktflecken geteilter Meinung; die einen waren, nicht ganz ohne Grund, Anhänger Englands und seiner legitimen Macht, andere wieder befürchteten, sich dadurch zu zersplittern und alles zu verlieren, wenn sie das Unmögliche wagten; andere wieder sprachen von einem Abkommen, und waren bereit, sich mit einer mäßigen Freiheit zufriedenzustellen und mit einem aufgezwungenen Vertrag, sollte er auch in Schweben sein und bald abgeändert werden, wenige wagten ein glückliches Resultat von so viel verschiedenen Wünschen zu erhoffen. Man sah an dem Stand der Dinge, was das geschriebene Wort in einem Lande ausrichten kann, wo jedermann liest; es ist eine neue Macht und wohl verschieden von jener der Tribüne. Einige Worte aus einer An-

sprache werden aus Zufall von irgend jemandem aufgefaßt; aber die Presse spricht zu einem ganzen Volk, zu allen Völkern zugleich, vorausgesetzt, daß sie lesen, wie man es in Amerika tut; und vom Gedruckten geht kein Wort verloren. Franklin schrieb; sein „Guter Sinn“ vereinigte alle Meinungen in der Partei der Unabhängigen und entschied diesen großen Krieg, welcher, in Amerika beendet, in den übrigen Ländern forttobt.

Er war weise; wer hätte davon gewußt, wenn er seine Weisheit nicht niedergeschrieben hätte? Sprich zu den Menschen von ihren Angelegenheiten und von den momentanen Erfordernissen und sei von allen vernommen, wenn du einen Namen haben willst. Mache Pamphlete wie Pascal, Franklin, Cicero, Demosthenes, wie der heilige Paulus und der heilige Basilius; wahrhaftig, fast hätte ich diese großen Männer zu erwähnen vergessen, deren Schriften das heidnische Volk über die Religion ihrer Väter aufklärten, einen großen Teil des antiken Aberglaubens zerstörten und neue Nationen schufen. Zu jeder Zeit haben Pamphlete eine Änderung im Antlitz der Welt bewirkt. Sie verbreiteten bei den Engländern die toleranten Prinzipien, welche Penn nach Amerika gebracht hat, und dieses wieder verdankt Franklin seine Freiheit, welche durch dieselben Mittel, durch welche sie errungen wurde, aufrechterhalten wird, durch Pamphlete, Zeitungen und die Öffentlichkeit. Dort wird alles gedruckt; nichts, was der Allgemeinheit wichtig ist, bleibt ihr Ge-

heimnis. Die Presse ist dort übrigens freier als die Rede; infolgedessen mißbraucht man sie weniger. Warum? Weil man sich ihrer ohne Einschränkung bedienen kann und weil eine Unrichtigkeit, von wo sie auch kommen mag, sofort von denen widerrufen wird, die daran Interesse haben und die durch nichts gezwungen werden zu schweigen. Man kennt keine Schonung für einen Betrug, welcher der Öffentlichkeit bekannt ist; Großsprecherei ist dort unmöglich; das Publikum wird nicht getäuscht, nachdem es niemandem möglich ist zu lügen und jedem Widerspruch Schweigen zu gebieten. Die Presse richtet kein Unheil an und verhütet... wieviel? An euch ist es, dies zu bemessen, nachdem ihr allen Mißbrauch in eurem Lande in Betracht gezogen habt. Es erscheinen nur wenige Bände, von großen Büchern überhaupt keine und doch liest jedermann; das ist das einzige Volk, welches liest und deshalb das einzige, welches weiß, was man wissen muß, um nur den Gesetzen zu gehorchen. Gedruckte Blätter kommen täglich in unendlichen Mengen in Umlauf und bilden einen gemeinsamen Unterricht von Leuten jeden Alters. Denn fast jeder schreibt für die Zeitungen, doch durchaus nicht in leichtfertigem Ton; keine pikanten Phrasen oder kunstvollen Wendungen, die klare und deutliche Ausdrucksform genügt diesen Leuten. Ob es sich jetzt um eine Reform im Staate, eine Gefahr, um ein Bündnis der europäischen Mächte gegen die Freiheit oder um das bestgeeignete Terrain für die Rübenaussaat handelt, — der Stil

bleibt immer der gleiche, und ist gut, wenn ihn jeder versteht. Je knapper er ist, desto besser ist er auch, das ist ein außergewöhnliches Verdienst, wißt ihr das? Es ist nicht leicht, in wenig Worte viel Sinn hineinzulegen. Wie wenig davon findet man in einer Seite eines Buches! Und wenige Leute sind imstande, zehn zu schreiben, in denen keine Dummheit enthalten ist. Der geringste von den Briefen Pascals war schwieriger zu schreiben als die ganze Enzyklopädie. Unseren Amerikanern ist das vielleicht gar nicht zum Bewußtsein gekommen, aber der gute Geist Franklins leitet sie; sie sind knapp in ihren Schriften, sparsam an Worten und schreiben so wenig Bücher als möglich, ihre Ideen veröffentlichen sie nur in Pamphleten und Zeitschriften, welche, indem sie sich gegenseitig korrigieren, jede Erfindung und jeden neuen Gedanken zu seiner Vervollkommenung führen. Wenn ein Mann etwas für das Publikum Interessantes erfindet oder entdeckt, wird er durchaus kein großes Werk schreiben, auf dem in Riesenlettern sein Namen prangt, „von Herrn..., Mitglied der Akademie“, sondern einen Zeitungsartikel oder höchstens eine Flugschrift. Und nehmt zur Kenntniss, was bei euch von so vielen, die zu schreiben sich unterfangen, mißverstanden wird, es gibt keinen guten Gedanken, den man nicht zur Genüge auf einem Blatt entwickeln und erklären könnte; wer mehr darüber schreibt, macht sich oft weniger gut verständlich, es fehlt ihm an Zeit, um nachzudenken und sich kurz zu fassen.

So kommt es, daß man in Amerika schreibt und druckt, ohne daß einem die eigentliche Bedeutung des Wortes Schriftsteller oder Autor zum Bewußtsein kommt, man liest dort ebensoviel und sogar noch mehr als anderswo und noch dazu nützliche Dinge, denn nur dort gibt es öffentliche Angelegenheiten im wahrsten Sinne des Wortes, mit denen sich die Allgemeinheit in voller Sachkenntnis befaßt, über die sie um Rat befragt wird, um darüber ihre Meinung zu äußern und ihr Gutachten abzugeben. Die Nation sammelt die Stimmen wie bei einer fortwährenden Versammlung, es wird jeder Punkt des allgemeinen Interesses erörtert, die Beschlüsse werden durch die Meinung bestimmt, welche im Volke vorherrscht, wohlgemerkt, im ganzen Volke ohne jede Ausnahme; das ist der gute Geist Franklins. Deshalb macht sie auch weniger Mißgriffe und wagt es, sich über das Kabinett und vielleicht sogar über die Boudoirs lustig zu machen.

Solche Ideen, glaube ich, würden im Lande der Boudoirs bei den Damen nicht durchdringen. Diese Regierungsform gewöhnt sich schwer an die Pamphlete und an die naive Wahrheit. Es wäre vergebene Mühe, zu Mademoiselle de Pisseleu, Mademoiselle Poisson, Madame B. und Madame C. verständig zu sprechen und ihnen die öffentliche Meinung zu erklären. Diese lebenswürdigen Geschöpfe, welche bei euch die Macht haben, den Staat zu regieren, würden in Lachen ausbrechen und den gesunden Verstand samt Franklin und der öffentlichen Meinung bald ver-

gessen haben. Liebenswürdige Franzosen, unter der Herrschaft der Schönheit und Anmut seid ihr mehr denn je ein Volk der Höflinge. Durch die Revolution ist Versailles im Volke aufgegangen; Paris ist da Hahn im Korb geworden. Ganz Frankreich macht ihm den Hof. Das ist eure Kunst, demjenigen zu gefallen, in dessen Schule ihr gegangen seid; das ist das Genie eurer Nation. Der Engländer befaßt sich mit Schiffahrt, der Araber raubt, der Grieche kämpft, um frei zu werden, der Franzose macht seine untertänige Verbeugung und dient oder will dienen; er würde zugrunde gehen, könnte er nicht dienen. Ihr seid nicht die Sklaven, ihr seid die Bedienten unter den Völkern.

Und aus diesem Bedientengeist heraus fürchtet ein jeder bei euch ‚Pamphletist‘ genannt zu werden. Die Herren sehen es nicht gerne, daß man zum Publikum, von was es auch immer sei, rede; das ist der Fehler Rovigos, der, als er sich um eine Stelle bewarb, ein Pamphlet statt einer Bittschrift verfaßte. Er versicherte vergeblich darin: ‚wie ich bisher gedient habe, werde ich weiter dienen‘, man hörte ihn nicht einmal an, und er wurde vor die Tür gesetzt. Der gräfliche Pamphletist hat eine Stelle erhalten, aber was für eine? Die, welche ihn untergebracht haben und seine Stellung dort ermöglichen, wollten ihn nicht bei sich sehen. Die hohe Livree erfordert, wie jeder Dienst, diskrete Leute und es gibt keinen schlechteren Bedienten als jenen, der nachdenkt: bedenket doch, wenn er schriebe, und noch

dazu Flugschriften! Von Herrn von Broë ‚Pamphletist‘ genannt zu werden, war gleichbedeutend wie wenn er gesagt hätte: Unglücklicher, der niemals weder Stellung noch Gehalt haben wird; Armseliger, bei keinem Großen wird man dich antichambrieren sehen, dir wird im Leben weder Gunst noch Gnade, kein Lächeln, kein hoheitsvoller Blick zuteil werden. Das ließ die Leute erschauern und war der Grund, daß man von ihnen abfiel, als man diese Worte hörte.

Ihr seid alle anständige Leute in Frankreich, dreißig Millionen anständiger Leute, welche das Volk durch Moral und Religion regieren wollen. Man weiß, daß man ihm, um es zu regieren, nicht die Wahrheit sagen darf. Die Wahrheit ist volkstümlich, ja sogar pöbelhaft, wenn man so sagen darf, sie erinnert an das Gesindel, ist der Antipode des vornehmen Ansehens und dem Ton der guten Gesellschaft diametral entgegengesetzt.

So kommt es, daß der wahrheitsliebende Autor eines Blattes oder einer Flugschrift notwendigerweise alles gegen sich hat, das nicht Volk sein will, und das sind bei euch alle. Ein jeder bei euch verleugnet es. Wenn es nichtsdestoweniger durch eine göttliche Erlaubnis dennoch existiert, ist es deshalb, weil es als Skandalerreger notwendig ist. Aber wehe dem, welcher der Urheber des Skandals ist und es wagt, über einen wichtigen Gegenstand des allgemeinen Interesses dem Publikum die Wahrheit zu sagen. In Frankreich wird er in Kirchenbann getan, verflucht und wenn es

gut geht in Sainte-Pélagie eingesperrt, es wäre besser für ihn, nie geboren worden zu sein.

Aber die Verfolgung verleiht andererseits seinen Worten Glaubwürdigkeit. Keine Wahrheit dringt ohne Martyrium durch, ausgenommen die, welche Euklid lehrte. Nur durch Leiden kann man seine Meinung durchsetzen; und der heilige Paulus sagte: „Glaubet mir, denn ich sitze oft im Gefängnis.“ Wenn er in Wohlstand gelebt und sich an dem Dogma, das er predigte, bereichert hätte, würde er nie die Religion des Christus begründet haben. Nie wird F... mehr durch seine langweiligen Moralpredigten erlangen als Ämter und eine Kutsche. Und du, Winzer Paul-Louis, der du der einzige in deinem Lande bist, der sich dazu bekennt, ein Mann aus dem Volke zu sein, wage noch ein Weiteres, sei Pamphletist und gestehe es offen ein. Schreibe, mache Pamphlete über Pamphlete, so lange es dir nicht an Stoff mangelt. Steige auf die Dächer, predige den Nationen das Evangelium und man wird dich anhören, wenn man dich verfolgt weiß; denn dieses Hilfsmittel ist nötig und du würdest nichts ohne Herrn von Broë ausrichten. An dir ist es, zu sprechen und ihm an der Hand seiner Anklagerede die Wahrheit deiner Worte zu beweisen. Wenn ihr miteinander im Einklang seid und einer dem anderen beisteht wie Sokrates und Anytus, könnt ihr die Welt bekehren.“

Das ist die Epistel, die mir mein sehr guter Freund Sir John schreibt, der über die Pamphlete gerade das Gegenteil von Herrn Arthus Bertrand

denkt und rät.' Der eine kann sich nichts Abscheulicheres, der andere nichts Schöneres denken. Welcher Unterschied! und merket wohl: der leichte Franzose legt nur auf schwere Bände Wert, der derbe Engländer will alles auf lose Blätter schreiben; seltsamer Kontrast, wunderliche Natur! Wenn ich damit rechnen könnte, daß die Dinge jenseits des Ozeans so sind, wie er sie mir darstellt, würde ich hinübergehen. Aber ich höre, daß es dort, ebenso wie in Europa, Exzellenzen und, was noch schlimmer ist, Heroen gibt. Bleiben wir, meine Freunde, gehen wir noch nicht. Wenn uns Gott hilft, werden wir hier vielleicht ebensoviel Freiheit haben als anderswo, was Sir John auch sagen mag. Ein guter Mann, in der Tat! Ich fürchte bloß, daß er sich täuscht, wenn er mich dazu geschaffen glaubt, Sokrates bis ins Äußerste nachzuahmen. Nein, lasset diesen Kelch an mir vorübergehen; der Schierlingsbecher ist bitter, und die Welt bekehrt sich von selbst genug, ohne daß ich Schwacher mich darum bekümmere. Ich wäre wie die Fliege am Postwagen, — der auch ohne mein Summen sein Fortkommen findet. Er rollt, meine Freunde, und hört nicht auf zu rollen. Wenn uns sein Tempo langsam erscheint, ist es deshalb, weil unser Leben nur einen Augenblick währt. Aber welchen Weg hat er nicht seit fünf oder sechs Jahrhunderten zurückgelegt! Und jetzt, wo er im vollen Laufe ist, kann ihn nichts mehr aufhalten.

ARMAND CARREL

DIE POLIZEI ZERSTÖRT UNSERE DRUCKERPRESSEN

Ausbruch der Julirevolution

(„Le National“, 27. Juli 1830)

Am 8. Mai 1780 ist Armand Carrel geboren; aber seine großen Tage sind die Julitage 1830.

Inzwischen ist er gemeiner Soldat gewesen und Offiziersschüler in St. Cyr. (Auch sonst ist sein Schicksal dem Couriers nicht unähnlich, dessen posthume Schriftensammlung Carrel eingeleitet hat.) Ein Blitz hat den himmelhohen Enthusiasmus der jungen Generation Frankreichs mit einem Schlage zerschmettert: Napoleons Zusammenbruch. Die ganze Schule ist bonapartistisch, königsfeindlich. Carrel, jetzt junger Offizier, schlägt sich im spanischen Krieg auf Seite der Spanier; wird von einem Kriegsgericht in Toulon zum Tode verurteilt, doch infolge eines Formfehlers in der Prozeßführung freigelassen. Er veröffentlicht 1827 „Die Geschichte der Konterrevolution in England“ mit deutlicher Spitze gegen die Bourbonen. Von Thierry wird der Brotlose in einem Saint-Simonistischen Blatt untergebracht. Am 31. Juli 1829 wird das liberale Ministerium Martignac aufgelöst; Polignac bildet das neue Ministerium aus leidenschaftlichen Feinden der Verfassung. Alle Welt erwartet den Rechtsputsch, die Aufhebung der Charte, die Regierung der „starken Hand“. Im Januar 1830 begründen Thiers, der Staatsrat Mignet und Armand Carrel den oppositionellen „National“. Ihre Artikel sind Kolbenschläge auf das neue Regime. „Der National schien damals aufzufordern, daß man ihn erst läse und dann gleich zu Patronen benütze“, schreibt Gutzkow.

Und es kam. Am 25. Juli 1830 unterschreibt Polignac die berüchtigten „Ordonnanzen“, die die Verfassung zu einer Farce erniedrigen: Auflösung der Kammer, Modifikation des Wahlgesetzes, Suspension der Preßfreiheit. Der Rechtsputsch ist da. Der Widerstand von links bricht los. Armand Carrel jubelt. Wochenlang vorher schon ist die Revolution in den Redaktionsräumen des „National“ vorbereitet worden. Aber die Revolution versagt; es kommt, was keiner wollte, weder rechts noch links: das Bürgerkönigtum, das Juste-Milieu, die Herrschaft des großbourgeoisien Regenschirmes, die Diktatur der Schieber. Stendhal schreibt den „Lucien Leuwen“, das Pamphlet auf den bürgerlichen Macchiavellismus, auf die „Affäre Kortis“, auf die niederträchtige Kommunistenschlächtereier in der Rue Transnonain; und Thiers, Carrels ehemaliger Freund, jetzt treuer Minister des liberalen Opportunismus, hat diese Greuel befohlen. Als trüber Don Quixote, als hohlwangiger anachronistischer Römer in einer suffizienten, gut verdienenden Schieberepoche bleibt Carrel zurück. Im Kampf gegen die „neue Zeit“ reibt er sich auf, und fällt im Duell gegen ihren journalistischen Repräsentanten, gegen Girardin, 1836, den Degen in der Hand, heroischer Verfechter bis zum letzten Augenblick, wie eine Dramenfigur der Romantik.

Fünf mit beneidenswerter Sorgfalt hergestellte Bände sind die „Oeuvres politiques et littéraires d'Armand Carrel, mises en ordre, annotées et précédées d'une notice biographique par M. Littré de l'Institut, et M. Paulin, ancien gérant du National“. In Deutschland werben Gutzkow, der Däne Brandes und (dramatisch) Moritz Heimann für Carrel, ohne daß bisher auch nur eine Zeile von ihm übersetzt worden wäre.

Heute früh, um neun Uhr, wurde die Place des Italiens, die in unmittelbarer Nähe der Kanzleien des „National“ gelegen ist, von Gendarmerie zu Pferd und zu Fuß besetzt. In der Straße

Neuve-Saint-Marc und allen angrenzenden Straßen schritten starke Patrouillen auf und ab.

Um elf Uhr stellten sich zwei Polizeikommissäre, unterstützt von diesem Armeekorps, in den Kanzleien des „National“ vor und wiesen einen Befehl des Polizeipräfekten, Herrn Mangin, vor, laut welchem sie die Druckerpressen des „National“ beschlagnahmen sollten, da wir uns geweigert hatten, uns den Ordonnanzen von 26 zu unterwerfen. Wir erklärten dem Herrn Kommissär, daß jene Macht, die sie entsandt hatte, sich vollkommen außerhalb aller Gesetzmäßigkeit gestellt habe, und daß wir daher dieser Macht nicht gehorchen können; daß sie selbst, die Beamten, eingesetzt durch die seit der Charte in Kraft stehenden Gesetze, in Rebellion gegen die Gesetzlichkeit stehen, indem sie sich zu Boten und Vollstreckern eines Mandates hergeben, das ein Attentat gegen die Charte darstellt; daß die Beschlagnahme, welche vorgenommen werden solle, von uns als nichts anderes betrachtet werden könne, denn als Diebstahl unseres Eigentums; daß dieser Diebstahl nicht anders begangen werden könne, als durch Vergewaltigung und Einbruch in unsere Wohnstätte; und daß uns, in der Unmöglichkeit, der Gewalt die Gewalt gegenüberzustellen, nichts anderes übrig bleibe, als gegen diese Gewalttätigkeit zu protestieren.

Die Herren Kommissäre Colin vom Cité-Viertel, und Béraud von der Gerichtsdelegation, glaubend, trotz unseres Protestes die Hausdurchsuchung und die Beschlagnahme fortsetzen zu

müssen, drangen in unsere Kanzleien ein, unterstützt von der Gendarmerie, und den Friedensoffizieren. Die genaueste Hausdurchsuchung nach den Exemplaren unseres heutigen Morgenblattes, die man bei uns vermutete, war vergeblich. Die Unruhe, die sich der Pariser Bevölkerung bemächtigt hatte, und das Nichterscheinen der meisten oppositionellen Blätter, die durch die Wirkung der Ordonnanzen ihrer Drucker beraubt waren, hatte von frühester Morgenstunde an eine beträchtliche Menschenmenge vor die Türen des „National“ geführt, der in kaum einer Stunde 7000 Exemplare absetzte. Unsere Auflage war ausverkauft und aller Eifer unserer Drucker, die von den Anstrengungen zweier Tage vollkommen niedergebrochen waren, konnte die Forderungen nach weiteren Exemplaren nicht mehr erfüllen. Die Herren Kommissäre glaubten, als wir es ablehnten, die Türen des Raumes zu öffnen, in dem sich unsere Pressen befinden, zum Einbruch schreiten zu müssen: die Türe wurde eingeschlagen. Man hat unsere Pressen nicht weggetragen, sondern man hat sie ruiniert; man hat die wichtigsten Teile des Mechanismus weggeschleppt und so sind sie, um mit den Ausdrücken der königlichen Ordonnanzen zu sprechen, „außer Betriebsfähigkeit“ gesetzt. Das, was man nicht wegtragen konnte, hat man zerschlagen, hat man zerschmettert. Es gibt keine Gewähr mehr für das Eigentum der Bürger.

Nach ihrer Exekution zogen sich die Herren Kommissäre zurück, uns das Bedauern darüber

aussprechend, daß sie uns nicht zu größerem Gehorsam geneigt gefunden hätten. Da es unmöglich ist, daß derartige Gewalttaten ungestraft bleiben und daß die Beamten, die sich zu ihrer Durchführung hergeben, nicht eines schönen Tages hierfür die strengste Rechtfertigung werden geben müssen, indem wir den Augenblick voraussehen, wo die Justiz und eine strenge Justiz zusammentreten wird, glauben wir loyal sagen zu müssen, daß die Herren Kommissäre Colin und Béraud, soweit es an ihnen lag, durch die Form das Schimpfliche der skandalösen Aufgabe gemildert haben, die sie zu erfüllen kamen.

Aber deshalb ist doch das Verbrechen nicht minder begangen worden, die Gesetze nicht minder vergewaltigt. Und wenn es gegen uns nicht zum blutigen Äußersten gekommen ist, wenn wir nicht am hellen Tage bei uns zu Hause, auf dem Platze, auf den wir uns, unter dem Schutze der Gesetze, der Prüfung der Akten gewidmet hatten, von Soldaten ermordet worden sind, so unterblieb dies nicht, weil die Herren Kommissäre höflich waren, sondern weil wir es für unsere Pflicht als Bürger und Schriftsteller gehalten haben, uns auf die Verweigerung des Gehorsams zu beschränken. Die Verweigerung des Gehorsams ohne Tätigkeit kann, wir hoffen es noch, dazu genügen, unsere Freiheiten zu retten. Wir sind auf vorgeschobenen Posten gestellt, und wir haben für unseren Teil das getan, was wir nicht aufgehört haben dem Lande für den Fall anzuraten, wenn die Gesetze außer Kraft gesetzt wer-

den. Wenn diese Verweigerung des Gehorsams jetzt auch von dem letzten der Steuerpflichtigen vorgenommen wird, dann stürzt das ganze ungeheure Gerüst zusammen. Wir haben unser Eigentum als Schriftsteller geopfert, wir sind bereit, es als Steuerzahler zu opfern.

GUSTAV FREYTAG

ÜBER LITERARISCHE PORTRÄTS ÖFFENTLICHER CHARAKTERE

(„Grenzboten“ Nr. 13, 1849)

Gustav Freytag ist im dritten Viertel des vorigen Jahrhunderts publizistischer Führer in Deutschland gewesen. Am 1. Juli 1848 hat er mit Julian Schmidt die „Grenzboten“ übernommen, um die grünen Hefte der österreichischen Emigrantenzeitschrift Kurandas ins preußisch-deutsche Fahrwasser, aus dem romantischen Traum und jungdeutscher Verzerrung zur lebendigen Wahrheit des Zeitalters zu leiten. Er schreibt über Aktualitäten und malt „Bilder aus deutscher Vergangenheit“ in männlicher, gegenständlicher, klarer Prosa, und ist ein idealistischer Liberaler wie sein Konrad Bolz in den „Journalisten“; die Figur des Schmock, in der ein Opfer der in Deutschland allzusehr verlangten stilistischen Nachahmung Heines oder gar Saphirs kariert ist, will ihm Alfred Meißner geschenkt haben. Gegen Bismarck wütet Freytag, obwohl (oder weil) er dessen Genie anerkennt; wie er den allgemeinen Wunsch nach der Wiederkehr eines Friedrichs des Großen als einen schmachvollen bekämpft, weil die Deutschen nur wollen, daß bloß Einer für sie denke und handle, so prophezeit er kassandrisch während Bismarcks Ära, Deutschland „werde noch lange daran zu tragen haben, daß die politische Kraft der Nation sich durch Jahrzehnte in einem Manne personifiziert“ hat. Während des deutsch-französischen Krieges ist er Gast des Kronprinzen Friedrich bei Wörth und rät ihm, den Titel eines Herzogs von Deutschland statt des Kaisertitels anzunehmen, denn ein solcher würde zu Prunk, Repräsentation, Rivalität im Reiche und Neid im Auslande An-

laß geben, was sich innerhalb fünfzig Jahren entladen müsse. Solche Sakrilegien machten ihn unmöglich, und trotz des *Pour le mérite* stirbt er als einer, der sich überlebt hat.

An Herrn W. in Magdeburg.

Mein Herr! Sie beklagten sich vor kurzem über eine Beschreibung Ihrer Abgeordnetenpersönlichkeit, welche im vorigen Jahrgang der Grenzboten zu lesen war, ja Sie wollten den Namen des lichtscheuen Zeichners wissen.

Das ist nicht nötig, die Redaktion vertritt Ihnen gegenüber Wortlaut und Meinung des betreffenden Aufsatzes. Da Sie uns jetzt als Privatmann gegenüberstehen, haben wir weder Recht noch Veranlassung, Ihre Person und Tätigkeit dem Publikum wieder vorzuführen; was ich hier zu erwähnen habe, ist unpersönlich, und ich bitte Sie, in der Adresse dieses Briefes keine Kränkung, sondern eine kleine Aufmerksamkeit zu sehen, die wir Ihnen deshalb schuldig sind, weil Sie unser reaktionäres Blatt, wenn auch spät, gelesen haben.

Die Grenzboten haben seit vorigem Sommer politische „Porträts“ gebracht und werden das auch ferner tun. Natürlich wird der Umriß nicht immer schmeichelhaft für die Gezeichneten; ja ich gehe weiter, und sage, er wird manchmal eine Karikatur sein. Beide Arten der Darstellung sind vollständig berechtigt. Der Unterschied ist nur der, ob der Schreiber sich bestrebt, von seinem Parteistandpunkt aus mit Ernst und Gewissenhaftigkeit die Tätigkeit des Politikers darzustellen.

len und die Persönlichkeit desselben zu erklären, oder ob er von demselben Parteistandpunkt aus mit Humor und guter Laune spielend um seinen Gegenstand herumfährt. Die Aufgabe beider Zeichner ist zwar verschieden, von dem ernsthaften Schilderer fordert man Gewissenhaftigkeit, von dem zweiten Witz und Liebenswürdigkeit, beide werden aber in ihrer Weise wahr sein müssen, auch der Karikaturenzeichner. Freilich ist nicht der Gezeichnete ein unbefangener Richter, wohl aber das Publikum. Gern gebe ich zu, daß das Darstellen einer Persönlichkeit in öffentlichen Blättern eine Grenze hat, über welche der keckste Zeichner nicht hinausgehen darf, ohne frech oder gemein zu werden. Diese Grenze zu beachten, ist im einzelnen Fall nicht immer leicht, und doch ist sie vorhanden, und ein gebildetes Empfinden beobachtet sie, ohne viel darüber nachzudenken. Gegenüber unseren deutschen Politikern, welche im letzten Jahr zum größten Teil wie junge Hühnchen aus dem Ei des Privatlebens herausgekrochen sind und die Eierschalen noch auf dem Kopf tragen, wird es nicht unnütz sein, zu bemerken, was von ihrem Leben dem Urteil der Presse anheim fallen darf. Denn nichts ist armseliger als die knabenhafte Empfindlichkeit, welche in jeder Parteikritik eine Kränkung der Ehre sieht, gegen die man mit allen Waffen der Persönlichkeit, mit Hand und Degen zu Felde ziehen möchte.

Kurz läßt sich das Sachverhältnis etwa so ausdrücken: Jeder Teil des Menschenlebens, wel-

cher in der Öffentlichkeit erscheint, verfällt dem Urteil desselben. Natürlich zuerst die amtliche Tätigkeit. Bei einem Abgeordneten nicht nur seine Reden und sein Gebaren in den Kammern, auch sein Verhältnis zu seinen Wählern und seiner Partei, jede Äußerung seines Wesens, welche über das alles lehrreiche Auskunft gibt. Deshalb auch seine Erscheinung. Niemand kann für das Gesicht, das ihm angeschaffen ist, aber um den Mann kennen zu lernen, muß ich die Linien seines Antlitzes studieren, und aus originellen Gebärden, ungewöhnlicher Tracht und Haltung des Körpers ergänze ich mein Urteil über sein Inneres. Diesen Teil seines Wesens wird der Politiker der Kritik, der Laune, sogar dem Spott preisgeben müssen. Nicht aber sein Privatleben, nicht seine Familienverhältnisse, nicht seine gemüthlichen Beziehungen zu anderen Menschen. Die gehören ihm allein, so lange er nicht selbst durch Verletzung des Rechts das öffentliche Urteil herausfordert.

Was man auch an unserer deutschen Tagespresse aussetzen mag, man soll nicht verkennen, daß sie in der überwiegenden Mehrzahl ihrer Organe diese feine Grenzlinie berechtigter Kritik wohl zu halten weiß; sie steht hier in vorteilhaftem Gegensatz zu der Journalistik Nordamerikas und der Schweiz, wo sich die spießbürgerlichste und gemeinste Verzerrung der Persönlichkeiten breit macht. Unser Fehler ist vielmehr die übergroße Empfindlichkeit der Individuen. Sehen Sie nach England, nach Frankreich.

Dort lebt der Witz von den politischen Männern der Nation, was schadet er ihnen? Sind Peel oder Russell deshalb weniger einflußreich, oder Wellington weniger der Kriegsgott von John Bull, weil dieser täglich vor Karikaturen oder humoristischen Darstellungen die Freude hat, über sie zu lachen? Im Gegenteil. Größe, drückt den Kleinen, wenn aber der große Mann auch eine große Nase hat, so wird ihm das Übrige wohl verziehen.

Und sehen Sie, Herr W., deshalb sollten uns die großen Charaktere der Gegenwart nicht zürnen, sondern dankbar sein, wenn wir ihre kleinen Schwächen hier und da aufdecken müssen. Sie werden ihrem Volk dadurch erst verständlich, gleichsam mundrecht. Es steht der politischen Größe wohl an, wenn sie sich auch in Kleinigkeiten hochherzig zeigt. Den Verfasser Ihres Porträts wird es gewiß freuen, wenn Sie die Selbstbeherrschung gewinnen, sich über seine fröhliche Laune zu belustigen. — Leben Sie wohl, werden Sie uns gut.

KARL MARX

EINSTELLUNG UNSERES BLATTES!

(Letzte Nummer der „Neuen Rheinischen Zeitung“,
19. Mai 1849)

An die Arbeiter Kölns! Wir warnen euch vor jedem Putsch in Köln. Nach der militärischen Lage Kölns wäret ihr rettungslos verloren.

Ihr habt in Elberfeld gesehen, wie die Bourgeoisie die Arbeiter ins Feuer schickt und sie hinterher aufs niederträchtigste verrät.

Der Belagerungszustand in Köln würde die ganze Rheinprovinz demoralisieren, und der Belagerungszustand wäre die notwendige Folge jeder Erhebung von eurer Seite in diesem Augenblicke. Die Preußen werden an eurer Ruhe verzweifeln.

Die Redakteure der Neuen Rheinischen Zeitung danken euch beim Abschied für die ihnen bewiesene Teilnahme. Ihr letztes Wort wird überall und immer sein: Emanzipation der arbeitenden Klasse.

Die Redaktion
der Neuen Rheinischen Zeitung.

Köln, 18. Mai. Vor einiger Zeit wurde von Berlin aus an eine hiesige Behörde die Forderung gestellt, abermals den Belagerungszustand über Köln zu verhängen. Man bezweckte die standrechtliche Beseitigung der Neuen Rheinischen Zeitung, aber man stieß auf unerwarteten Wider-

stand. Später wandte sich die königliche Regierung an das hiesige Parkett, um denselben Zweck durch willkürliche Verhaftungen zu erreichen. Sie scheiterte an den juristischen Bedenken des Parketts, wie sie schon zweimal an dem gesunden Menschenverstande der rheinischen Geschworenen gescheitert war. Es blieb nichts anderes übrig, als zu einer Polizeifinte seine Zuflucht zu nehmen, und man hat für den Augenblick seinen Zweck erreicht. Die Neue Rheinische Zeitung hört einstweilen auf zu erscheinen. Am 16. Mai wurde ihrem Redakteur en chef Karl Marx folgender Regierungswisch mitgeteilt:

In ihren neuesten Stücken (!) tritt die Neue Rheinische Zeitung mit der Aufreizung zur Verachtung der bestehenden Regierung, zum gewaltsamen Umsturz und zur Einführung der sozialen Republik immer entschiedener hervor. Es ist daher ihrem Redakteur en chef, dem Dr. Karl Marx, das Gastrecht (!), welches er so schmählich verletzt, zu entziehen, und da derselbe eine Erlaubnis zum ferneren Aufenthalt in den hiesigen Staaten nicht erlangt hat, ihm aufzugeben, dieselben binnen 24 Stunden zu verlassen. Sollte er der an ihn ergehenden Aufforderung nicht freiwillig Genüge leisten, so ist derselbe zwangsweise über die Grenze zu bringen.

Köln, den 11. Mai 1849.

Königliche Regierung.

Möller:

An den Königlichen Polizeidirektor
Herrn Geiger, hier.

Wozu diese albernsten Phrasen, diese offiziellen Lügen?

Die neuesten Stücke der Neuen Rheinischen Zeitung unterscheiden sich in Tendenz und Sprache um kein Jota von ihrem ersten „Probestück“. In diesem „ersten Stück“ hieß es unter anderem:

„Das Projekt des Herrn Hüser (in Mainz) ist nur ein Teil des großen Plans der Berliner Reaktion, die darnach strebt... uns wehrlos der... Armee in die Hände zu liefern.“

Eh bien, messieurs, qu'en dites-vous maintenant?

Was unsere Tendenz betrifft, war sie der Regierung unbekannt? Haben wir nicht vor den Geschworenen erklärt, es sei jetzt „die Aufgabe der Presse, alle Grundlagen des Bestehenden zu unterwühlen“? Was speziell den Hohenzollernschen Unterknäs anbetrifft, lest die Nummer vom 19. Oktober 1848, wo es heißt: „Der König ist konsequent. Er würde immer konsequent gewesen sein, wenn nicht leider die Märztage jenes verhängnisvolle Stück Papier zwischen Seine Majestät und das Volk geschoben hätten. Seine Majestät scheinen wieder in diesem Augenblicke, wie vor den Märztagen, an die ‚eisernen Füße‘ des Slawentums zu glauben, und das Volk in Wien ist vielleicht der Zauberer, der das Eisen in Ton verwandeln wird.“

Est-ce clair, messieurs?

Und die „soziale Republik“, haben wir sie erst in den „neuesten Stücken“ der Neuen Rhei-

nischen Zeitung proklamiert? Für die Schwach-sinnigen, die in unserer ganzen Beurteilungs- und Darstellungsweise der europäischen Bewegung den „roten“ Faden sich nicht durchschlingen sahen, haben wir für sie nicht in offenen unverkennbaren Worten gesprochen?

„Gesetzt“, heißt es in der Nummer der Neuen Rheinischen Zeitung vom 7. November, „gesetzt, die Konterrevolution lebte in ganz Europa durch die Waffen, sie würde in ganz Europa sterben durch das Geld. Das Fatum, das den Sieg kasieren würde, wäre der europäische Bankerott, der Staatsbankerott. An den ‚ökonomischen‘ Punkten brechen die Spitzen der Bajonette wie mürber Zünder. Aber die Entwicklung wartet den Verfalltag jener Wechsel nicht ab, die die europäischen Staaten auf die neue europäische Gesellschaft gezogen haben. In Paris wird der vernichtende Gegenschlag der Junirevolution geschlagen werden. Mit dem Siege, der ‚roten‘ Republik in Paris werden die Armeen aus dem Innern der Länder an und über die Grenzen ausgespien werden und die wirkliche Macht der ringenden Parteien wird sich rein herausstellen. Dann werden wir uns erinnern an den Juni, an den Oktober, und auch wir werden rufen: Vae victis! Die resultatlosen Metzeleien seit den Juni- und Oktobertagen, das langweilige Opferfest seit dem Februar und März, der Kannibalismus der Konterrevolution selbst wird die Völker überzeugen, daß es nur ein Mittel gibt, die mörderischen Todeswehen der alten Gesellschaft, die

blutigen Geburtswehen der neuen Gesellschaft abzukürzen, zu vereinfachen, zu konzentrieren; nur ein Mittel — der revolutionäre Terrorismus.“

Est-ce clair, messieurs?

Wir haben es von Anfang an für überflüssig gehalten, unsere Ansicht zu verheimlichen. In einer Polemik mit dem hiesigen Parkett riefen wir euch zu: „Die eigentliche Opposition der Neuen Rheinischen Zeitung beginnt erst mit der trikoloren Republik.“

Und wir sprachen damals mit dem Parkett. Das alte Jahr 1848 resümierten wir (cfr. vom 31. Dezember 1848) mit den Worten: „Die Geschichte des preußischen Bürgertums wie überhaupt des deutschen Bürgertums vom März bis Dezember beweist, daß in Deutschland eine rein bürgerliche Revolution und die Gründung der Bourgeoisherrschaft unter der Form der konstitutionellen Monarchie unmöglich, daß nur die feudal-absolutistische Konterrevolution möglich ist, oder die sozial-republikanische Revolution.“

Brauchten wir also erst in den „Letzten Stücken“ der Neuen Rheinischen Zeitung unverkennbar hervorzutreten mit der sozial-republikanischen Tendenz? Hattet ihr unseren Artikel über die Junirevolution nicht gelesen und war die Seele der Junirevolution nicht die Seele unserer Zeitung? Wozu also eure heuchlerischen, nach einem unmöglichen Vorwande haschenden Phrasen?

Wir sind rücksichtslos, wir verlangen keine Rücksicht von euch. Wenn die Reihe an uns

kommt, wir werden den Terrorismus nicht beschönigen. Aber die royalistischen Terroristen, die Terroristen von Gottes- und Rechtsgnaden, in der Praxis sind sie brutal, verächtlich, gemein, in der Theorie feig, versteckt, zweizüngig, in beiden Beziehungen ehrlos.

Der preußische Regierungswisch ist albern genug, von einem durch den Redakteur en chef der Neuen Rheinischen Zeitung Karl Marx „schmählich verletzten Gastrecht“ zu sprechen.

Das Gastrecht, welches die frechen Eindringlinge, die Vorderrussen (Borussen) uns Rheinländern auf unserem eigenen Grund und Boden oktroyiert haben, ist allerdings „schmählich“ durch die Neue Rheinische Zeitung verletzt worden. Wir glauben uns dadurch den Dank der Rheinprovinz verdient zu haben. Wir haben die revolutionäre Ehre unseres heimischen Bodens gerettet. Künftig wird nur noch die Neue Preussische Zeitung volles Bürgerrecht in der Rheinprovinz genießen.

Beim Abschied rufen wir unseren Lesern die Worte unserer ersten Januarnummer ins Gedächtnis:

„Revolutionäre Erhebung der französischen Arbeiterklasse, Weltkrieg — das ist die Inhaltsanzeige des Jahres 1849.“

Und schon steht eine aus Kämpfern aller Nationalitäten gemischte Revolutionsarmee im Osten dem in der russischen Armee vertretenen und koalitionierten alten Europa gegenüber, schon droht von Paris aus die „rote Republik“!

FERDINAND LASSALLE

DIE PRESSE, DER HAUPTFEIND DER GESUNDEN ENTWICKLUNG

(September 1863)

Die Reden Lassalles waren in Aufbau und Form wie gefeilte Artikel eines sorgfältigen Publizisten, seine Artikel aber hatten das donnernde Pathos und die kühnen Wendungen eines Rhetors. Sein Naturell ist das eines ungestümen Schwärmers, aber er ist keiner. Er ist auch nicht der Gladiator, als den ihn Heine während seiner Pariser Zeit ansieht, Lassalle ist durch und durch Gelehrter. Er hat deutsche philosophische Durchgeistigung und Kenntnis englischer Ökonomik, und mit jüdischer Advokatenbegabung und französischer Stilkunst vertritt er sein politisches Denken, das daraus geboren ist. Er hat Fichtes ideale demokratische Schlußforderung durch nationalökonomische Konsequenz weitergeführt bis zum Wunsche nach Verwirklichung, den er in tausende deutscher Arbeiterherzen senkt. Die Liebe des Proletariats wird ihm über seinen Tod hinaus bewahrt, was als Konstatierung wichtig ist, weil er den Massen nicht schmeichelte, sondern sie zu Logik, Sachlichkeit und Verständnis der Geschichte erziehen wollte. In seinem Selbstgefühl und seiner Lebensführung erinnert er an Gentz. Die Presse, deren sich Lassalle geschickt zu bedienen wußte, hat er im September 1863 in seinen Vorträgen „Die Feste, die Presse und der Frankfurter Abgeordnetentag, drei Symptome des öffentlichen Geistes“ in ihrer Abhängigkeit vom Geschäftsgeist der Herausgeber mit Mut und Recht gegeißelt; wegen einiger Teile der Rede wurde er nach §§ 100 und 101 des preußischen Strafgesetz-

buches (den beiden Haß- und Verachtungsparagraphen) verhaftet und zu einem Jahr Gefängnis verurteilt, eine Strafe, die nach durchgeführtem Prozeß vor der Düsseldorfer korrekzionellen Appellationskammer auf sechs Monate herabgesetzt wurde. (27. Juni 1864.) Das Konzept seiner Verteidigungsrede, die er hier gehalten hatte, gab er — der Presse, der „Düsseldorfer Zeitung“, deren damaliger Redakteur Paul Lindau in seinem Buch „Nur Erinnerungen“ das stilkritisch interessante Manuskript mit den Lassalleschen Korrekturen und Erweiterungen abgedruckt hat. Lassalle hat diese Gefängnisstrafe nicht abgesessen: er ging in die Schweiz, wo er nach kaum zwei Monaten in einem unpolitischen Duell fiel.

Eines müssen Sie ohne Unterlaß festhalten, ohne Unterlaß verbreiten: Unser Hauptfeind, der Hauptfeind aller gesunden Entwicklung des deutschen Geistes und des deutschen Volkstums, das ist heutzutage die Presse.

Die Presse ist in dem Entwicklungsstadium, auf welchem sie angelangt ist, der gefährlichste, der wahre Feind des Volkes, ein um so gefährlicherer, als er verkappt auftritt. Ihre Lügenhaftigkeit, ihre Verkommenheit, ihre Unsittlichkeit werden von nichts anderem überboten, als vielleicht von ihrer Unwissenheit.

Die Lügenhaftigkeit dieser Presse haben Sie im Kampfe gegen unseren Verein am besten erfahren. Täglich Lügen, Lügen in reinen puren Tatsachen, Tatsachen erfunden, Tatsachen in ihr Gegenteil entstellt, — das waren die Waffen, mit denen man uns bekämpfte: Und was der Schamlosigkeit die Krone aufsetzte, war, daß man sich

in den allermeisten Fällen weigerte, auch nur eine Berichtigung zu bringen. Es waren die seltensten Ausnahmefälle, in denen hin und wieder einmal ein liberales Blatt sich dazu entschloß. Ich würde kein Ende finden, wenn ich euch diese Fälle aufzählen wollte. Aber die Presse hat ihre Verkommenheit nicht nur gegen uns, sie hat sie in ebenso hohem Grade nach der anderen Seite hin bewiesen, durch die unerhörte Feigheit, die sie gegen ihre anderen Feinde, die sie gegen die Verwarnungs-Ordonnanz und die Verwarnungen des Herrn von Bismarck an den Tag gelegt hat. Und das ist das zweite Symptom des öffentlichen Geistes, das ich beleuchten will.

Als die Verwarnungs-Ordonnanz erschien, durch welche die Preßfreiheit geknebelt wurde, da, statt gegen diese Vergewaltigung nur um so intensiveren Widerstand zu üben, warfen sich alle liberalen Blätter platt auf den Bauch. „Und stille ward's über des Wassers Rand“: Kein Wort des Angriffs mehr über die inneren Zustände; ja die meisten von ihnen, wie zum Beispiel die Berliner Volks-Zeitung, die National-Zeitung usw. erklärten ausdrücklich, daß sie unter diesen Umständen sich genötigt sähen, über die innere Politik zu schweigen. Sie schwiegen, diese Elenden, jetzt, wo ihnen ein um so stärkerer Grund zum Angriff gegeben war, sie schwiegen jetzt, wo ihnen Sprechen dreimal Pflicht war.

Der Gipfel der Schamlosigkeit aber ist der, daß die Zeitungen selbst mit der ungeniertesten Offenheit ihr Geldinteresse als den Grund

ihres Schweigens eingestanden. Es war die Rheinische Zeitung, — jene unwürdige Namens-Schwester zweier großer Organe, welche das Rheinland 1843 und 1848 besessen hat und welche eine Ehre des Rheinlandes bildeten — es war die Rheinische Zeitung, sage ich, welche mit dieser naiven Enthüllung voranging! „Wie kann man“, rief sie aus, als ein lautes Murren in der Masse der Fortschrittspartei selbst über diese Feigheit der Blätter begann, „wie kann man den Verlegern zumuten, daß sie ihr Kapital riskieren, das in der Zeitung steckt?“ Freilich! Was ist heiliger, als das Verleger-Kapital! Ja, mit jener schamlosen Verdreherei aller Begriffe, die unseren Zeitungen schon lange geläufig ist, konstruierte man es jetzt geradezu als die Pflicht der Zeitungen, um Gottes willen nicht durch ein männliches Wort das heilige Verleger-Kapital zu gefährden! Es ist das gerade so, als wenn ein Soldat — und Soldaten, Vorkämpfer der Freiheit wollen und sollen ja die Zeitungen sein — als seine erste Pflicht die aufstellte, sich um keinen Preis der Gefahr auszusetzen, daß ihn eine Kugel treffe!

So kam es denn, daß trotz des besten Willens und mindestens bis auf den heutigen Tag — mit Ausnahme eines Lokalblattes in der polnischen Provinz — Herr von Bismarck auch nicht ein einziges liberales Blatt hat unterdrücken können! So kam es, daß unsere liberalen Zeitungen, diese modernen Falstaffs, die aber nur so feige und verlumpt sind, wie Falstaff, nicht seinen

Humor besitzen, noch alle glücklich am Leben sind! So kam es aber freilich auch, daß damals zum ersten Male offen eingestanden wurde, daß, — was freilich den Eingeweihten seit lange kein Geheimnis mehr war, — unsere Zeitungen, statt Soldaten und Vorkämpfer der Freiheit zu sein, nichts sind, als eine industrielle Kapitalanlage und Geldspekulation!

Selbst die reaktionären Blätter wußten damals ihrem Erstaunen und ihrer Entrüstung über dieses Gebaren kaum hinreichenden Ausdruck zu geben. Wie? rief die Berliner Revue aus, ein hoch konservatives Blatt, wie, das sind Feinde, die beim ersten Trompetenstoß davonlaufen? Wie? mit diesem unerhörten Zynismus wird offen eingestanden, daß es sich bei den Zeitungen um nichts als eine Geldspekulation handelt?

Es kann gefragt werden: Aber was hätten die Zeitungen tun sollen?

Die Antwort hierauf kann nicht zweifelhaft sein. In geschlossener Phalanx und mit gepanzerten Angriffen hätten alle liberalen Zeitungen auf die Regierung eindringen, die Kühnheit der Regierung durch ihre eigene Kühnheit noch überbieten und die Regierung gleichsam beim Worte nehmen müssen, ihre Drohung auszuführen, indem jedes liberale Blatt aus allen anderen Blättern die Artikel abdruckte, welche zu Verwarungen Anlaß gaben. Sie hätten verstehen müssen, was bei den politischen Parteikämpfen so häufig das Wichtigste ist, mit Ehren zu sterben!

Dann konnten nur zwei Fälle eintreten. Entweder die Regierung hatte wirklich die Kühnheit, alle liberalen Blätter zu verbieten, nicht bloß dieses oder jenes, sondern alle liberalen Blätter, wozu sie gezwungen war, wenn jedes Blatt aus allen anderen die Artikel abdruckte, die zu Verwarungen Anlaß gaben. Und dann war die Grundlage zu einer wahrhaften Agitation gegeben: Denkt euch die Aufregung, die den Philister erfaßt hätte, wenn er in Berlin die Volks-Zeitung, die Vossische Zeitung und jenes langweiligste aller Organe, die National-Zeitung, wenn er im Rheinland die Kölnische und Rheinische Zeitung, und so überall, nicht mehr beim Kaffee gefunden hätte. Die Kreuzzeitung und ähnliche Blätter, die liest er nun einmal nicht, die haßt er nun einmal! Denkt euch also seinen steigenden Ingrim, wenn er den Kohl nicht mehr gefunden hätte, an den er gewohnt ist! Denkt euch zugleich, wie tief einschneidend es in die gesamten Interessen des kleinen Handels- und Gewerbestandes eingegriffen hätte, wenn er plötzlich die großen Blätter und mit ihnen den gesicherten Leserkreis seiner Annoncen, Inserate und marktschreierischen Reklame hätte entbehren müssen! Bei den politischen Kämpfen handelt es sich vor allem darum, die Indifferenten zu gewinnen und zu erbittern, möglichst große Massen in Mitleidenschaft zu ziehen, — das ist der einzige und naturgemäße Weg für jeden, der da siegen will.

Hätte die große liberale Partei diese Taktik angewendet, dann könnte es vielleicht selbst

fraglich erscheinen, ob die Regierung ihrerseits die Kühnheit gehabt haben würde, ihre Drohung auszuführen, und mit einem Schnitte 'alle liberalen Organe des Landes zu amputieren! Und hatte sie diesen Mut, nun, so trat die bereits geschilderte Wirkung, die tiefe Verbitterung des Landes ein. So aber freilich hat unsere Regierung die Presse in den Staub getreten und zum Schweigen gebracht, ohne daß es ihr auch nur einen einzigen reellen Einsatz gekostet hätte!

Ich habe zuerst die vollkommene Lügenhaftigkeit, dann die namenlose Feigheit und Unsittlichkeit unserer großen liberalen Presse betrachtet; soll ich jetzt noch drittens die absolute Unfähigkeit, die staunenswerte und all eure Vorstellungen überschreitende Unwissenheit unserer Zeitungsschreiber, dieser geistigen Vorkämpfer, nachweisen? Das habe ich nicht mehr nötig, denn ich habe sie bereits lange vor der gegenwärtigen Bewegung, in meinem „Julian der Literaturhistoriker“ unter dem rauschenden Beifall der größten Gelehrten und Denker Deutschlands, die mir dafür mündlich und brieflich die Hand schüttelten, enthüllt und nachgewiesen. Auf jene Schilderung verweise ich euch. Ich habe dort nachgewiesen, wie sie in ihrer wüsten Unwissenheit den Geist des Volkes verpesteten, ihn in ihrer frivolen Gedankenlosigkeit, in ihrem metiermäßigen Haß gegen alles Große und Bedeutende systematisch untergraben. Und zwar habe ich das nachgewiesen, an Julian, dem Chefredakteur der Berliner Allgemeinen Zeitung, als an einem der unbe-

streitbar noch gebildetsten und bedeutendsten unter den Zeitungsschreibern. Ich ließ ihn, wie ich gleich damals im Vorwort ausdrücklich erklärte, nicht als Person, sondern nur als den Chef und Primas, als den gefeierten Literarhistoriker und gesalbten König dieser ganzen Bande Spießruten laufen. An Julian konnte man doch noch mit Ehren einen solchen Nachweis führen. Wer aber sollte sich zum Beispiel dazu überwinden, die zugleich widerlichste und komischste Erscheinung unserer Tage, die Berliner Volks-Zeitung und ihren Redakteur, Herrn Bernstein, zu charakterisieren? Ein Mann, der täglich über Gott und die Welt und noch vieles andere Leitartikel schreibt und dies nur deshalb kann, weil er in seiner glücklichen Unwissenheit gar nicht ahnt, wie ihm auf jedem Schritt und Tritt alle Elemente fehlen. Ein Mann, der nicht einmal Deutsch zu schreiben vermag, sondern durch ein eigentümliches Kauderwelsch, das er seinen Lesern eingibt, das sogenannte Jüdisch-Deutsch — kein Satz ohne grammatikalische Fehler — dem Volke langsam und sicher sogar noch seine Sprache und deren Genius verdirbt!

Und doch ist gerade dieses Blatt noch immer das gelesenste Blatt in ganz Deutschland. Es hatte mindestens vor kurzem noch 330 000 Abonnenten. Je schlechter heute ein Blatt, desto größer ist sein Abonnentenkreis. Das sind ernste, sehr ernste Erscheinungen, und ich nehme, die Seele voll Trauer, keinen Anstand zu sagen: wenn nicht eine totale Umwandlung unserer Presse

eintritt, wenn diese Zeitungspest noch fünfzig Jahre so fortwütet, so muß dann unser Volksgeist verderbt und zugrunde gerichtet sein bis in seine Tiefen! Denn ihr begreift: wenn Tausende von Zeitungsschreibern, dieser heutigen Lehrer des Volks, mit hunderttausend Stimmen täglich ihre stupide Unwissenheit, ihre Gewissenlosigkeit, ihren Eunuchenhaß gegen alles Wahre und Große in Politik, Kunst und Wissenschaft dem Volke einhauchen, dem Volke, das gläubig und vertrauend nach diesem Gifte greift, weil es geistige Stärkung aus demselben zu schöpfen glaubt, nun, so muß dieser Volksgeist zugrunde gehen und wäre er noch dreimal so herrlich! Nicht das begabteste Volk der Welt, nicht die Griechen, hätten eine solche Presse überdauert. Und ihr begreift, daß, wenn auch fünf, zehn, zwölf unterrichtete ernsthafte und tüchtige Männer unter dieser Bande wären, dies an dem Gesagten nichts ändern kann, da ihre Stimme machtlos verhallen muß, in dem Schwall und Geräusch ihrer Kollegen.

Ich kann euch hier nicht die Geschichte der europäischen Presse geben. Genug, einst war sie wirklich der Vorkämpfer für die geistigen Interessen in Politik, Kunst und Wissenschaft, der Bildner, Lehrer und geistige Erzieher des großen Publikums. Sie stritt für Ideen und suchte zu diesen die große Masse emporzuheben. Allmählich aber begann die Gewohnheit der bezahlten Anzeigen, der sogenannten Annoncen oder Inserate, die lange gar keinen, dann einen sehr be-

schränkten Raum auf der letzten Seite der Zeitungen gefunden hatten, eine tiefe Umwandlung in dem Wesen derselben hervorzubringen. Es zeigte sich, daß diese Annoncen ein sehr ergiebiges Mittel seien, um Reichtümer zusammenzuschlagen, um immense jährliche Revenuen aus den Zeitungen zu schöpfen. Von Stund an wurde eine Zeitung eine äußerst lukrative Spekulation für einen kapitalbegabten oder auch für einen kapitalhungrigen Verleger. Aber um viele Anzeigen zu erhalten, handelte es sich zuvörderst darum, möglichst viele Abonnenten zu bekommen, denn die Anzeigen strömen natürlich in Fülle nur solchen Blättern zu, die sich eines großen Abonnentenkreises erfreuen. Von Stund an handelte es sich also nicht mehr darum, für eine große Idee zu streiten, und zu ihr langsam und allmählich das große Publikum hinaufzuheben, sondern umgekehrt, solchen Meinungen zu huldigen, welche, wie sie auch immer beschaffen sein mochten, der größten Anzahl von Zeitungskäufern (Abonnenten) genehm sind. Von Stund an also wurden die Zeitungen, immer unter Beibehaltung des Scheins, Vorkämpfer für geistige Interessen zu sein, aus Bildnern und Lehrern des Volks zu schnöden Augendienern der geldbesitzenden und also abonnierenden Bourgeoisie und ihres Geschmacks, die einen Zeitungen gefesselt durch den Abonnentenkreis, den sie bereits haben, die anderen durch den, den sie zu erwerben hoffen, beide immer in Hinsicht auf den eigentlich goldenen Boden des Geschäfts, die Inserate. Von

Stund an wurden also die Zeitungen nicht nur zu einem ganz gemeinen, ordinären Geldgeschäfte, wie jedes andere auch, sondern zu einem viel schlimmeren, zu einem durch und durch heuchlerischen Geschäfte, welches unter dem Scheine des Kampfes für große Ideen und für das Wohl des Volks betrieben wird. Habt ihr einen Begriff von der depravierenden Wirkung, die diese täglich fortgesetzte Heuchelei, dieses Pfaffen-tum des neunzehnten Jahrhunderts, allmählich auf Verleger und Zeitungsschreiber hervorbringen mußte?

Noch ganz andere Wirkungen aber mußten in einer Zeit erhitzter politischer Parteikämpfe eintreten. Von vornherein konnten natürlich die Zeitungen in diesem Kampfe nichts anderes vertreten als alle Vorurteile der besitzenden Klassen, unter denen ja bei weitem die meisten Abonnenten sind, die wieder die Inserate nach sich ziehen. Aber das ist noch das wenigste. Eine noch weit verderblichere Konsequenz war folgende: Ein Schriftsteller von Ehre würde sich lieber die Faust abhacken, als das Gegenteil von dem sagen, was er denkt; ja sogar als, insofern er einmal schreibt, das nicht sagen, was er denkt. Kann er es schlechterdings nicht, und in keiner Wendung, ausdrücken, so zieht er sich lieber zurück und schreibt gar nicht. Bei den Zeitungen ist dies ausgeschlossen durch das lukrative Zeitungsgeschäft. Sie müssen fort erscheinen, das Geschäft bringt es einmal so mit sich. Was also unsere Regierungen seit 1848 auch anfangen

mochten, die Zeitungen waren von vornherein durch das Geschäft darauf angewiesen, jeden Kompromiß mit der Regierung zu schließen, ihr nur die Art von Opposition zu machen, welche die Regierung selbst noch wollte oder zuließ! Das Geschäft bringt es einmal so mit sich! Hieraus entsprangen seit 1848 eine Reihe der schimpflichsten Kompromisse unserer Blätter mit der Regierung. Dinge, die gar zu wunde Punkte für die Regierung bildeten, berührte man gar nicht: Dinge, welche man berührte, berührte man nur soweit, soweit die Regierung eine solche Berührung noch zu ertragen beliebte. Ja man bezahlte unter Hinkeldey - Westfalen häufig von seiten der Presse heimlich eine Art Leute, welche vermöge ihrer Stellung den Zeitungen darüber berichten sollten, über welche Punkte und bis zu welcher Grenze die Regierung wohl eine Opposition ertragen würde oder nicht.

Aber damit noch immer nicht genug! Die ganze Reihe dieser persönlichen Konzessionen, welche die Zeitungsschreiber rein um ihres Geschäftes willen der Regierung machten, die Zeitungsschreiber konnten sie natürlich nicht als solche rein persönliche Konzessionen um des Geschäftes willen gemacht eingestehen, weil sonst die Verachtung des Volkes, der Verlust von Lesern, Abonnenten und Inseraten die unausbleibliche Folge gewesen wäre. Blieb also nichts übrig, als diese rein geschäftlichen Konzessionen als ebenso viele neue Standpunkte des allgemeinen Geistes dem Volke vorzudemonstrieren und

aufzudrängen, sie als Entwicklungen und heilsame Kompromisse des Volkslebens darzustellen und so den Volksgeist selbst bis auf den Grad zu entmannen und zu verwässern, welcher für die Fortsetzung des lukrativen Zeitungsgeschäftes erforderlich war! Daher jener Rückschritt des Volksgeistes in allen Gebieten des öffentlichen Lebens seit 1848, daher dessen konterrevolutionäre Stimmung, die man so lange künstlich großgezogen hat, daher dessen Entmannung, die wie in einem abschreckenden Aussatze zutage trat!

Zugleich könnt ihr euch selbst denken, welche entsittlichenden Folgen das geschilderte Verfahren täglich auf den Charakter der Zeitungsschreiber weiter hervorbringen mußte, welche frivole Verachtung gegen sich selbst, gegen alle ideellen Zwecke, gegen Leser und Volk, das sich jenen Humbug geduldig aufbinden ließ, jene tägliche Gewohnheit der Selbsterniedrigung zur Folge haben mußte. Wenn es also zum Beispiel unserer Regierung einfiel, zu verordnen: keine Zeitung darf ferner erscheinen, welche nicht mit finger-großen Buchstaben die Überschrift trägt: „Das Volk ist eine Canaille“, nun, so ist gar keinen Augenblick zu zweifeln, — denn das Geschäft bringt es so mit sich! — daß unsere liberalen Blätter erscheinen würden mit der finger-großen Überschrift: „Das Volk ist eine Canaille!“ Und nicht nur das, sondern sie würden uns jetzt auch noch beweisen, daß das gerade der höchste Grad echter Überzeugungstreue und wahr-

rer Liebe zum Volke sei, daß es der notwendige neue Kompromiß des öffentlichen Geistes sei, zu sagen: Das Volk ist eine Canaille!

Wenn jemand Geld verdienen will, so mag er Cotton fabrizieren oder Tuche, oder auf der Börse spielen. Aber daß man um schnöden Gewinnstes willen alle Brunnen des Volksgeistes vergifte und dem Volke den geistigen Tod täglich aus tausend Röhren kredenze, — — es ist das höchste Verbrechen, das ich fassen kann! Denkt euch aber noch weiter die notwendige Rückwirkung, welche die geschilderte Arbeit der Zeitungen auf die Beschaffenheit der Zeitungsschreiber selbst ausüben muß. Ihr wißt, wie der Arbeiter die Arbeit, so bestimmt wieder in hohem Grade wechselwirkend die Arbeit die Beschaffenheit des Arbeiters. Das lukrative Annoncengeschäft hat den Zeitungseigentümern die Mittel gegeben, ein geistiges Proletariat, ein stehendes Heer von Zeitungsschreibern zu unterhalten, durch welches sie konkurrierend ihren Betrieb zu vergrößern und ihre Annoncen-Einnahmen zu vermehren streben. Aber wer soll unter dieses Heer gehen, wer, der sich selber achtet, wer, der nur irgendwelche Befähigung zu reellen Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaft, des Gedankens oder des bürgerlichen Lebens in sich fühlt? Ihr, Proletarier, verkauft euren Arbeitsherren doch nur eure Zeit und materielle Arbeit. Jene aber verkaufen ihre Seele! Denn der Korrespondent muß schreiben, wie der Redakteur und Eigentümer will; der Redakteur und Eigentümer aber, was die Abonnen-

ten wollen und die Regierung erlaubt! Ferner bedenkt die zerrüttenden Folgen, welche diese metiermäßige Beschäftigung noch in anderer Hinsicht nach sich zieht. Ihr, Proletarier, verkauft euch doch nur zu einem Geschäft, das ihr kennt und versteht, jene aber, die geistigen Proletarier, müssen täglich lange Spalten füllen, über tausend Dinge, über Politik, Recht, Ökonomie, Wissenschaft, über alle Fächer der Gesetzgebung, über diplomatische und geschichtliche Verhältnisse aller Völker. Ob man das Hinreichende, ob man das Geringste davon verstehe oder nicht — die Sache muß behandelt, die Zeitung gefüllt sein, das Geschäft bringt es so mit sich! Dazu der Mangel an Zeit, die Dinge näher zu studieren, in Quellen und Büchern nachzuforschen, ja selbst nur sich einigermaßen zu sammeln und nachzudenken. Der Artikel muß fertig sein, das Geschäft bringt es so mit sich! Alle Unwissenheit, alle Unbekanntschaft mit den Dingen, alles, alles muß möglichst versteckt werden unter der abgefeimten routinierten Phrase. Daher kommt es, daß, wer heute mit einer halben Bildung in die Zeitungsschreiber-Karriere eintritt, in zwei oder drei Jahren auch das Wenige noch verlernt hat, was er wußte, sich geistig und sittlich zugrunde gerichtet hat und zu einem blasierten, ernstlosen, an nichts Großes mehr glaubenden, noch erstrebenden und nur auf die Macht der Clique schwörenden Menschen geworden ist!

Aus all diesen Ursachen ist es gekommen, daß sich alle tüchtigen Elemente, die sich früher an

der Presse beteiligt haben, allmählich von derselben bis auf sehr vereinzelte Ausnahmen zurückgezogen haben, und die Presse so zu einem Sammelplatz aller Mittelmäßigkeiten, aller ruinierten Existenzen, aller Arbeitsscheuen und Nichtswisser geworden ist, die zu keiner reellen Arbeit tüchtig, in der Presse immer noch eine mühelosere und auskömmlichere Existenz finden, als irgend sonst. Das sind diese modernen Landsknechte von der Feder, das geistige Proletariat, das stehende Heer der Zeitungsschreiber, das öffentliche Meinung macht und dem Volke tiefere Wunden geschlagen hat, als das stehende Heer der Soldaten; denn dieses hält doch nur durch äußere Gewalt das Volk zu Boden, jenes bringt ihm die innere Fäulnis, vergiftet ihm Blut und Säfte! — Daher auch die Entfernung, in welcher sich bei uns alle Männer des wirklichen Wissens wie in heiliger Scheu von den Zeitungen halten. Ich habe eine ziemlich ausgebreitete Bekanntschaft unter den Gelehrten. Wie oft wurde mir nicht bei einer gelegentlichen Äußerung, ob man nicht über diesen oder jenen besonders wichtigen Gegenstand einen Artikel in irgendeine beliebige Zeitung liefern wolle, eine Antwort zuteil voll Staunen und Verwunderung, als enthielte dies fast eine beleidigende Zumutung! Ich habe auch in meinem Leben zwei bis drei Zeitungsschreiber näher kennen gelernt, die in jeder Hinsicht eine rühmliche Ausnahme, ja einen vollständigen Gegensatz zu der eben gegebenen Schilderung bilden. Zwei derselben haben sich

auch bereits aus dieser Karriere zurückgezogen; aber wie oft riefen sie nicht alle drei in schmerzlichem Ringen zu mir aus: Lieber Eisenbahnarbeiter sein, als weiter in dieser Karriere verbleiben, die uns Geist und Seele zugrunde richtet!

Ja, es ist wörtlich wahr, was Herr von Bismarck nur in sehr milder Form in der preussischen Kammer gesagt hat: Die Zeitungen werden von Leuten geschrieben, die ihren Beruf verfehlt haben. — Und hier lache ich schon im voraus, wie die Fortschrittler diese meine Übereinstimmung mit Herrn von Bismarck wieder als Beweis anführen werden, daß ich von Herrn von Bismarck gewonnen sei. Nur schade, daß ich schon lange vor der ganzen Existenz des Ministeriums Bismarck, nur in weit herberer Form, genau dasselbe in meinem „Julian“ drucken ließ. „Sie sind eine Bande von Menschen“, sage ich daselbst, „zu unfähig zum Elementar-Schullehrer, zu arbeitsscheu zum Postsekretär, zu keiner bürgerlichen Hantierung tüchtig und eben deshalb sich berufen glaubend, Volksbildung und Volkserziehung zu treiben!“ Es wird also für unsere Fortschrittler schon nichts übrig bleiben als zu sagen, daß ich Herrn von Bismarck zu meinen Ansichten erkaufte habe! Der Grund aber, weshalb ich euch wiederholt auf diese meine Schrift hingewiesen habe, ist der, daß nicht etwa einer von euch auf den Verdacht komme, ich dächte erst heute so über die Zeitungen in persönlicher Erbitterung über die Angriffe, die ich erfahren, sondern damit ihr seht, wie ich schon

lange vor diesen Angriffen so über sie dachte und sprach, in einer Zeit, in der sie meinen Namen immer nur mit der größten Hochachtung und den verbindlichsten Komplimenten zu nennen pflegten!

In einem sozialdemokratischen Staate muß also ein Gesetz gegeben werden, welches jeder Zeitung verbietet, irgendeine Annonce zu bringen, und diese ausschließlich und allein den vom Staate oder von den Gemeinden publizierten Amtsblättern zuweist. Von Stund an hören die Zeitungen auf, eine lukrative Geldspekulation zu sein. Von Stund an ziehen sich die spekulierenden Kapitalien von ihnen zurück. Von Stund an verhungert das stehende Heer der Zeitungsschreiber oder wird Stiefelputzer; das ist seine Sache! Von Stund an hört der Zeitungsschreiber von Metier auf und an seine Stelle tritt der Zeitungsschreiber von Beruf! Von Stund an existieren nur solche Zeitungen und können nur solche Männer Zeitungen schreiben, welche ohne Rücksicht auf lukrative Bereicherung die Mission in sich fühlen, für die geistigen Interessen und das Wohl des Volkes zu kämpfen.

Bis dahin halten Sie fest daran: der wahre Feind des Volkes, sein gefährlichster Feind, um so gefährlicher deshalb, weil er unter der Larve seines Freundes auftritt, das ist die heutige Presse! Halten Sie fest, mit glühender Seele fest an dem Losungswort, das ich Ihnen zuschleudere: Haß und Verachtung, Tod und Untergang der heutigen Presse!

Es ist das eine kühne Losung, ausgegeben von einem Mann gegen das tausendarmige Institut der Zeitungen, mit welchem schon Könige vergeblich kämpften! Aber der Augenblick wird kommen, wo wir den Blitz werfen, der diese Presse in ewige Nacht begräbt!!!

FERDINAND KÜRNBERGER

SPRACHE UND ZEITUNGEN

(1866)

Von den vielgerühmten Wiener Feuilletonisten ist Ferdinand Kürnberger der einzige, der sich Unabhängigkeit des Denkens bewahrt hat. Allerdings gehört er keiner der dortigen Redaktionen an, sondern lebt in Wien als Sekretär der Schillerstiftung. Als 1848 ausbricht, ist er fünfundzwanzig Jahre alt, und sein Anteil an der Revolution trägt ihm neun Monate Haft in Dresden ein; Österreich richtet an den Schriftsteller, der sich schon als Zwanzigjähriger durch die Mitarbeit an L. A. Frankls „Sonntagsblättern“ Achtung erworben hat, die Aufforderung zur Rückkehr, ihn amtlich als „Vaganten und Herumstreicher“ bezeichnend. Er flüchtet nach Hamburg, wo er den Roman „Der Amerika-müde“ schreibt, nachträglich dem Helden seines Buches Züge Lenaus aufsetzend. In Wien schreibt er für die „Presse“, für das „Neue Wiener Tagblatt“, die „Deutsche Zeitung“ und Waldheims „Mußestunden“, aber er ist mehr gehaßt als beliebt, ist als anmaßend, als Größenwahnsinnig verschrien, „... weil ich nicht Gemeinschaft habe mit den Sudlern, weil ich Achtung habe vor literarischer Produktion, weil mich Unmut über die Liederlichkeit erfaßt, mit der das professionelle Schreiber-tum arbeitet, weil ich etwas auf Sauberkeit des Stiles halte, und das, was ich bringe, dem Begriff von schrift-stellerischer Würde und literarischem Anstand entspricht, weil ich meinen Wert kenne, nennt mich die Genossenschaft der Schnellschreiber: stolz!“ Wirklich ist er von unerhörter Gewissenhaftigkeit, arbeitet jeden Artikel vier- bis fünfmal durch, bevor er ihn in die Presse schickt, hat mit allen Urteilen recht behalten, und seine „Siegelringe, eine ausgewählte Sammlung

politischer und kirchlicher Feuilletons“, sind wie die „Literarischen Herzenssachen; Reflexionen und Kritiken“ noch heute Bücher, die mit Interesse und Nutzen gelesen werden können und gelesen werden sollten. Daran ändert nichts, daß ihm Ereignisse und Bücher oft nur Anlaß sind, sein Wissen leuchten zu lassen, bizarre Ideen und Theorien auszubreiten.

Als die preußische Stempelsteuer für deutsche Zeitungen dekretiert wurde, während fremdländische frei eingingen, wußte der Münchner Punch einen guten Rat. Er meinte, die deutschen Zeitungen sollten einmal berechnen, wieviel deutsche Wörter und wieviel fremde ihr Text hätte; wahrscheinlich fänden sie den gegründetsten Rechtstitel, als ausländische Journale zu passieren.

Für Puristen (Sprachreiniger) mag das ein guter Witz gewesen sein. Was uns betrifft, wir sind eigentlich nicht Purist und finden jene Satire schon nicht mehr gerecht. Sie paßte vollständig für ein gewisses Stadium der deutschen Sprachgeschichte. Sie paßte zum Beispiel für das Franzosendeutsch, welches vom Dreißigjährigen Krieg bis auf Friedrich II. herrschte. Sie paßte für das französische Salonkauderwelsch, welches noch in den dreißiger und vierziger Jahren die Romane der Hahn-Hahn lächerlich machte. Nur Blinde können leugnen, daß die deutsche Schreibart seitdem reiner, natürlicher, nationaler geworden ist. Und zuletzt macht es im Gebrauch der Fremdwörter einen großen Unterschied, ob man sie mutwillig, aus purem Affentrieb annimmt, oder im Geiste einer wirklichen Bereicherung und

Ergänzung des nationalen gegenüber dem kosmopolitischen Genius. Schon Karl V. bemerkt, es heißt so viele Seelen haben, als man Sprachen spricht, und Varnhagen erinnert im echten Zeitgeist unserer Freihandelsära, daß im internationalen Verkehr der Völker nicht nur Güter zum Austausch kommen, sondern auch Ideen und Ideenkleider. — Wörter. Die Theorien sind überwunden, die darauf drangen, „daß das Geld im Lande bleibe“ oder die von einer „Überschwemmung unserer Märkte“ sprachen, wenn wir mit den Wohltaten der Natur und des Fleißes von jenseits unserer Kirchtürme berieselt werden. Ebenso lächerlich kann der Purist werden, der mit der Schlafmütze auf dem bezopften Schädel ängstlich aus seinen Kyffhäuserträumen aufschreit, daß jeder Sprachsechser in Lande bleibe und ja nicht gegen die Sixpences oder Franks oder Bajochi der gottlosen Fremden verwechselt werde.

Als ob Sprachbereicherung effektiv Sprachverderb sein müsste! Und als ob Sprachverderb nur von außen und nicht auch von innen kommen könnte! Leider, er kommt auch von innen! Und die Quelle, aus der er kommt, ist jene Literatur, welche vor allen Harpyen des Leipziger Meßkatalogs, vor allem, was für Belehrung, Unterhaltung, Müßiggang, Unsterblichkeit, Wissenschaft und Verdummung geschrieben, gedruckt, verlegt und eingestampft wird, den kolossalsten und überwiegendsten Sprachverbrauch an sich gerissen — der Journalismus.

Der Journalismus dringt wie der Sauerstoff in der Luft zerstörend, zersetzend, auflösend und freilich auch neubildend, auf das feste Gebilde der Büchersprache ein, er allein reagiert tätiger auf sie als alle übrigen Sprachagenten zusammengekommen. Neuerungen in einzelnen Wörtern und ganzen Redensarten, Neuerungen in Orthographie und Syntax, kurz Sprach-Neuerungen in allen Mustern, kreieret der Journalismus fast ausschließlich. Was der gesamten Buchliteratur nicht gelingt, vollendet leicht und spielend die Blattliteratur. Sie ist das Mäuschen, welches die Netze zernagt, in denen die Löwen ihre Ohnmacht fühlen. Voltaire wollte den Franzosen statt des übelklingenden „Aout“ das latinisierende „August“ insinuieren, Goethe den Deutschen statt Eidechse Lacerte. Die beiden mächtigsten Sprachkaiser der modernen Welt haben achtzig Jahre ihres Lebens drangesetzt und diese winzige Neuerung nicht forciert. Jean Paul schrieb in Dutzenden von Romanen, welche die tonangebende Welt beherrschten, Hilfsmittel und Neuerungsucht statt Hilfsmittel und Neuerungsucht; aber der vergötterte Mann hatte nicht Hilfsmittel genug, seine kleine unschuldige Neuerungsucht durchzusetzen. Man lese dagegen die Sprache Voltaires, Goethes und Jean Pauls im Journalismus — und sie ist um und um revolutioniert. Der Journalismus hat noch ganz andere Dinge mit ihr fertig gebracht.

Wer zweifelt daran? Schreiber dieses ist noch kein alter Mann und doch ist ihm ein Teil seiner

Schul- und Jugendsprache bereits abhanden gekommen. In seiner Jugend schrieb man Gegenwart, heutzutage sagt man Jetztzeit, ein greulicher Zischlaut, einer Schlangensprache würdiger als einer Menschengesprache! In seiner Jugend sagte man, der Anfang, die Beurteilung. Jetzt sagt der Journalismus die Inangriffnahme, die Inbetrachtung. Es fehlt wenig und man wird bald auch schreiben: die Inslebentretung; hin und wieder ist's schon geschehen. Statt der Schreibart: ein gewisser Meyer, taucht mehr und mehr das Gelüste auf, ein sicherer Meyer zu schreiben. Unlogisch sind im Grunde beide Ausdrücke, sie wollen nahezu ihr Gegenteil bezeichnen, nämlich das, was ein wenig ungewiß und unsicher ist. Aber der Gebrauch von jenem „gewiß“ wird vom Sprachgenius wenigstens durch die Analogie gedeckt; man sagt, ein gewisser Meyer, wie man sagt: ich habe ein gewisses Gefühl, es gibt gewisse Dinge, etc. Man sage in diesen Fällen statt gewiß sicher und die Verstandlosigkeit springt in die Augen.

Noch ärger aber wird dieser mutwillige Kitzel der Neuerungssucht, wenn er ohne Grund und Verstand noch mehr als den Sprachgebrauch, nämlich das Sprachgesetz, die Grammatik selbst verletzt.

Das zusammengesetzte Verbum übergehen ist trennbar und untrennbar, nicht nach Belieben und Laune, sondern nach dem Wechsel seiner Bedeutung. Einen anderen Sinn gibt „ich übergehe“ und einen anderen „ich gehe über“. Dort

ist die Hauptsache die Person, welche geht; hier aber die Richtung, in welcher gegangen wird. Die Deutlichkeit der letzteren Bedeutung verstärkt sich noch durch eine Präposition, und Präpositionen haben, so lange die Welt steht, die Raumverhältnisse, den Ort und die Richtung einer Tätigkeit angezeigt. Man sagt: ich gehe zu einer Sache über.

Gar nicht selten aber schreiben bereits die Zeitungen: „Wir übergehen zur Tagesordnung“, anstatt: wir gehen zur Tagesordnung über. Wenn's nur neu klingt! Möchte es doch der boshafte Zufall recht oft fügen, daß sich beide Bedeutungen dicht nebeneinander einstellten, denn das gäbe dann so prächtige Sätze, wie zum Beispiel diesen: Indem wir diesen Punkt übergehen, übergehen wir zu folgendem Gegenstand!!

Jedermann fühlt, wie weit wir diese Proben der journalistischen Sprachfabrik noch fortführen könnten. Ja, vielleicht nimmt sich ein aufmerksamer Leser in der Provinz, der seine Zeitung wirklich noch liest, nicht bloß durchfliegt, nach dieser Anregung die Mühe und notiert sich einmal aus dem Laufe seiner Jahrgänge alle sprachlichen Neubildungen, die ihm nach und nach auffallen. Der Mann dürfte schöne Silvesternächte feiern! Er dürfte die Entdeckung machen, daß ihm von der Sprache Goethes und Lessings Jahr für Jahr ein Stück abhanden gekommen ist.

Man mißverstehe uns nicht. Das Prinzip, welches diesen Neuerungen zugrunde liegt, fechten wir keineswegs an. Die Zeitung bedarf ihre

eigene Redeweise; wir gestehen ihr das zu. Stets neu, stets interessant, stets wachsam, wichtig alarmierend wie sie ist, sein muß und sein will, spricht sie die Sprache der Aufregung. Stets fatiguiert, stets enttäuscht, stets um Erfolge und Ziele, ja oft ums Dasein betrogen, stets sklavisch im Joche, mit Schnellpressen und Setzmaschinen, mit Posten und Telegraphen stets im Wettrennen, spricht sie aber auch die Sprache der A b s p a n n u n g. Drittens spricht die Zeitung, die mit der ganzen Mitwelt mitleben und, um Einfluß zu haben, auf gutem Fuß mit ihr stehen muß; die das Vortreffliche nur selten, dagegen das Schlechte und Mittelmäßige als Regel, als Tuch und Unterfutter des Jahrhunderts sieht, die Sprache der Schonung, der Höflichkeit. Auf dieses dreiteilige Schema ungefähr wird sich alles zurückführen lassen, was von neuerungssüchtiger Eigentümlichkeit den Zeitungsstil kennzeichnet, was seine Phraseologie motiviert.

Wir haben nichts dagegen. Kein Motiv ist schlecht, nur die Art, ihm genug zu tun, kann es sein. Spricht die Zeitung die Sprache der Aufregung, so kann sie damit sicherlich übertrieben schwülstig und hyperbolisch-mißbräuchlich werden, sie kann aber eben von dieser Aufregung Schwung, Glanz, Feuer und Leben, dichterische Kraft und Originalität erhalten und die Sprache aufs glücklichste heben. Spricht die Zeitung die Sprache der Abspannung, so kann sie freilich Gefahr laufen, sich das Denken ein wenig leicht zu machen, sich Denk-Abkürzungen zu erfinden,

Ausdrücke, die in passenden Fällen angehen, in tausend unpassenden zu wiederholen, kurz einen stehenden Stil auszubilden, der womöglich sich selbst schreibt. Andererseits aber wäre ein stehender Stil gar nicht so übel. Alle Welt weiß, wie sehr es unserem Deutsch daran fehlt, wie spröde der Stoff jeder einzelnen schriftstellerischen Hand widerstrebt, wie geschmeidig dagegen die Plastizität — um ein physiologisches Wort zu gebrauchen — des Französischen und selbst auch des Englischen zur Hervorbringung bezeichnender und handsamer Rede-Stereotypen sich anläßt. Spricht endlich die Zeitung die Sprache der Schonung und Höflichkeit („schönes Streben“, „gewonnen“ für: „engagiert werden“), so ist es ebenso bekannt, daß unser Deutsch, welches mehr zur derben Aufrichtigkeit, als zur feinen Umschreibung inkliniert, eine Schule des guten Tones gar wohl vertragen könnte und noch lange keinen Überfluß, vielmehr einen rustikalen Mangel an wohlthuenden Redensarten besitzt. Auch hier könnte die Zeitung um unsere Sprachkultur von Verdienst sein.

Aber in all diesen Fällen mußten wir sagen: sie könnte! Unsere angeführten Proben dagegen dürften gezeigt haben, was für ein Unterschied ist zwischen dem möglichen Können und dem wirklichen Tun. Die Zeitung kann beides: sie kann unsere Sprache ausbilden und kann sie mißbilden. Ja, eines von beiden muß sie sogar, denn nichts ist gewisser, als daß sie die Sprache nicht lassen kann, so wie sie ist. Journale müssen nun

einmal anders sprechen als Bücher und unaufhaltsam ist der moderne Massen-Bildungsgang vom Buch zum Journal. Sehr richtig hat Lamar-tine bemerkt: sonst wuchsen die Journale aus den Büchern, heute wachsen die Bücher aus den Journalen. Mehr und mehr wird der Roman Feuille-tonroman, die gelehrte Abhandlung populäre Vorlesung, die Wissenschaft Korrespondenz; der Zeitungsmitarbeiter pflegt nach und nach sein Eigentum in Buchform zu sammeln und wieder an sich zu nehmen, und zahllos sind bereits die Bücher, welche nichts anderes sind, als zurück-genommenes Zeitungsgut. Schriftsprache wird mehr und mehr heißen: Journalsprache.

Kleinlich, kindisch und veraltet ist unter diesen Umständen die Aufgabe des Purismus. Was will eine Handvoll Fremdwörter mehr oder weniger zu bedeuten haben, wo es sich innerhalb der Sprache selbst um eine ganze große Revolution handelt?! Auch ist diese Revolution den Puristen entwachsen. Glaubt man, der Riese wird Gesetze annehmen von einer Académie française oder einer Accademia della Crusca? Das waren Institutionen für jugendliche Literaturen, für aristokratische zumal, die in Händen nur eines kleinen Bildungs-adels lagen. Die großgewachsene, allgemein verbreitete und demokratische Literatur des Journalismus läßt sich vom privilegierten Puristen nicht gängeln. Nur einer kann jetzt Purist sein, nämlich der Journalist selbst, der denkende Journalist an tonangebenden Blättern.

Wir haben den Journalismus in seiner korro-

siven Einwirkung auf die Sprache mit dem Sauerstoff in der Luft verglichen. Aber ein Unterschied ist doch. Der Sauerstoff ist eine blinde Naturkraft und Journale werden von bewußten Vernunftwesen geschrieben. Sie können aufmerken auf das, was sie tun, sie können zerstören und aufbauen mit freier Wahl.

Mög' euch denn das Bewußtsein eurer Mission — einer wirklichen Mission! — keinen Augenblick verlassen, Hüter der Sprache, Schreiber der Sprache! Bedenkt dieses: Vor einem gutgehaltenen Parke steht das Plakat: „Es wird höflichst ersucht, nichts abzureißen und zu beschädigen.“ Den Bestand eines Forstes hütet das Waldfrevelgesetz und der Zerstörer, welcher Mutwillen übt, oder durch sein unvernünftiges Vieh Mutwillen üben läßt, wird empfindlich bestraft. Den Wald und Garten der Sprache schirmt — nichts! Er ist eurer gänzlichen Diskretion überlassen. Kein Hand- und Fußfeigen bestraft eure Baumfrevel, nicht einmal ein hölzerner Pfahl steht da mit einer polizeilichen Bitte. Wehrlos ist euch die Sprache preisgegeben, wie nie ein Volk seinem Despoten, eine Sklavin ihrem Herrn überliefert war. Nichts beschränkt euren Mißbrauch, wenn euch die stumme Schönheit nicht rührt, welche aus Lessings und Winckelmanns Schriften, aus Goethes und Schillers Kunstwerken den Gruß heimatlicher Ehren euch entgegenbringt. Geht mit eurer Sprache um, wie mit eurer Ehre! Verleidet dem Sohn des Jahrhunderts den Genuß eurer neuen Ideen nicht durch eure neuen Bar-

barismen. Bedenkt, daß das Neue schon an sich genug der Widersacher hat, wollt ihr auch noch jene Gemüther zurückschrecken, welche eure Neuerungen aus bloßer — Reinlichkeitsliebe zurückweisen? Wollt ihr zu euren religiösen und politischen Feinden auch noch ästhetische haben? Diese Gefahr aber liegt gar nicht so fern. Wir sind bald hier, bald dort feinfühligem Gemüthern begegnet, welche sich das Zeitungslesen abgewöhnt haben, aus Abscheu vor dem modernen Zeitungsjargon. Auch der Sprachsinn hat seine Empfindlichkeit, wie ihn der Gehörsinn gegen falsche Noten hat. Aber nur ein Operndirektor ist in der Lage, heute einen Mozart und morgen einen Richard Wagner aufzuführen, um sowohl die Harmonischen als auch die Disharmonischen zu befriedigen. Die Zeitungssprache dagegen kann nicht heute für Klassiker und morgen für Barbaren schreiben. Sie muß Partei ergreifen. Und entscheidet sie sich für die Partei der Barbaren, so gibt es im Parteidienst bekanntlich keinen Stillstand und keine Mäßigung, sondern sie wird es in kurzem dahin gebracht haben, — daß das Deutsch Lessings und Goethes aufhört, eine lebende Sprache zu sein!

THEODOR HERZL

EIN JUDENBLATT

(„Die Welt“, 1. Heft, 3. Juni 1897)

Herzl war von repräsentativer Erscheinung und naiver Freude an seiner journalistischen Position, als die „Neue Freie Presse“ den bisherigen Staatsbeamten 1891 zu ihrem Korrespondenten gemacht hatte. Seine soignierten Reisefeuilletons aus Spanien und die (später in dem Buch „Das Palais Bourbon“) vereinigten Parlamentsskizzen hatten ihm Anerkennung gebracht, als die „Affaire“ ausbrach, der Dreyfus-Prozeß. Kein Blatt der Welt brachte mehr zugunsten des inculperten Juden, als die „Neue Freie Presse“, tagtäglich hatte Herzl Spalten und Kolumnen zu telephonieren, zu telegraphieren, zu schreiben. Eine Anekdote (die für den, der weiß, wie Moriz Benedikt war, viel Wahrscheinlichkeit für sich hat) erzählt, daß dies alles dem Herausgeber der Neuen Freien Presse noch zu wenig für die Sache der Juden war. Einmal schrie Benedikt seinen Pariser Korrespondenten wieder telephonisch an, er müsse mehr leisten. Da riß Herzl die Geduld: „Zum Teufel, ich kann doch nicht einen Judenstaat günden!“ — „Was heißt, Sie können nicht“, brüllte Moriz Benedikt, „Sie müssen!“ Daraufhin habe Herzl mit Nordau, dem anderen Korrespondenten der „Neuen Freien Presse“, den Zionismus begründet...

Tatsächlich lesen wir mit Erstaunen in den Herzlschen Tagebüchern (1923 erschienen), wie er nach 1897, als er wieder in Wien Redakteur der „Neuen Freien Presse“ war, aber auch schon eine nach Tausenden von Mitgliedern zählende politische Bewegung

geschaffen hatte, Weltkongressen präsiidierte, mit europäischen, afrikanischen und asiatischen Monarchen und Regierungen verhandelte, — um seine ziemlich einflußlose Stellung in der Feuilletonredaktion zitterte und allabendlich notierte, ob die Herren Herausgeber Bacher und Benedikt huldvoll oder ungnädig zu ihm gewesen seien. Erst als er den Bruch ganz vollzieht, wächst er über sich hinaus.

Unsere Wochenschrift ist ein „Judenblatt“. Wir nehmen dieses Wort, das ein Schimpf sein soll, und wollen daraus ein Wort der Ehre machen. „Die Welt“ ist ein Blatt der Juden. Welcher Juden? Etwa der Starken, denen man ohnehin hilft? Nein, nein, die brauchen keine Unterstützung. „Die Welt“ ist das Blatt der Armen, der Schwachen, der Jungen, aber auch aller derjenigen, die sich, ohne selbst in bedrängter Lage zu sein, zu ihrem Stamme heimgefunden haben. Wage es niemand zu sagen, daß wir den Klassenhaß in das Judentum hineintragen, wenn wir uns der Schwachen unter unseren Brüdern annähmen. In unseren Reihen stehen Männer genug, die weder „Proletarier“ noch Umstürzler noch Tollköpfe sind. Die Sache, der wir dienen, ist groß und schön, ein Werk des Friedens, die versöhnende Lösung der Judenfrage. Ein Gedanke, wohl geeignet, edlere Menschen — sie seien Christen, Mohammedaner oder Israeliten, zu begeistern. Wir möchten, um es mit den unseren Freunden schon vertrauten Worten zu sagen: Eine völkerrechtlich gesicherte Heimstätte schaffen für diejenigen Juden, die sich an ihren jetzi-

gen Wohnorten nicht assimilieren können oder wollen. Unter der Zionsfahne finden wir uns zusammen. Blicken wir aber auch nach einem fernem Ziele, so dürfen und werden wir doch den heutigen Zuständen der Juden unsere Aufmerksamkeit nicht entziehen. „Die Welt“ soll dem jüdischen Volk eine Wehr und Waffe sein, und zwar eine reine Waffe. Gegen wen? Gegen seine Feinde — ohne Unterschied der Konfession. Man erwarte dabei nicht, daß wir zur Sprache des Pöbels hinabsteigen oder daß wir alles verherrlichen werden, was Juden tun und lassen. Eine redliche ernste Selbstkritik muß dem Judentum ersprißlich sein, und die wollen wir üben, mögen auch manche darüber wehklagen, daß es in „dieser Zeit“ geschieht.

Eine der schwersten Folgen des Antisemitismus war es, daß „in dieser Zeit“ gewisse Leute eine Art von Straflosigkeit genossen. Was die Judenfresser von ihnen sagten, galt natürlich als wüste Übertreibung, und die anständigen Juden glaubten zu allem schweigen zu müssen. Daraus könnte eine Solidarhaftung aller für die Niederträchtigkeiten einzelner durch unsere Gegner konstruiert werden. Und gerade die Minderwertigen unter den Juden hatten eine Deckung an unseren Feinden, indes unsere Besseren in ihrem Ehrgefühl tief beleidigt wurden. Die neue nationaljüdische Bewegung will auch darin Wandel schaffen. Von unseren Universitäten ist diese Bewegung vor fünfzehn Jahren ausgegangen, und es ist ihr ein Glanz von Idealen geblieben, selbst

wenn sie nun seit Jahr und Tag in das praktische Leben hinausgetreten ist und mit dessen Bedingungen rechnet. Wie viele törichte Vorstellungen sind über unser wiedergeborenes Nationaljudentum verbreitet! „Die Welt“ wird sie zerstreuen. Man schilt uns durcheinander Reaktiönäre und Revolutionäre, wo wir doch nur einen maßvollen gesunden Fortschritt wünschen. Wir hängen mit unserem Gemüt am Alten, das ist wahr, wir lieben die schöne kampf- und leidensvolle Vergangenheit unseres Volkes; aber wir wollen doch nicht in irgendeine Enge des Geistes zurück. Es ist nur die Aufgabe der Dichtung und Geschichtsschreibung, die wir nach Maßgabe des Raumes in der Zeitung pflegen werden, uns von den einstigen Zuständen zu berichten.

Solche Erinnerungen gehören uns allein, die Schönheit der Hoffnungen aber teilen wir mit allen Menschen. „In dieser Zeit“ des erneuten Judenjammers gehen auch gar herrliche Dinge in der Welt vor. Die Naturkräfte werden bewältigt, die Kultur erobert sich rastlos neue Gebiete, aus dem Verkehr der Völker entwickeln sich mildere Sitten, und eine tiefe Sehnsucht nach sozialen Reformen bewegt neben den Ärmsten auch die Besten. Die junge Männlichkeit des Nationaljudentums nimmt teil an allen diesen Arbeiten und Bestrebungen — nicht etwa zum egoistischen Vorteil unseres Volkes allein, sondern auch zum Wohle anderer Menschen. Das wird sich in unserer Zeitung ebenfalls erkennen lassen. Und zwischen Erinnerung und Hoffnung steht unsere

Tat. Auf Erforschung der Zustände, Erkenntnis
der politischen Weltlage und Vereinigung aller
Kräfte gründet sich unser Werk. „Die Welt“
wird das Organ der Männer sein, die das Juden-
tum aus dieser Zeit hinauf in bessere Zeiten füh-
ren wollen.

TAGESNACHRICHTEN
UND BERICHTE AUSWÄRTIGER
KORRESPONDENTEN



PLINIUS DER JÜNGERE

BERICHT ÜBER DAS ERDBEBEN VON POMPEJI

An Tacitus

(79 nach Chr.)

Gajus Cacilius Plinius war siebzehn Jahre alt, als sein Onkel, der ältere Plinius, beim Erdbeben von Pompeji (79 n. Chr.) ums Leben kam; der Überlebende hat über den Tod dem Historiker Tacitus exaktesten und raschesten Bericht erstattet. Als Tacitus noch eine Allgemeinschilderung über die Katastrophe als weiteren Beitrag für seine „Annalen“ verlangt, entspricht Plinius diesem Verlangen mit einem farbigen „Bericht eines Augenzeugen“, dessen Modernität Mommsen hervorhebt und „die journalistische Glanzleistung des Altertums“ nennt. Auch als Gerichtssaalschilderer (besonders durch seine publizistischen Porträts der Rechtsanwälte) ist Plinius ein interessanter Fachgenosse.

Der Brief, den ich Dir auf Dein Verlangen über den Tod meines Oheims geschrieben, hat Dich, wie Du sagst, begierig gemacht, auch zu wissen, was ich zu Misenum, wo ich geblieben war — denn da hatte ich meine Erzählung abgebrochen — für Unruhen und Gefahren ausgestanden.

Bebt mir gleich, es denkend, das Herz —
Dennoch beginn' ich —

Nachdem mein Oheim abgereist war, wandte ich die übrige Zeit aufs Studieren; denn deshalb

war ich zurückgeblieben. Späterhin badete ich, aß zu Nacht, legte mich nieder, und hatte darauf einen kurzen und unruhigen Schlaf. Viele Tage vorher war ein Erdbeben gewesen, das, als etwas Gewöhnliches in Campanien, uns nicht sehr erschreckte. In derselben Nacht aber wurde es so heftig, daß alles nicht erschüttert, sondern umgekehrt zu werden schien. Meine Mutter stürzte in meine Kammer, als ich eben aufstand, um sie zu wecken, wenn sie noch schlafen sollte. Wir setzten uns in den Hof, der das Meer von dem Hause durch einen kleinen Raum trennte. Ich weiß nicht, ob ich es Standhaftigkeit, oder Unbedachtsamkeit nennen soll; denn ich war erst achtzehn Jahre alt. Ich ließ mir den T. Livius geben, und las ihn gleichsam zum Zeitvertreibe; ich machte sogar Auszüge, wie ich schon angefangen hatte. Ein Freund meines Oheims, der neulich aus Spanien zu ihm gekommen war, kam dazu. Da er mich und meine Mutter sitzen, und mich noch dazu lesen sahe, verwies er ihr ihre Gelassenheit und mir meine Sorglosigkeit; dessen ungeachtet blieb ich auf mein Buch geheftet.

Es war schon sieben Uhr des Morgens, und noch schien nur ein dämmerndes und mattes Licht; schon waren die umliegenden Häuser zerüttet, und also an einem zwar freien, aber engen Orte, die Gefahr des Einsturzes groß und gewiß. Nun erst fiel es uns ein, aus der Stadt zu gehen. Das bestürzte Volk folgte nach, und — was bei Furcht den Anschein von Klugheit hat — zieht fremden Rat dem seinigen vor; es drückt und

drängt haufenweise die Wegeilenden. Nachdem wir zur Stadt hinaus sind, bleiben wir stehen. Hier erfahren wir neue Wunder, neue Angst. Die Wagen, die wir hinaus hatten fahren lassen, wurden, obgleich auf flachem Felde, so hin und her geworfen, daß sie nicht einmal, von Steinen unterstützt, auf einem Flecke stehen blieben. Überdies schien das Meer sich selbst einzuschlüpfen, und durch die Erderschütterung vom Ufer gleichsam zurückgetrieben zu werden. Wenigstens hatte sich das Ufer erweitert, und viele Seetiere waren auf dem trockenen Sande sitzen geblieben. Auf der anderen Seite spaltete sich eine schwarze furchtbare Wolke, durch mannigfaltig verschlungene und geschwungene Feuerströme zerrissen, in langen Flammengestalten; ähnlich den Blitzen, jedoch größer. Darauf wurde eben derselbe Freund aus Spanien noch ernstlicher und dringender. Wenn Dein Bruder, wenn Dein Oheim, sagte er, noch lebt, so wünscht er euch gerettet zu sehen; ist er tot, so war sein Wunsch, daß ihr ihn überleben möchtet. Was zaudert ihr also, und entflieht nicht? Wir würden, antworteten wir, an unsere Rettung nicht denken, so lange wir der seinigen wegen in Ungewißheit wären. Ohne länger zu verweilen, eilte er davon und entriß sich im schnellsten Laufe der Gefahr.

Nicht lange hernach stieg diese Wolke zur Erde herab, und bedeckte das Meer. Sie umhüllte und verbarg die Insel Capreä, und entzog das Vorgebirge Misenum unseren Augen. Darauf bat, ermahnte, befahl meine Mutter mir, zu entfliehen.

wie ich könnte: denn ich sei noch jung, sie als eine alte und schwere Person, sei es nicht vermögend, und wollte gern sterben, wenn sie nicht Ursache an meinem Tode wäre. Ich wollte nicht anders, versetzte ich, als mit ihr zugleich gerettet sein; darauf ergriff ich ihre Hand, und nötigte sie, fortzueilen; sie folgte mit Mühe, und machte sich Vorwürfe, daß sie mich aufhielt. Schon fiel Asche auf uns, doch noch wenig; ich sehe mich um; ein dicker schwarzer Dampf gerade hinter uns ergoß sich wie ein Strom auf die Erde, und folgt uns nach. Laßt uns auf die Seite gehen, sagte ich, da wir noch sehen, damit wir nicht auf der Straße von der zudrängenden Menge in der Dunkelheit zertreten werden. Wir hatten uns kaum entfernt, als eine Finsternis einbrach, nicht wie die einer bewölkten oder nicht vom Mond erhellten Nacht, sondern wie in einem verschlossenen Zimmer, wann das Licht ausgelöscht ist. Man hörte nichts als das Heulen der Weiber, Winseln der Kinder, Geschrei der Männer; einige schrien nach ihren Eltern, andere nach ihren Kindern, andere nach ihren Weibern; und erkannten sich nur am Schreien. Einige beklagten ihr eigenes Schicksal, andere das Schicksal ihrer Verwandten. Verschiedene wünschten sich den Tod aus Furcht vor dem Tode. Viele flehten den Beistand der Götter an, noch mehrere aber glaubten, daß keine Götter mehr wären, und hielten diese Nacht für die letzte und ewige Nacht der Welt. Andere vermehrten die wirkliche Gefahr durch eingebildete

und erlogene Schrecken: sie brachten die falsche Nachricht, die aber doch Glauben fand, ein Teil von Misenum sei eingestürzt, ein anderer stehe in Flammen. Es ward ein wenig helle; aber dies schien uns nicht den Tag, sondern das heran-
nahe Feuer, welches jedoch in der Entfernung blieb, zu verkündigen. Die Dunkelheit kam wieder, und viele und dicke Asche fiel herab, die uns oft aufzustehen und sie abzuschütteln nötigte; sonst wären wir zugedeckt und von der Last erdrückt worden. Ich könnte mich rühmen, daß bei so schrecklicher Gefahr mir kein Seufzer, kein zaghaftes Wort entfallen, wenn ich nicht geglaubt hätte — zwar ein elender; aber doch großer Trost für den armen Sterblichen — daß alles mit mir zugleich unterginge.

Endlich zerstreute sich diese dicke Finsternis, und verschwand gleichsam in Rauch und Nebel. Bald erschien der Tag, und auch die Sonne, aber nur gelblich, wie bei einer Finsternis. Den noch zitternden Augen stellten sich alle Gegenstände verändert dar, und mit Haufen Asche, wie mit Schnee, überdeckt. Wir kehrten nach Misenum zurück, und, nachdem wir uns erholt so gut wir konnten, brachten wir die Nacht zwischen Furcht und Hoffnung zu; wiewohl die Furcht die Oberhand behielt. Denn das Erdbeben dauerte noch fort, und halb wahnsinnige Leute vermehrten durch Unglücksweissagungen ihre und anderer Furcht. Ob wir nun gleich so viel Gefahr ausgestanden, und noch vor uns sahen; so kam uns doch der Gedanke nicht ein, wegzugehen, bis wir

Nachricht von meinem Oheim hätten. Du wirst diese Nachricht lesen, ohne Gebrauch davon in der Geschichte zu machen, deren sie nicht würdig ist; und Du mußt es Dir selbst zuschreiben und Deiner Wißbegierde, wenn Du findest, daß sie nicht einmal eines Briefes wert ist. Lebe wohl.

RICHARD STEELE

EINE HEIKLE EHESCHIEDUNGSAFFÄRE

(„The Tatler“, 26. Mai 1709)

Mr. Richard Steele war Redakteur des Regierungsorgans „Gazette“ gewesen, bevor er — siebenundzwanzig Jahre alt — zur Gründung des „Tatler“ schreitet, der ersten moralischen Wochenschrift.¹ Einleitend erklärt er, er sei derselbe Sir Bickerstaff, der (in einer Swiftschen Flugschrift) den Kalendermacher Patridge als tot erklärt habe, und er würde nun fortfahren, auch künftig anderen abgestorbenen Leuten, die noch für lebendig angesehen sein wollten, zu beweisen, daß sie wirklich tot wären; zu diesem Behufe und zur Warnung andrer Leute werde er von Zeit zu Zeit Totenlisten herausgeben. — Mit dieser ziemlich mageren satirischen Idee leitet Steele das erste amüsante, vielseitige Blatt der Welt ein, und Dienstags, Donnerstags und Sonnabends reißt sich ganz England um den „Tatler“. Zwei Jahre später gestaltet Steele, der Addison zum Mitarbeiter gewonnen hat, das Blatt in die Tageszeitung „Spectator“ um, worin er seine Artikel mit R. oder T. signiert. Macauley beschreibt das Blatt so: „Am Montag haben wir eine so sinnige und lebensvolle Allegorie wie Lucians philosophische Versteigerung, am Dienstag eine orientalische Erzählung, so reich gefärbt wie die Märchen der Scheherezad, am Mittwoch einen mit La Bruyères Meisterschaft geschilderten Charakter, am Donnerstag eine den besten Partien im „Vicar von Wakefield“ gleichkommende Szene aus dem täglichen Leben, am Freitag irgendeine schelmische Neckerei über modische Torheiten, über Reformen, Schönplästerchen oder Puppenspiele und am Sonnabend eine religiöse Erbauung, die den Vergleich mit den schönsten Stellen im Massilon aushält.“

Whits Schokolade-Stube, am 24. Mai.

Man kann sich nicht einbilden, wie weit die Vorurteile in dem Verstande vieler Leute gehen, wenn sie sich bei gewissen Vorfällen in einer gegenwärtigen Unruhe befinden. Die folgende Erzählung ist ein zulängliches Zeugnis von der Wahrheit dieser Anmerkung.

Ich hatte vor einigen Tagen die Ehre, von einer mir unbekannten Dame besucht zu werden, welche ungefähr dreißig Jahre alt zu sein schien. Ihre Farbe ist bräunlich, ihre Gesichtsbildung aber zeigt eine Annehmlichkeit, welche die Schönheiten der liebenswürdigsten Frauenzimmer übertrifft. In ihren Blicken und Mienen erschien eine vollkommene Gesundheit, und ihre Augen hatten mehr Lebhaftigkeit, als sich zu der Sprache einer klagenden Person schickte, welche sie doch zu führen anfang. Es schien, als wenn sie dieses merkte; sie sagte daher mit niedergeschlagenen Blicken: „Herr Bickerstaff, hier seht Ihr die unglücklichste Frau vor euch: da Euch nun alle Welt sowohl für einen großen Rechtsgelehrten, als auch für einen Sterndeuter hält, so muß ich mir Euren Rat und Beistand ausbitten, um mich in den Stand zu setzen, die Ehescheidung wegen einer Heirat zu erhalten, von welcher ich weiß, daß die Gesetze sie für ungültig erklären werden.“ — Madame, sagte ich, Euer Anliegen ist von einer solchen Beschaffenheit, daß Ihr mir die Ursachen Eurer Klage aufrichtig entdecken müßt, oder ich kann Eurem Verlangen kein Genüge leisten. — „Mein Herr“, antwortete sie,

„ich glaube, Ihr werdet nicht die Hälfte Eurer Geschicklichkeit in der Wahrsagerkunst nötig haben, um zu erraten, warum eine Frau sich von ihrem Manne scheiden will.“ Das ist wahr, erwiderte ich, aber weder ein Verdacht noch Mutmaßungen, ja nicht einmal die Gewißheit von dem, was Ihr meint, sind zulängliche Gründe zu einer gerichtlichen Klage, es sei denn, daß Ihr es selbst ausdrücklich aussagt. Sie hielt ihren Fächer vor das Gesicht und sagte: „Mein Mann ist kein Mann mehr (hier fing sie an zu weinen), sondern — — — ach! überhebt mich, ein mehreres davon zu sagen.“ Madame, versetzte ich, diese Kränkung, über die Ihr Euch beschwert, kann durch das Recht gehoben werden; aber bedenkt auch zugleich, wie vielen tödlichen Verdruß Ihr erdulden müßt, wenn Ihr die Sache öffentlich kundmacht! Wie werdet Ihr imstande sein, die unverschämten Ohrenbläser, welche bei der gerichtlichen Untersuchung zugegen sind, zu ertragen! Wie werdet Ihr die ausschweifenden Verdrehungen der Advokaten, und die Auslegungen, welche überhaupt die ganze Welt von Eurer Auf- führung machen wird, ausstehen können? Wie wenig, wird man sagen, kann diese Dame ihre Leidenschaften beherrschen! Erwägt überdies, daß die Einschränkung unserer Begierden der größte Ruhm sei, zu welchem wir in dieser Welt gelangen können, und welcher in der zukünftigen am vorzüglichsten belohnt werden wird. Sie antwortete wie eine kluge Dame: „Mein Herr, wenn Ihr Euch der Pflichten des Ehestandes erinnern

wollt, so ist die Hauptsache seiner Erreichung, eine Nachkommenschaft zu erhalten: wenn es also nur auf eine Bezähmung der Begierden ankommt, so bin ich willig, mich einiger Enthaltung der Nahrungsmittel zu unterziehen, wenn Ihr mich dazu verpflichten wollt; aber ich kann auch bei der Verabsäumung einer notwendigen Pflicht, und des ausdrücklichen Befehls: seid fruchtbar und mehret euch!, nicht ruhig leben.“ Da ich merkte, daß sie gelehrt war, und ihre Lebenspflichten so wohl anzubringen wußte, so veränderte ich meine Vorstellungen, und wollte sie lieber durch Beispiele als durch Lehren von ihrem Prozesse abraten. Betrachtet nur, Madame, was für eine Menge schöner Frauenzimmer in dem Kloster lebt, wo sie mit aller ihrer nur erdenklichen Lebhaftigkeit des Geistes auf ewig von dem Anblicke und Umgange der Männer ausgeschlossen sind. Diese bringen ihre Zeit mit himmlischen Entzückungen, mit beständigen und wiederholten Religionsübungen, und zu gelegenen Stunden in ihren angenehmen Zusammenkünften zu. „Mein Herr“, antwortete sie eilfertig, „sagt mir nichts von Katholiken und ihren abgöttischen Dingen...“ Wohl denn, Madame, so stellt Euch nur vor, wie viele schöne Frauenzimmer in dem Gesichte der Welt und dieser lebhaften Stadt mitten unter den Versuchungen ein untadelhaftes Leben führen. Die witzige W... ist eine Jungfer von vierundvierzig Jahren; das Fräulein von T....s hat schon ihr neununddreißigstes Jahr erreicht, und die Jungfer L....ce ist in einem Alter

von dreiunddreißig Jahren; und dennoch seht Ihr sie in dem Park (von St. James, unterhalb der Fenster des königlichen Palastes gelegen. A. d. H.) in den Spielhäusern, auf Bällen und bei Besuchen mit einem so ruhigen Wesen lachen und fröhlich sein, daß dieses alles kaum eine Selbstverleugnung zu sein scheint. „Herr Bickerstaff“, sagte sie darauf mit einiger Empfindlichkeit, „Ihr seid ein vortrefflicher Gewissensrat, aber Euer letztes Wort stößt Euren ganzen Beweis um: wenn es keine Selbstverleugnung ist, so ist es auch keine Tugend. Ich habe Euch bei meinem Besuche eine halbe Guinee zugedacht, in der Hoffnung, daß Ihr nicht nur mein Gewissen beruhigen, sondern mir auch mein Glück anzeigen würdet. Aber — — —“ Nun wohl, Madame, ich bitte euch, erwiderte ich, wie alt ist denn Euer Gemahl? „Er ist“, antwortete meine beleidigte Klientin, „fünfzig Jahre alt, und ich bin fünfzehn mit ihm verheiratet.“ Wie kommt es denn, daß Ihr Euer Mißvergnügen Euren Freunden und Anverwandten in so langer Zeit niemals offenbart habt? Sie antwortete: „Er ist nur erst seit vierzehn Tagen in diesen Zustand geraten.“ Ich bin dem Ansehen nach der ernsthafteste Mann von der Welt, und konnte ich mich nicht enthalten, darüber zu lachen. Nein, Madame, in einem solchen Fall des Unvermögens, welches bloß vom Alter herrührt, gibt uns das Gesetz keine Hilfsmittel. „Mein Herr“, sprach sie nun, „ich finde, daß Ihr nicht mehr Gelehrsamkeit besitzt, als D. Case (Londoner Arzt für venerische Erkrankun-

gen. A. d. H.); man hat mir von einem jungen Manne gesagt, welcher noch nicht fünfundzwanzig Jahre alt ist, und eben jetzo von der Juristenfakultät Oxford gekommen ist, dem will ich diese ganze Sache übergeben, und ich zweifle nicht, es wird sich zeigen, daß er siebenmal mehr nützliche und entscheidende Wissenschaft besitzt, als Ihr und Eure ganze so berühmte Familie.“ Auf solche Art habe ich meine Klientin gänzlich verloren. Wenn aber diese verdrießliche Erzählung nur die Pastorelle von der vorhabenden Verbindung mit einem Mann, der zwanzig Jahre älter ist als sie, abschreckt: so bin ich, um ein so schönes Frauenzimmer zu befreien, wohl damit zufrieden, daß meine Wissenschaft so übel beschrien worden.

RICHARD STEELE

ANLÄSSLICH EINES ENTMÜNDIGUNGS- ANTRAGES

(„The Tatler“, 12. Juli 1709)

In Wills Kaffeehaus,
am 11. Juli 1709.

Ganz London ist über eine Untersuchung, welche letzthin zu Guildhall angestellt worden, in großes Erstaunen geraten. Man hat die Frage aufgeworfen: ob ein gewisser vornehmer Herr (Lord Wenman Viscount of Wenman; das Hofgericht wies das gegen ihn eingeleitete Entmündigungsverfahren ab. A: d. H.) Verstand genug hat, seinen großen Reichtum, welchen er besitzt, selbst zu verwalten. Die Stadt besorgt, es möchte dieses Beispiel größere Folgen nach sich ziehen, als man zuerst vermutet hat. Die Person, wider welche man diese Untersuchung angestellt, soll ein Pair aus einem benachbarten Königreich sein, und in der Jugend einige Ausschweifungen begangen haben; dies hat die Verwandten auf den Gedanken gebracht, man könne die Güter des gedachten Herrn nicht anders erhalten, als wenn man ihn derselben beraubte. Was diese Sache noch erstaunlicher macht, ist, daß die Stadt viele Leute hat, welche sich weit größerer Laster, als dieser Herr schuldig gemacht haben und, ihres

Blödsinns ungeachtet, ihr Erbteil nicht nur geruhig besitzen, sondern auch ungehindert neuen Reichtum erwerben.

Unterdessen sind diese Leute gegenwärtig nicht in völliger Sicherheit. Es hat sich schon in diesem Kaffeehause ein Herr eingefunden, der eine Klage wider seines Vaters jüngeren Bruder bei der Kanzlei eingeben will, weil er sich durch unerhörte Zauberkünste hunderttausend Pfund Sterling erworben und sich, so lange er an diesem Reichtume sammelte, in seinen gewöhnlichen Reden und Handlungen nicht eine einzige Probe seiner Vernunft gezeigt hat. Aus diesem Grunde kann er, wie mein Freund glaubt, sein Vermögen nicht mit Recht besitzen. Er hat daher zwei Sinngedichte geschrieben, wodurch er seine Ansprüche und sein Recht auf dieses Vermögen erweist. Er hat unter diese Gründe einige Dinge gemischt, welche ich einigermaßen für ärgerlich halte. Denn, er will behaupten, daß, wenngleich ein Mensch etwas gaunerhaft handle, er dessenungeachtet ein dummer Kerl sein könne; und daß der Mißbrauch der Vernunft einen ebensogut seines Vermögens beraube, als deren gänzliche Abwesenheit. Dieses geht unmöglich an. Allein, witzige Leute sind so voller Eigenliebe, daß sie sich nichts ausreden lassen, und mein Freund läßt sich auch nichts sagen, sondern führt bloß den Salomon an, der die Worte närrisch und ungerrecht als gleichbedeutende Worte gebraucht, und alle Abweichungen von der Tugend und Ehrbarkeit unter dem Namen „Torheit“ begreift. Die-

sem Ausspruch zufolge hält er ganz gewiß dafür, die Betrügereien könnten seinen Vetter nicht entschuldigen, daß er nicht als ein Narr ins Tollhaus zu bringen wäre.

Dieses brachte die hier versammelte Gesellschaft auf die Betrachtung dieser Begriffe; und da lauter witzige Leute hierher kommen, so wurde der Ausspruch eines jungen Rechtsgelehrten, daß ein Mondsüchtiger der Staatskanzlei, ein Narr aber der Krone anheimfiele, mit allgemeinem Verdrusse angehört. „Wieso“, fragte der alte Renault, „wieso? Soll ein Narr sich besser an den Hof schicken, als ein Einfältiger? So verkehrt urteilt man heutzutage! Ich weiß eine Zeit, da die Einfältigen am Hofe waren. Alle unsere witzigen Köpfe waren Schwärmer, Stutzer, Schreier und wilde Leute. Ich kenne einen einfältigen Lord, welcher in fünf Jahren nicht nüchtern wurde, und dem es jedermann nachtat. Diejenigen, welche sich heutzutage der Laster und der Einfalt befleißigen, würden es ihm schwerlich gleichtun können. Denn, wenn er noch lebte, so würde man keinen Narren im ganzen Lande brauchen.“ — Als Renault aufhörte, fing ein sehr ansehnlicher Mann an: „Herr Bickerstaff, dieses geht Sie an, Sie können daraus einen schönen Artikel in Ihrem Blatte verfertigen. Wenn Sie unser aller Hirn besichtigen lassen, so werden Sie finden, daß ein ganz kleines und fast unkenntliches Fäserchen den ganzen Unterschied ausmacht, der zwischen einem Staatsmanne und einem einfältigen Menschen ist. Wir sind also verpflichtet,

diese unglücklichen Beispiele der menschlichen Natur, welche ohne Vernunft und Verstand zu leben scheinen, mit einem Vorhange zu bedecken: gleichwie wir von denjenigen, die diese edeln Kräfte ihr ganzes Leben hindurch mißbrauchen, unsere Augen mit Abscheu wegwenden. Soll dieser unglückliche Mann seines Reichtums beraubt werden, weil er gütig und sanftmütig ist, weil er keine Schulden macht, weil er nicht zur Nachbarin geht, und weil er nicht den Reichtum verzehrt, den er für seine Kinder und für seinen Stand braucht: da ein anderer, der außer in besagten Stücken keinen größeren Verstand verrät, für klug gehalten wird, und sich vielleicht der Vormundschaft über den ersten anmaßt, der ihm an nichts als an Bosheit zurücksteht? Wir sehen ja, daß uns das Alter ebenso einfältig macht, als dieser Lord von Natur ist.“

Die Verordnungen der bürgerlichen Gesetze wegen der Fähigkeiten der Menschen enthalten verschiedene Ungereimtheiten. Sie unterwerfen die Dummen der Vorsicht des Fürsten: und dieses mit Recht. Denn er kann sie am besten vor Gewalttätigkeit und Betrug beschützen, damit ein solcher Einfältiger nicht das Vermögen eines vornehmen Hauses durchbringe, und durch seinen Unverstand den Fleiß und die Bemühung des Stifters der Familie vergeblich mache. Allein, wenn jemand mit völligem Verstande, mit offenen Augen, und vor jedermanns Angesicht das Seinige verschleudert, so wird es ihm nicht gewehrt. Torheit und Einfalt werden gestraft,

Narrheit und Bosheit erduldet! Herr Locke hat zwischen einem Blödsinnigen und einem Narren folgenden Unterschied gemacht: Ein Narr zieht aus wahren Grundsätzen falsche Schlüsse, ein Blödsinniger aber aus falschen Grundsätzen wahre. Wenn also ein Narr seinem schlafenden Freunde den Kopf abschneidet und versteckt, um zu sehen, was er wohl sagen wird, wenn er aufwacht und seinen Kopf nicht findet; so hat er in seinem ersten Gedanken recht, daß sich ein Mensch gewaltig wundern würde, wenn sich während seines Schlafes eine solche Veränderung mit ihm zugetragen hätte. Allein, er irrt sich ein wenig, indem er sich einbildet, ein Mensch, dem der Kopf abgeschnitten, könne noch aufwachen. Ein Blödsinniger bildet sich ein, er sei ein Fürst: Allein, er bezeigt sich in allen Stücken seinem ersten Irrtume gemäß. Ungeachtet er keine Fürstentümer hat, dieweil er Hafergrütze trinkt, und auf dem Stroh liegt; so stellt er doch in allen seinen Gebärden, Worten und Handlungen einen unglücklichen Monarchen vor. Beiderlei Personen werden in Verwahrung gebracht. Allein, was ist mit derjenigen schönen Gesellschaft zu machen, die in ihrem ganzen Leben wissentlich und mutwillig Narren und Blödsinnige sind, und doch wegen völligen Gebrauchs ihrer Vernunft das Vermögen haben, Grundsätze zu machen, und Schlüsse daraus zu ziehen.

HELFR. PETER STURZ

MODEBERICHT

(„Deutsches Museum“, 1768)

Helferich Peter Sturz: vergessen in deutschen Landen. Er war in klassischer Zeit ein klassischer Publizist. Mit Lessing war er befreundet, mit Melchior Grimm, mit Angelika Kauffmann, mit Garrick, Madame Necker, Helvetius und mit Brüdern der Freimaurerloge in befruchtendem Verkehr. Für seinen Klopstock besorgte er in London Exzerpte aus dem Heliand und der Edda, Schiller machte er mit dem Fiesko-Stoff bekannt, Merck und Lichtenberg waren nicht nur seine Darmstädter Landsleute, sondern auch die nächsten geistigen Verwandten. 1764 war er 28jährig in die Dienste der dänischen Diplomatie und des Grafen Bernstorff getreten, als Legationsrat begleitete er König Christian VII. nach England und Frankreich, wo er seine „Briefe eines Reisenden“ schrieb. Mit Struensees Fall stürzt auch er und muß in das Elend der Verbannung. Er wird reaktiviert und in Bremen endet 1779 sein junges Leben.

Schon 1767 hat Sturz in Kopenhagen den „Nordischen Sittenfreund“ begründet, eine Zeitschrift, die er später „Die Menechmen“ nannte. In Gotha lernte er auf einer Reise Chr. Heinr. Boie kennen, der ihn als Mitarbeiter für das „Deutsche Museum“ gewann, wo fast alle Aufsätze von Sturz erschienen sind. Es sind die ersten deutschen Essays, Aufsätze voll Welt, gereift durch Intensität des Lebens, grausamsten Kummer, weite Reisen und eminentes Wissen. Für die durchdringende Kraft seines Urteils ist charakteristisch, daß er inmitten des Begeisterungstaumels für Ossian diesen als eine Fälschung Macphersons erkannte. Auch sonst sieht er hinter Kleid und Geste das Wesen der Dinge.

Paris, den 12. Nov. 1768.

Das Schauspiel der Moden belustigt in Frankreich mehr als irgendwo, weil es, wie die Bilder einer Zauberlaterne, abwechselt, und nie so eiförmig wird, als unsere Nachahmung. Mancher deutsche Hof in seiner Gala sieht aus, wie ein Assortiment Dresdner Puppen aus einer Form und von einer Glasur. Eine junge Französin ist ehrgeiziger; sie erfindet ihren Putz selbst, oder ändert die Mode nach ihrer Gestalt, und versteht mehrenteils ihren Vorteil. Auf einem Ball bei dem Prinzen Soubise sah ich alle jungen Damen verschieden gekleidet; jede war auf eine eigentümliche Art aufgesetzt, garniert und verziert. Freilich wird ein neues Kopfzeug so ernsthaft untersucht, wie ein neues Drama; und wenn manche Erfindung ihre Jahreszeit durchlebt, so fallen auch andere am Tag ihrer Geburt.

Alles, was für den Nachttisch bestimmt ist, gehört hier ins Gebiet des Genies. Es gibt in Paris Artistes en fait de Jupes à baleine und Artistes perruquiers. Die Akademie der Wissenschaften untersucht nicht immer Maschinen, um Pfröpfe aus Bouteillen zu ziehen; sie erhebt sich oft zu gemeinnützigen Gegenständen und ernennt Kommissäre, um einen neuen Lockenbau zu prüfen. Mir ist folgendes ehrenvolle Zeugnis bekannt: L'Academie ayant examiné les ouvrages du Sieur Garasse, Artiste coiffeur des Dames, elle atteste la solidité de son tissu, reconnoit l'élégance de ses formes etc. applaudit à son zèle ingénieux. Leider hilft das Brevet dem Künstler

nicht immer; man appelliert von der Akademie an eine Tänzerin.

Ich ging gestern zu einer berühmten Modehändlerin, welche Puppen durch ganz Europa versendet. Hier sah ich mit Unmut ein Heer Automaten, furchtbarer für uns als ein gallisches Kriegsheer, weil es uns schon jahrhundertlang brandschatzt. Eine Puppe kam mir vorzüglich abgeschmackt vor; ist sie verkauft? fragte ich. Oui, Monsieur, elle est destinée pour le Nord, ou l'on aime les couleurs singulières etc. le merveilleux. Aber hat man sich in Paris je so gekleidet? Eh, mon Dieu, non, Monsieur! mais on a des magasins à guider, il faut de la variété, etc. il s'agit de satisfaire au goût de chaque nation. Ich ward erbittert bei dem Gedanken, daß vielleicht bald die Puppe im Putzzimmer einer deutschen Prinzessin anlangt; daß sie dann den Hof und die Stadt umbildet, und ganze Garderoben zum Trödel verurteilt; daß sie manchem Ehemann heimliche Seufzer, mancher modesiechen Frau ihren Schlaf kosten wird; daß sie Freundschaften trennt und Gallenfieber ausbrütet, diese mißgestaltete Brut der Phantasie eines elenden Weibes, das, von ihrem Boden herab, uns plündert und verspottet.

Zum Teil sind wir durch die Anglomanie der heutigen Franzosen gerächt. Sie treffen überall auf wandelnde Riding-Coats, in deren Falten ein gebrechliches, übel ebauchiernes, halb wieder aufgelöstes Wesen zappelt, oder auf englische Fuhrwerke, überthront von einem Kutscher aus der

Titanen-Familie, der Streitrosse mit einer Donnerstimme lenkt; hintenauf haben sich noch ein paar Riesen gelagert; nebenher springt nicht selten ein furchtbarer Hund, und in einer Ecke des Kastens werden Sie das einballierte Restchen einer alten Familie gewahr — es jammert Sie des mit Ungeheuern umringten Pygmäen.

Zu gleicher Zeit wimmelt's von Engländern hier, die durchaus Pariser Stutzern ähnlich sein wollen. Nichts ist hudibrastischer als ein nerviger Brite, wenn ihn sein Schneider französisch aufgepälm hat, und er sich bäumt und sträubt im ungewohnten Zeuge, wie ein ungebrochenes Pferd im Schlittengeschirr. Sonderbar ist es, daß die Söhne der Freiheit sich knechtisch unter jede Mode bequemen, und daß der untertänige Franzos immer eine Nationalverzierung anbringt. Er steckt in seinem Reitknechtshabit einen großen Blumenstrauß an die Brust, und hinter seinem Nacken schwillt der kleine englische Kadogan zur Größe eines Puddings. Wenn Miß ihren mit einer Rose geschmückten Chip-Hut auf die Mitte ihres braunlockigen Kopfes setzt, so hängt der Chapeau à l'anglaise schief auf der gepuderten Französin, und die Rose wird zur Girlande. Auch die berühmten Costüme-Trachten auf dem hiesigen Theater sind alle so durchfranzösiert, daß sie nicht mehr kenntlich sind.

Ich schweige von meinen Landsleuten; ihre Mißgestalten belustigen mich nicht. Es geht mir nahe, manchen mit dem Clinquant aller Nationen ausstaffiert zu sehen, wie einen von Europäern

beschenken Wilden; zu hören, wie man es belacht, daß ein ehrlicher Deutscher immer jede neue Torheit auf sich pfropft. Viele sind mit einer allgemeinen Musterkarte drapiert, und tragen ihre Reisegeschichte auf sich herum; man kann ihnen, von ihrem Hut zu den Stiefeln, aus Italien, durch Frankreich, nach England folgen, und durch die bunte Lasur leuchtet, oft eine herbe Grundfarbe von Studenteneleganz durch. Warum reisen wir nicht später, wenn Kopf und Herz fester sind? Nun flattern wir in die Welt, wie ein weißes Blatt, das jeder Tor mit seinem Wahnwitz befleckt, und oft mit unauslöschlicher Schrift.

Ich preise unsere Landsmänninnen. Sie haben doch der Schminke widerstanden. Hier ist sie nicht mehr Koketterie, sondern notwendiger Teil des Anzugs. Neulich entlief mir eine Dame im Begriff in den Wagen zu steigen, und rief mit aller Würde des tragischen Entsetzens: Ah, grand Dieu! j'ai oublié mon rouge. Nur verächtliche Dirnen ahmen in Frankreich durch das Rot die Farbe der Natur nach, une honnête femme met le rouge à tranchant. Sie trägt nämlich unter jedem Auge einen scharf abgeschnittenen carmoisinfarbigen Fleck auf. Ich finde diese Flecken leidlicher auf einem lederfarbenen alten Gesicht, als auf jugendlichen Wangen, weil sich auf jenem die Nüance sanfter vereinigt. Welchen Unsinn man nicht aus Gewohnheit erträgt! Wer zuerst seinen Kopf in einem Mehlsack herumkehrte und es wagte, in einer ehrbaren Versammlung zu erscheinen, würde zuverlässig dem Arzt empfohlen;

•

und wir lachen über die Römerinnen und ihren Puder aus Goldstaub, über die schwarzen Zähne in Indien, über die gelben Finger in Ägypten? Ich sah ein Bild einer bekannten Schönheit aus der Zeit Ludwigs XIV., als Göttin der Liebe in einem Wagen von Tauben gezogen — mit einer Fontange. Das ging an im großen Jahrhundert des Geschmacks. Wie sehr muß alles Gefühl abarten, ehe der wespenartige Leib unserer Mädchen gefällt, ehe wir uns mit den Reifröcken ausöhnen, die ein englischer Schriftsteller ein verkehrt angelegtes Festungswerk nennt! Als die Frau eines dänischen Konsuls die Gemahlin des Kaisers von Marokko besuchte, fühlte diese neugierig auf dem Reifrock herum und fragte voller Erstaunen: „Bist du das alles selbst?“ Unsere Mütter hatten ihre Außenwerke, nicht viel scharfsinniger, hinten angebracht. Es sind noch Strafgesetze gegen die widernatürliche Prachtgeschwulst übrig. In Franz I. Zeiten ließ sich jeder ehrbare Mann barbieren, und nur die Stutzer trugen Bärte. Ich finde in einer Stelle des Ben Johnson, daß eine Tabakspfeife damals unter die Nippes eines zierlichen Herrn gehörte, und daß man sie am weiblichen Nachttisch mit eben dem wichtigen Anstand, wie jetzt eine Riechflasche herauszog. Als Madame de Motteville den Hof der Infantin und künftigen Gemahlin Ludwigs XIV. sah, war es Mode bei den spanischen Damen, die Brust zu bedecken und den Rücken zu entblößen. Es verdient bekannter zu werden, daß vor einigen Jahren eine Französin, auf dem

Spaziergang des Palasts von Orleans, mit lilafarbener Schminke erschien, und es ist unbegreiflich, daß der Versuch ohne Nachahmung blieb.

Die Geschichte des Menschen ist oft dem Tageregister eines Bedlams ähnlich; sie erzählt die Visionen der Kranken. Was uns heute als Triumph des guten Geschmacks vorkommt, sinkt vielleicht morgen zum Unsinn herab. Wir gähnen bei dem Witz unserer Väter; merkt's euch, ihr Lustigmacher des Haufens, die ihr von Ewigkeit träumt!

FRIEDRICH SCHILLER

CALLIOSTRO IN STRASSBURG, — VIEL LÄRMENS UND NICHTS

(„Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen“,
15. Juli 1781)

In aktueller Journalistik hat sich Schiller nicht nur zur Zeit betätigt, als er, ein junger Regimentsmedikus, von Mäntles Verlag in Stuttgart zum Redakteur der zweimal wöchentlich erscheinenden „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen“ bestimmt worden war, sondern auch in jedem Heft seiner „Thalia“. Stoffe zu seinen Balladen entnimmt er den Zeitungen und formt sie in der definitiven Pragmatik eines Tatbestandes. Wenn der Berichterstatter der Prosaist der Ballade ist, ist Schiller der Dichter des Lokalberichts. In einem Artikel (Kisch, „Wesen des Reporters“; Literarisches Echo, XX., 8) wird diese Gemeinsamkeit so ausgesprochen: „Man stelle sich z. B. ‚Die Kraniche des Ibykus‘ in den Spalten einer Zeitung fortlaufend gesetzt und mit den üblichen Untertiteln versehen vor, und man hat den Bericht einer in Poseidons Fichtenhain (Bezirk Akrokorinth) begangenen Mordtat zweier Landstreicher an einem griechischen Sänger mitsamt den Personalien des Ermordeten, der genauen Schilderung des Schauplatzes, der Tat, der Entdeckung der Mörder (‚Kraniche als Detektive‘) während einer Theatervorstellung, ihrer Festnahme und dem Geständnis. (Zum Kampf der Wagen und Gesänge, der auf Korynthos Landesenge der Griechen Stämme froh vereint, zog Ibykus, der Götter Freund; ihm schenkte des Gesanges Gabe, der Lieder-süßen Mund, Apoll. So wandert er am leichten Stabe nach Rhegium...)“. Die Ballade ist eben keine reine Kunstform mehr, sie ist an die Begebenheit gebunden, die Dichtung steht im Dienste einer vorge-schriebenen Schilderung. Und als Julian Schmidt die

Beschreibung der Messe im „Gang nach dem Eisenhammer“ ironisiert, aus antikatholischen Gründen ironisiert, so erwidert ihm Lassalle (in den „Setzer-Scholien“) mit Recht: „Wenn Schiller die Messe beschrieben hätte in keiner anderen Absicht als eine Messe zu schreiben, so würden auch Sie, Herr Schmidt, katholische Sympathien herausgeschnüffelt haben. Aber Sie haben eine noch feinere Nase als jene ‚Wohlmeinenden‘: in dem verdächtigen Weihrauch wittern Sie ein klein wenig Teufelsdreck von Ironie... Ich weiß nicht, worüber ich mich mehr wundere, über Ihren Mangel an Urteil, was die Komposition der Ballade betrifft, oder...“ Zur Komposition der Ballade gehört eben die Sachlichkeit im Dienste der Handlung, — wie zum guten Lokalbericht.

Straßburg, vom 3. Juli. — Weil wir mit Grund vermuten, daß einige unserer geneigten Leser bald diesen, bald jenen Artikel für mehr oder weniger interessant halten, so wagen wir es diesmal, einen Teil unseres Blattes mit Beiträgen zu der Geschichte eines Mannes zu füllen, der durch die Sonderbarkeit seines Charakters und also seiner ganzen Aufführung vielleicht manchem unserer Leser wichtig ist. Es ist der längst bekannte Graf Calliostro, den man, eben weil seine Geburt und Herkommen unbekannt, das eine Mal zu einem Araber, das andere Mal zu einem Gaskonier, dann zu einem ausgetretenen Franziskaner und Gott weiß zu was noch macht. Er sei nun, was er wolle, so ist, wann man alles bisher Gesagte zusammen nimmt, das zuverlässig, daß er bei weitem der apostolische Mann nicht ist, der Blinde sehend, Lahme gehend, Butonnierte rein und halb Verfaulte wieder lebendig machen kann, sondern

vielmehr ein Geschöpf, das wenig besonders vor allen unseren Ärzten hiernieden, der Ruhm von seinen gelungenen Kuren aber wie Weihrauch in die Höhe steigt. Und man müßte ganz aus Straßburger Augen sehen, wenn man dieses nicht längst schon bemerkt hätte. Falls man seinen Namen nicht ehender kennen soll, bis er seine Herkunft erst selbst entdeckt haben würde: ist er wirklich ein Araber, nun warum gesteht er's dann nicht selbst, denn der Araber würde ihm unter den übrigen Christenmenschen keine Schande machen. Ist er ein Franziskaner oder Gaskonier, nun, da mag er seine Ursachen haben, warum er nicht erkannt sein will. — Freilich trägt er eigene Haare und sogar einen Zopf — aber wachsen dann den Herren Franziskanern nicht auch Haare? Wir sollen nicht über ihn urtheilen, weil er von den Großen gelitten ist, wie wann die Großen allein das Talent hätten, in das Innere zu sehen. Der General Campis wurde von der ganzen medizinischen Fakultät zu Paris für unheilbar gehalten, Calliostro lachte über dieses Urteil und brachte ihn durch seine Wunderkur so weit, daß er nun freilich weder Latwerge noch Purgier-Tissanee mehr bedarf, weil, so viel wir wissen, ein Geist weder Fleisch noch Knochen hat. Freilich machte er Meisterstücke an einer stumm gewordenen Äbtissin und zwei schweren Gebärerinnen, allein d'Ailhaud füllte mit ähnlichen Kuren zwei ganze Bände, ohne daß man deswegen schuldig gewesen wäre, ihm Kredit zu geben. Nun auch individuelle Züge von ihm.

Jedermann weiß, daß die französische Nation als gute Psychologen in ihren Beobachtungen besonders kleine, anderen Beobachtern unwürdige Umstände sehr oft als die wichtigsten aufbewahrt, so ist es zum Exempel den Herren Straßburgern sehr merkwürdig, daß Calliostro in keinem Bett, sondern in einem Lehnstuhl schlafe, wie wenn's nicht andere, weniger Geschrei in dieser Welt machende Menschenkinder auch so machten! Er nährte sich mit Makkaroni und Käsen; haben denn diese nicht genug Substantiales in sich, einen solchen Philosophen zu nähren? Er esse des Tags nur einmal; nun, das könnte freilich den Herren Straßburgern sonderbar vorkommen, die den Tag unter *déjeunés*, *dinnés*, *goutées* und *soupées* so trefflich zu teilen wissen, und wenn er gar seine Dosis auch darnach einrichtet? Er soll die wahre Chemie und Medizin der alten Ägypter mit herübergebracht haben: wir wollen sehen, ob Boerhave, Krieger, Vogel, Marggraff, Macquer durch diesen neuen Paracelsus unnötig werden! Er soll bereits 200 Jahre alt sein, nun, das wäre freilich ein Umstand, der ihn zu einer etwas größeren Dosis von Weisheit berechtigte, aber in dem zur Universalstupidität herabgesunkenen Arabien hat er solche wahrhaftig nicht gelernt. Sein Porträt solle im Serail des Großsultans glänzen, und dies wäre eine neue Entdeckung, da selbst das Porträt von keinem türkischen Monarchen daselbst aufgehängt ist. Und jetzt genug von Calliostro, und so lange genug von ihm, bis sich seine Wunderkraft auf anderen Seiten tätiger zeigen wird.

MELCHIOR GRIMM

DIE ERSTEN LUFTBALLONS

(„Correspondence de Mr. Grimm“, 1783)

Der deutsche Pastorssohn aus Regensburg, der als gräflicher Schreiber nach Paris kam, hat dort in der Literatur eine Rolle gespielt, wie nie ein Deutscher vor oder nach ihm. Er hat den Besten seiner Zeit genug getan, und welch einer Zeit! „Was fällt denn diesem Deutschen ein, mehr Geist haben zu wollen, als wir“, ruft Voltaire aus, als er 1753 den „kleinen Propheten von Böhmisch-Brod“ gelesen hatte, eine Satire, in der der dreißigjährige Friedrich Melchior Grimm die französische Oper verspottete, wie ein greiser Habitué. Rousseau tobt sich in seinen „Confessions“ gegen Grimm aus, Goethe bewundert ihn aus der Ferne, Josef II. ernennet ihn zum Baron, Diderot, d'Alembert, Marmontel sind seine Freunde, Mme. d'Epinay, Julie de Lespinasse und Mme. Necker öffnen ihm ihre Salons, und jeder ist erstaunt ob der Schlagfertigkeit dieses Nichtparisers, der Liebenswürdigkeit dieses deutschen Barbaren, dem Wissen dieses Nicht-Enzyklopädisten und der Informiertheit dieses Naturalisierten.

Er ist der Gründer der ersten „Korrespondenz“. Er führte sie zunächst für eine einzige Abonnentin, die Herzogin Louise Dorothea von Sachsen-Gotha, aber bald expedierte er auch Abschriften an Friedrich den Großen, die Kaiserin Katharina von Rußland, König Gustav von Schweden, an Karoline von Hessen („die große Landgräfin“) und an den Großherzog von Toskana, sowie an viele Privatpersonen, zum Bezugspreise von 300 Franks jährlich. In dieser Korrespondenz hat der Deutsche in französischer Sprache die Kunst der aktuellen Darstellung und der informativen Kritik ge-

schaffen, über Literatur, Musik, Kunst, Mode, Theater, Persönliches, Lokales, Tratsch spricht er so lebhaft, so anschaulich, daß man noch heute seine Berichte über die Bagatellen des Pariser Lebens aus der Pompadourzeit mit mehr Interesse lesen muß, als die Telegramme von gestern abend.

Hof und Stadt, jung und alt, alles ist seit vier Wochen mit nichts als den ärostatistischen Bällen von der Erfindung der beiden Brüder Montgolfier zu Annonay beschäftigt. Die erste Idee dazu gab ihnen der Wunsch ein, für die Belagerung Gibraltars etwas Zweckdienlicheres zu erfinden als die schwimmenden Batterien. Die Muße, so ihnen ihre ansehnliche Papiermanufaktur übrig ließ und welche sie größtenteils dem Studium der Musik widmeten, gestattete ihnen, eine Menge anfänglich vergeblicher Versuche zu machen, allein ohne sich deswegen abschrecken zu lassen. Endlich gelang es ihnen, ihren ärostatistischen Ball zustande zu bringen; ein Versuch Boyles über die Schwere der Luft brachte sie auf den ersten Gedanken.

Ein Stück Taffet, welches die Herren Montgolfier bloß in der Absicht hatten kommen lassen, um Kleider damit zu füttern, schien ihnen zu physikalischen Versuchen tauglicher. Mit Hilfe einiger Nähte nimmt der Taffet leicht die Gestalt einer Kugel oder Sphäre an; sie finden Mittel, vierzig Kubikfuß Luft hineinzubringen; der Ball entschlüpft ihren Händen und steigt bis an die Decke des Zimmers. Archimedes' Entzücken, als er die Auflösung seines berühmten Problems

gefunden hatte, war schwerlich lebhafter als unserer beiden Physiker in diesem Augenblick; geschwind erhaschen sie die Maschine wieder und tragen sie in den Garten, wo sie über dreißig Fuß hoch steigt. Nachdem neue Versuche den Erfolg noch mehr gesichert, verfertigen sie eine neue und weit größere Maschine, die sich am 5. Juni vor den Augen der versammelten Stände erhob — einige behaupten 500, andere 1000 Klafter hoch.

Manche Leute, die eine Ehre darin suchen, mitten unter dem öffentlichen Enthusiasmus kalt zu bleiben, haben häufig die Frage hingeworfen: „Aber welchen Nutzen werden diese Versuche abwerfen? Wozu die ganze Entdeckung, von der man so viel Aufhebens macht?“ Der ehrwürdige Franklin antwortete ihnen in seiner gewöhnlichen Herzenseinfalt: „Ei, wozu, das neugeborene Kind? In der Tat, dieses Kind kann in der Wiege sterben, vielleicht nur ein Gimpel werden; allein wer weiß, ob es nicht auch einst der Ruhm seines Vaterlandes, die Leuchte seines Zeitalters, ein Wohltäter der Menschheit sein wird!“

MELCHIOR GRIMM

EIN STRASSENUNFALL

Bittschrift an den Baron von Breteuil

(„Correspondence de Mr. Grimm“, 1787)

Ew. Exzellenz

bittet mit der tiefsten Unterwürfigkeit Denis Topineau, Bürger zu Paris und daselbst wohnhaft in der Straße Poitou, im Hause des Hutmachers, und berichtet:

Wie derselbe am gestrigen Tage, um ein Uhr mittags ungefähr in einer Nebenallee des Boulevard Saint-Honoré dahingezogen, um mit seiner Frau, die zugekocht hatte, die Suppe zu verzehren, er an nichts dachte, als eine Kutsche, die in der Nebenallee vor einer Haustür hielt, plötzlich dahergefahren gekommen, ihm mit der Deichsel in die Rippen geraten ist und ihn zu Boden geworfen hat, so daß er alle vier Hufe gen Himmel gestreckt. Der Bittsteller hat über Hals und Kopf seine arme Seele Gott befohlen, denn er hat sich für mausetot, wenigstens für krumm und lahm gehalten. Jedoch hat er sich mühsam wieder aufgerichtet, mit Hilfe wackerer Leute, die ihn nach seinem Hause gebracht haben, unter dem Arm. Als seine Gemahlin ihn in diesem Zustande hat zurückkommen sehen, mit der dreckigen und zerrissenen Hose, hat sie ein Zetergeschrei gemacht

und ist ohnmächtig geworden. Man hat den Apotheker an der Ecke geholt, der ihn untersucht und an ihm eine gewaltige Quetschung entdeckt hat, auf welche einer seiner Gehilfen einen Umschlag von Schweizer Wundbalsam gelegt, wobei er gesagt, er würde sechs Wochen lang viel daran ausstehen, aber das täte nichts. Als sie das gesehen, hat Madame Topineau sich etwas zufriedengegeben; die Nachbarn und sie wollten ihm eine Ader öffnen lassen, aber er hat nicht gewollt, dieweil er sich vor dem Aderlasse fürchtet.

Der Bittsteller gibt zu, Exzellenz, daß die Schuld nicht an der Kutsche liegt, wenn er nicht gerädert worden oder wenn er nicht irgendein Glied weniger hat und daß er dem lieben Gott eine schöne Opferkerze dafür schuldig ist. Die wackeren Leute, die ihn nach Hause gebracht, haben ihm gesagt, der Kutscher und die Bürgersleute, die drin saßen, und der Mensch, der hinten auf stand, mit einem Scharlachrock, hätten aus vollem Halse über seinen Purzelbaum gelacht; es wären vor der Haustür in besagter Nebenallee auch noch eine andere Kutsche und zwei himmelhohe Kabrioletts dagewesen, die vor Lachen hätten platzen mögen; es wohne in diesem Hause eine Dame, die in Kutschen führe; diese Dame sei ein Freudenmädchen, namens Fräulein Rosalie; die benannte Kutsche gehöre ihr oder vielleicht dem Herrn da; man habe zwar auf die Chaussee dieses Teiles des Boulevards Quadersteine zum Bau der Magdalenenkirche hingelegt, die indessen die Kutschen nicht verhinderten,

sich dort aufzustellen und die Nebenallee frei zu lassen; übrigens sei es weit geratener, daß besagtes Fräulein Rosalie sich bequeme, über die Nebenallee und die Quadersteine zu Fuße zu gehen, um ihren Wagen am Ende der Chaussee aufzusuchen, als den Pariser Bürgern, die alle Abgaben und Steuern entrichten und auch bereitwillig sind, die neue Grundsteuer zu bezahlen, so mir nichts, dir nichts über den Leib wegzufahren; dies sei nicht das erste Unglück dieser Art, sowie auch in anderen Nebenalleen, namentlich in der Straße Favart, am italienischen Komödienhause oder da bei der Oper, Boulevard Saint-Martin, wo ebenfalls Freudenmädchen wohnten; die Nebenallee des Boulevards sei bloß für die Fußleute, und die Kutschen, Kabrioletts und Pferde dürften nie hineingehen; daß, wenn man ein Freudenmädchen sei, man darum noch kein Recht habe, alle Welt kurz und klein zu fahren; dergleichen Erlaubnis erteilten wahrscheinlich einige Herren Polizeikommissare oder -Inspektoren, da man es dulde, ohne ein Wort zu sagen, aber sie sei dem Privilegio der Pariser Bürger zuwider; daß die Fußleute doch am Ende die Stärksten sein würden, wenn sie nur wollten; aber das hieße sich kompromittieren, wenn man sich mit seinem Rohr mit Pferden und anderem Vieh herumprügelte; daß, wenn der König alles wüßte, er der Unordnung bald steuern würde.

Der Bittsteller, der zum Glück mit ein paar Quetschungen und seinen verdorbenen und zerrissenen Hosen davonkommt, wovon er in sechs

Wochen geheilt zu sein denkt, hat zu viel Gefühl, als daß er das Fräulein Rosalie wegen Schadenersatz und Zinsen in Anspruch nehmen sollte; aber da er besorgt ist, er werde ein andermal nicht so leichten Kaufes davonkommen, so ist ihm geraten worden, seine Zuflucht zu der Bitte zu nehmen, daß es Ew. Exzellenz belieben möge, dem Könige von seiner Vorstellung Bericht zu erstatten und, nachdem dies geschehen, den Kutschen, Kabrioletts und Pferden, von welchem Stande und Range sie auch immer sein mögen, zu untersagen, die Bürger der guten Stadt Paris unter die Füße zu treten, besagten Kutschern, Kabrioletts und Pferden anzubefehlen, sich auf der Chaussee des Boulevards und nicht in den Nebenalleen zu halten, ohne daß es ihnen jemals unter irgendeinem Vorwande erlaubt sei, die besagten Nebenalleen zu besetzen und dort kunterbunt mit den Fußleuten herumzukollern, zum großen Nachtheile dieser; ebenfalls anzubefehlen, daß die Straßen besser gefegt werden; zur Handhabung der Gerechtigkeit.

GEORGE FORSTER

DER KÖLNER DOM

(Aus Schillers „Thàlia“, II. Heft, 1790)

Achtzehnjährig darf George Forster an Cooks Entdeckungsfahrt teilnehmen, die drei Jahre dauert, und als er, der erste deutsche Weltumsegler, die Beschreibung der Fahrt veröffentlicht, ist er im Nu berühmt. Die Frucht einer Reise, die er mit seinen jungen Freunden Wilhelm und Alexander von Humboldt nach England unternahm, sind die „Ansichten vom Niederrhein“, ein Buch, dem man „gar nichts in seiner Art vergleichen kann“ (Gervinus) und das der strenge Lichtenberg „eines der ersten Werke unserer Sprache“ nennt. (Das Buch ist auch in Reclams Universalbibliothek erschienen.) — Ein exorbitantes Wissen, Naturwissenschaften, Philosophie, Künste, Geschichte, Geographie, Volkswirtschaft und Politik umfassend, schränkt seine lebhafteste Anschauungskraft nicht ein, wirkt auf seine Empfindungsfähigkeit nur belebend, und in Naturschilderungen ist er ein Meister. Sein Leben ist vom Heißhunger nach Eindrücken und Kenntnissen und nach ihrer wirkungsvollen Mitteilung an die Menschheit bewegt. Seine führende Teilnahme an der französischen Revolution hat dem Andenken dieses Klassikers in Deutschland geschadet; während Görres einschwenkte, glaubte Forster bis zu seinem Tode, daß diese Volksbewegung „auch den Köpfen, den Fähigkeiten eine andere Entwicklung, dem Ideengang eine neue Richtung geben wird“. Er starb 1794. „Zu seinem Glück, — er hätte keinem glücklichen Schicksal entgegengesehen“, so urteilt nicht nur Alexander von Humboldt, sondern auch seine deutschen Freunde in Paris sind überzeugt,

daß er sehr bald auf gewaltsame Weise ums Leben gebracht worden wäre.

Der Artikel über den Kölner Dom erschien in Schillers „Thalia“ (11. Heft, Leipzig 1790) als Voranzeige seiner „Ansichten vom Niederrhein“, „um im allgemeinen den Ton bekanntzumachen, der seiner demnächst erscheinenden Reisebeschreibung zugrunde liegt“. Zur Vollendung des Dombaues hat diese begeisterte Schilderung, worin er zuerst wieder auf die Bedeutung dieses Kulturmonuments hinwies, nicht am wenigsten beigetragen. In Bloemers Schrift „Zur Literatur des Kölner Doms“ (Berlin 1857) wird zwar nicht sehr sprachschön aber richtig George Forster der „Johannes in der Wüste für Kölns Dom“ genannt, „dessen erschütterndes Wort diesem Werke die nahe Erlösung anzeigte“.

Wir gingen in den Dom und blieben darin, bis wir im tiefen Dunkel nichts mehr unterscheiden konnten. So oft ich Köln besuche, geh ich immer wieder in diesen herrlichen Tempel, um die Schauer des Erhabenen zu fühlen. Vor der Kühnheit der Meisterwerke stürzt der Geist voll Erstaunen und Bewunderung zur Erde; dann hebt er sich wieder mit stolzem Flug über das Vollbringen hinweg, das nur eine Idee eines verwandten Geistes war. Je riesenmäßiger die Wirkungen menschlicher Kräfte uns erscheinen, desto höher schwingt sich das Bewußtsein des wirkenden Wesens in uns über sie hinaus. Wer ist der hohe Fremdling in dieser Hülle, daß er so in mannigfaltigen Formen sich offenbaren, diese redenden Denkmäler von seiner Art, die äußeren Gegenstände zu ergreifen und sich anzueignen, hinterlassen kann? Wir fühlen Jahrhunderte spä-

ter dem Künstler nach und ahnden die Bilder seiner Phantasie, indem wir diesen Bau durchwandern.

Die Pracht des himmeln sich wölbenden Chors hat eine majestätische Einfalt, die alle Vorstellung übertrifft. In ungeheurer Länge stehen die Gruppen schlanker Säulen da wie die Bäume eines uralten Forstes: nur am höchsten Gipfel sind sie in eine Krone von Ästen gespalten, die sich mit ihren Nachbarn in spitzen Bogen wölbt und dem Auge, das ihnen folgen will, fast unerreichbar ist. Läßt sich auch schon das Unermeßliche des Weltalls nicht im beschränkten Raume versinnlichen, so liegt gleichwohl in diesem kühnen Emporstreben der Pfeiler und Mauern das Unaufhaltsame, welches die Einbildungskraft so leicht in das Grenzenlose verlängert. Die griechische Baukunst ist unstreitig der Inbegriff des Vollendeten, Übereinstimmenden, Beziehungsvollen, Erlesenen, mit einem Worte: des Schönen. Hier indessen an den gotischen Säulen, die, einzeln genommen, wie Rohrhalme schwanken würden und, nur in großer Anzahl zu einem Schafte vereinigt, Masse machen und ihren geraden Wuchs behalten können, unter ihren Bogen, die gleichsam auf nichts ruhen, luftig schweben, wie die schattenreichen Wipfelgewölbe des Waldes — hier schwelgt der Sinn im Übermut des künstlerischen Beginns. Jene griechischen Gestalten scheinen sich an alles anzuschließen, was da ist, an alles, was menschlich ist; diese stehen wie Erscheinungen aus einer anderen Welt, wie Feen-

paläste da, um Zeugnis zu geben von der schöpferischen Kraft im Menschen, die einen isolierten Gedanken bis auf das äußerste verfolgen und das Erhabene selbst auf einem exzentrischen Wege zu erreichen weiß.

Es ist sehr zu bedauern, daß ein so prächtiges Gebäude unvollendet bleiben muß. Wenn schon der Entwurf, in Gedanken ergänzt, so mächtig erschüttern kann, wie hätte nicht die Wirklichkeit uns hingerissen!

Ich erzähle nichts von den berüchtigten heiligen Drei Königen und dem sogenannten Schatz in ihrer Kapelle; nichts von den Hautelissetapeten und der Glasmalerei auf den Fenstern im Chor; nichts von der unsäglich reichen Ciste von Gold und Silber, worin die Gebeine des heiligen Engelberts ruhen, und ihrer wunderschönen ziselirten Arbeit, die man heutigen Tages schwerlich nachzuahmen imstande wäre. Meine Aufmerksamkeit hatte einen wichtigeren Gegenstand: einen Mann von der beweglichsten Phantasie und vom zartesten Sinne, der zum ersten Male in diesen Kreuzgängen den Eindruck des Großen und der gotischen Bauart empfand und bei dem Anblick des mehr als hundert Fuß hohen Chors vor Entzücken wie versteinert war. Oh, es war köstlich, in diesem klaren Anschauen die Größe des Tempels noch einmal, gleichsam im Widerschein, zu erblicken! Gegen das Ende unseres Aufenthaltes weckte die Dunkelheit in den leeren einsamen, von unseren Tritten widerhallenden Gewölben, zwischen den Gräbern der Kurfürsten,

Bischöfe und Ritter, die da in Stein gehauen liegen, manches schaurige Bild der Vorzeit in seiner Seele. In allem Ernste, mit seiner Reizbarkeit und dem in neuen Bilderschöpfungen rastlos tätigen Geiste möchte ich die Nacht dort nicht einsam durchwachen!

CHARLES DICKENS

DER POLIZEIWAGEN

1840
(Um 1890)

Thematisch ist niemand so oft kopiert worden wie der Journalist Boz. Der Lokalfeuilletonist jeder Stadt hat die Sujets der „London scetches“ mit mehr oder weniger Geschick zu adaptieren versucht. Die Poesie, die im Alltag, die Tragödienstoffe, die im Arbeitshaus und im Gerichtssaal, die Komödien, die sich im Marktgetriebe abspielen, sind aber nicht das, was die Größe Charles Dickens ausmacht: es ist seine unglaubliche Feinhörigkeit und Hellsichtigkeit, mit der er die soziale Roheit der Ehrenmänner und der von ihnen verwalteten Institutionen dokumentarisch belegt hat. Einige wenige Reformen und der Wohltätigkeitsdusel der Londoner Spießergesellschaft mußten das einzige Ergebnis seiner Anklagen sein, weil sein Humor nur allzu oft an das Grauenhafte der Tatbestände vergessen ließ.

Seine Erfahrungen hat er allerdings unfreiwillig gewonnen, zu einer Zeit, da er wie Oliver Twist bettelarm nach London kam und noch später, als sein Vater im Schuldloche starb. Aber der Sinn für die Allgemeingültigkeit seiner Leiden und die Gabe zu ihrer Rekonstruktion erwirbt er sich erst als Reporter bei „The true sun“, im „Morning chronicle“ und im „Monthly magazine“, zuerst als Parlamentsberichterstatte und, vom August 1834 an (22 Jahre alt), als der schnell berühmte gewordene Sittenschilderer Boz.

Als wir kürzlich nachmittags von einem Spaziergange zurückkehrten und um die Ecke von Bow-Street kamen, erregte ein an der Tür des

Polizeiamts versammelter Haufen unsere Aufmerksamkeit, und wir gingen daher in der Straße hinunter. Auf dem Trottoir und teilweise auf dem Fahrwege standen dreißig bis vierzig Menschen, und gegenüber hier und da noch einige einzelne. Alle warteten offenbar. Wir blieben gleichfalls ein paar Minuten stehen, allein es zeigte sich nichts, und wir wendeten uns daher mit der gewöhnlichen Frage, was es gäbe, an einen erdfahl aussehenden Schuhflicker, der, die Hände unter seinem Schurzfelle, neben uns stand. Er maß uns mit Superlativverachtung von Kopf bis zu Füßen, und antwortete lakonisch: „Nix.“ Wir wußten nun allerdings sehr wohl, daß im Umsehen ein paar hundert Menschen versammelt sind, wenn zwei Leute still stehen und nach irgendeinem Gegenstande oder auch bloß in die Luft blicken; allein wir wußten ebensogut, daß kein Volkshaufen in der Straße fünf Minuten beieinander bleiben kann, ohne sich eine oder die andere kleine Unterhaltung zu schaffen, wenn gar nichts seine Teilnahme in Anspruch nimmt; und unsere zweite Frage war daher: „Worauf warten denn alle diese Leute hier?“ Der Schuhflicker erwiderte: „Auf Ihrer Majestäten Karosse.“ Das klang noch wunderbarer. Wir konnten uns nicht vorstellen, was Ihrer Majestäten Karosse in Bow-Street zu tun haben könnte, und fingen an nachzusinnen, ob es nicht möglich wäre, daß der Herzog von — wegen Angriffs auf die Prinzessin Viktoria zufolge eines Haftbefehls auf das Polizeiamt geführt sein könnte, als von

sämtlichen Buben im Haufen das Geschrei ertönte: „Da kömmt die Van!“ Wir blickten wie jedermann die Straße hinunter, sahen das bedeckte Fuhrwerk rasch daherkommen, in welchem die Verurteilten von den Polizeiamtern nach den Gefängnissen abgeführt werden, und nun fiel es uns bei, daß Ihrer Majestät Karosse nur ein anderer Name für die Gefangenen-Van sei, den man selbiger nicht bloß wegen seines weit gentileren Klanges, sondern auch deswegen beigelegt habe, weil besagte Van auf königliche Kosten unterhalten wird, und zum ausschließlichen Gebrauche der Ladies und Gentlemens dient, welche sich in der Notwendigkeit befinden, die verschiedenen, unter der allgemeinen Benennung der königlichen oder „Seiner Majestät Kerker“ bekannten Herbergen zu benutzen.

Die Van hielt vor dem Polizeiamtstore, und der Haufen drängte sich dicht hinzu, so daß nur eine schmale Gasse für die Gefangenen zum Hindurchgehen blieb. Der Kutscher und ein Mann, der neben ihm gesessen, stiegen herunter, begaben sich in die Polizeistube, und alles war in der gespanntesten Erwartung.

Nach einigen Minuten erschienen die beiden ersten Verurteilten, ein paar Mädchen, von denen das ältere nicht älter als sechzehn und das jüngere kaum vierzehn Jahre alt sein konnte. Ihre Ähnlichkeit bewies, daß sie Schwestern waren, obgleich ein zweijähriges Lasterleben der älteren sein Brandmal so lesbar wie ein glühendes Eisen aufgedrückt hatte. Beide waren sehr herausge-

putzt, besonders die jüngere, und obwohl sie einander hinsichtlich ihrer Züge sehr ähnlich sahen, was dadurch noch mehr hervortrat, daß sie mit Handschellen aneinander gefesselt waren, so kann man sich doch keinen größeren Kontrast denken, als der war, den ihr Benehmen darbot. Die jüngere weinte bitterlich — nicht um ihre Tränen zur Schau zu stellen, oder in der Hoffnung, Effekt zu machen, sondern offenbar aus tiefgefühlter Scham. Sie hatte das Gesicht mit dem Taschentuch bedeckt, und ihr ganzes Wesen drückte nur zu deutlich schmerzlichen und fruchtlosen Kummer aus.

„Wie lange hast du, Emilie?“ rief ein Weib mit einem roten Gesicht aus dem Haufen.

„Sechs Wochen und Arbeit“, rief die älteste Schwester unter großprahlerischem Lachen zurück, „und das ist besser als Gefängnis. Gott verdamme! In der Tretmühl ist's angenehmer als im Gerichtssaal, und hier ist Bella auch, die zum erstenmal 'neinkommt. Richt den Kopf in die Höh, du Kalb“, fuhr sie, der Schwester das Tuch wegreifend, fort: „richt den Kopf in die Höh und zeig den Leuten deine Fratze; ich bin nicht eifersüchtig, oder hol mich der Kuckuck, wenn ich mich drum schere.“

„So ist's recht, altes Mädchen“, rief ihr ein Kerl aus dem Haufen zu, der sich königlich zu ergötzen schien.

„Recht!“ wiederholte sie. „Ei, versteht sich; was will's sagen, wenn man vergnügt und lustig dabei bleibt!“

„Vorwärts; macht, daß ihr in den Wagen hineinkommt“, unterbrach der Kutscher.

„Sei nur nicht so hastig, Mann“, versetzte sie; „und vergiß nicht, ich wünsche in Gold-Bath-Fields abgesetzt zu werden — vor dem großen Hause, vorn mit der hohen Gartenmauer. Kannst gar nicht irren. Daß dich das Wetter, Bella, wo willst denn hin? — reiß’st mir ja meinen hübschen Arm aus.“

Die jüngere Schwester war in ihrer Ungeduld, sich in der Karawane zu verbergen, auf den Tritt gestiegen und hatte die Handfesseln vergessen. „Herunter mit dir, ich muß dir den Weg zeigen!“ rief die ältere, riß sie so gewaltsam vom Tritt, daß sie wankte und fast niedergestürzt wäre, stieg ein und zog die unglückliche Schwester nach.

Die beiden Mädchen waren von einer schändlichen und habsüchtigen Mutter in die Londoner Gassen hinausgejagt und den Lastern und Ausschweifungen derselben geopfert. Was das jüngere jetzt noch war, war das ältere einst gewesen, und was das ältere war, mußte das jüngere nur zu bald werden. Eine traurige Aussicht, aber zugleich wie gewiß; ein tragisches Drama, aber wie oft aufgeführt! Geht in die Gefängnisse, die Polizeistuben London’s, oder werft nur einen Blick in die Straßen. Dinge dieser Art ereignen sich Tag für Tag, Stunde für Stunde vor unseren Augen — sie werden nicht beachtet, weil sie so gar gewöhnlich sind. Jene Mädchen werden im Verbrechen so rasch fortschreiten, als die Pest

sich verbreitet, und ihr Schandleben wird derselben auch in ihren verderblichen Wirkungen, ihrer Ansteckungseigenschaft gleichen. Wie viele unglückliche weibliche Wesen hat wohl jeder gekannt, welche Schritt für Schritt auf eine schrecklich anzuschauende Lasterbahn fortgezogen wurden, die in ihrem Beginn hoffnungslos, bei ihrem Fortgange Abscheu und Schauer erregend, und freudlos, verloren, mitleidslos an ihrem jammervollen Ende war!

Es wurden noch andere Verurteilte herausgeführt — Knaben von zehn Jahren, so verhärtet im Laster wie Männer von fünfzig — ein heimatloser Landstreicher, der dem Kerker vergnügt entgegensah, als einer Herberge, wo er Obdach und Speise und Trank finden würde, und mit einem Manne zusammengeschlossen war, der durch sein erstes Versehen seine Zukunft, seinen guten Namen, das Glück seiner Familie zerstört hatte. — Unsere Neugier war jedoch befriedigt. Die erste Gruppe hatte einen Eindruck in unserem Gemüte zurückgelassen, den wir gern gemieden, gern wieder vertilgt haben würden.

Der Haufe verlief sich — das Fuhrwerk rollte langsam mit seiner Schuld- und Jammerladung davon, und bald war die Gefangenen-Van unseren Blicken entschwunden.

M. G. SAPHIR

DER KATZENJAMMER NACH DEM
BÖRSENRAUSCHE

Vorlesung gehalten auf der Stiege des Börsenhauses
(Um 1840)

Saphir (1795 bis 1858) hat ungeheuer viel geschrieben, Skizzen, Feuilletons, Charakterschilderungen, Plaudereien, Anekdoten, voll von Schlagfertigkeit und jüdischem Mutterwitz, den er oft durch Witzelei beeinträchtigte. Hebbel, der die jüdischen Schriftsteller nicht mochte (seinen Herold Emil Kuh nicht ausgeschlossen) hat gerade Saphir geschätzt und einer Sammlung seiner Schriften das Wort geredet. Auch diese Anerkennung, die Freundschaft mit Börne und Heine und die enorme Zahl seiner Leserschaft haben ihm kein gutes Andenken zu schaffen vermocht, — er gilt als der Typus des Spaßmachers um jeden Preis. Eine der Skizzen, die diesen traurigen Ruhm berechtigt erscheinen lassen, ist die vom „Katzenjammer nach dem Börsenrausch“.

Kein Ort der Welt, meine freundlichen Hörer, ist so zu erbaulichen und moralischen Betrachtungen geeignet, als diese Stiege! Diese Stiege, die Skala des Reichtums und der Armut, diese Stiege, die man, wie den Berg Sinai, schwerer hinunter als hinaufsteigt, diese Stiege, die wie die Molltonleiter fast immer hinabgeht, diese Stiege, der „Wendekreis des Krebses“, wenn die Papiere zurückgehen, diese Stiege ist der Punkt, den ich mir zu meiner Vorlesung ausersehen

habe, da sitz ich, und „blicke mit Schwindeln
hinauf, blicke mit Schauern hinab!“

„Auf diese Stufe von Stein will ich mich setzen,
Dem Wanderer zur kurzen Ruh bereitet,
Denn hier ist keine Heimat, jeder treibt
Sich an dem andern rasch und fremd vorüber
Und fragt nicht nach seinem Schmerz. — Hier
geht

Der sorgenvolle Kaufmann und der leicht
Geschürzte Rentner, der eilende Sensal,
Der düstre Bahnmann und der heitre Aktionär,
Der Nehmer mit der schwerbeladenen Kost usw.

Ich sitze da, am Tage des Falles von Jerusa-
lem, und singe meine Kinos:

„Die Wege Sions sind verödet!“

Auch ich spekuliere mit Papieren, aber ich
könnte Monate, Jahre lang hier sitzen, niemand
wird meine Papiere in die Kost nehmen oder
geben, niemand wird mit mir auf Zeit abschließen.

Der heutige Augenblick ist günstig, günstig
zu Betrachtungen über die Wandelbarkeit des
Geschickes; über den Umsturz der Dinge, über
das rollende Rad des Glückes, kurz, zu den rüh-
rendsten Variationen auf das Thema: „Warst nit
aufg'stiegen, warst nit abig'fallen!“

Das Leben ist ein Traum, die Börse ist ein
Rausch: man sieht alles doppelt, man glaubt oft,
man ist dick und man ist doch nur geschwollen,
man glaubt oft, die ganze Welt gehört uns und
das ist ein Aberglaube, denn in der ganzen Welt
gehört uns gar nichts, man glaubt, die ganze Welt
dreht sich um uns herum, und es ist ein Schwin-

del; in diesem Rausche halten wir die Börse für den Himmel und den Himmel für eine Börse; der Mond ist ein wahrer Börsenspekulant, darum erscheint er bald mit vollen, bald mit leeren Taschen, und oft ist er ganz auf dem letzten Viertel; darum nimmt er abwechselnd ab und zu; die Wandelsterne sind Sensale, die ewig ihren Ringkreis gehen, und die Sterne, die sich schneuzen und verschwinden, sind die ehrenwerten Männer, welche ausbleiben! Ich glaube selbst, daß der Himmel eine Börse ist, denn er ist ewig in einen blauen Dunst gehüllt!

In den Himmel der Börse führt eine Himmelsleiter, eine sogenannte „Stellage“, von der schon Schiller sang:

„Sie baut sich auf im Augenblicke

Und schwindelnd steigt sie in die Höh.“

Aber auf eine Stellage muß man behutsam steigen, denn je mehr man dem Schwindel unterworfen ist, desto eher purzelt man herunter; und wenn man so unten an der Stellage liegt, so reicht einem kein „Liebhaber“ und kein „Kontermineur“ die Hand, um einen wieder auf die Stellage hinauf zu helfen, sondern jeder lächelt höhnisch und sagt:

„Warst nit aufig'stiegen, warst nit abig'fallen!“

Ja, das „warst nit aufig'stiegen“ ist ein wahrer Konfuziusspruch, und ist überall anzuwenden! Hier steigt ein Mann, der seine jährlichen paar-mal-hunderttausend Renten hat, auf den Pegasus hinauf; er spornt den Pegasus, er reißt ihn an

der Trense hin und her, er kitzelt ihn, er peitscht ihn, der Pegasus bäumt sich, der Reiter liegt am Boden, streckt alle Viere von sich, und die Zuschauer rufen hohnlachend:

„Warst nit aufig'stiegen, warst nit abig'fallen!“

Ja, wer da auf dieser Stiege auf und ab steigt, der muß daran denken, daß er auf einem Luftballon in die Höhe getrieben wird, von Wind und Dampf, und daß an diesem Luftballon kein „Fallschirm“ angebracht werden kann! Wer auf diesen Luftballon aufsteigt, muß einen guten Pelz haben! Er muß gefaßt sein, von jedem Windstoß dahin und dorthin getrieben zu werden, er kann nie wissen, wo, wann und wie er herunterkommt; — er kann nicht wissen, wo er hängen bleibt; er muß einen langen Atem zum Aushalten haben, — und wenn alle Stricke reißen, das Papier am Ballon platzt, und der Luftsegler von seiner Chaussee in die Baisse fällt, so heißt's wieder:

„Warst nit aufig'stiegen, warst nit abig'fallen!“

Ja, die Börse ist ein Frauenzimmer, je mehr Liebhaber sich bei ihr einfinden, desto verführerischer scheint sie der Welt, allein endlich bleiben auf der Börse und bei dem Frauenzimmer die Liebhaber und Spekulanten aus, nur wenige solide, feste Männer halten aus, eine Öde tritt ein, die Scharen sind gelichtet,

Leergebrannt

Ist die Stätte,

Wilder Stürme rauhes Bette!

Ach, und es ist doch ein Unterschied, nämlich: wenn bei einem Frauenzimmer einer ausbleibt, so bleibt er allein aus, aber wenn auf der Börse einer ausbleibt, so bleibt er „mit noch“ aus, nimmt kein süßes Angedenken mit, aber er läßt ein bitteres Angedenken zurück!

Aber wenn man die Börse sieht in ihrem Flor, Ilion im Glanz, welches Leben und Treiben, d. h. wenn einer leben will, muß er den anderen treiben! Welches Lärmen, welches Tosen!

„Wer zählt die Völker, wer die Namen,
Die handelnd hier zusammenkamen?
Vom Lerchenfeld, vom Thury-Paß,
Vom Latzendorf und von der Judengass',
Von Nikolsburgs entlegner Küste,
Von allen Dörfern kommen sie,
Selbst der da feil hat Gänsebrüste
Kommt fragend her: ‚Wie stehen sie?‘“

Aber wenn der Tag kommt:

„Dies irae, dies illa,
Tag des Schreckens, Tag des Zornes!“

Der Tag der großen Abrechnung, der Vorabend des großen Jomkipurs, an dem jeder seine Schläge kriegt, wo einer dem anderen seine Schläge austeilt, ja wo sie die Schläge gar nicht zählen, ob Neununddreißiger oder Vierziger; an diesem Tage, wo einem die Schuhe zu weit werden und man sich auf die Strümpfe macht, an diesem Tage, da ist Ilion wüst und verwaist. Große Zahnlücken sind in den Reihen zu bemerken; wie nach einer Schlacht fragen sich die auf

dem Platz Gebliebenen um die Zahl der Toten,
Hartblessierten und Vermißten mit Zahlen und
Zahlungen! Und mancher, der

„Mit König Friedrichs Macht,
Gezogen in die Prager Schlacht,
Der hat nicht mehr geschrieben,
Und ist zu Haus geblieben!“

Und ist zu Hause geblieben! Ach, wer schildert,
wer gibt ein Bild von einem solchen zu
Hause Gebliebenen?

„Seht, da sitzt er auf der Matte,
Aufrecht sitzt er da,
Mit dem Anstand, den er hatte,
Als er die Börs' noch sah!

Doch wo ist die Kraft der Fäuste,
Wo des Atems Hauch,
Als er noch schrie, der Dreiste:
„Ichnehm' mit Vierzig auch!“

Wo die Augen, falkenhelle,
Die auf der Aktie Spur
Waren von der Börsen-Stelle
Bis auf die Grünanger-Flur?

Diese Arme mit dem Zettel,
Mit „Dividend“ und „Schluß“?
Seht, zu Ende ist der Bettel,
Und er tut mehr keinen Schuß!

Wohl ihm! Er ist heimgegangen,
Wo kein Kostherr frißt,
Wo noch, eh ein Jahr vergangen,
Mancher von uns ist! —

Sitzt zu Haus dermalen,
Läßt uns hier allein,
Daß wir hier bezahlen
Die „Differenzen“ sein!

Und so geht denn der Chineser
Einst hinab ins Grab,
Als nähm er Livorneser
Mit sich noch hinab!

EMILE ZOLA

DAS LEICHENSCHAUHAUS

(1868)

Die Morgue ist ein Schauspiel, das sich alle Gesellschaftsklassen leisten können und das sich die armen und reichen Passanten gratis bieten. Die Türe steht offen, mag eintreten, wer will. Es gibt Liebhaber, die einen Umweg machen, um nur ja keine Vorstellung des Todes zu versäumen. Sind die Fliesen leer, so gehen die Leute enttäuscht hinaus und murmeln ärgerlich etwas vor sich hin. Sind die Fliesen dagegen gut belegt, so drängen sich die Besucher, verschaffen sich billige Gemütsaufregungen, geraten in Entsetzen, Scherz, applaudieren und zischen wie im Theater, und ziehen sich befriedigt zurück, indem sie erklären, die Morgue wäre an diesem Tage sehr sehenswert.

...ein gemischtes und bunt verschiedenes Publikum, das bald in Mitleid zerfloß, bald höhnische Bemerkungen machte. Arbeiter, die zur Werkstatt gehen, treten mit einem Brot unter dem Arm und mit ihrem Handwerkszeug ein; sie finden den Tod merkwürdig. Unter ihnen traf man Witzbolde, die den Zuschauern ein Lächeln entlockten, indem sie über die Grimasse eines jeden Leichnams einen Witz rissen; sie nannten die durch Feuer Umgekommenen „Kohlenbrenner“;

die gehenkten, die ermordeten, die ertrunkenen, die verstümmelten oder zerfleischten Leichname reizten ihre tolle Laune, und ihre etwas zittrige Stimme stotterte in dem bebenden Schweigen des Saales komische Phrasen. Dann kamen kleine Rentiers, magere dürre Greise, Bummler, die, weil sie nichts Besseres zu tun hatten, eintreten und die Körper mit dummen Augen und mit den Mienen friedlicher, verzärtelter Menschen betrachten. Die Frauen waren in großer Anzahl vertreten, da gab es jugendliche frische Arbeiterinnen mit weißer Wäsche und sauberen Röcken, die hurtig von einem Glaskasten zum anderen gingen und aufmerksam die Augen aufrissen, wie vor dem Schaufenster einer Modewarenhandlung, es kamen ferner stumpfsinnige Weiber aus dem Volk, die klägliche Gesichter machten, und feingekleidete Damen, die nachlässig ihre Seidenkleider auf den Fliesen schleiften.

HENRY M. STANLEY

WIE ICH LIVINGSTONE FAND

(1871)

In seiner Funktion als Reiseberichterstatler des „New York Herald“ bekam Henry Stanley den Auftrag des Herausgebers Gordon Bennett, den in Südafrika verschollenen Missionär und Forscher Livingstone aufzufinden, — nein, darüber zu berichten, wie er ihn aufgefunden habe. Stanley entledigte sich des Auftrages, indem er den Lesern seines Blattes erzählte, wie er den Gesuchten in Udschidschi erreicht habe; auf der Weiterfahrt sei Livingstone gestorben. Wenn man im Nachfolgenden die belanglosen Sätze liest, die Stanley über seine Begegnung mit Livingstone zu Udschidschi meldet, wird man es vielleicht begreiflich finden, daß die Behauptung erhoben wurde, Stanley habe Livingstone nie gesehen. Auch Emin Pascha, den Stanley siebzehn Jahre später in der Äquatorialprovinz befreit haben will, verwahrte sich dagegen, von ihm gerettet worden zu sein. Trotz alledem hat dieser große Reporter (besonders im Gebiete des Kongo) bedeutungsvollere Entdeckungen gemacht als je ein Weltreisender des 19. Jahrhunderts. Bekannt ist die (von Jules Verne verwertete) Anekdote, daß er nach einer Schlacht in Spanien als erster aller Sonderberichterstatler zum Postamt kam und nach Abgabe seiner Nachricht noch das ganze Evangelium Matthäi telegraphierte, damit der Draht allen Konkurrenten gesperrt sei.

Im Jahre des Heils 1869, am 16. Oktober, kam ich frisch vom Gemetzel bei Valencia in Madrid an. Um zehn Uhr übergab mir Jacopo in der Calle

de la Cruz ein Telegramm, das lautete: „Kommen Sie sofort wichtiger Geschäfte wegen nach Paris.“ Das Telegramm sendete James Gordon Bennett der Jüngere, Direktor des „New York Herald“.

Rasch nahm ich meine Bilder von den Wänden meiner im zweiten Stockwerk befindlichen Stube, packte meine Bücher und Erinnerungszeichen zusammen, halbgewaschene und halbtrockene Kleidungsstücke, und bald darauf war mein Gepäck geordnet und nach Paris signiert.

Der Schnellzug nach Hendaye fuhr um drei Uhr nachmittags von Madrid ab, es blieb mir also noch Zeit, von meinen Freunden Abschied zu nehmen. Einer ihrer, Berichterstatter etlicher Londoner Zeitungen, wohnte Calle Goya Nr. 6, im vierten Stockwerk. Er hatte einige Kinder, für die ich ein lebhaftes Interesse hegte. Der kleine Karl, der kleine Willy waren meine intimen Freunde, sie lauschten den Erzählungen meiner Abenteuer und es freut mich, sie zu unterhalten. Jetzt aber mußte ich von ihnen Abschied nehmen.

Ferner hatte ich Bekannte bei der Gesandtschaft der Union. So gern ich auch mit ihnen verkehrte, jetzt mußte ich sie verlassen. „Sie werden uns doch hoffentlich schreiben. Es wird uns freuen, von Ihrem Wohlbefinden zu vernehmen.“ Wie oft schon habe ich während meiner aufregenden Tätigkeit als ruheloser Journalist dergleichen Worte vernommen und wie oft schon habe ich denselben Schmerz empfunden beim Scheiden von

ebenso werten Freunden. Doch ein Journalist muß das Schwerste ertragen. Wie der Gladiator in der Arena muß er stets kampfbereit dastehen und weicht er mutlos zurück, so ist er verloren. Der Gladiator muß seine Brust dem drohend gezückten Schwert darbieten, der reisende Journalist muß dem Auftrage gehorchen, der ihn seinem Schicksal entgegenführt. Ob zum Schlachtfelde, ob zum Festgelage, er lautet immer gleich: „Mach dich bereit und gehe.“

Um drei Uhr nachmittags fuhr ich ab und da wir in Bayonne einige Stunden Aufenthalt hatten, kam ich erst in der nächsten Nacht in Paris an. Ich eilte sofort ins Grand Hotel und pochte an Herrn Bennetts Türe. „Herein!“ rief eine Stimme. Ich trat ein und fand Herrn Bennett im Bette.

„Wer sind Sie?“ fragte er.

„Ich heiße Stanley“, war meine Antwort.

„Richtig! — Nehmen Sie Platz. Ich habe einen wichtigen Auftrag für Sie.“ Nachdem er in den Schlafrock geschlüpft war, fragte er mich: „Wo dürfte sich jetzt Ihrer Meinung nach Livingstone befinden?“

„Das weiß ich wahrhaftig nicht.“

„Glauben Sie, daß er noch am Leben sei?“

„Vielleicht, vielleicht auch nicht.“

„Ich glaube, daß er noch lebt und aufzufinden sei. Und ich möchte Sie dazu ausschicken.“

„Was?“ rief ich aus. „Sie glauben wirklich, daß ich Dr. Livingstone auffinden könnte? Sie glauben wirklich, daß ich nach Zentral-Afrika gehen sollte?“

„Jawohl! Ich meine, daß Sie ihn aufsuchen, wo immer auch Sie ihn vermuten und daß Sie alle Nachrichten, die Sie von der Sache einholen können, sammeln. Vielleicht“ — fügte er nachdenklich hinzu — „ist der alte Mann in Nöten. Nehmen Sie genug mit, um ihm beizustehen, falls er es braucht. Sie können ganz nach Gutdünken tun und handeln, aber — finden Sie Livingstone auf!“

Ich war ganz erstaunt über diesen kaltblütigen Auftrag, der einen Menschen nach Zentral-Afrika schickt, um jemand aufzusuchen, den fast alle für tot hielten; und ich machte den Einwand: „Haben Sie auch ernstlich die großen Kosten in Betracht genommen, die diese kleine Reise verursacht?“

„Was mag sie kosten?“ fragte er kurz.

„Burtons und Spekes Reise nach Zentral-Afrika hat dreitausend bis fünftausend Pfund Sterling gekostet, ich glaube daher, daß als Geringstes zweitausendfünfhundert Pfund angenommen werden muß.“

„Gut, da will ich Ihnen etwas sagen. Beheben Sie vorerst tausend Pfund, und wenn diese verausgabt sind, ziehen Sie auf uns weitere tausend, sind diese verbraucht, wieder tausend, noch einmal tausend, und so weiter, aber — finden Sie Livingstone auf.“

Etwas verwundert, aber doch nicht beirrt durch diesen Auftrag, — ich wußte, wenn Herr Bennett einmal einen Entschluß gefaßt hat, er nicht so leicht davon abzuweichen geneigt war — glaubte ich doch, daß er nicht das Für und Wider eines derartigen Riesenunternehmens reiflich er-

wogen habe und bemerkte: „Ich hörte, Sie hätten die Absicht, den ‚Herald‘ zu verkaufen und sich von Geschäften zurückzuziehen, wenn Ihr Vater stürbe.“

„Da sind Sie sehr falsch unterrichtet worden. So viel Geld gibt es gar nicht in New York, um den ‚Herald‘ zu kaufen. Mein Vater hat ihn zu einer großen Zeitung gemacht, ich will ihn noch größer machen. Er soll eine Zeitung im wahrsten Sinne des Wortes werden, eine Zeitung, die alles bringt, was die Welt interessieren kann, mag es auch noch so viel kosten.“

„Dann hab’ ich nichts weiter zu bemerken“, antwortete ich. „Soll ich, um Livingstone aufzusuchen, direkt nach Afrika reisen?“

„Nein. Ich wünsche, daß Sie sich vor allem zur Einweihung des Suez-Kanals begeben und von hier nilaufwärts fahren. Baker soll jetzt in Oberägypten sein. Suchen Sie alles, was möglich ist, über seine Reise zu erfahren. Und wenn Sie den Nil aufwärts fahren, beschreiben Sie recht genau, was für Touristen interessant ist. Schreiben Sie einen recht praktischen Führer für Unterägypten, wo Sie über alles Schenswerte Mitteilungen machen und auch anzeigen, in welcher Weise es zu besichtigen wäre. Dann fahren Sie nach Jerusalem. Dort soll Kapitän Warren einige interessante Entdeckungen gemacht haben. Besuchen Sie danach Konstantinopel und berichten Sie uns über die Spannung, die zwischen Sultan und Khedive herrscht. Von dort aus könnten Sie die Krim und die alten Schlachtfelder be-

suchen; ferner durch den Kaukasus bis ans Kaspische Meer, wo die Russen eine Expedition gegen China vorbereiten sollen. Von hier aus könnten Sie durch Persien nach Indien fahren und uns einen interessanten Bericht aus Persopolis mitteilen. Dicht am Wege liegt Bagdad, wie wäre es, wenn Sie dahin gingen und uns etwas über die Euphrattal-Eisenbahn mitteilen würden? Von Indien aus könnten Sie sich auf die Suche nach Livingstone machen. Wahrscheinlich haben Sie bis dahin erfahren, daß er sich auf dem Rückweg nach Zanzibar befinde, anderenfalls gehen Sie nach dem Innern, um ihn dort aufzusuchen. Ist er noch am Leben, so trachten Sie, von ihm so viel Mitteilungen wie möglich zu erhalten; ist er jedoch tot, so verschaffen Sie sich die sichersten Beweise dafür. Das ist alles. Gute Nacht! Leben Sie wohl!“

„Gute Nacht!“ erwiderte ich. „Ich will mein möglichstes tun. Gott wird mir wohl seinen Beistand geben.“

Es ist wohl überflüssig, hier ausführlich zu erzählen, was ich getan habe, ehe ich nach Zentral-Afrika ging. Ich zog nilaufwärts, sah den Oberingenieur der Bakerschen Expedition, Herrn Higginbotham, in Phylae und verhinderte ein Duell zwischen ihm und einem jungen heißblütigen Franzosen, der es jenem übelnahm, daß er ihn, obgleich er ein Fes trug, für einen Ägypter gehalten hatte. Ich sprach in Jerusalem mit Kapitän Warren und fuhr dort in eine der Gruben ein, um die Werkzeichen tyrischer Arbeiter auf

den Grundsteinen des Tempels Salamonis zu berücksichtigen. Ich reiste über die Schlachtfelder der Krim, besuchte in Trapezunt den Arabien-Reisenden Palgrave und in Tiflis den Zivilgouverneur des Kaukasus Baron Nicolai, war in Teheran mit dem russischen Gesandten beisammen, und schrieb endlich, nach dem Vorbild vieler berühmter Männer, meinen Namen auf die Monumente von Persopolis.

Im August 1870 kam ich nach Indien. Am 12. Oktober fuhr ich auf der Barke Polly von Bombay nach Mauritius. Das Schiff bewegte sich sehr langsam, die Fahrt währte daher siebenunddreißig Tage. Direkt nach Zanzibar zu reisen, fehlte mir die Gelegenheit, so fuhr ich denn nach den Seychellen. Drei oder vier Tage nach meiner Ankuft auf Mahé, einer Insel der Seychellen, gelang es mir, mit einem amerikanischen Walfischfahrer nach Zanzibar zu segeln, wo ich am 26. Januar 1871 anlangte. Und nun begann die eigentliche Reise zur Aufsuchung Livingstones. Sie ist, ich will es zugeben, ein Ikarusflug des Journalismus; manche haben sie sogar eine Don- quichottiade genannt. Indes diese Bezeichnung glaube ich berechtigterweise nun zurückweisen zu können.

Ausdrücklich bemerke ich, daß es die Expedition des „New York Herald“ ist, daß ich nur im Auftrage dessen Eigentümers, des Herrn James Gordon Bennett, gehandelt habe und daß er die Kosten trug.

DIE BEGEGNUNG MIT LIVINGSTONE

(„New York Herald“, 10. November 1871)

...Ehe wir hundert Meter vorwärts kamen, hatten unsere wiederholten Salven den gewünschten Effekt hervorgebracht. Wir hatten Udschidschi verständigt, daß eine Karawane angelangt sei und die Leute strömten uns zu Hunderten entgegen. Der Anblick der Flaggen gab auf den ersten Blick hin zu wissen, daß wir eine Karawane bildeten, doch erregte die amerikanische, die von dem riesigen Asmani getragen wurde, das meiste Aufsehen. Manche jener, die sich nahten, erkannten die Farben. Sie hatten die Flagge von dem amerikanischen Konsulate und von dem Masten so manchen Schiffes im Hafen von Zanzibar gesehen und sie begrüßten sie mit Ausrufen: „Bindera Kisungu! — Bindera Merikani!“ (Die Flagge des Weißen. — Die Flagge Amerikas.)

Dann umringten sie uns: Wadschidschi, Wanyamwezi, Wangwana, Warundi, Waghuhha, Wanyanyuema und Araber. Fast taub wurden wir von ihren Rufen: „Jambo, Jambo, bana! Jambo bana! Jambo bana!“ Alle meine Leute erhielten den Willkommengruß.

Nun waren wir noch dreihundert Schritte vom Dorfe Udschidschi entfernt und mich umgab die gleiche Menge. Plötzlich vernahm ich eine Stimme zu meiner Rechten: „Good morning, Sir!“

Erstaunt, diese Begrüßung aus dem Schwall

Schwarzer heraus zu hören, drehte ich mich rasch um, um den Sprecher zu betrachten und sah ihn an meiner Seite, mit ganz schwarzem, aber froh belebtem Gesicht, bekleidet mit einem langen, weißen Hemd und einem Turban aus Leinwand um das wollige Haupt gewunden. Ich fragte ihn: „Wer sind Sie doch?“

„Ich bin Susi, der Diener Doktor Livingstones“, antwortete er lächelnd, wobei er seine glänzend weißen Zähne zeigte.

„Was! Ist Doktor Livingstone hier?“

„Jawohl, Herr!“

„In diesem Dorfe?“

„Jawohl, Herr!“

„Ist das bestimmt?“

„Ganz bestimmt, Herr. Ich habe ihn soeben erst verlassen.“

„Ist der Doktor gesund?“

„Nicht ganz gesund.“

„Wo war er so lange?“

„In Manyema.“

„Nun, Susi, laufen Sie zum Doktor und melden Sie meine Ankunft.“

„Jawohl, Herr.“ — Und wie toll rannte er davon. Indes waren wir dem Dorfe auf zweihundert Meter näher gekommen und die Menge wurde so dicht, daß uns schier der Werg versperrt war. Araber und Wangwana drängten sich durch die Menge der Eingeborenen, um uns zu begrüßen, denn nach ihrer Anschauung zählten wir zu den Ihrigen. Alle waren erstaunt und fragten: „Wie kommt ihr von Unyanyembe her?“

Bald kam Susi zurückgelaufen und fragte mich um meinen Namen. Er hatte dem Doktor die Nachricht meines Kommens gebracht, doch der Doktor war so überrascht, daß er's ihm kaum glauben wollte und als er Susi nach meinem Namen fragte, wußte dieser nichts zu antworten.

Jedoch während Susis Abwesenheit kam Livingstone die Nachricht zu, daß wirklich ein Weißer angelangt sei. Und die arabischen Großen von Udschidschi, wie Mohammed ben Sali, Said ben Madschid, Abid ben Suliman, Mohammed ben Garib und andere noch, hatten sich vor des Doktors Haus versammelt und der kam aus der Veranda heraus, meine Ankunft zu erwarten. Indes hatte die Spitze der Expedition angehalten, der Kirangozi trat mit erhobener Flagge aus der Reihe und Selim sprach zu mir: „Ich sehe den Doktor, Herr. Ach, welch alter Mann. Er hat einen weißen Bart.“ Und ich — was hätte ich nicht darum gegeben, ein Weilchen allein in einer Wildnis zu sein, wo ich meiner Freude, ungesehen von den anderen, in tollster Weise hätte Luft machen können. Mein Herz pochte heftig; doch ich durfte meine Empfindungen nicht durch ein Mienenspiel verraten, denn das mochte die Würde beeinträchtigen, die ein weißer Mann unter solchen außergewöhnlichen Umständen beenden muß.

So tat ich denn, was ich am würdigsten hielt: ich stieß die Menge zurück und schritt, von rückwärts kommend, durch eine lebende Allee von Menschen, bis ich zu dem von Arabern gebilde-

ten Halbkreis gelangte, wo „der weiße Mann mit dem grauen Barte“ stand.

Als ich langsam auf ihn zutrat, bemerkte ich, daß er bleich war und abgespannt aussah. Er hatte einen grauen Schnurr- und Backenbart, trug eine bläuliche Mütze mit verbleichtem Goldband auf rotem Grunde, eine Weste mit roten Ärmeln und graue Zwilchhosen. Gern wäre ich auf ihn losgestürzt, doch ich war in Gegenwart des Haufens zu feige dazu; ich wollte ihn umarmen, nur wußte ich nicht, wie er es aufnehmen würde. So tat ich denn, was moralische Feigheit und falscher Stolz als das Beste zu tun mir rieten — ich schritt auf ihn zu und fragte, den Hut abnehmend:

„Doktor Livingstone, wie ich vermute?“

„Jawohl!“ antwortete er mit freundlichem Lächeln, die Mütze leicht lüftend.

Ich setzte meinen Hut wieder auf, er seine Mütze und wir drückten uns die Hände. Dann sprach ich laut: „Ich danke Gott, Doktor, daß es mir gegönnt ist, Sie zu sehen.“

„Ich freue mich, Sie hier begrüßen zu können“, war seine Antwort.

Dann wandte ich mich den Arabern zu; zog, ihren Chor von „Jambo“ beantwortend, meinen Helm und der Doktor stellte sie mir mit Namen vor. Die Menge und auch die Leute, die mit mir so viel Gefahren teilten, vergessend, ging ich dann mit dem Doktor in sein Haus. Er wies auf die Veranda, oder vielmehr auf die Lehmplattform unter dem breiten überhängenden Dache hin; er wies auf seinen eigenen Sitz, dessen Konstruk-

tion, wie ich bemerkte, vom Alter und den Erfahrungen des Eigentümers hervorgebracht worden war. Es war eine Strohmatten mit einem darübergelegten Ziegenfell und einem zweiten, an der Mauer befestigten Fell, das seinen Rücken vor der Berührung mit dem kalten Lehm schützen sollte. Ich verwahrte mich dagegen, seinen Sitz einzunehmen, der ihm eher ziemte als mir, doch er wollte nicht nachgeben.

So saßen wir denn, den Rücken gegen die Wand. Die Araber nahmen zu unserer Linken Platz. Vor uns standen mehr als tausend Eingeborene und füllten den ganzen Platz, ihre Neugier befriedigend und die Tatsache besprechend, daß zwei weiße Männer in Udschidschi sich begegneten, der eine von Manyema im Westen kommend, der andere von Unyanyembe im Osten. Das Gespräch begann. Worüber? Ich gestehe, ich habe es vergessen. Ach, wir wechselten Fragen aus, wie folgende: „Wie sind Sie hergekommen?“ und „Wo sind Sie die ganze Zeit gewesen, die Leute wähten Sie schon tot.“ Jawohl, so begann das Gespräch. Was aber der Doktor mir sagte, und was ich ihm erwiderte, das könnte ich nicht genau berichten, denn ich war stets damit beschäftigt, ihn anzublicken, des wundervollen Mannes Gestalt und Züge zu studieren, an dessen Seite ich nun in Zentral-Afrika saß. Jedes Haar seines Hauptes und Bartes, jede Runzel seines Antlitzes, seine hageren Züge, sein etwas abge-spanntes Wesen — sie alle teilten mir mit, was ich stets zu erfahren wünschte, seitdem ich die

Worte vernommen: „Nehmen Sie, was Sie brauchen, aber finden Sie Livingstone.“ Was ich sah, eine besonders interessante Nachricht für mich, eine unübertünchte Wahrheit. Ich lauschte und las zu gleicher Zeit. Was erzählten mir doch diese stummen Zeugen!

HENRY STEPHAN OPPERT DE BLOWITZ

WIE ICH MIR DEN DEUTSCH-FRANZÖSISCHEN VERTRAG VERSCHAFFTE

(„Harper's Monthly Magazine“, 1900)

Den Titel eines „Königs der Reporter“ und des „Erfinders des Interviews“ hat sicherlich die „Times“ dem Herrn Henri Stephan de Blowitz verliehen, dem sie auch eine marmorne Gedenktafel an ihrem Londoner Haus errichtet hat. Das Blatt ist ihm allerdings zu Dank verpflichtet, denn Blowitz diente ihm so unterwürfig und ergeben, wie es wohl sein Vater als Tempeldiener den Synagogenvorstehern der böhmischen Gemeinde Blowitz tat. Henri Stephan de Blowitz ist als Heinrich Oppert geboren, ebensowenig auf dem väterlichen Grafenschloß, wie er vom Erzbischof im Beisein des ganzen Hochadels getauft worden ist, — obwohl er solches in seinen Memoiren beschwört. Er kam als Sprachlehrer nach Frankreich und durch Übersetzungsarbeiten in das Bureau des Korrespondenten der „Times“. Durch Skrupellosigkeit, Rührigkeit, Findigkeit und Zudringlichkeit rückt er vor, mit Bismarck hat er zu tun (s. „Gedanken und Erinnerungen“), mit Gambetta, er interviewt den Sultan, Alphons XII. von Spanien, Papst Leo XIII., alle Diplomaten und Politiker. Sein Leben ist eine Jagd nach der Nachricht, nach der Erst-Veröffentlichung — ein häufiger Typ im modernen Zeitungswesen. Selbstgefällig, übertreibend und pathetisch schilderte er vor seinem Tode seine siegreichen Intrigen in Artikeln von „Harpers Monthly Magazine“, als hätte er Großes für die Menschheit vollbracht, weil er bewirkte, daß seine Zeitung ihrer Konkurrenz um eine Stunde voraus war.

Es war am 5. Juli 1878 in Berlin, eine Woche vor Beendigung des Berliner Kongresses, als ich im Saal des Hotels Kaiserhof einen Privatbrief las, der eben angekommen war und der folgende Stelle enthielt: „Ich habe Ihre Berliner Artikelserie mit großem Entzücken verfolgt. Sie würden diese Kampagne würdig krönen, wenn Sie als erster den Vertrag veröffentlichen würden und es ist wohl nicht nötig, Ihnen zu sagen, mit welcher Freude ich es sehen würde, wenn diese größte Tat des modernen Journalismus von Ihnen verwirklicht würde.“

In diesem Augenblick schritt ein mir freundlich gesinnter Diplomat durch die Halle des Hotels. Ich muß betrübt ausgesehen haben, denn er trat rasch auf mich zu und sagte: „Haben Sie schlimme Nachrichten bekommen?“ Einer instinktiven Eingebung folgend, zeigte ich ihm, ohne zu antworten, den Brief. Er las ihn aufmerksam und wandte sich zu mir: „Ihnen liegt also sehr viel daran, mit der Veröffentlichung des Vertrages allen zuvorzukommen?“ — „Wenn ich zwischen Orden und Dekorationen der ganzen Welt und dem Vertrage zu wählen hätte, würde ich den Vertrag wählen.“ — „Und wie wollen Sie ihn bekommen?“ — „Ich habe eben die Versicherung erhalten, daß Fürst Bismarck mit meiner Veröffentlichung über unsere Unterredung sehr zufrieden ist und daß er glaubt, ich hätte damit dem Frieden einen großen Dienst erwiesen. Ich werde zu ihm gehen, und ihn bitten, mich durch die Mitteilung des Vertrages zu belohnen.“ Mein

Freund dachte einen Augenblick nach und rief dann aus: „Nein, bitten Sie ihn nicht, bevor Sie mich nicht noch einmal gesehen haben. Seien Sie morgen zwischen eins und zwei in der Wilhelmstraße, ich werde Sie dort treffen.“

Am nächsten Tage in der Wilhelmstraße kam er auf mich zu und sagte rasch: „Holen Sie sich den Vertrag bei mir am Tage vor der Beendigung des Kongresses.“ Ich konnte meinen Jubel kaum verbergen.

Und nun, da ich sicher war, den Vertrag zu erhalten, hatte ich doppelt Angst. Erstens: der Kongreß sollte nach des Kanzlers Erklärung am 13. enden. Das war ein Samstag. Ich sollte also den Vertrag am 12. haben und es war notwendig, daß er, koste es, was es wolle, am 13. veröffentlicht würde, da die englischen Zeitungen am Sonntag nicht erscheinen, und der Montag ein zu später Erscheinungstermin wäre. Zweitens: es war nicht genug, den Vertrag zu haben, ich mußte auch der einzige sein, der ihn hatte. Die deutschen Blätter waren verstimmt über den Kanzler, weil er ihre Vertreter nicht vorgelassen hatte. Ich schloß, daß er, um sie zu beruhigen, ihnen wahrscheinlich den Vertrag geben werde. Wenn der dann am Samstag in Berlin erscheinen würde, wäre ich geschlagen. Ich war in Verzweiflung. Was konnte ich dagegen tun? Wie könnte ich den Vertrag telegraphieren? In Deutschland oder Österreich war es unmöglich, ihn abzugeben, und für Paris wäre es zu spät, denn, da ich ihn am Freitag bekommen sollte, konnte ich nicht zeitig

genug in Paris sein, um ihn am Samstag in London zu publizieren. Ich kam zu dem Entschluß, ihn nur von Brüssel zu depeschieren.

Ich besuchte den Baron Nothomb, den belgischen Minister in Berlin, und kam mit dem Vorwand, daß der Vorschlag gemacht worden sei, einen nächtlichen Depeschendienst zwischen Brüssel und London einzurichten. Ich bat ihn, mir einen Brief an M. Vinchent, den Generaldirektor in Brüssel, mitzugeben, mit dem dringenden Auftrage, mich sofort eine lange Nachricht nach London telegraphieren zu lassen, um zu prüfen, wie schnell die Verbindung zwischen Brüssel und London herzustellen sei. Baron Nothomb gab mir sofort den Brief.

Es blieb mir nun übrig, zu verhindern, daß ein anderer den Vertrag bekomme. Ich bat den Prinzen Hohenlohe und den Grafen St. Vallier, den Fürsten Bismarck zu ersuchen, mir den Vertrag einzuhändigen und kalkulierte folgendermaßen: Bismarck behauptet, ich hätte dem Frieden einen Dienst erwiesen. Ich verlange als Belohnung den Vertrag. Gibt er mir ihn, ist alles gut, denn er ist nicht der Mann, eine Sache halb zu tun. Da er mich belohnen will, gibt er ihn keinem anderen. Er allein kann ihn der deutschen Presse geben. Wenn ich ihn bekomme, kann ich bis zum Ende des Kongresses warten, ihn am Sonntag absenden und er ist am Montag veröffentlicht. Lehnt er es mir ab, so bin ich sicher, daß er es auch allen anderen ablehnt. Auf keinen Fall kann mir jemand zuvorkommen. Prinz

Hohenlohe und Graf St. Vallier waren so freundlich, meine Bitte vorzubringen.

Am 12. Juli um halb zehn begab ich mich zu dem Diplomaten, meinem Freunde, der mir den Vertrag versprochen hatte. Er gab mir ihn mit Ausnahme der beiden letzten Absätze, die erst in der vorletzten Sitzung verhandelt werden sollten, und der Einleitung, die der mit ihrer Niederschrift betraute M. Desprez noch nicht fertiggestellt hatte.

Mit dem Vertrag in der Hand kehrte ich in den „Kaiserhof“ zurück, die Antwort des Prinzen Hohenlohe zu erwarten. Ich erhielt sie um zehn Uhr, sie lautete: „Ich bedaure, nicht in der Lage zu sein, Ihnen einen günstigen Bescheid bringen zu können, da der Kanzler im Hinblick auf die Mißstimmung der deutschen Presse diese allzu sehr aufzubringen fürchtet, wenn er Ihnen den Vertrag geben würde.“

Ich gab vor, darüber sehr aufgebracht zu sein, gab den Auftrag, meine Koffer zu packen, verlangte die Hotelrechnung, bestellte ein Abteil für den Zug um 12 Uhr 30 und kündigte an, daß ich abreise, ohne die morgige Sitzung abzuwarten. Einem meiner Kollegen, dem schwatzhaftesten von allen, vertraute ich an, ich sei wütend darüber, daß Fürst Bismarck, trotzdem er selbst mein Verdienst um den Frieden hervorgehoben hatte, mir den Vertrag verweigert habe. Ich zeigte ihm den Brief des Prinzen Hohenlohe und fügte hinzu, daß ich nicht eine Stunde länger in einer Stadt bleiben wolle, wo ich in dieser Weise behandelt

werde. Mein Kollege beeilte sich, meine Worte weiter zu erzählen und alle meine Genossen, meine Erregung teilend, kamen herbei, mir ihr Beileid auszusprechen. Mein Freund und Kollege M. Mackenzie Wallace wurde von meinem Sekretär benachrichtigt, daß ich im Interesse unseres Blattes abreise und ihn bitte, mit mir zu kommen.

Nun begab ich mich zum Grafen St. Vallier, einem der drei französischen Hauptbevollmächtigten des Kongresses und traf ihn um 11 Uhr. Er bedauerte, daß seine und des Prinzen Hohenslohe Bitte abschlägig beschieden sei und erklärte sich bereit, mir zur Entschädigung am Tage nach Beendigung des Kongresses eine Rückschau über die Verhandlungen zur Verfügung zu stellen. Ich sollte bleiben. Ich lehnte dankend ab und erklärte, daß ich unbedingt reisen wolle. „Kann ich also nichts für Sie tun?“ fragte er mich. — „Sehr viel, Herr Graf. Geben Sie mir den Text der Einleitung, die schon in Ihrer Hand sein muß.“ — „In der Tat ist mir die Einleitung gerade eingehändigt worden. Aber was wollen Sie damit machen? Sie können doch nicht die Einleitung ohne den Vertrag veröffentlichen.“ Schließlich aber erklärte er sich bereit, mir die Einleitung langsam vorzulesen. Das genügte mir.

Als ich auf dem Bahnhof ankam, saß Mr. Mackenzie Wallace bereits in unserem Abteil. Mein Sekretär teilte mir mit, daß einige Kollegen gekommen seien, um Abschied von mir zu nehmen. „...und um zu sehen, ob ich wirklich abgereist bin“, ergänzte ich. Nachdem ich mich ver-

abschiedet hatte, stieg ich ein und bemerkte noch auf dem Bahnsteig einige Leute, die mich beobachteten; einer von ihnen, der mir schon in Berlin immer gefolgt war, befand sich im benachbarten Abteil. Mister Wallace, der brüderliches Interesse an meiner Kongreßarbeit genommen hatte, war über die mir zugefügte Beleidigung sichtlich erschüttert und mein Sekretär trug eine geradezu verzweifelte Miene zur Schau. Als wir die Umgebung von Berlin verlassen hatten, sagte ich zu meinem Sekretär: „Nehmen Sie Feder und Tinte, ich werde etwas diktieren.“ Ich diktierte ihm die Vertragseinleitung. Als sie fertig geschrieben war, zog ich den Vertrag aus der Tasche. Das war ein wahrer Ausbruch von Jübel, die schönste Freude, welche meine Anstrengungen ernten konnten, als ich zwei Herzen sah, die so liebevoll und bedingungslos mit einem unter großen Schwierigkeiten erzielten Erfolg sympathisierten. „Wir werden den Vertrag jetzt nicht lesen“, sagte ich zu Mr. Wallace. „Öffnen Sie Ihren Rock, wir werden den Vertrag, die Einleitung und den Brief des Barons Nothomb an Mr. Vincent ins Futter einnähen, damit wir nichts für die Sicherheit dieser Schriftstücke zu befürchten haben.“ Als dies getan war, sagte ich zu Mr. Wallace: „Wir werden offenbar überwacht und ich besonders. Bei der nächsten Station verlassen Sie dieses Abteil und gehen in ein anderes auf der linken Seite, weil in einem der rechten Abteile jemand sitzt, der uns beobachtet. Wir müssen uns stellen, als ob wir einander nicht kennen wür-

den. In Köln nehmen Sie den Brüsseler Zug und werden dort um fünf Uhr morgens ankommen. Sie gehen direkt zum Telegraphenamt. Wenn man, wie ich annehme, es Ihnen verweigert, den Vertrag ohne höheren Befehl weiterzugeben, müssen Sie Mr. Vincent aufwecken, den Brief Baron Nothombs vorweisen und von ihm die Übermittlung des Telegramms verlangen.“

Wallace begab sich in ein anderes Abteil, und wir näherten uns einander nicht mehr; aber in den Stationen, wo wir einander ansichtig wurden, mußte ich lachen, wenn ich sah, wie er auf die Stelle seines Rockes, wo der Vertrag fest eingenaht war, immer hingriff, um sich von dessen Vorhandensein zu überzeugen. Als er in Brüssel ankam und dem Beamten die Depesche hinreichte, damit dieser die Worte zähle, rief der Postbeamte aus: „Was? Das ist der Vertrag von Berlin! Ich darf mich nicht unterstehen, ihn abzusenden!“ Darauf verlangte Wallace, Herrn Vincent zu sehen. Der war noch zu Bett. Wallace zeigte den Brief Baron Nothombs und bestand darauf, den Direktor zu sprechen. Der Brief wurde in die Wohnung des Direktors getragen, der eine Viertelstunde später unten auf den Brief den Auftrag zur Abgabe schrieb.

Am 13. Juli, zur selben Stunde, als der Vertrag von 1878 in Berlin signiert wurde, meldete ein Londoner Telegramm, daß die „Times“ die Vertragseinleitung und vierundsechzig Vertragsartikel mit einer angehängten englischen Übersetzung veröffentlicht habe. Die Nachricht von

dieser Publikation rief in Berlin große Sensation hervor. Viele Personen versuchten es, zu entdecken, von wem ich den Vertrag erhalten hätte. Noch fünf Jahre später hat der Reichskanzler versucht, mir das Geheimnis zu entlocken.

Nun, jetzt habe ich eine authentische Darstellung davon gegeben, wie der Vertrag in meine Hände gefallen ist. Niemals wird mehr darüber bekannt werden und wenn ich so viel geschrieben habe, so geschah es, damit das Publikum erfahre, durch welche Anstrengungen, Opfer und Schwierigkeiten und mit welchen Besorgnissen es manchmal gelingt, dessen Durst nach Neuigkeiten zu befriedigen und dessen Begierde, den Ereignissen zuvorzukommen.

PETER ALTENBERG

LOKALE CHRONIK

(Wochenschrift „Liebele“, 1897)

Nicht in seinen Zeitungsnotizen und seinen (Variété-)Kritiken offenbart sich Peter Altenberg so sehr als der Dichter einer journalistischen und journalistisch-beeinflußten Welt, als in dem Stil und dem Sujet seiner Dichtungen. Er liest und dichtet zwischen den Zeilen der Nachrichten und der Inserate das, „was der Tag mir zuträgt“, er glaubt nicht nur der Reklame, er glaubt sogar dem Wiener Leitartikel, er malt sich das „Gott strafe England“ über sein Hotelzimmer und empfindet Sanatogen als Panacee. Seine Dichtungen sind Telegramme, sein Ton der eines zum Dichter gewordenen, vom Glauben besessenen, unerhört naiven Journalisten, apodiktisch, knapp, ekstatisch, impressionell. Wie Nachrichtentitel wirken seine Sätze, selbst die abgebrauchteste Form der Glosse, das Ausrufungszeichen, wird in ihm zum dichterischen Appell. Die Märchen des kleinen Lebens erkennt er auch in der Schablone der Lokalberichterstattung, und kein blutrünstiges Referat täuscht ihn über Schuld und Unschuld eines Angeklagten. Da er den Frauenmörder von Czinkota als Beseitiger wertloser Geschöpfe zum Zwecke einer möglicherweise besseren Sache verteidigt, wird P. A. wegen dieser Raskolnikowschen Theorie heftig angegriffen.

Er las im Café diese Notiz aus dem „Extra-
blatt“ vom 21. November.

(Ein verschwundenes Mädchen.) Das junge Mädchen, welches das vorstehende Bild zeigt, ist die fünfzehnjährige Beamtentochter Johanna H. Dieselbe sollte am verflossenen Sonntag

mittag sich in die Klavierstunde begeben, traf aber dort nicht ein und ist seitdem verschollen.

Dieselbe hat rotblonde Haare, braune Augen, eine zarte Gestalt. Die unglücklichen Eltern usw.

Dieses junge Mädchen begann er zu lieben, von ganzer Seele... Sie verwandelte sich in das „gehetzte Reh“, er sah die „brechenden Augen“. Überhaupt sie entsprach seinem Ideal. Denn erstens hatte sie rotgoldene Haare (er erlaubte sich aus rotblond rotgolden zu machen), braune Augen (die beließ er natürlich), eine zarte Gestalt...

Und zweitens wußte man von ihr nichts mehr als dieses, nichts, nichts, als daß sie rotgoldene Haare hatte, braune Augen, und verschollen war, weg, verschwunden...

Deshalb konnte seine Phantasie...

Aber sie war ja wirklich wunderschön, nicht, nach dem Bild...? Und so jung und so verschwunden...

Er begann sie zu lieben, von ganzer Seele...

Er konnte der Dame, die sich für ihn opferte im „realen Leben“, sagen: „Ah... du mit deinen...“, oder: „Ich bitte dich, Herrgott, mach mich nicht nervös...“, oder: „Genug, still, ganz still... na!“

Aber dieser Verschwundenen wäre er zu Füßen gesunken, hätte ihr die nassen Schuhe, Strümpfe ausgezogen, hätte die Zitternde in sein Bett getragen, das Plumeau bis an den Hals gelegt, hätte ein gutes Holzfeuer angemacht, Tee gekocht und gewacht, gewacht...

Oder er hätte wie ein junger Priester gesagt: „Johanna...!“ Oder er hätte... nein, das hätte er nicht.

Im Café sagte jemand: „Eine Strabanzerin, voilà tout...“

Er fühlte, daß er sich ziemlich lächerlich machen würde, wenn er eintreten würde für...

Aber angenehm war es ihm nicht, dieses Wort, und er hätte gerne gesagt: „Herr...! Mit rot-goldenen Haaren...?“

Ja, solche Argumente hat die Liebe...

Immer dachte er an dieses erste Wort „Fräulein“, das der Verführer zu ihr gesprochen hatte. Ja, das mußte er gesprochen haben. „Fräulein...!“ Und ein ganzes Leben war bereits zerpatscht wie die Fliege unter der Pracke. Ich brauche nicht zu sagen, wie er es sich weiter vorstellte, man kennt das. Aber so stellte er es sich vor: sie geht langsam mit ihren langen, zarten Beinen, ihrer goldenen Flut, in Zöpfe gedeicht, hat den „Mechanismus des Lebens“ in der kindischen Seele. Punkt zwölf Klavierstunde, Punkt eins etwas anderes, Punkt zwei, Punkt sieben, Punkt neun! Plötzlich bewirkt einer eine ungeheure Umwälzung und sagt „Fräulein“. Alle Punkte stürzen untereinander und die Seele wird ein Organismus. Damit ist alles gesagt. Sie beginnt zu atmen, ein Leben für sich!

Aber was weiß dieser gemeine Zauberer?! Er denkt: „Schöne Beine hat sie... ich nehme sie mir.“

„Ich kann nicht, mein Herr... Punkt zwölf ist Klavierstunde...!“

„Nun, Punkt eins...“ „Punkt...“, sagt der Verführer. „Kommen Sie bestimmt...!“

Eine neue Stundeneinteilung ganz einfach, ein Stundenplan des Lebens...!

Punkt neun träumt sie in ihrem Bettchen: „Jemand hat gesagt ‚Fräulein‘. Und andere Sachen.“

Jemand?! Der Mann ist es, das männliche Geschlecht, das ganze Männertum! Die Welt „Mann“ hat sich verbeugt, Reverenz gemacht, den Hut tief abgezogen vor dieser Welt „Weib“ ... Der Minotaurus „Mann“ hat eine Jungfrau verschlungen!

Jedenfalls träumt sie: „Punkt eins...!“

Ah, dieser gemeine Zauberer! Wer war es?! Ein Roué natürlich. Der junge Mann im Café liebte sie bereits von ganzer Seele, deshalb dachte er: „Ein Roué...“ Dieses Wort tat ihm wohl nicht nur, weil es französisch war und so viel besagte. Aber da fühlte er sich schon wie der „Retter aus den Tiefen menschlicher Verworfenheit“, als der, vor dessen reiner Stirne... wie hätte er denn sonst strenge und wehmütig zugleich sagen können: „Johanna...!“ wenn nämlich, in einem gewissen Fall, aber das sind nur Träume... Aber warum soll man nicht träumen?! Ja, dieses eine Wort „Johanna!“ mußte eine zweite ungeheure Umwälzung hervorbringen, die Stundeneinteilung regulieren, die Seele auf ein Neues richten, ein Reineres, wenn sie schon, ach allzu früh, aus dem „kindlichen Schläfe“ gerüttelt war...

Nun, so kindisch war er nicht, solche Phantasmagorien sich auszudenken, höchstens unter

der Schwelle des Bewußtseins, wie sich die Modernen ausdrücken. Aber oberhalb der Schwelle liebte er sie schwärmerisch und in die Welt hinein, wie einst als Knabe die kleine Camille aus „Les petites filles modèles“... Bibliothèque rose. Denn als Camille dort, in Tränen aufgelöst, sagte: „Oh, maman...“ und Madame des Renaud sich zum Gehen wandte, rief Madelaine: „Je l'ai fait, moi maman, oh oui, certainement...“ und obzwar es Madelaine gar nicht getan hatte, sondern sich opferte, hatte er nur ein seliges, unbeschreiblich seliges Gefühl in seinem kleinen Herzen: „Camille wird nicht gestraft werden...“ Oh, Madelaine, bringe dich zum Opfer!“

Aber wer war denn Camilla?! Eine Erfindung der Madame de Ségur, née Rostopschine, Bibliothèque rose.

So liebte er jetzt die Verschollene vom „Extrablatt“, beklagte tief ihr Schicksal. „Fünfzehn Jahre...“ fühlte er, „und diese schönen Farben, goldblond und braun, von den schneeweißen gar nicht zu reden...“

Aber an die schneeweißen dachte er: „Glieder wie frischgefallener Schnee...“

In ihm sang es: „Eine geknickte Blume Gottes, ein zertretenes Frühlingsglöckchen!“

Er kaufte das „Extrablatt“, obzwar es im Café siebenmal auflag.

„Wie zart sie ist, o Gott...“, dachte er. „Das kleine Kreuz am Halse, die geschreckten Augen!“ Alles betrachtete er.

„Wollen Sie sich Finderlohn verdienen...?!“
sagte der Marqueur, welcher ziemlich naseweis war.

„Aber unbeschädigt muß das Objekt sein...“,
sagte ein anderer.

Und alle lachten.

Er aber träumte: „Am Weiher, am grauen Weiher steht sie vielleicht, stützt das Kinn in die Hand, hält mit der anderen den Ellbogen und das Wort „Fräulein“ fliegt wie eine Wildente vor ihr auf und in den kalten Nebel hinein... Die Sonne glotzt blutigrot oder es ist schon schwarz und sie erfriert mir...“

Ich gehe nachts, da, dort, wo die Großstadt in
„ländliche Ebene“ abfließt, abtropft, sehe ein Kind.

Ich sage: „Johanna!...“

Ganz gewöhnlich sage ich das. Wie wenn man
sagte: „Reich mir das Brot über den Tisch“ oder
„Bitte, zünde die Lampe an“.

Sie sieht auf, kommt zu mir. Wie schön sie
ist! Ich denke an „Ihn“, den All-Erbarmen, lege
meine Hände sanft auf ihren Kopf, sage: „Jo-
hanna, Johanna...“ und „Johanna...!“

Still ist es, der Wind weht übers Feld.

Sie sagt: „Wie spät ist es...?!“

„Johanna“, sage ich, „wir werden alles zusam-
men bedenken, du bist ja ein gutes braves Mädel!“

Sie drückt sich an mich an.

„Ja“, sage ich stark, „du bist gut und brav, brav
bist du...!“

Das war die heilige Beichte.

Ich habe es ihr abgenommen... Der Herr und Magdalena...!

Glaube ist fast schon Sein! Wenn ich an dich glaube, bist du!

Wie sie sich an mich andrückt...

„Ich glaube, daß du brav und gut bist, Johanna...!“

Der Wind weht übers Feld, und ich führe sie gen Morgen!“

So träumte der Träumer.

Mein lieber Leser, du denkst gewiß, den nächsten Tag käme in die Zeitung so eine desavouierende Notiz, eine, die dich umstimmte, aus allen Himmeln risse, so ein feiner Schriftstellertrick, das Heraustreiben von Gegensätzen, um paff zu machen, wie: „Die Betreffende wurde einer Zwangskorrekptionsanstalt...“ Oder: „Jung verdorben...“

Nein, das Leben ist taktlos, übersieht die feinen Pointen...

Johanna H. blieb verschollen.

Der Wirbel des Großstadtmeeres hat sie verschluckt...

Immerhin wurde sie in ihrem kurzen Leben geliebt wie wenige! Denn nur von wenigen erfahren wir nichts Störendes für unsere „holde Phantasie“, als daß sie fünfzehn Jahre waren, goldblonde Haare, braune Augen hatten und verschollen sind, weg, verschwunden...!!

JULES HURET

GÖTTINGEN

DIE STUDENTENVERBINDUNGEN

(„Figaro“, 1900)

Jules Huret war sozusagen öffentlicher Spion: für den „Figaro“ reiste er vor dem Weltkrieg als Spezialberichterstatte in Deutschland umher, und die Franzosen wurden durch ihn besser über die Institutionen und Menschen in Deutschland unterrichtet, als es die deutschen Zeitungsleser waren. Er studierte das Münchner Hofbräuhaus und das Kohlensyndikat in Essen, die kaiserliche Hoftafel und die Juden, die Krupp-Werke und die Nachtlokale, die Wirtshausgespräche und die Kriegervereine, — alles mit den Augen des feindlichen Ausländers, aber doch sachlich und mit unverkennbarem Bestreben, es sich innerhalb seines Reisegebietes mit dessen Bewohnern nicht zu verderben. Die deutsche Presse druckte seine lehrreichen Referate nicht ab, sondern begnügte sich zu melden, wo sich der Pariser Grand-Reporter eben zu schaffen mache; mit nichts habe er in Deutschland so viel Aufsehen erregt, erzählte er lachend, als damit, daß man die Überschrift einer „Lokalanzeiger“-Notiz „Huret im Freibade Wannsee!“ als einen — Imperativ auffaßte. Drei Bände seiner Reiseschilderungen sind auch deutsch erschienen, und boten z. B. bei der französischen Besetzung des Ruhrreviers den Redaktionen das verwendbarste Material.

Statt sich wie bei uns nach Studienfächern zusammenzutun, — Jura, Medizin, Wissenschaften, Theologie, — verbinden sich die deutschen Stu-

denten pêle-mêle zu Gesellschaften, die sie mit lateinischen Namen benennen: Saxonia, Hercynia, Bremensia, Brunsviga, Hannovera usw. usw. Diese Vereinigungen haben ein gewisses Etwas, das an Geheimverbindungen erinnert, und sind es zum Teil auch früher gewesen.

Die Jugend findet daran Vergnügen, sich ein wichtiges Ansehen zu geben. Da sie noch nicht imstande ist, sich unter der großen Masse hervorzutun, will sie wenigstens unter Kindern eine Rolle spielen. Daher rühren bei den Deutschen die bunten Mützen und bei besonderen Gelegenheiten die Schläger und die hohen Stiefel, die ihnen ein drohendes und furchterregendes Ansehen geben, was ja bekanntlich das Ideal aller schüchternen Jünglinge ist.

Was die fleißig arbeitenden Studenten betrifft, so trinken sie wenig und sind daher keine echten deutschen Studenten.

Alle Verbindungen unterliegen sehr strengen Gesetzen. Einige derselben verlangen von ihren Mitgliedern vollkommene Keuschheit. Hat eines derselben gegen dieses Gesetz verstoßen, so ist er als Mann von Ehre gehalten, seine Schuld einzugestehen, und wird ausgestoßen. In anderen ist wieder das Hasardspiel untersagt. Wenn einer gegen diese Vorschrift verstößt, muß er es ebenfalls melden, worauf man ihm auf eine gewisse Zeit das Tragen der Couleur und das Teilnehmen an den Zusammenkünften verbietet.

Diese Zusammenkünfte gehören, wie das Trinken, während der ersten Semester sehr oft zu den

Hauptbeschäftigungen der Studenten. Bei denselben wird vor allem darüber verhandelt, welche Verbindungen für die nächste Mensur herausgefordert werden und welche „Burschen“ sich am nächsten Freitag schlagen sollen.

Jede Verbindung umfaßt zwei Arten von Mitgliedern: die „Burschen“, die sich schon zweibis dreimal geschlagen haben, und die „Füchse“, die sich noch nicht geschlagen haben. Die Füchse müssen den Burschen stets mit Ehrerbietung begegnen und ihnen unbedingt gehorchen.

Ich war bei der Hannovera zu Gaste, zu der seinerzeit Fürst Bismarck gehört hat!

Der größte Raum des Hauses — der, in welchem man trinkt, — heißt der „Kneipsaal“. An den Wänden prangen Silhouetten von allen Mitgliedern, die dem Korps seit dessen Entstehung angehört haben: auch die von Bismarck, die man sofort an dem von roter, blau und gold betrefter Mütze gekrönten energischen Bulldoggenprofil erkennt. Auf dem Kaminsims stehen Bronze-
statuetten von Wilhelm I., Bismarck und Moltke; daneben ein gewaltiges Bierseidel, das mir wie das Heiligtum des Hauses vorkommt.

Zwischen den Waffen, Wappenschildern, Stichen und Lithographien, die alle Wände schmücken, hängen hier und da große Pfeifen mit Porzellanköpfen und verschiedene ungeheure Hörner, aus denen die Studenten beim Wettrinken das Bier zu trinken pflegen...

* * *

Diese Verbindungen werden von ihren Mitgliedern sehr ernst genommen. Ihr Sinn für Einigkeit und die sentimentalischen Regungen, die sie nicht im Verkehr mit jungen Mädchen befriedigen, veranlaßt all diese jungen Leute, sich ihrer Gruppe mit wahrer Begeisterung anzuschließen. Die „Couleur“ ihrer Verbindung ist in ihren Augen etwas Heiliges. Sie begeistern sich ganz aufrichtig für die Freundschaft unter „Couleurbrüdern“, und für die Ehre ihrer Verbindung würden sie ohne Besinnen ihr Leben hingeben. Ihren ganzen „Idealismus“ legen sie in diese erste Hingebung ihrer jungen Seelen hinein.

Übrigens hat dieser „Idealismus“, von dem sie so gern reden, sehr wenig Wert und verliert sich mit den Jahren: es ergeht ihm genau wie den ersten jugendlichen Liebesschwüren. Doch pflegen die „Brüder“ einander noch später, und oft sogar lebenslänglich nach besten Kräften beizustehen, wenn es ihnen nicht zu viel Mühe macht, und sich eine günstige Gelegenheit dazu darbietet. So kann es einem Professor, einem Arzt oder Rechtsanwalt passieren, daß irgend jemand sich bei ihnen einfindet, der sie mit „Du“ anredet und sich als Mitglied einer Saxonia, Hannovera oder Alemannia enthüllt, der sie früher einmal angehört haben. Dann müssen sie den Betreffenden freundlich aufnehmen, ihn zu sich einladen, in ihrer Familie und ihrem Bekanntenkreise vorstellen und für ihn tun, was nur irgend in ihrer Macht steht. Man versichert mir, daß diese Pflicht immer getreulich erfüllt wird...

Aber das ist doch kein Idealismus mehr! Es ist der reinste, praktische Realismus, denn da jeder gehalten ist, dem anderen zu helfen, so haben alle den gleichen Vorteil bei der Sache, und das Gefühl streicht die Segel vor dieser utilitaristischen Solidarität. Es ist eine auf Gegenseitigkeit beruhende Gesellschaft für Protektion und Günstlingswirtschaft.

Die Reglements der Korps und Burschenschaften sind überaus streng. Es ist streng vorgeschrieben, daß man einander bei Begegnungen auf der Straße durch Abnehmen der Mütze zu grüßen hat. Ich habe schon erwähnt, daß dieser Befehl mit Emphase ausgeführt wird.

Abgesehen von den Krankheitsfällen muß jedes Mitglied bei allen Kneipen zugegen sein, und essen muß er allwöchentlich wenigstens viermal in Gesellschaft seiner Couleurbrüder. Es ist verboten, mit einer anderen Kopfbedeckung als mit der Korpsmütze auf die Straße zu gehen. Zeigt man sich in Begleitung weiblicher Wesen, so wird man streng bestraft: man verliert für mehrere Wochen das Recht, seine Korpsmütze zu tragen.

„Das ist eine harte Strafe“, sagte mir ein junger Korpsbursche der „Hannovera“, „man könnte es fast eine Schande nennen.“

Also etwas Ähnliches wie der mittelalterliche Bannfluch!

* * *

Der Tag eines Göttinger Studenten verläuft wie folgt: Zwischen sieben und acht Uhr, vorm

Ausgehen, nimmt er seinen Milchkaffee ein. Dann geht er nach dem Ratskeller, wo er mehrere Gläser Bier trinkt und dazu ein wenig Wurst ißt: das ist der „Frühschoppen“ oder auch „Nationalschoppen“. Um ein Uhr ißt er bei seinem Korps zu mittag. Dazwischen wird er wohl auch dann und wann einmal in den Hörsaal gehen. Doch ist das nicht sicher, denn er muß sich im Rapier- und Säbelfechten üben, auch muß er den Zusammenkünften, den Mensuren und Kneipen beiwohnen. So kommt es, daß der Student über diesen Spielereien oft drei, vier oder gar fünf Semester verliert. Während dieser Zeit geben die anderen Studenten sich fleißig ihren Studien hin. Denn zur Ehre der deutschen Universitäten muß gesagt werden, daß Studenten, die verpflichtet sind, sich zu schlagen, doch immerhin in der Minderheit sind.

Die deutschen Konservativen billigen dieses Verbindungstreiben wohl hauptsächlich deshalb, weil es die Jugend von der Politik ablenkt und sie an Disziplin gewöhnt. Es ist den Studenten bei Strafe der Relegierung verboten, sich irgendwie mit Politik zu befassen. In diesem Alter pflegt man zu liberalen Ideen zu neigen, und diese werden von den fechtenden Verbindungen nicht etwa bestärkt, sondern bekämpft, denn die Mitglieder müssen unausgesetzt gehorchen und ihre ungestümen Regungen, wenn sie wirklich welche haben sollten, energisch unterdrücken. Ganz abgesehen davon, daß ihre Bereitwilligkeit, alle politischen Gespräche zu meiden, so lange sie

Studenten sind, schon einen Grad von Fügsamkeit bekundet, der bei der freien und lebendigen französischen, und sogar bei der russischen Jugend, die die Seele der heutigen Fortschrittsbewegung ist, geradezu ein Ding der Unmöglichkeit sein würde. Ich habe versucht, einen oder den anderen Studenten in ein politisches Gespräch zu verwickeln. Ihre Unwissenheit ist rührend und ihre Gleichgültigkeit betrübend. Diese jungen Gehirne scheinen mir in tiefem Schlummer zu liegen. Trotz ihrer ernstesten Mienen sind sie noch viel jünger, als ihr Alter. Der Gehorsam und die Disziplin, die man bewundert, wenn sie bewußt und verständnisvoll erscheinen und wenn ihr Zweck und Erfolg in Ordnung besteht, kommt mir in diesem Falle wie etwas geradezu Schädliches vor. Man verbietet ihnen, sich über Politik zu unterhalten, und sie gehorchen, ohne auch nur über die Berechtigung des Verbots nachzudenken. Und was ist die Folge davon? In einem Alter, das sie berechtigt, an die Wahlurne zu treten (ein Alter, in welchem unsere jugendlichen Südfrenzos sich in der Regel bereits für eine bestimmte Partei entschieden haben, der sie allerdings späterhin oft wieder untreu werden), sind es die jungen Deutschen zufrieden, sich — auf Befehl — allen begeisternden Problemen der Neuzeit zu verschließen. Und das würde schon allein genügen, um die politische Agonie des deutschen Volkes zu erklären.

*

*

*

Was ist ein Studentenduell? Und weshalb schlägt man sich?

Die Franzosen sagen: „Diese deutschen Studentenduelle sind die reine Kinderei. Die Leute sind so bepolstert und gepanzert, daß sie einander nichts tun können.“

Das ist leicht gesagt. Was mich betrifft, so habe ich hier so viel von diesen barbarischen oder vielmehr törichten Sitten gesehen, daß ich nur mit Schauer daran zurückdenke und nicht begreife, daß so etwas überhaupt in einem zivilisierten Lande vorkommen kann.

Eine Mensur wird als tapfere Tat angesehen, und die Narben als Zierden und Trophäen. Das deutsche Gretchen hört von ihrem Vater und Bruder — die natürlich auch Narben haben —, daß nur mit Narben versehene Jünglinge würdig sind, als Helden geliebt zu werden, und der junge Milchbart hat es daher sehr eilig, zum Helden zu werden und Blut zu trinken!

Ich habe wohl einem Dutzend solcher Zweikämpfe beigewohnt. Einmal erhielt einer der Paukanten gleich im ersten Fechtgang drei Schmissee; das Blut rann wie aus einer geneigten Kanne in ganzen Strömen bis auf die Stiefel des Verwundeten hinab. Die Mensur nahm ihren Fortgang.

„Weshalb hat dieser Student ein ledernes Futteral auf der Nase?“

„Weil er an der Stelle schon mehrere Schmissee hat, und man ihm bei weiteren Blessuren leicht die Nase durchschneiden könnte.“

Und richtig, schon im nächsten Gang attackierte Saxonia die Nase der Bremensia. Ein Nachbar von mir rief lachend aus: „Die Nase! Die Nase!“

Die Sache ging weiter. Das Blut floß immer heftiger und lief dem Studenten in den Bart und in den Mund hinein. Er schnaufte laut, denn das Blut hinderte ihn am freien Atemholen. Ein Schmiß, der die Bogen der Augenbraue hernieder-sauste, hätte auf ein Haar die Brille zerschmettert; man nahm sie ihm ab, um festzustellen, ob das Auge verletzt sei. Mit seinem blutüberströmten Gesicht, seinen vom warmen Naß geblendeten Augen und roten Lidern, sah er aus, als ob man ihn bei lebendigem Leibe geschunden hätte. Niemand kehrte sich daran.

„Die sanften, verträumten Deutschen!“ sagte ich zu mir selbst. „Oh, Madame de Stael!“

Der Stahl tanzte um diese Hegelianerköpfe herum und drang erbarmungslos in die rosigen Wangen und blonden Schädel hinein.

„Ach, ihre Liebe zur Natur!“

Alle Wildheit, die diesen jungen Männern innewohnte, trat je nach der Stärke ihres Temperaments und wahrscheinlich auch der Mischung ihrer Ahnen gemäß in die Erscheinung.

Als sich auf der Wange des einen Paukanten eine klaffende Wunde zeigt, wird die Mensur für beendet erklärt. Der Sieger ist ein Saxone: ein kleiner, untersetzter rothaariger Mensch, mit sehr weißer, mit Sommersprossen besäter Haut, grünen Augen und hartem Blick. Der besiegte

Bremense hat den Mund voll Blut und spuckt es unaufhörlich aus. Der Paukarzt, der gerade mit einem anderen beschäftigt ist, läßt ihn stehen und befaßt sich mit diesem, dessen Wunden ernsterer Natur sind. Sein Hemd, seine Bandagen, sein Lederschurz, alles rieselt von dampfendem Blut! Seine Freunde drängen sich an ihn heran, lachen und schwatzen. Er selbst versucht zu scherzen. Aber das Sprechen macht ihm Mühe, denn das Blut rinnt aus der klaffenden Wange in den Mund und gurgeit. Einer trägt eine Schale mit Sublimatlösung herbei, ein anderer bietet dem Arzt mit einer Hand Verbandwatte an, während die andere Hand eine brennende Zigarre hält. Zu dieser allgemeinen Heiterkeit will auch ich mein Teil beitragen; deshalb deute ich mit dem Finger auf den Schmiß in der Wange, der ein wenig wie ein schiefgezogener Mund aussieht, und sage:

„Man sollte meinen, er hätte jetzt zwei Münder!“

Das bringt alle zum Lachen.

* * *

Als ich dieses abstoßende und stupide Schauspiel hinter mir hatte, freute es mich doch, daß ich ihm beiwohnen konnte, denn es war mir, als ob ich einen Einblick in das Seelenleben der Deutschen getan hätte.

* * *

Wenn sich wenigstens nur die dicken und vollblütigen Bestien schlügen! Aber nein; auch die Schwächlinge, auch schlaffe Jünglinge mit

schmalen Schultern und weichen Muskeln, die nach dem Blutverlust noch bleicher werden, sind entzückt, wenn sie es „den Großen“ nachmachen können.

Und nach dem Kampf stellt sich keine Freudigkeit ein, kein Rausch, — nicht einmal eine Erregung. Diese stämmigen Biertrinker und schwächlichen Füchse haben also nicht einmal die Entschuldigung, daß sie an diesem barbarischen Gebrauch und an der Wildheit und Gefahr ihre Freude haben. Die blasierten Zuschauer sehen geradezu gelangweilt aus, und was nun gar die Verwundeten betrifft, so machen sie den Eindruck, als ob sie ganz von den unnützen Schmerzen und der auf den Blutverlust folgenden Schwäche hingenommen wären. Wo bleibt da die Freudigkeit der Pflichterfüllung? Wo die Begeisterung über eine vollbrachte schöne Tat, das wonnige Empfinden eines befriedigten Instinktes, der Freudenrausch? Nicht einmal das sichtliche Vergnügen nach einer tüchtigen Dusche scheint vorhanden zu sein. Nein, diese jungen Leute kamen mir vor wie törichte, mürrische — und nur halb bewußte — Tiere, die in die eigene Falle hineingeraten sind.

Was bleibt denn nun übrig? Das stolze Gefühl, scharfe Streiche ausgeteilt und empfangen zu haben, ohne sich einer Lebensgefahr auszusetzen? Der erbrachte Beweis der eigenen Brutalität?

Ich glaube, daß es gerade dieser Mangel an Lebensgefahr ist, der dieser Sitte etwas so Abstoßendes und Rohes verleiht. Wenn ein Mann in

einem wirklichen Duell dicht am Tode vorübergegangen ist, so empfindet er noch lange eine tiefe seelische Erregung, die sich je nach Temperament in größerer Ernsthaftigkeit oder Freudigkeit äußert, ihn aber immer entweder innerlich oder äußerlich anregt und ihm ein erhöhtes Gefühl von Lebensbewußtsein verleiht. Und das ist das einzige, was diese übrigens sehr törichte Sitte zu rechtfertigen vermag.

Hier ist davon keine Rede! Es gibt deutsche Studenten, die verschiedenen Verbindungen angehören und sehr befreundet sind, und die sich schlagen müssen, weil sie dazu ausgewählt wurden... Grenzt das nicht nahezu an Verrücktheit?

In Wirklichkeit gehorchen die Deutschen in diesem, wie in vielen anderen Fällen dem Gesetz der Vererbung und der Vergangenheit; sie schlagen sich aus Tradition, weil der Kampf nun einmal das brutale Ideal ihrer kriegerischen Vorfahren war. Und ein andermal veranstalten sie „Kneipereien“, weil ihre Vorfahren dem Trunke ergeben waren. Dazu kommt die Einfältigkeit der Jugend und der Umstand, daß sie es alle nicht erwarten können, als Männer betrachtet zu werden, — und die Tatsache, daß solche Zweikämpfe mit ihren Wunden und Blutverlusten bei den unüberlegten Frauen und Mädchen Entsetzen erregen, und daß ihre „Schmisse“ ihnen Gelegenheit geben, eine Pose anzunehmen und sich von diesen Gänschen bewundern und anstaunen zu lassen. Das sind nach meiner Ansicht die ganzen Ursachen dieser Messuren.

Ich selbst erinnere mich noch heute, daß ich als Knabe die Verwunderung eines sehr schüchternen kleinen Mädchens von sieben Jahren zu erregen wünschte und meine Füße zu diesem Zweck durch den Rinnstein schleifte, weil ich mir einbildete, daß die Kleine dann denken würde: „Welche Kühnheit! Der hat doch vor nichts Angst!“ Dieser Gedanke erfüllte mich mit Wonne. Einer von meinen Schulkameraden, der noch dümmer war als ich, rannte mit dem Kopf gegen die Wand so arg er konnte und bis ihm die Tränen aus den Augen stürzten, und zwar lediglich, um seiner kleinen achtjährigen Freundin ein Schreckensgeschrei zu entlocken und ihre Bewunderung zu erregen!

Ich bin überzeugt, daß es ein ebenso törichtes Gefühl ist, das diese Kinder von achtzehn, zwanzig und zweiundzwanzig Jahren zu diesen barbarischen Mensuren antreibt. Sie wollen sich ein „ritterliches“ Ansehen geben, wie sie es nennen. Und das ist so wahr, daß die Göttinger Photographen die Schmissee der Studenten auf ihren Photographien bei der Retusche möglichst stark hervorheben! Und daß der Paukarzt recht große Nadeln nimmt, damit die Spuren derselben sichtbar bleiben. Wenn also die deutschen Frauen diese dummen Ideen, die ihnen die Männer in den Kopf gesetzt haben, energisch abschütteln und gegen diese rohen Sitten protestieren wollten, so würden die Mensuren gar bald ein Ende nehmen.

Ein braver und jetzt ungemein friedlicher Mann, der ehemals zu einem Korps gehört hatte,

erzählte mir mit wahrer Wonne von seinen Gefühlen bei der Mensur:

„Stellen Sie es sich vor, Monsieur! Man sieht den Hieb niedersausen und darf sich nicht regen, darf nicht mit der Wimper zucken. Das Blut läuft einem über die Kleider und in die Augen, so daß man nichts mehr sehen kann! Und wenn man beim Empfangen des Streiches auch nur mit dem Kopfe gezuckt hat, wird man durch Entziehung der Mütze bestraft, bis eine neue Mensur die Schande abgewaschen hat. Zuckt man aber zum zweiten Male, so wird man dimittiert, denn einen „Kneifer“ können die Korps nicht in ihrer Mitte dulden.“

Ich bemühte mich, ihm meinen Widerwillen begreiflich zu machen.

„Man könnte doch irgendein anderes Mittel ausfindig machen, um die Kaltblütigkeit zu fördern, da diese Kaltblütigkeit nun einmal eine nützliche Eigenschaft für alle Männer ist. Muß man sich denn gerade den Schädel spalten und drei Zähne ausschlagen lassen, wie der Student, den Sie mir vorhin zeigten? Gibt es nicht nützlichere und schönere Eigenschaften, die man diesen zukünftigen Richtern und Professoren beibringen könnte? Wenn Deutschland danach strebt, die Geschicke des zivilisierten Europas zu lenken, dann würde es gut tun, wenn es einmal hierüber nachdächte...“

Aber ich merkte wohl, daß ich tauben Ohren predigte.

GERICHTSSAAL



VOLTAIRE

IN SACHEN CALAS' UND SIRVENS

(1766)

Niemals vorher war das Lachen zur revolutionären Waffe geschmiedet worden, bevor es Voltaire gab. Das Pamphlet wurde von ihm erst zur geschichtlichen Bedeutung geformt. Sein Wohnsitz in Ferney war Zufluchtsort aller Opfer, die letzte Berufungsinstanz, ein oberstes Appellationsgericht, das seine Wurzeln nicht in der feudalen Verfassung hatte, aber von den späteren Jahrhunderten als kompetent anerkannt wurde. Der berühmte Ritualmordprozeß, den Voltaire führte, der Prozeß gegen den Hugenotten Jean Calas, war noch im Gange, als er schon den Kampf für Pierre Paul Sirven aus der Provinz Languedoc aufnahm. Die Katholiken behaupteten, Sirven hätte ein schwachsinniges Mädchen seiner Familie getötet, weil es zur alleinseigmachen- den Kirche übertreten wollte. Die ganze Familie Sirven flüchtete zu Voltaire, doch der konnte den Fall Sirven nicht so rasch erledigen, wie den Fall Calas. Er fing an, als Protestant zu gelten, — er, der mit den Protestanten aus Genf in ärgster Feindschaft lebte und nichts so haßte, wie protestantisches Muckertum. Jahrelang dauerte der Kampf für die Familie Sirven, unzählige Briefe wurden geschrieben, Dutzende von Pamphleten erschienen in Paris und Genf. Nach jahrelanger zäher Arbeit gelang es ihm, Gerechtigkeit für die Familie Sirven zu erlangen. Nun ging er weiter. An die Fälle Sirven, Calas, des Chevaliers de la Barre und andere anknüpfend, verlangte er nun die Reform der französischen Strafrechtspflege und führte einen unermüdlichen Kampf für die Umgestaltung des ganzen Gesetzes. Er schrieb, die Richter wären a priori Feinde der Angeklagten, protestierte gegen die Folter und verlangte alle diejenigen Reformen, die nach dreißig Jahren durch-

geführt wurden. Wenn wir heute in den Museen als Stücke der Vergangenheit Marterwerkzeuge sehen, so müssen wir an Voltaire denken, dessen Lächeln und Spott stärker waren, als diese Instrumente jahrhundertelanger menschlicher Stupidität. Und nicht nur im Gerichtswesen, in jedem Zweig des öffentlichen modernen Lebens, vor allem in der Angst der Machthaber vor der Öffentlichkeit, in den Formen freiheitlicher, antikorrupcioneller Regungen sehen wir Sprossen Voltaireischen Geistes. Denn wo reichte sein Geist nicht hin? Er war es, der als einer der ersten sich gegen die Sklaverei der Schwarzen, für die Unabhängigkeit Irlands, für die Befreiung Indiens erhob, und alles das mit einer großen Dosis Skepsis. Er wollte nicht viel, wie er selbst sagte, er wollte nur die Menschen ein wenig weniger dumm, ein wenig weniger grausam und ein wenig weniger gemein machen. Er war einer der ersten Bürger der französischen Revolution, und sein vernichtendes Lächeln wird seine dicken Bücher, seine 120 Bände (seinen Ballast, wie er sie nannte), überleben.

Vom Journalisten verlangte er viel; er schrieb die großen „Conseils à un journaliste sur la philosophie, l'histoire, le théâtre etc.“

Es gibt also in Frankreich zwei Anklagen wegen Mordes aus Religionsgründen im gleichen Jahre und zwei Familien, die durch den Fanatismus juristisch vernichtet wurden! Der gleiche Richter, der in Toulouse Calas rädern ließ, brachte vor dem Gerichtshof der gleichen Provinz die Familie Sirven an den Galgen: und der gleiche Verteidiger der Unschuld, Herr von Beaumont, Advokat am Pariser Gerichtshof, der die Unschuld Calas' bewies, verteidigte die Sirvens in einem Memorandum, das mit ihm mehrere Advokaten unterzeichnet haben. Ein Memoran-

dum, in dem der Nachweis geführt wird, daß das Urteil gegen die Sirvens noch wahnwitziger ist, als das Urteil gegen Calas.

Hier die Tatsachen: Im Jahre 1761, zur gleichen Zeit als die protestantische Familie der Calas' im Gefängnis saß, unter der Anklage, Marc Antoine Calas ermordet zu haben, weil er zur katholischen Religion habe übergehen wollen, geschah es, daß eine Tochter Paul Sirvens, eines Beamten in Castres, durch dessen Haushälterin dem Bischof von Castres vorgestellt wurde. Als der Bischof erfuhr, daß dieses Mädchen zu einer calvinistischen Familie gehöre, ließ er sie in Castres in eine Art Kloster sperren. Man belehrt dort das junge Mädchen mit Peitschenschlägen über die katholische Religion, man martert sie mit Schlägen, bis sie wahnsinnig wird. Dann entläßt man sie aus ihrem Gefängnis. Und kurze Zeit darauf geht das junge Mädchen weit fort vom Hause ihres Vaters, in der Nähe des Dorfes Mazare ins Wasser. Sofort denkt sich der Richter des Dorfes: „Man wird in Toulouse Calas rädern, und seine Frau verbrennen, die sicherlich ihren Sohn erhängt haben, damit er nicht zur Messe gehen soll: ich muß nun nach dem Beispiel meiner Vorgesetzten ebenso mit den Sirvens verfahren, die ebenso sicher aus dem gleichen Grunde ihre Tochter ertränkten. Es ist wahr, daß ich keinen Beweis dafür habe, daß der Vater, die Mutter und die beiden Schwestern dieses Mädchens sie ermordet haben. Aber ich hörte, daß es auch gegen die Calas' nicht mehr Beweise gibt. Also

riskiere ich nichts. Vielleicht wäre es zu viel für einen gewöhnlichen Dorfrichter, sie zu rädern und zu verbrennen. Aber wenigstens werde ich die Freude haben, eine ganze Familie von Hugenotten hängen zu sehen. Und ich werde mich mit ihren konfiszierten Gütern bezahlen.“

*

Die Menschheit hat sich stets Irrtümern hingegen: doch nicht alle waren so mörderisch. Man hat nicht geglaubt, daß die Erde sich um die Sonne dreht; man hat den Entdeckern neuer Länder nicht geglaubt; man hat geglaubt, daß die Vögel die Zukunft verkünden, daß man die Schlangen bezaubern kann, daß man bunte Geschöpfe zur Welt bringen kann, wenn man Schwangeren bunte Dinge zum Ansehen brächte, usw. Doch diese Torheiten haben wenigstens nicht zu Verfolgungen geführt, nicht zu Kämpfen, zu Morden.

Es waren andere Torheiten, welche die Erde erzittern ließen, andere Irrtümer, die sie mit Blut färbten. Man kennt nicht die Zahl der Unglücklichen, die durch Unwissen der Richter den Henkern ausgeliefert, die ohne Aufsehen und ohne Skrupel zum Flammentode verurteilt wurden unter der Anklage der Hexerei. Es hat kaum einen Gerichtshof in dem christlichen Europa gegeben, der sich nicht fünf Jahrhunderte lang wieder und wieder mit solchen Justizmorden befleckte; und wenn ich sage, daß es mehr als hunderttausend Opfer dieser idiotischen und barbarischen Recht-

sprechung unter den Christen gegeben hat, und daß die Mehrzahl davon Frauen und unschuldige Mädchen waren, so übertreibe ich nicht.

Die Bibliotheken sind mit Büchern gefüllt, die von der Rechtsprechung in den Hexenprozessen handeln; alle Entscheidungen dieser Richter stützen sich auf die Hexenmeister des Pharaos, die Hexe von Endor, die Besessenen, von denen im Evangelium die Rede ist und die Apostel, die ausgesandt wurden, um die Teufel aus den Körpern der Besessenen zu bannen. Niemand hatte genug Mitleid mit der Menschheit, um den Vergleich zu wagen, daß Gott in früheren Zeiten Besessene und Verzauberte zulassen konnte und heute sie nicht mehr zuläßt; dieser Vergleich wäre als ein Verbrechen erschienen; man wollte unter allen Umständen Opfer. Das Christentum wurde immer wieder von dieser wahnwitzigen Barbarei beschmutzt; alle Kirchenväter glaubten an die Magie; mehr als fünfzig Konzile sprachen den Bannfluch gegen jene, die mit der Zauberkraft ihrer Worte den Teufel in die Körper der Menschheit trieben. Der allgemeine Aberglaube war geheiligt. Die Staatsmänner, die die Völker hätten aufklären können, dachten nicht daran. Sie waren von ihren eigenen Geschäften zu sehr in Anspruch genommen; sie fürchteten die Macht des Aberglaubens; sie sahen, daß dieser Fanatismus dem Schoß der Religion selber entstammte; sie wagten es nicht, den entarteten Sohn zu treffen aus Furcht, sie könnten die Mutter verletzen: sie zogen es vor, sich selbst als die

Sklaven des Aberglaubens des Volkes hinzustellen, statt ihn zu bekämpfen.

Unsere religiösen Sitten und unsere Rechtsprechung waren es selbst, die in Wirklichkeit Zauberer entstehen ließen. Das dumme Volk sagte sich: „Unsere Priester exkommunizieren und bannen jene, die mit dem Teufel einen Pakt schließen; unsere Richter werfen sie in die Flammen: es ist also wahr, daß man mit dem Teufel Geschäfte machen kann: aber wenn dieser Handel geheim bleibt, so wird Beelzebub uns sein Wort halten, er wird uns in einer einzigen Nacht zu reichen Leuten machen; wir brauchen nur zum Hexensabbat zu gehen; die Furcht vor Entdeckung darf nicht die Hoffnung auf die unendlichen Reichtümer bezwingen, die der Teufel uns geben kann; und Beelzebub selbst, mächtiger als unsere Richter, kann uns gegen sie helfen.“ So dachten diese Unglücklichen und je mehr fanatische Richter es gab, die Scheiterhaufen anzündeten, desto mehr Idioten fanden sich, die sich ihnen darbrachten.

Doch es gab mehr Kläger als Verbrecher. Wurde ein Mädchen schwanger, ohne ihren Geliebten zu kennen, so war es der Teufel, der ihr ein Kind gemacht hatte. Hatten einige Bauern durch ihren Fleiß eine reichere Ernte als ihre Nachbarn, so waren sie Zauberer: die Inquisition verbrannte sie und verkaufte ihre Güter zu ihren eigenen Gunsten. Der Papst sandte in ganz Deutschland und anderen Ländern Richter umher, die der weltlichen Macht Opfer auslieferten;

o waren die Laien lange nichts anderes als die Henker und die Henkersknechte der Priester, und so ist es noch heute in Spanien und Portugal.

Je unwissender und barbarischer eine Provinz war, desto stärker war dort das Reich des Teufels. Wir besitzen aus dem Jahre 1607 eine Sammlung von Gerichtsurteilen, die in Franche-Comté durch einen Hofrichter von Saint Claude, namens Bogue, gegen die Hexen gefällt und von mehreren Bischöfen gebilligt wurden. Heute würde man einen Menschen, der solches schreibt, ins Irrenhaus sperren, aber damals waren alle Richter so unwissend grausam wie jener. Jede Provinz besaß eine solche Sammlung. Schließlich, als die Philosophie begann, ein wenig die Geister der Menschen zu klären, hörte man auf, die Hexen zu verfolgen — und die Hexen sind von der Erde verschwunden.

Es ist eine furchtbare Leidenschaft, diese Eitelkeit, die Menschen zwingen zu wollen, wie wir zu denken; doch ist es das höchste Maß von Wahnsinn, zu glauben, wir könnten andere Menschen zu unserem Glauben zwingen durch die gräßlichsten Lügen, durch Verfolgungen, durch die Galeere, den Galgen, das Rad und Scheiterhaufen.

Ein irischer Priester schrieb vor kurzem in einer Broschüre für die unerkannte Wahrheit, wir kämen hundert Jahre zu spät, um unsere Stimme gegen die Intoleranz zu erheben, die Barbarei hätte der Zivilisation Platz gemacht. Ich antworte denen, die so sprechen: „Seht, was sich

unter euren eigenen Augen vollzieht, und wenn ihr ein menschlich Herz habt, so werdet ihr euer Mitleid mit dem unseren verbinden. Man hat in Frankreich seit dem Jahre 1745 acht unglückliche Prediger an den Galgen gebracht. Die Glaubensbriefe haben tausend Wirren erzeugt. Die Pest des Fanatismus wüthet noch immer.“

*

Ich unterstelle, man würde alle diese Dinge einem Chinesen erzählen oder einem verständigen Inder, der Geduld hat, sie anzuhören; ich unterstelle, er wolle sich informieren, warum es so viele Verfolgungen in Europa gegeben hat, warum noch immer der Haß so aufschäumt. Was diese gegenseitigen Bannflüche bedeuten, diese unzähligen Glaubensbriefe, die nichts als gegenseitige Beschimpfungen sind, — was würde man ihm antworten können? Man würde ihm erröthend nur sagen können: „Die einen glauben an die wandelbare Gnade, die anderen an die ständige Gnade. Man sagt in Avignon, Jesus sei für alle gestorben, und in einem Vorort von Paris, er sei gestorben für mehrere. Dort versichert man, daß die Ehe das sichtbare Zeichen einer unsichtbaren Sache ist; hier glaubt man, daß es bei dieser Verbindung nichts Unsichtbares gäbe. Es gibt Städte, wo die Erscheinungen der Materie existieren können, ohne daß die Materie sichtbar existierte, und wo ein Körper an tausend verschiedenen Orten gleichzeitig sein kann; und es gibt andere Städte, wo man an die Durchdringlichkeit der

Materie glaubt; und schließlich gibt es große Gebäude, wo man eine bestimmte Sache lehrt, und andere Gebäude, wo man das Gegenteil davon glauben muß; es gibt verschiedene Arten, einen Beweis zu führen, je nachdem, ob man ein weißes, ein graues oder ein schwarzes Gewand trägt; je nachdem, ob man ein Meßgewand trägt oder ein anderes Kleid. Dies sind die Gründe dieser gegenseitigen Intoleranz, derenwegen ein Teil des gleichen Volkes der ewige Feind des anderen ist und infolge einer unerklärlichen geistigen Verwirrung läßt man die Wurzeln dieser Zwistigkeiten bestehen.

Sicherlich würde der Inder und der Chinese nicht verstehen können, daß man sich so lange Zeit gegenseitig verfolgt und erwürgt hat aus solchen Gründen. Er wird zuerst glauben, daß diese schreckliche Verbitterung keine andere Quelle haben kann, als in entgegengesetzten Prinzipien der Moral; und er wird sehr überrascht sein, wenn er erfährt, daß wir alle die gleiche Moral haben. Die gleiche, die man jederzeit in China oder in Indien übte, die alle Völker beherrschte. Wie wird er uns dann beklagen und verachten müssen, wenn er sieht, daß diese einheitliche und ewige Moral uns hat weder einigen noch bessern können, und daß die scholastischen Spitzfindigkeiten Ungeheuer aus denen gemacht haben, die Brüder gewesen wären, wenn sie sich einfach dieser Moral untergeordnet hätten.

Alles das, was ich hier anläßlich des Falles Calas' und Sirvens sage, hätte man fünf Jahr-

hunderte lang seit den Kämpfen zwischen Athanasius und Arius, die der Kaiser Konstantin zuerst als Tollheiten ansah, bis zu den Kämpfen zwischen dem Jesuiten Le Tellier mit dem Janse-
nisten Quesnel sagen können. Nein, es gibt nicht einen einzigen theologischen Disput, der nicht die unheilvollsten Folgen gehabt hätte, man könnte zwanzig Bände damit füllen.

Vergleichen Sie alle die Sekten, die vergangenen Zeiten, überall seit 600 Jahren werden Sie beinahe das gleiche Maß von Stumpfsinn und Grausamkeit finden, überall verblendete Parteien, die sich in der Nacht, die sie alle umgibt, gegenseitig zerfleischen. Welches religiöse Pamphlet wurde nicht mit Galle geschrieben? Und welches theologische Dogma ließ nicht Ströme von Blut fließen? Dies war die Folge dieser schrecklichen Worte: „Hört er nicht die Gemeinde, so halte ihn für einen Heiden und Zöllner.“

Den Lesern diese Kette des Aberglaubens gezeigt habend, die von Jahrhundert zu Jahrhundert bis in unsere heutigen Tage gespannt ist, flehen wir die edlen und mitleidigen Seelen an, die den anderen ein Beispiel zu geben vermögen, und beschwören sie, es zu wagen, sich an die Spitze jener zu stellen, die es unternommen haben, die Familie Sirven zu rechtfertigen und zu retten. Das entsetzliche Abenteuer der Calas', an dem Europa interessiert ist, hat das Mitleid der empfindsamen Herzen keineswegs erschöpft; und da die furchtbare Ungerechtigkeit sich vervielfältigt hat, so wird sich die Tugend des Mitfühlens verdoppeln.

HELFR. PETER STURZ

ÜBER LINGUETS VERTEIDIGUNG DER
TODESSTRAFEN

(1768)

In dieser aufgeklärten freundlichen Zeit tritt doch zuweilen ein Biedermann auf, der dem an-
dringenden Strom der Menschenliebe steuert;
Linguet nimmt sich des Henkers, wie ehemals
Volkenkragenius des angefochtenen Teufels, an.

Als der Kardinal Richelieu nach Lyon reiste,
um sich mit der Hinrichtung des Cinq Mars und
des De Thou zu belustigen, erfuhr er unterwegs,
daß der Scharfrichter das Bein zerbrochen hätte;
welch ein Unglück! rief er aus, nous n'avons point
de Bourreau! ein Ausruf, den nur ein Kapellmei-
ster lebhaft empfindet, wenn der primo Soprano
in seiner Oper krank wird, den aber Linguet nach-
empfinden kann, der den Tiberius, den Nero und
des Chalatais Verfolger verteidigt hat.

„Was ist“, meint er, „am Leben einiger Schur-
ken gelegen, da der Krieg doch ganze Völker-
schaften wegfrißt?“ Freilich ist's um nichts bes-
ser, auf die Autorität eines Manifests, oder nach
dem Text der Halsgerichtsordnung zu morden;
aber, wenn auch keine Heldentugend gezähmt
werden kann, so gelingt es uns vielleicht, ein ver-
altetes Gesetz verdächtig zu machen. Da es nicht
in unserer Macht steht, die Pest zu vertilgen: soll
darum auch kein Fieber geheilt werden? Die Erde
ist mit Menschenopfern bedeckt, und darum eben
verlohnt es sich der Mühe, auch nur einige un-

serer Brüder zu retten. Beccaria bestimmt den Fall treffend und deutlich, wenn es notwendig wird, ein brandiges Glied vom gesunden Staatskörper zu trennen, nämlich wenn der Verbrecher ein Friedensstörer ist, wenn sein Anhang Empörung unterhält, wenn sein Leben der Tod guter Bürger werden kann. In jedem anderen Fall ist die Todesstrafe eine überflüssige Grausamkeit, weil die Erfahrung aller Länder und Zeiten bestätigt, daß Verbrechen nicht durch gelinde Strafen vermehrt, und nicht durch strenge gemildert werden. Ist man darum in Marokko seines Eigentums sicherer, weil man die Räuber mit Säbelhieben zerstückt, oder in Algier, wo man sie vom Turm herabschleudert und mit eisernen Haken auffängt? Nirgends gibt es blutdürstigere Übeltäter als in Italien und Frankreich, wo man am meisten rädert und köpft; nirgends wird mehr auf der Landstraße geraubt, als in England, wo kein Räuber dem Galgen entrinnt; und nirgends reist man unbeleidigter als in Dänemark und Holstein, wo man keine Diebe mehr hängt. Die Ursache liegt nicht allein im Klima, oder im eigentümlichen Charakter der Nationen; denn die russische Kaiserin herrscht von Kamtschatka bis nach Astrachan, fast unter allen bewohnten Himmelsstrichen und dennoch gelingt es ihr, nach dem Beispiel ihrer Vorgängerin, Ordnung und Sicherheit ohne Todesstrafe bei hundert ungebildeten Völkern zu erhalten. Rußland hat uns früh verfeinerte Europäer in Wissenschaften und Künsten erreicht und an Menschlichkeit übertroffen. Ge-

linde Strafen und Eigengewalt sind eine seltene Erscheinung in der Geschichte. Als der erste Mensch im gerichtlichen Pomp auf dem Rade zerschmettert ward, bebte gewiß vor Entsetzen und Abscheu die ganze Versammlung der Zuschauer; aber wir gewöhnen uns endlich an den blutigen Aufzug. Jede Exekution wird ein Schauspiel für den Pöbel, bei welchem auch mancher feine Mann eine Erholungsstunde zubringt. Vor wenig Jahren ward in Paris ein diebischer Abbé aufgehangen, und ein wohldenkennder freundlicher Gelehrter lud den Verfasser dieses Aufsatzes mit den Worten dazu ein: Allons, Monsieur, faire un tour à la place de Greve, pour voir danser Monsieur l'Abbé. Acht Tage vor D'Amiens huronischer Zerfleischung war kein gutes Fenster mehr zu mieten; elles étaient toutes prises pour les Dames. Das andächtige Schauspiel unserer Hinrichtung wirkt oft so sehr dem Endzwecke entgegen, daß es zu Übeltaten reizt. Es darf einem Schwärmer nur einfallen, daß ihn der Tod vielleicht unvorbereitet überfällt, um ruhig eine Kehle abzuschneiden, damit er Zeit gewinne, sich selig zu beten; andere sind eines elenden Lebens müde und drängen sich durch ein Verbrechen zum Tode. Für beide ist nur das Leben eine Strafe. — Ist Verhältnis zwischen Strafe und Verbrechen, wenn ein Elender aufhören soll zu sein, weil er am Überfluß des Reichen ein wenig genagt hat? Fürchtet ein philosophischer Spitzbube den Strang, der die Arbeit haßt und das Vergnügen liebt, der die Ungleichheit des Eigentums tadelt, der erwägt, daß

uns allen ein mannigfaltiger Tod droht, und daß jede Krankheit ärger als ein flinker Henkersknecht martert? Wird ihm eine schlimme Viertelstunde mehr als ein mühseliges Leben unterm Prügel abschrecken? Ich glaube mit Voltaire, daß ein gehenkter Schelm zu nichts taugt, anstatt daß er an der Kette noch etwas zum Vorteil der Gesellschaft erwirbt.

„Aber eure Sklaven“, fährt Linguet fort, „sind doch zum langsamen Tode verurteilt; sie schmachten nicht lange im dumpfigen Kerker bei ekelhafter Kost, und so ein traurig Leben ist ein armselig Geschenk.“

Für gesunde Nahrung und reine Gefängnisse muß die Obrigkeit wachen; und Menschen darum zu schlachten, weil sie doch nicht mehr lange leben werden, gehört zur *jurisprudence vétérinaire*, nach welcher es freilich vernünftiger ist, ein krankes Pferd lieber totzustecken. Heil also der scharfsinnigen Obrigkeit einer guten kleinen Stadt, die vor wenig Jahren einen Dieb, der zu kränklich zum Brandmarken schien, aus Mitleiden aufgehenkt hat! Noch abgeschmackter ist die Klage über die Kosten des Unterhalts und der Aufsicht der Sklaven. Aus Ökonomie ist es doch wohl nicht zu töten erlaubt? Sonst mag es in Ländern, wo noch Leibeigenschaft herrscht, zuweilen haushälterisch sein, eine Bauernklopfjagd zu halten.

„Aber wie wollt ihr eure Ducs und Pairs im Zaume halten“, fragt Linguet im triumphierenden Ton, „wenn auf grobe Verbrechen kein Tod

mehr steht? Werden sie nicht in eure Häuser fallen, eure Weiber und eure Töchter schänden, und jede geringe Beleidigung mit einem Pistolenschuß rächen? Denn nur so lange die Übeltat neu ist, erstickt der Abscheu und die Stimme des Volkes das Flehen der Familie; der Richter kann nicht retten, so sehr er auch Hofmann sein mag; die Gerechtigkeit wird versöhnt und der Tote vergessen. Aber, wenn der Verbrecher seine Strafe überlebt; wenn er, zur Schande seines Hauses, gefesselt unterm Pöbel der Übeltäter herumgeht, so vereinigen alle Verwandte ihr ungestümes Anhalten wieder, ihre Freunde am Hofe dringen durch, und ein vornehmer Bösewicht kann keine Strafe mehr fürchten.“ Ich denke doch, daß es nicht ganz unmöglich sei, überweise Verordnungen unverbrüchlich zu halten; und vermute nicht, daß überall Hofintrigue des Richteramts spottet. Vor wenig Jahren wurden in einem großen Reiche zwei Brüder von Familie wegen einer schändlichen Handlung zur Bergwerksarbeit verdammt, die noch bis diese Stunde nicht losgegeben sind. Nur die Schande des Urteils, wenn es auch nicht vollzogen würde, ist schrecklich genug für Leute von Rang und Erziehung, ja empfindlicher als der Tod selbst, weil man bei ihnen Begriffe, oder doch Vorurteile, von Ehre voraussetzen darf. Also wollten Sie alle Todesstrafen aufgehoben wissen? Auch bei vorsätzlichen Mördern, die der Gesellschaft den Krieg angekündigt haben? — Solche Wollüstlinge, wie der sächsische Hirt, der aus Gourmandise Kinder fraß; Wirte, die mit kaltem

Blut ihre Gäste ermorden, und ihre Schinken in Rauch hängen, Meuchelmörder, Vergifter — wenn ihr die Unmenschen nicht festhalten könnt, so macht Jagd darauf, wie aufs Tier von Gevaudan; aber an einer starken Kette sind doch Mörder ebensowenig gefährlich, als die Löwen im Tower. Unser Recht, den Mörder zu töten, soll sich auf das Recht der Wiedervergeltung gründen. Barkhausen hat deutlich das Ungereimte dieser Meinung gezeigt. Wenn ihr den Totschläger wieder totschlagen wollt, so muß auch der Ehebrecher gerichtlich angehalten werden, seine Frau ins Bett des Beleidigten zu führen; eine Art der Genugthuung, die oft schlimmer sein möchte, als die Beleidigung selbst. Auch der Kindermord soll nicht mit dem Tode gestraft werden, der so leicht, so allgemein, so voll durchteufelter Bosheit, so ganz gegen alle Empfindungen der Natur ist? — Eine junge Kindesmörderin redete ihre Richter folgender Gestalt an: „Ich rede nicht für mein Leben, denn ich bin geschändet, und ich umarme den Tod als meinen Freund. Ihr straft mich nicht; ihr erlöst mich nur von einer Reihe unleidlicher Qualen. Ich war blühend und glücklich, von allen Mädchen beneidet, von allen Jünglingen geliebt. Oh, verachtet mich nicht nach meinem Tode, ihr Ungefallenen! Gedenket meiner, wenn ihr könnt, in der Stunde der Leidenschaft, wenn das Herz hoch aufschwillt und die Zunge stammelt, in der einsamen Laube, wenn ihr gegen den feurigen Mann, den ihr liebt, keine Waffen als ohnmächtige Tränen findet; rettet dann eure Unschuld, wenn euch ein Gott

ilft! Ich rettete sie nicht, und nun war der Friede
es Lebens dahin. Wie sie nun auf mich herab-
sehen, meines Stolzes, meiner Schande spotten
werden! Wie ich nun ein langes Leben hindurch
für den Fehltritt einer Minute büßen muß! Nun
bin ich keiner Freundin, keines Mannes, nicht der
Achtung meiner Gespielinnen, nicht einer mensch-
lichen Freude mehr wert! Der ehrwürdige Name
Mutter ist ein ewiger Schandtitel für mich. Ha,
Richter, alles das tobte in meiner Brust in der
Stunde der Geburt. Kennt ihr den Zustand eines
gebärenden, geschändeten Weibes? Wenn immer
wachsende Marter wütet und hoffnungslose Ver-
weiflung zugleich, ist dann Licht im Verstande?
Handle ich frei auf der Folter der Natur und des
Gewissens? Oh, lebstest du nicht, Pfand des Un-
glücks! rief es tief aus der Seele. O Schöpfer,
nimm es hin, dieses unschuldige Kind! Es ent-
zieht den Mühseligkeiten des Lebens, und rettet
meine Mutter von der Schande, welche bitterer ist
als der Tod, gewiß bitterer als sein Tod — — und
so erwürgte ich mein Kind. — — Ach, 'ich hätt'
es gern erzogen und gebildet; aber mich einer
endlosen Verachtung zu opfern, dazu war ich
nicht verächtlich genug.“ — Die Sache ward,
nebst der Rede der Verbrecherin, an eine Juristen-
akultät gesandt; und hierauf kam der Spruch zu-
rück, daß Inquisitin, ihr zur wohlverdienten
Strafe und anderen zum Abscheu und Exempel,
mit einem Hahne, einer Schlange und einer Katze,
in Ermangelung eines Affen, lebendig in einen
Sack getan und ertränkt werden solle.

MELCHIOR GRIMM

DER INQUISITIONSPROZESS GEGEN LA BARRE

(„Correspondence de Mr. Grimm“, 1787)

Fräulein von Brou, Äbtissin eines Klosters zu Abbeville, erhielt den Besuch ihres Neffen, des Chevaliers von La Barre, eines blutjungen Offiziers und Enkels eines Generals. Er bewohnte ein Außengebäude des Klosters. Belleval, Richter bei einem Untergerichte zu Abbeville, verfolgte die Äbtissin unaufhörlich mit Liebesanträgen, und sie sah sich endlich genötigt, dem Zudringlichen die Tür zu weisen. Nun geriet Belleval auf den Wahn, die Äbtissin begünstige ihren Neffen und dieser habe seine Verweisung veranlaßt; er schwur ihm Rache und hielt Wort.

Er brachte in Erfahrung, daß der Chevalier von La Barre und dessen Freund, Etallonde von Morival, kaum achtzehn Jahre alt, vor einer Kapuzinerprozession vorbeigegangen waren, ohne den Hut abzunehmen; daß Leute, welche man nie hat ausfindig machen können, ein auf einer Brücke von Abbeville aufgerichtetes hölzernes Kruzifix beschädigt hatten, und er beschloß, diese Tatsachen zu benutzen, um seinen vermeintlichen Nebenbuhler ins Verderben zu stürzen. Der Bischof von Amiens, dem er davon Anzeige machte, ließ alsobald öffentliche Mahnungen ergehen, gebot eine feierliche Prozession wegen des beschä-

digten Kruzifixes, welches denn nicht verfehlte, alle Gehirne seines Kirchensprengels aufzuregen. Belleval lockte in seine Behausung Knechte, Dienstmädchen, Tagelöhner, um Zeugen aufzubringen. Trotz allen seinen Bemühungen gelang es ihm nicht, irgendeine Aussage zu erhalten, die förmlich dartat, daß man die Angeklagten das Kruzifix habe verstümmeln sehen. Das einzige Verbrechen, dessen man sie vollständig überführte, war, daß sie schmutzige und ruchlose Lieder gesungen und mit zu viel Lust und Liebe Voltaire's „Dictionnaire philosophique“ gelesen hätten.

Dessenungeachtet glaubten sich die Richter zu Abbeville verpflichtet, die Angeklagten zu verurteilen, durch Henkershand Zunge und rechte Hand zu verlieren und lebendig verbrannt zu werden. Etallonde von Morival war glücklicherweise über den Rhein entkommen und vom Großen Friedrich als Offizier angestellt worden. Das Pariser Parlament bestätigte den Ausspruch des Untergerichts zu Abbeville, trotz dem Gutachten von zehn der berühmtesten Pariser Advokaten, die die Unschuld der Angeklagten erwiesen. Das Parlament begnügte sich bloß, die Gräßlichkeit der Strafe zu mildern (wenn etwa nicht die gewöhnliche und außergewöhnliche Folter, zu welcher es den unglücklichen Chevalier von La Barre verurteilte, die Strafe noch schärfte), indem es gebot, den Chevalier von La Barre zu enthaupten und ihn dann in den brennenden Holzstoß zu werfen. Das scheußliche Urteil ward an ihm vollzogen.

EMILE ZOLA

J'ACCUSE!

Ein Brief an den Präsidenten der Republik

(„L'Aurore“, vom 13. Januar 1896)

Emile Zola hat die unendlichen Gebiete der Wahrheit in den Roman eingeführt, er hat die Konflikte, die Situationen, die Lokalitäten, die Figuren des Alltags und des Heute gegeben, die Reportage in den Dienst der großen Epik gestellt. Es hätte sich erwarten lassen, daß in reziproker Weise die Journalistik von ihm profitieren werde. Ein Bergwerk, die Börse, einen Bahnhof, ein Elendenviertel, ein Pferderennen, einen Hochofen, ein Theater, einen Park, ein Wirtshaus, eine Waschküche, einen Wallfahrtsort, eine Polizeistube, eine Lokomotive, die Markthallen, ein Maleratelier, — allerdings wird es nie einer so hinzeichnen können, wie dieser größte Reporter aller Zeiten, der Tag und Nacht an sein Objekt hingegeben war, er berichtet, behorcht, umlauert es, das Notizbuch in der Hand, es mit den „ébauches“ zu seinen Schilderungen anfüllend. Aber wer Zola gründlich kennt, wird ein unvergleichlich besserer Journalist sein, als der, der nur das Übliche von ihm weiß. In Zolas rein journalistischen Artikeln (z. B. in „Mes haines“) ist er so hinreißend, wie in seinen Romanen, weil er auch hier von der Tatsache ausgeht und von der Autopsie. Und nichts hat wohl eine Welt so erregt, so aufgewühlt und so gereizt, wie seine Aufsätze in der Dreyfus-Sache, und noch heute kann man diesen Band der Zolaschen Artikel kaum lesen, ohne von Fieber befallen zu werden.

Herr Präsident! Wollen Sie mir erlauben, mir in meiner Dankbarkeit für den wohlwollenden Empfang, den Sie mir eines Tages gewährt haben, Ihren berechtigten Ruhm nahegehen zu lassen und Ihnen zu sagen, daß Ihr bisher so glücklicher Stern vom schmachvollsten unauslöschlichsten Schmutzfleck verdunkelt wird? ... Welch ein Schmutzfleck auf Ihrem Namen, diese greuliche Dreyfus-Sache! Ein Militärgericht hat sich eben erdreistet, auf Befehl einen Esterhazy freizusprechen, — das ist die letzte Ohrfeige, die aller Wahrheit und Gerechtigkeit verabreicht wird. Frankreich trägt diese Besudelung auf seiner Wange, und die Geschichte wird schreiben, daß ein solches soziales Verbrechen zu Ihrer Amtszeit begangen werden konnte. Da sie es gewagt haben, wage ich es auch. Die Wahrheit, ich werde sie sagen, denn ich habe versprochen, sie zu sagen, wenn die Justiz es nicht ganz und vollkommen tun wird. Meine Pflicht ist zu reden; ich will nicht mitschuldig sein. Meine Nächte würden vom Gespenst des Unschuldigen heimgesucht sein, der da unten in der greulichsten Marter ein Verbrechen büßt, das er nicht begangen hat. Und Sie sind es, Herr Präsident, dem ich diese Wahrheit mit aller Empörung eines ehrlichen Mannes anrufe. Zu Ihrer Ehre bin ich überzeugt, daß sie Ihnen unbekannt ist. Und wem soll ich denn auch die Verbrecherrotte der wahren Schuldigen anzeigen, wenn nicht Ihnen, dem ersten Beamten des Landes?

*

Ein unseliger Mensch hat alles geleitet, alles gemacht, der Oberstleutnant, damals Major du Paty de Clam. Die ganze Dreyfus-Sache ist er. Man wird sie erst kennen, wenn eine ehrliche Untersuchung seine Handlung und Verantwortlichkeit festgestellt haben wird. Er offenbart sich als der verräuchertste, verkniffenste Geist, den Kopf voll romanhafter Ränke, von den Kniffen der Hintertreppenromane träumend: gestohlenen Papieren, anonymen Briefen, Stelldicheins an verlassenen Plätzen, mysteriösen Frauen, die nachts niederschmetternde Beweise umhertragen. Er hat den Einfall gehabt, Dreyfus das Begleitschreiben zu diktieren, er hat geträumt, ihn in einer ganz mit Spiegeln getäfelten Stube zu beobachten, ihn zeigt uns Major Forzinetti mit einer Blendlaterne bewaffnet, mit der er zum schlafenden Dreyfus in die Zelle dringen wollte, um eine plötzliche Lichtflut auf sein Gesicht zu schleudern und so in der Erregung des Erwachens ihm das Geständnis seines Verbrechens zu entreißen. Und ich will noch nicht alles sagen. Man suche und man wird finden. Ich erkläre einfach, daß Major du Paty de Clam als Gerichtsoffizier in der Dreyfus-Sache der Zeit und der Verantwortlichkeit nach der erste ist, der den begangenen furchtbaren Justizirrtum verschuldet hat. Das Begleitschreiben war schon seit einiger Zeit in den Händen des Obersten Sandherr, Vorsteher der Nachrichtenabteilung, seitdem im Wahnsinn (progressive Paralyse) gestorben. Manches Leck war bemerkt worden, Papiere verschwanden, wie sie noch heute

verschwinden, der Urheber des Begleitschreibens wurde gesucht, eine vorgefaßte Meinung bildete sich, daß dieser Urheber nur ein Generalstabs-offizier und zwar von der Artillerie sein könne; offenbar ein doppelter Irrtum, der zeigt, wie oberflächlich das Begleitschreiben studiert worden war, denn eine verständige Prüfung beweist, daß es sich nur um einen Offizier der Truppe handeln könne. Man suchte also im Hause, man prüfte die Schrift. Es war gleichsam eine Familienangelegenheit. Es galt, in den Amtsstunden selbst den Verräter zu ertappen und hinauszuerwerfen. Und sowie ein erster Verdacht auf Dreyfus fällt, tritt Major du Paty de Clam die Bühne. Von nun an ist er es, der Dreyfus erfunden hat. Die Sache wird zu seiner Sache, er macht sich anheischig, den Verräter zu überführen, ihn zum vollen Geständnis zu bringen. Zwar haben wir auch den Kriegsminister General Mercier, dessen Verstand sehr mittelmäßig ist, den General de Boisdeffre, der seinem leidenschaftlichen Katholizismus gehorcht zu haben scheint, den zweiten Vorstand des großen Generalstabs General Gonse, dessen Gewissen sich mit vielem hat abfinden können. Aber in Wirklichkeit gab es anfangs nur den Major du Paty de Clam, der sie alle führt, der sie hypnotisiert, denn er befaßt sich auch mit Spiritismus, mit Zauberei, er unterhält sich mit Geistern. Man würde niemals glauben, welche Experimente er mit dem unglücklichen Dreyfus anstellt, in welche Fallen er ihn straucheln lassen wollte, alle die tollen Untersuchungen, die unge-

heuerlichen Einfälle, den ganzen Folterwahnsinn. Für den, der die ganze Strafsache in ihren wirklichen Einzelheiten kennt, ist sie ein Alpdrücken. Der strengste Ausschluß der Öffentlichkeit wird fortwährend gefordert... Sind die Dinge so unaussprechlich, so gefährlich, so geeignet, Europa in Brand zu stecken, daß man sie angstvoll hinter verschlossenen Türen begräbt? Ach nein, hinter diesen Türen gibt es nichts als die romanhaften und irrsinnigen Einbildungen des Majors du Paty de Clam; all das geschieht nur, um den albernstern Kolportageroman zu verbergen. Um dessen sicher zu sein, braucht man nur die Anklageschrift aufmerksam zu lesen. Welch ein Nichts, diese Anklageschrift! Daß ein Mensch auf Grundlage dieser Schrift verurteilt werden konnte, ist ein Wunder der Ungerechtigkeit. Es ist schlechterdings unmöglich, daß ehrliche Menschen sie lesen, ohne daß ihr Herz vor Empörung zu schwellen beginnt, ohne daß sie vor Entrüstung aufschreien, wenn sie an die ungeheuerliche Strafe auf der Teufelsinsel denken. Dreyfus kann mehrere Sprachen. Verbrechen! Man hat bei ihm nicht das kleinste verdächtige Papier gefunden. Verbrechen! Er reist manchmal nach seiner Heimatsprovinz. Verbrechen! Er ist fleißig, er will sich über alles unterrichten. Verbrechen! Er gerät nicht außer Fassung. Verbrechen! Er gerät außer Fassung. Verbrechen! Und die Kindereien des Stils, die dreisten Behauptungen ins Blaue hinein! Man hatte uns von vierzehn Anklagepunkten gesprochen: wir finden schließlich nur einen, den des

Begleitschreibens; wir erfahren zugleich, daß die Sachverständigen nicht einig waren, daß einer von ihnen, Herr Gobert, militärisch angeschnauzt wurde, weil er sich erdreistete, anders auszusagen, als man wünschte. Man sprach von dreiundzwanzig Offizieren, die gekommen wären, Dreyfus unter ihren Aussagen zu zermalmen. Wir kennen ihre Verhöre noch nicht, es ist aber sicher, daß nicht alle ihn belastet haben. Ferner, daß sie alle dem Kriegsministerium angehören. Es ist eine Familienstrafsache, man ist unter sich, man vergesse es nicht: der Generalstab hat den Prozeß gewollt, er hat das Urteil gefällt, er fällt es vorgestern zum zweiten Male. Man begreife nur die verzweifelte Hartnäckigkeit, mit der man heute, um die Verurteilung zu rechtfertigen, das Vorhandensein eines zerschmetternden geheimen Schriftstückes behauptet, das man nicht zeigen kann, das alles rechtfertigt und vor dem man sich verneigen muß... Ich leugne es, dieses Schriftstück, ich leugne es mit aller Kraft. Ein lächerlicher Zettel vielleicht, wo von einem gewissen D. die Rede ist, der zu anspruchsvoll wird, etwa von einem Ehemann, der findet, daß man seine Frau nicht hoch genug bezahlt; aber eine Schrift, die die Landesverteidigung betrifft, und die man nicht zeigen kann, ohne daß morgen der Krieg ausbricht, nein, nein! Das ist eine Lüge, eine um so schändlichere, um so frechere Lüge, als sie ungestraft lügen, da man sie nicht überführen kann. Sie wühlen Frankreich auf, verstecken sich hinter seiner gerechten Erregung, verschließen die

Münder, indem sie die Herzen beunruhigen und die Geister verderben. Ich kenne kein größeres Staatsverbrechen. Diese Tatsachen, Herr Präsident, erklären, wie ein Gerichtsirrtum begangen werden konnte; und die stattlichen Beweise, die Vermögenslage von Dreyfus, das Fehlen von Beweggründen, sein unaufhörliches Unschuldsschreien treten hinzu, um ihn als Opfer der unerhörten Einbildungen des Majors du Paty de Clam, des Klerikalismus der Gesellschaft, in der er lebte, und der uns entehrenden Hetze auf die „Saujuden“ zu erweisen... Sandherr starb, Picquart folgte ihm als Vorsteher der Nachrichtenabteilung. In Ausübung seines Amtes hatte er eines Tages den Rohrpostbrief des Agenten einer auswärtigen Macht an Major Esterhazy in Händen. Pflichtgemäß begann er eine Untersuchung: sie dauerte von Mai bis September 1896. General Gonse war von Esterhazys Schuld überzeugt. De Boisdeffre und Billot bezweifelten nicht, daß das berühmte Begleitschreiben von Esterhazy geschrieben war. Nun war die Aufregung groß. Denn Esterhazys Verurteilung zog unvermeidlich die Wiederaufnahme der Dreyfus-Sache nach sich und dies wollte der Generalstab um keinen Preis... Begreift man das! Seit einem Jahr und mehr wissen Billot, de Boisdeffre, Gonse, daß Dreyfus unschuldig ist und haben dieses Entsetzliche für sich behalten. Und diese Leute können schlafen, sie haben Frauen und Kinder, die sie lieben! Picquart hat seine Pflicht eines ehrlichen Mannes erfüllt. Er bedrängte seine Vorgesetzten,

er flehte sie an, er zeigte ihnen, wie unklug ihr Zögern angesichts des heraufziehenden furchtbaren Gewitters war, das ausbrechen mußte, wenn die Wahrheit bekannt würde... Nein, das Verbrechen war begangen, der Generalstab konnte nicht mehr bekennen, daß es sein Verbrechen war. Und Picquart wurde weit weg geschickt nach Tunis und man gab ihm eines Tages einen Auftrag, der ihn der sicheren Niedermetzlung aussetzte.

Man redet von der Ehre des Heeres. Das Heer? Das ist das Volk selbst, wir haben dafür nur Zärtlichkeit und Achtung. Aber es handelt sich nicht darum, sondern um den Säbel, um den Gebieter, den man uns vielleicht morgen geben wird. Und demütig den Säbelknauf küssen? Nie und nimmer! Die Dreyfus-Sache ist die Sache der Kriegsbureaus: Dreyfus kann nicht unschuldig zurückkommen, ohne daß der ganze Generalstab als schuldig verurteilt erscheint. Deshalb hat auch das Bureau den Esterhazy mit allen Mitteln zur gedeckt, um Dreyfus zum zweiten Male zu verderben. Ah! Welchen Kehraus die republikanische Regierung in diesem Jesuitennest (wie General Billot selbst es nannte), vornehmen mußte! ... Viele Leute kenne ich, die vor der Möglichkeit eines Krieges angstvoll zittern, weil sie wissen, in welchen Händen die Verteidigung des Vaterlandes ruht...

Ich klage den Oberleutnant du Paty de Clam an, der teuflische Urheber des Gerichtsirrtums zu sein; zuerst, ich will es noch glauben, unbewußt,

doch zur Verteidigung seines unseligen Werkes: mit verbrecherischen Machenschaften. Ich klage den General Mercier an, sich zumindest aus geistiger Schwäche zum Mitschuldigen der größten Ruchlosigkeit des Jahrhunderts gemacht zu haben. Ich klage den General Billot an, die sicheren Beweise von Dreyfus' Unschuld in Händen gehabt und erstickt zu haben, dieses Verbrechen an der Menschheit und dem Recht begangen zu haben zu einem politischen Zwecke und um den verfaulten Generalstab zu retten. Ich klage den General de Boisdeffre und den General Gonse an, Mitschuldige desselben Verbrechens zu sein, der eine aus klerikaler Leidenschaft, der andere aus Kameradschaftlichkeit. Ich klage den General Pellieux und den Major Ravary an, eine schurkische Untersuchung von ungeheuerlicher Parteilichkeit geführt zu haben, deren unvergängliches Denkmal Ravarys naiv-frecher Bericht ist. Ich klage die drei Schreibsachverständigen Belhomme, Varinard und Pouart an, erlogene und betrügerische Gutachten abgegeben zu haben, es wäre denn, die Ärzte erklärten sie für geisteskrank. Ich klage die Kriegsbureaus an, in der Presse, insbesondere im „Eclair“ und „Echo de Paris“ einen scheußlichen Feldzug geführt zu haben, um die öffentliche Meinung irre zu führen und ihre Schuld zu verdecken. Ich klage endlich das erste Kriegsgericht an, das Recht vergewaltigt zu haben, indem es einen Angeklagten auf Grund eines geheimgebliebenen Schriftstückes verurteilte, und das zweite, diese Gesetzwidrig-

keit auf Befehl gedeckt zu haben, indem es seinerseits das Verbrechen beging, wissentlich einen Schuldigen frei zu sprechen. Ich weiß, daß ich mich einer preßgesetzlichen Verfolgung aussetze. Aber das will ich gerade... Man wage es, mich vor die Geschworenen zu stellen. Darauf warte ich!



FEUILLETON



DANIEL DEFOE

GEGEN DIE AUSSCHWEIFUNG

(1729)

Daniel de Foe ist Pasquillant und verhöhnt die anglikanische Hochkirche. In seinem Flugblatt „Kürzester Prozeß mit den Dissenters“ fordert er ironisch, man möge alle, die nicht der offiziellen Kirche angehören, mit Galgen und Galeere bestrafen; dafür wird er zu hoher Geldstrafe, dreimaligem Pranger und sieben Jahren Kerker verurteilt. Aber das englische Volk ist (wie wir auch in den Fällen Swift und Wilkes sehen) von Sympathie für seine publizistischen Anwälte erfüllt, schmückt die Schandsäule, auf der de Foe steht, mit Rosen und Girlanden und trinkt auf seine Gesundheit. Das Ministerium Harley überträgt ihm eine politische Sendung in Edinburgh, aber drei weitere Flugschriften für die protestantische Thronfolge bringen ihn wieder ins Gefängnis. Unter Georg I. bleibt er unbezahlt. Im Februar 1704 beginnt er „The Review“ erscheinen zu lassen, die älteste politische Zeitung. Die „wahrhaftige Geschichte“ des schottischen Matrosen Alexander Selkirk (Selderaig), über dessen Erlebnisse auf Juan Fernandez schon Steeles Zeitschrift „The Englishman“ kurz berichtet hat, statet de Foe breit in Romanform aus und verkauft sie 1719 dem Verleger Taylor für zehn Pfund. Was Selkirk davon bekam, ist unbekannt. (Noch heute führen amerikanische Kinogesellschaften gegeneinander Millionenprozesse wegen gegenseitiger „Plagiate“ bei Verfilmungen des Robinson.) Am Schluß seines Lebens schreibt de Foe Schriften, wie den „Religiösen Hausstand“, die weniger wegen der moralisierenden Tendenz, als wegen der gewagten Themen gekauft — und vielleicht auch deshalb geschrieben werden.

... Daher hat sonder Zweifel diejenige Gewohnheit unter Standespersonen und anderen bemittelten Leuten ihren Ursprung, daß sie besondere Zimmer haben, und die Mannsperson allein, und das Frauenzimmer auch alleine wohnen, damit sie sich, wenn es der Wohlstand erfordert, einander eine Weile entziehen, bis sie zu bequemerer Zeit wiederum auf eine geziemende Weise zusammenkommen.

Es ist wahr, daß mittelmäßige Familien diese Bequemlichkeit nicht haben und einander keine besonderen Wohnungen halten können. Es kann von solchen in der That gesagt werden, daß sie wegen ihrer beständigen Beisammenwohnung desto größere Gelegenheit haben, sich in der Tugend zu üben. So groß aber die Gelegenheit ist, und so schwer auch das anderen fallen möchte, so ist es doch die Pflicht eines vernünftigen Menschen, die keineswegs darf aus den Augen gesetzt werden. Nach meiner Meinung kann man von einem, der solche unterläßt, schwerlich sagen, daß er ein tugendhaftes Leben führe.

Das übrige ist alles Pollution und Prostitution: Befleckung und Verunehrung. Ja noch ärger. Es ist eine Art von Sodomiterei. Denn sonder Zweifel haben die Sünden zu Sodom auch mit darinnen bestanden. Wozu der Grund, wie ich bereits angemerkt, durch wollüstiges Leben, so in der Schrift nachdrücklich, als vollauf ausgedrückt wird, gelegt wurde, dessen Wirkungen, nebst demjenigen abscheulichen Laster, welches den Namen und den Vorwurf des Ortes noch auf den

heutigen Tag führt, in noch unzählig anderen Uppigkeiten ausbrachen.

Dies bezeigen die Exempel zu allen Zeiten und an allen Orten. Die größten Schwelger sind die größten Böcke. Der Wein macht lose Leute, und stark Getränk macht wild.

Schlemmerei und Trunkenheit sind so genau mit der ausschweifenden Liebe verwandt, daß sie gar wohl Vater und Mütter dieses Lasters genannt werden können. Wenn man die Quelle verstopft, werden die Ströme bald außen bleiben. Wenn man den Einfluß abgräbt, wird der Bach bald vertrocknen. Wer die Flasche nicht verleugnen kann, wird die Tasche auch nicht verleugnen können, und wer sich über Tisch und bei dem Glas nicht zu mäßigen weiß, wird sich an einem anderen Ort auch nicht zu mäßigen wissen. Ja, wer seinem alten Adam den Brotkorb nicht ein wenig höher hängen will, der gibt deutlich zu erkennen, daß er Wohlgefallen an dem Laster hat und dasselbe zu begehen sucht. Man sieht daraus, es sei eine kahle Entschuldigung, der er sich nicht enthalten könne; sondern weil ihm die Schoßsünde zu angenehm ist, so will er sich nicht enthalten und begehrt nicht, davon befreit zu sein. Er will dem Feuer die Nahrung nicht entziehen, die Flamme möchte sonst abnehmen. Also folgt ein Übermaß aus dem anderen. Die eheliche Hurerei folgt ebenso notwendig aus der Völlerei, als die Wirkung auf die Ursache folgt. Der Einfluß verursacht den Ausfluß. Der Mensch bleibt nur einmal wie das andere. Er ist ein Voluntier in beiden.

Woher rühren alle diejenigen Mißbräuche rechtmäßiger Dinge, als eben von diesen Sünden zu Sodom, nämlich Hoffart und Ausschweifung? Weil man den Magen mit Speisen vollpfropft, worinnen keine Nation in der Welt so freßgierig ist als wir: weil das Geblüt mit diesen scharfen Teilchen angefüllt wird, und die Adern von überflüssigen Lebensgeistern aufschwellen; so ist es kein Wunder, daß die Samengefäße allzu voll werden und den Menschen zu einer Ausleerung und Lossassung antreiben, wenn es auch mit Verlust seiner Tugend, seines Gewissens und seiner Vernunft geschehen sollte.

So läßt man es demnach diejenigen, welche diese unglückseligen Ausbrüche mit Ernst zu verhüten begehren, am rechten Ort angreifen. Man lasse sie die erste Ursache hinwegnehmen, so wird die Krankheit aufhören.

Eine gebührende Zählung des Geschmacks würde eine kräftige Verbesserung des Lebens sein. Eine rechte Maß und Ordnung in Essen und Trinken würde uns zu einer mäßigen und ordentlichen Nation machen. Anders sehe ich kein Mittel, dies auszurichten.

Wir werden durch rechtmäßige Dinge in unseren Sitten verderbt. Der übermäßige Gebrauch unseres rechtmäßigen Vergnügens macht solches unrechtmäßig und sündlich. Auch die zur Erhaltung unseres Lebens nötigen Mittel müssen demselben zum Untergange gereichen. Wir graben uns nicht nur unsere Gräber mit unseren Zähnen, indem wir unsere Speisen mit unseren Krank-

heiten vermischen und Leben und Krankheit zugleich ernähren; sondern wir fressen uns gar in den Abgrund hinein; wir stürzen unsere Seelen mit den Zähnen in die Verdammnis; und nagen gleichsam mit denselben unseren Weg durch die Tore der Hölle. Mit einem Wort, man mag wohl sagen, daß sich der Trunkenbold zu dem Teufel säuft. Der zärtliche Schlemmer mästet sich auf des Teufels Schlachtbank. Weil ein Laster das andere nährt, bis sie reif für die Hölle werden, und zwar durch den unrechtmäßigen Gebrauch rechtmäßiger und löblicher Dinge. Indem sie erlaubte und nötige Mittel sündlich und eitel machen und den Samen der Laster auf den reinen Acker der unschuldigen Natur säen.

Wie nützlich möchten wir dies auf gewisse gute Freunde deuten, darunter mancher, wenn er es liest, sich der Schamröte nicht wird erwehren können. Der ehrliche Ritter A... L... wäre nimmermehr ein solcher Hurenjäger geworden, wenn er nicht so oft bei Puxtacks gespeist hätte. So würde auch der gute und ernsthafte Herr L... W... Tally R... nicht bei Mondenschein besucht haben, wenn er nicht so manchen schönen Abend auf Browns Weinkeller zugebracht hätte. Also geht er aus dem Weinhaus ins Kuppelhaus. Von der Flasche zur Tasche. Worinnen der liebe Mann der Natur gemäß handelt und wie andere dem ordentlichen Lauf der Ursachen und Wirkungen folgt.

Wenn der Herr G... W... ablassen will, sein Haus zu einem Hurenwinkel und sein Ehebett zu

einer Befleckung zu machen, und sein ehrbar Weib nicht mehr nötigen soll, ihren Pantoffel umzukehren, daß das unterste zu oberst kommt: wenn er vermögend sein will, eine bessere Entschuldigung wegen seiner ehelichen Hurerei zu geben, als daß er sich nicht anders zu helfen wüßte; so muß er nicht mehr drei Stunden aneinander frühstücken; er muß zu Mittag nicht in sich hineinstopfen, bis er über Tisch einschläft, und abends nicht saufen, bis er liegen bleibt. Er lese den Cornaro von Venedig, und nehme des Tags mit zwei Unzen und fünf Drachma und in drei Tagen mit einem halben Nösel Wein vorlieb, so will ich gut davor sein, sein Weib wird sich nicht mehr einschließen dürfen, aus Furcht, zu einem Rasenden ins Bett zu kommen, noch auch schwören, daß sie ihn verbinden wolle, ihr keine Gewalt mehr anzutun, sondern sich als ein Christ aufzuführen, damit sie nicht einmal in den rechtmäßigen Umarmungen eines Mannes gar ermordet werde.

Wer bei Tag rasend ist, wird es die Nacht auch sein. Wer sich in einem Stück nicht zu regieren weiß, wie will er sich im anderen bezwingen können?

RICHARD STEELE

HUREREI, EINIGE NACHRICHT VON DEM
JETZIGEN ZUSTANDE DERSELBEN

(„The Spectator“, den 14. Jänner 1712)

Audire est operae pretium pro-
cedere recte

Qui maechis non vultis —

Horaz.

Ich habe bei vielen Gelegenheiten, welche sich zugetragen, ehe ich mir noch den gegenwärtigen Zustand der H...rei recht vorstellte, bei mir selbst zum Besten der schuldigen Weibspersonen, die Anreizungen des Fleisches und Blutes, nebst den Künsten und Schmeicheleien verschmitzter Mannsleute erwogen. Hier habe ich nun mit einiger Verachtung wahrgenommen, daß das meiste von demjenigen, was wir in unserer Jugend für lustig und höflich halten, nichts anderes ist, als die Gewohnheit, einem unzüchtigen Kitzel nachzugeben. Es würde einige Mühe kosten, den Leuten dieses so deutlich zu machen, daß meine Leser zur Ehrbarkeit in ihrer Aufführung und meine Leserinnen zu der Anmut einer Schamröthe in ihren Gesichtern wieder gelangen sollten. Wir können aber nicht ohne einige Einleitung von der

vorhandenen Materie ein Licht bekommen. Daher wird es nötig sein, erstlich die unvermögenden H....jäger und die verschlagenen alten Hexen zu erwägen, welche dem Wollustteufel beständig neue Opfer zu verschaffen suchen, und auch wirklich verschaffen.

Meine Leser müssen also wissen, wofern sie nicht so glücklich sind, daß sie es bereits wissen, daß die große Verwüstung, welche in den Wohnungen der Schönheit und Unschuld vorgeht, von denjenigen verübt wird, welche brach liegen, und der Düngung nicht genießen können. Wenn man den gegenwärtigen Zustand der Tugend und des Lasters betrachtet, so sieht man die Schuldigen so beschaffen, daß man denken sollte, sie könnten gar nicht einmal eine Reizung zu demjenigen verspüren, was sie verfolgen. So wie im gemeinen Leben oftmals ein einfältiger Narr ein schlauer Betrüger zu sein begehrt, so findet man auch bei der Wollust, daß alte Männer zu H....jägern werden: und diese letzteren sind der rechte Grund und Eckstein derjenigen Gottlosigkeit, wovon wir reden.

Wie mancher alte reiche Mann bekommt nicht aus allen Ecken der Stadt gekritzelte Briefe, welche die Beschreibung junger Mädchen und die Bitte in sich enthalten, daß er nur befehlen soll, wenn man sie zu ihm bringen soll. Dieser Besuch geht denn vor sich, und das unschuldige Mädchen wird zu solchen Unanständigkeiten gebracht, welche nach und nach alle Scham austilgen und die Begierden erwecken. Mit solchen Vorberei-

tungen verderben die alten Kupplerinnen ihre Untergebenen nach und nach, bis ihnen alle Furcht vor demjenigen verschwindet, was ihnen bei jüngeren Mannspersonen begegnen soll. Diese alten Hexen schreiben gemeiniglich an einen jungen Kerl, dem sie ein neues Mensch anbieten, unter anderem dieses: „Ich versichere Sie, daß sie, außer dem alten Herrn N. noch bei niemandem gewesen ist.“ Dem alten Liebesgecken gefällt es, daß das Mädchen ungeputzt zu ihm kommt, und alsdann erhält sie aus seiner Güte schon so viel, daß sie sich für andere Liebhaber kleiden kann.

Dieses nun ist der gemeinste Weg, eine arme Schönheit in die Stadt zu locken: was aber die freundschaftlichen Hüter, die schlaunen Gelegenheitsmacher und dergleichen Leute betrifft, die einen kleinen Handel für sich treiben, und nicht in der allgemeinen Zunft der Sünde stehen, so erfordern sie eine eigene Betrachtung. Indem wir nun gegen die, welche in diesem Laster ganz ersoffen sind, so scharf verfahren, so wollen wir die Sache der anderen mit so vieler Nachsicht vortragen, als die Umstände es erfordern. Namen zu nennen, stiftet nichts Gutes, und von einer Sache übler zu sprechen, als sie es verdient, das benimmt nur dem Ankläger sein Ansehen und führt eine heimliche Verteidigung über die Auf- führung der angeklagten Person herbei. Deshalb wollen wir, nach Verschiedenheit der Umstände, auch die Benennung dieser Verbreche- rinnen verändern.

Diejenigen, welche nur bloß wider sich selbst

handeln und nicht eben dem ganzen Volke ärgerlich, sondern nur der Hochachtung nicht würdig sind, die man keuschen Personen erzeugt, ja die noch so viel Gutes an sich übrig haben, daß sie sich schämen, die müssen nicht eben mit dem gemeinen Worte belegt werden, welches nur den liederlichsten Weibern zukommt. Man muß hier einigermaßen ihre Umstände in Erwägung ziehen, in denen sie sich bei ihrem ersten Fehltritte befanden, die verdrießliche Plage, welcher sie bei ihren unempfindlichen und strengen Eltern ausgesetzt waren, die Beschwerlichkeit der Armut, die Heftigkeit einer bei ihrem ersten Anfange wohl gegründeten Leidenschaft, und noch mehrere solche Sachen muß man erwägen, welche ein unglückliches Frauenzimmer veranlassen, den Charakter ihres Geschlechts, nämlich die Ehrbarkeit, aus den Augen zu setzen. Wollte man anders handeln, so würde man ein pedantischer Stoiker werden, der alle Laster über einen Leisten schlägt, nicht aber wie ein unparteiischer Zuschauer (Spectator) handeln, der sie zugleich mit allen den Umständen betrachtet, welche die Schuld entweder vermehren oder verringern. Ich hoffe, daß, wenn diese Materie gut fortgesetzt werden wird, man künftig das Mädchen von der ersten Kindheit an mit einer Erwägung ihres künftigen Lebenszustandes erziehen und sich hüten werde, ihre Gemütsart entweder durch eine unzeitige Störrigkeit oder durch Hochmut, noch auch durch eine gar zu willfährige Freundlichkeit und Vertraulichkeit zu gewöhnen.

Ich will nach allen diesen Anmerkungen mein Blatt mit folgendem unveränderten Schreiben schließen; und ersuche alle diejenigen, welche vermuten sollten, daß die Fortsetzung dieser Materie sie angehen möchte, mir alles dasjenige einzusenden, was sie theils für sich selbst, oder von einigen Zufällen ihres Lebens zu sagen haben, damit man ihnen in ihrer Aufführung zu Hilfe kommen möge.

Den 5. Jänner 1711.

Mein Herr Zuschauer!

„Der Inhalt Ihres gestrigen Stückes ist so wichtig, und die Durchlesung desselben muß zu der Sicherheit vieler unschuldiger jungen Kreaturen so nützlich sein, daß ich glaube, es sei ein jeder verbunden, Ihnen so viel Nachrichten zu geben, als ihm nur möglich ist, damit die schädlichen Künste solcher unmenschlichen Weiber, die man Kupplerinnen nennt, an den Tag kommen mögen. Und eben in dieser Absicht schicke ich Ihnen inliegenden Brief; der von Wort zu Wort die Abschrift eines Schreibens ist, welches eine ansehnliche Kupplerin dieser Stadt an einen vornehmen Adelligen abgesendet hat. Ich habe beider Namen verschwiegen, indem ich nicht im Sinne habe, die Personen, sondern nur die Sache bekannt zu machen. Ich bin,

Mein Herr,

Ihr ergebener Diener.“

„Gnädiger Herr!

Da ich Ew. Hochwohlgeboren, sehr hoch schätze, und von Denenselben eine viel bessere Meinung hege, als von irgendeinem von Adel: so tue ich Ihnen hiermit etwas zu wissen, das, wie ich hoffe, Ihnen angenehm sein wird. Ich habe eine Nichte, welche ungefähr vor vierzehn Tagen

in die Stadt gekommen ist. Denn da ihre Eltern unlängst gestorben sind, so ist sie zu mir gekommen, weil sie hoffte, ich würde so gut sein, sie in ein Krämergewölbe zu verdingen. Ihr Vater gab ihr auf fünf Jahre achtzig Pfund Sterlings mit. Nunmehr ist ihre Zeit aus, und sie ist noch nicht sechzehn Jahre alt. Ein so schönes braunes Mädchen, als Sie je gesehen haben! Ein kleines Mädchen, wie ich weiß, daß Ew. Gnaden sie gern haben. Sie ist wohl gewachsen, und in ihrer Gesichtsfarbe so rot und weiß, wie ich noch nie jemanden gesehen habe; ich zweifle nicht, Ew. Gnaden werden meiner Meinung sein. Wofern ich sie nun nicht bald versorge (und das kann ich nicht sogleich tun), so will ich sie etwa in einem Monate wiederum heimsenden. Ihr Vater gehörte zu denen Leuten, mit denen all ihr Vermögen stirbt, und also hat er vier unversorgte Kinder hinterlassen. Wollen Ew. Gnaden nur durch ein paar Zeilen andeuten, an welchem Orte ich Sie mit meiner Nichte antreffen kann: so will ich Ihre Antwort erwarten, denn seitdem ich mein Haus verlassen, habe ich keinen Ort, der geeignet wäre, Ew. Gnaden darinnen aufzunehmen. Ich habe ihr gesagt, daß sie mit mir gehen sollte, einen vornehmen Herrn zu besuchen, der mein guter Freund wäre; daher ersuche ich Ew. Gnaden, daß Sie von diesem Briefe nichts erwähnen wollen; denn das Mädchen ist in den Sitten der Stadt noch ganz unerfahren. Hochwohlgeborener Herr, wofern Sie zu uns kommen wollen, so kommen Sie allein. Ich schwöre es Ihnen, Sie sind

der erste, dem ich sie bisher angetragen habe.
Ich verharre

Eurer Hochwohlgeborenen Gnaden
gehörsamste untertänige Dienerin.

Nachschrift. Ich bitte dieses Blatt zu verbrennen, wenn Sie es gelesen haben.“

LOUIS SEBASTIEN MERCIER

ÖFFENTLICHE BEDÜRFNISANSTALTEN

(„Tableau de Paris“, 1781)

Zwölf Bände füllen die sarkastischen Feuilletons des „Tableau de Paris“, die von 1781 an anonym erschienen. Eine Stadt, die Hauptstadt der Welt, war hier auf empirischem Wege nahezu restlos ergründet. Mit einem Blick, der das Winzigste erfaßte, das Fernste erreichte, das Undurchdringlichste durchschaute, mit einer Stoffkühnheit, wie sie vorher, aber auch nachher niemals ein Publizist zu beweisen vermocht hat, mit Schärfe der Beobachtung wie des Ausdrucks und mit Anträgen zu positiven Reformen wurden hier amüsante Sittenschilderungen gegeben. Die Elendenviertel, die Stille der Cité-Insel, die Sonntagsausflüge nach Longchamps, die Kirchen, die Hintertreppen der Häuser, die Feuersbrünste, die Savoyardenknaben, die Kaldaunengeschäfte, die Juden, die Kundmachungen, die Masken, die Gassenhauer, die Taschendiebe, die Leichenbestattungsanstalten, die Wäscherinnen am Seine-Ufer, die Cafés, die Heiligenbilder, die Sonderlinge, die Kurpfuscher, den Hof, die Bücherkarren, die Bäder, die Barbierstuben, die Henker, die Verbrecher, die Märkte, die Gewohnheiten, die Akademie, das Parlament, die Kalendermacher, die Ehescheidungen, die Broschürenschrreiber, die Kleinbürger, die falschen Haare, die Prostituierten, die Blaustrümpfe, Voltaire, Rameau, die beiden Crébillons, die Millionäre, die Theater — alles, was öffentlich ist, und geheim sein sollte, alles, was geheim ist, und öffentlich sein sollte, alle Schäden, Verzopftheiten, Schweinereien und Schwächen werden erbarmungslos aufgedeckt.

Das Aufsehen ist ungeheuer, die Behörden fahnden nach dem Anonymus, verhaften und verhören Unschuldige. Schließlich meldet er sich selbst auf der Polizeipräfektur: es ist Louis Sebastian Mercier, geboren zu Paris am 6. Juni 1740, Schriftsteller, der schon mit Streitschriften und auf dem Theater Erbitterung der Betroffenen hervorgerufen hat. Mercier wird auf freien Fuß gesetzt und geht in die Schweiz, von wo er die weiteren Teile seines Tableau nach Paris schickt. Erst bei Ausbruch der Revolution zurückberufen, wird er Redakteur der „Annales Politiques“, Professor und Deputierter. Aber sein größter Erfolg ist, daß fast alles von dem beseitigt wird, was er geschildert hat, — und seine Schriften nicht mehr gelten. Niemand kauft sie mehr. Er erlebt auch den Sturz Napoleons, den er haßte. 1814 stirbt er.

Sein Antrag auf Errichtung öffentlicher Bedürfnisanstalten war der Gipfel des Unmöglichen. Noch 1794 debattierte man im Pariser Gemeinderat darüber, vier Tage lang die Schilderung Merciers zitierend. Dann beschloß man in seinem Sinne.

Sie fehlen in der Stadt und man wird in den belebten Straßen in arge Verlegenheit versetzt, wenn man von einem Bedürfnis bedrängt wird; man ist genötigt, aufs Geradewohl einen Abtritt in einem fremden Hause zu suchen. Man probiert an den Türen wie ein Einschleicher, obwohl man nicht die Absicht hat, etwas wegzutragen.

Früher war der Tuilleriesgarten, der Palast der Könige, ein allgemeiner Rendezvousplatz. Die Sch....r gruppierten sich unter einer Taxushecke und verrichteten dort ihr Bedürfnis. Es gibt Leute, denen es einen Hochgenuß bedeutet, diese Sekretion im Freien zu absolvieren: es war

unmöglich, die Terrassen der Tuilleries zu betreten, eine so verpestete Luft entströmte ihnen. Der Graf d'Angerviller ließ die Taxushecken ausreißen und hat somit die Sch....r heimatlos gemacht, welche zu dem bestimmten Zweck von weitem herbeigeeilt kamen. Man hat öffentliche Bedürfnisanstalten errichtet, in denen jedes Individuum seine Notdurft für zwei Pfennige verrichten kann. Aber findet man Zeit, den Unternehmer aufzusuchen, wenn man sich im Faubourg St. Germain befindet und die Gedärme von Schwäche befallen fühlt? Der eine stürzt sich in eine dunkle Allee und ergreift nachher die Flucht; ein anderer ist genötigt, an einem Brunnenrand die öffentliche Sittlichkeit zu verletzen; mancher wieder bedient sich eines 'Fiakers oder einer Droschke, indem er den Wagensitz für seine Zwecke umwandelt: diejenigen, welche noch Kraft genug in sich fühlen, laufen in gebückter Haltung an das Ufer des Flusses.

Die Kaianlagen, welche als Zierde der Stadt gedacht sind, beleidigen heutzutage in gleicher Weise das Auge und den Geruchssinn; dies wäre der richtige Spaziergang für einen Arzt; es wäre für ihn das beste Thermometer der grassierenden Krankheiten; er könnte sich von allen Magenverstimmungen der Stadt überzeugen und die öffentliche Verunreinigung würde in den Dienst der beobachtenden Wissenschaft treten. Aber die Ärzte sind hochmütig geworden; sie schenken dem Stuhl keine Aufmerksamkeit mehr; sie machen sich sogar über Urinuntersuchungen lustig

und übersehen geringschätzig die neue Wissenschaft, welche sich ausführlich und in großen Lettern in den Kaianlagen der Hauptstadt aufgezeichnet findet. Dort spiegelt sich unverhüllt der Zustand aller aktiven und passiven Bäume; und die Ärzte studieren in den verstaubten Folianten der Bibliotheken, während sie vor den Augen die praktische Vorführung der Epidemien haben, welche durch die Natur der Nahrungsmittel oder die Unbill der Witterung hervorgerufen werden.

Woher kommt diese Geringschätzung? Früher waren sie genötigt zu sehen. Ja, man verlangte noch mehr von ihnen. Hier die wörtliche Anführung einer von Heinrich II. verfaßten Verordnung: „Über Klage“, sagt der König, „der Erben der durch Schuld der Ärzte verstorbenen Personen wird man darüber Untersuchung einleiten und Gerechtigkeit walten lassen wie bei jedem anderen Mord, und es werden diese Ärzte gehalten werden, die Exkremente ihrer Patienten zu kosten und ihnen jede Sorgfalt angedeihen zu lassen; anderenfalls werden sie als schuldtragend an Todeskrankheit und Hinscheiden angesehen.“

Wir verweisen die Ärzte nicht auf die Verordnung Heinrichs II., wir sagen nur, daß sie in der Hauptstadt die detailliertesten, weitgehendsten und zusammenhängendsten Beobachtungen machen könnten, das heißt, daß sie diese toten Physiognomien, welche trotzdem eine beredete Sprache führen, studieren könnten. Wenn man eines Tages öffentliche Bedürfnisanstalten er-

richten wird, werden sie vielleicht die verschwundene Experimentalwissenschaft vermissen, welche sich ihnen einst darbot, um sie zu belehren. Wenn man im Journal de Paris die Wasserhöhe der Seine, den Stand des Himmels, der Wolken, des Windes, der Barometergrade verzeichnet; warum diesen meteorologischen Studien nicht auch den Stand des Kais hinzufügen?

Die Orte, die die Aufschrift tragen: „Es ist bei Körperstrafe verboten, hier seine Bedürfnisse zu verrichten“, sind gerade die, in denen sich die meistbeschäftigten Leute zusammenfinden. Es bedarf nur eines Beispieles, um dreißig Nachahmer zu finden.

Das ist das Resultat einer so ungeheuren Bevölkerung. Jede Sitzung bei Tisch erfordert eine am Abtritt; wenn es öffentliche Herbergen gibt, warum gibt es nicht ebensolche Bedürfnisanstalten?

Die penibelsten, zartfühlendsten Personen, die nichts mit den ihre Naturbedürfnisse so unmanierlich verrichtenden Personen gemein haben wollen, und sie streng aus ihrer Gesellschaft verbannen, sind nichtsdestoweniger gezwungen, durch ihre Blicke, mit dem in Berührung zu kommen, was gemeine Naturen im Freien nach sich gelassen haben. Die Exkremente des Volkes in ihren verschiedenen Formen sind beständig vor den Augen der Herzoginnen, Marquisen und Prinzessinnen. Welche moralischen Betrachtungen ließen sich nicht darüber anstellen! Aber wie schade! Man liest nicht mehr Rabelais.

Die Frauen sind in dieser Beziehung zurückhaltender als die Männer; sie wissen ihre Maßregeln so gut zu treffen, daß selbst die schamloseste nie das Schauspiel bietet, wie oft auf offener Straße der als gesittet angesehene Mann. Falls es eines Tages zu den erwünschten Studien der Ärzte kommen sollte, könnten sie an den öffentlichen Kundgebungen, von denen hier die Rede ist, nur die männliche Leibesbeschaffenheit bestimmen; um die der Frauen zu erfahren, müßte man anderweitig suchen.

E. T. A. HOFFMANN

AUS: „DES VETTERS ECKFENSTER“

(„Zuschauer“ 1821)

Musikkritiken schrieb E. T. A. Hoffmann von 1809 bis 1815 für die Allgemeine Musikzeitschrift, Artikel und Karikaturen erschienen in der „Eleganten Welt“, in der „Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode“, in Kühns „Der Freimütige“, in den „Taschenbüchern zum geselligen Vergnügen“ und im „Berlinischen Taschenkalender“, seine antinapoleonische Vision gab er 1813 als selbständige Flugschrift heraus.

„Des Vetters Eckfenster“ ist das schönste Feuilleton in deutscher Sprache. Hoffmann diktierte es, als er, an seinen Liegestuhl gefesselt, den Tod herannahen fühlte. Die Kraft zur Konstruktion einer straffen Handlung glaubte er nicht mehr zu haben, so wollte er denn Eindrücke hinstricheln, ein impressionistisches Bild jenes Weltteilchens geben, das er aus seinem Fenster an der Ecke der Tauben- und Charlottenstraße Berlins eben noch überblicken konnte. Aber aus dieser reinen Deskription wird ihm ein Dichtwerk, die kleinen Episoden des Marktes werden zu Romanen, die Bewegungen der Figuren geben Anlaß zur Erfassung ihrer Biographie, der Mikrokosmos des Gendarmenmarktes erhebt sich zu kosmischer Bedeutung, die akribistische Beobachtung und Wiedergabe des kleinlichen Treibens zu einer Vision. Anfang 1822 schreibt er „Des Vetters Eckfenster“ nieder, im Frühjahr erscheint es in Symanskis „Zuschauer“ und während man es liest, den Humor des Dichters bewundernd, stirbt Hoffmann unter furchtbaren Qualen.

...ich kann mich nicht von der Stelle rühren,
und karre mich in diesem Räderstuhl hin und her

auf anmutige Weise, wozu mein alter Invalide die melodiosen Märsche aus seinen Kriegsjahren pfeift. Aber dies Fenster ist mein Trost; hier ist mir das bunte Leben aufs neue aufgegangen, und ich fühle mich befreundet mit seinem niemals rastenden Treiben. Komm, Vetter, schau hinaus!

Ich setzte mich dem Vetter gegenüber, auf ein kleines Taburett, das gerade noch im Fenster-raum Platz hatte. Der Anblick war in der That seltsam und überraschend. Der ganze Markt schien eine einzige, dicht zusammengedrückte Volksmasse, so daß man glauben mußte, ein dazwischen geworfener Apfel könne niemals zur Erde gelangen. Die verschiedensten Farben glänzten im Sonnenschein, und zwar in ganz kleinen Flecken, auf mich machte dies den Eindruck eines großen, vom Winde bewegten, hin und her wogenden Tulpenbeets, und ich mußte mir gestehen, daß der Anblick zwar recht artig, aber auf die Länge ermüdend sei, ja wohl gar aufgereizten Personen einen kleinen Schwindel verursachen könne, der dem nicht unangenehmen Delirieren des nahen Traums gliche; darin suchte ich das Vergnügen, daß das Eckfenster dem Vetter gewähre, und äußerte ihm dieses ganz unverhohlen.

Der Vetter schlug aber die Hände über dem Kopf zusammen, und es entspann sich zwischen uns folgendes Gespräch.

Der Vetter: Vetter, Vetter! nun sehe ich wohl, daß auch nicht das kleinste Fünkchen von Schrift-

stellertalent in dir glüht. Das erste Erfordernis fehlt dir dazu, um jemals in die Fußtapfen deines würdigen lahmen Vetters zu treten; nämlich ein Auge, welches wirklich schaut. Jener Markt bietet dir nichts dar, als den Anblick eines scheckigen, sinnverwirrenden Gewühls des in bedeutungsloser Tätigkeit bewegten Volkes. Hoho, mein Freund! mir entwickelt sich daraus die mannigfachste Szenerie des bürgerlichen Lebens, und mein Geist, ein wackerer Callot, oder moderner Chodowiecki, entwirft eine Skizze nach der anderen, deren Umrisse oft keck genug sind. Auf, Vetter! ich will sehen, ob ich dir nicht wenigstens die Primitien der Kunst zu schauen beibringen kann. Sieh einmal gerade vor dich hinab in die Straße; hier hast du mein Glas, bemerkst du wohl die etwas fremdartig gekleidete Person mit dem großen Marktkorbe am Arm, die, mit einem Bürstenbinder in tiefem Gespräch begriffen, ganz geschwinde andere *Domestica* abzumachen scheint, als die des Leibes Nahrung betreffen?

Ich: Ich habe sie gefaßt. Sie hat ein grell zitronenfarbiges Tuch, nach französischer Art, turbahnähnlich um den Kopf gewunden, und ihr Gesicht, sowie ihr ganzes Wesen, zeigt deutlich die Französin. Wahrscheinlich eine Restantin aus dem letzten Kriege, die ihr Schäfchen hier ins Trockene gebracht.

Der Vetter: Nicht übel geraten. Ich wette, der Mann verdankt irgendeinem Zweige französischer Industrie ein hübsches Auskommen, so daß

seine Frau ihren Marktkorb mit ganz guten Dingen reichlich füllen kann. Jetzt stürzt sie sich ins Gewühl. Versuche, Vetter, ob du ihren Lauf in den verschiedensten Krümmungen verfolgen kannst, ohne sie aus dem Auge zu verlieren; das gelbe Tuch leuchtet dir vor.

Ich: Ei, wie der brennende gelbe Punkt die Masse durchschneidet. Jetzt ist sie schon der Kirche nah — jetzt feilscht sie um etwas bei den Buden — jetzt ist sie fort — o weh! ich habe sie verloren — nein, dort am Ende duckt sie wieder auf — dort bei dem Geflügel — sie ergreift eine gerupfte Gans — sie betastet sie mit kennerischen Fingern.

Der Vetter: Gut, Vetter, das Fixieren des Blicks erzeugt das deutliche Schauen. Doch, statt dich auf langweilige Weise in einer Kunst unterrichten zu wollen, die kaum zu erlernen, laß mich lieber dich auf allerlei Ergötzliches aufmerksam machen, welches sich vor unseren Augen auftut. Bemerkest du wohl jenes Frauenzimmer, das sich an der Ecke dort, ungeachtet das Gedränge gar nicht zu groß, mit beiden spitzen Ellenbogen Platz macht?

Ich: Was für eine tolle Figur, — ein seidener Hut, der in kapriziöser Formlosigkeit stets jeder Mode Trotz geboten, mit bunten, in den Lüften wehenden Federn, — ein kurzer seidener Überwurf, dessen Farbe in das ursprüngliche Nichts zurückgekehrt, — darüber ein ziemlich honetter Schal, — der Florbesatz des gelb kattunen Kleides reicht bis an die Knöchel, — blaugraue

Strümpfe, — Schnürstiefeln, — hinter ihr eine stattliche Magd mit zwei Marktkörben, einem Fischnetz, einem Mehlsack, — Gott sei bei uns! Was die seidene Person für wütende Blicke um sich wirft, mit welcher Wut sie eindringt in die dicksten Haufen, — wie sie alles angreift, Gemüse, Obst, Fleisch usw.; wie sie alles beäugelt, betastet, um alles feilscht und nichts erhandelt.

Der Vetter: Ich nenne diese Person, die keinen Markttag fehlt, die rabiate Hausfrau. Es kommt mir vor, als müsse sie die Tochter eines reichen Bürgers, vielleicht eines wohlhabenden Seifensieders sein, deren Hand, nebst annexis, ein kleiner Geheimsekretär nicht ohne Anstrengung erworben. Mit Schönheit und Grazie hat sie der Himmel nicht ausgestattet, dagegen galt sie bei allen Nachbarn für das häuslichste, wirtschaftlichste Mädchen, und in der Tat, sie ist auch so wirtschaftlich, und wirtschaftet jeden Tag, vom Morgen bis in den Abend, auf solche entsetzliche Weise, daß dem armen Geheimsekretär darüber Hören und Sehen vergeht, und er sich dorthin wünscht, wo der Pfeffer wächst. Stets sind alle Pauken- und Trompetenregister der Einkäufe, der Bestellungen, des Kleinhandels und der mannigfachen Bedürfnisse des Hauswesens gezogen, und so gleicht des Geheimsekretärs Wirtschaft einem Gehäuse, in dem ein aufgezogenes Uhrwerk ewig eine tolle Sinfonie, die der Teufel selbst komponiert hat, fortspielt; ungefähr jeden vierten Markttag wird sie von einer anderen Magd begleitet. —

Sapienti sat! — Bemerkst du wohl — doch nein, nein, diese Gruppe, die soeben sich bildet, wäre würdig, von dem Crayon eines Hogarth verwewigt zu werden. Schau doch nur hin, Vetter, in die dritte Türöffnung des Theaters!

Ich: Ein paar alte Weiber auf niedrigen Stühlen sitzend, — ihr ganzer Kram in einem mäßigen Korbe vor sich ausgebreitet, — die eine hält bunte Tücher feil, sogenannte Vexierware, auf den Effekt für blöde Augen berechnet, die andere hält eine Niederlage von blauen und grauen Strümpfen, Strickwolle usw. Sie haben sich zueinander gebeugt, — sie zischeln sich in die Ohren, — die eine genießt ein Schälchen Kaffee; die andere scheint, ganz hingerissen von dem Stoff der Unterhaltung, das Schnäpschen zu vergessen, das sie eben hinabgleiten lassen wollte; in der Tat ein paar auffallende Physiognomien! Welches dämonische Lächeln, — welche Gestikulation mit den dürrn Knochenarmen! —

Der Vetter: Diese beiden Weiber sitzen beständig zusammen und unerachtet die Verschiedenheit ihres Handels keine Kollision und also keinen eigentlichen Brotneid zuläßt, so haben sie sich doch bis heute stets mit feindseligen Blicken angeschielt, und sich, darf ich meiner geübten Physiognomik trauen, diverse höhnische Redensarten zugeworfen. Oh! sieh, sieh Vetter, immer mehr werden sie ein Herz und eine Seele. Die Tuchverkäuferin teilt der Strumpfhändlerin ein Schälchen Kaffee mit. Was hat das zu bedeuten? Ich weiß es! Vor wenigen Minuten trat

ein junges Mädchen von höchstens sechzehn Jahren, hübsch wie der Tag, deren ganzem Äußeren, deren ganzem Betragen man Sitte und verschämte Dürftigkeit ansah, angelockt von der Vexierware, an den Korb. Ihr Sinn war auf ein weißes Tuch mit bunter Borte gerichtet, dessen sie vielleicht eben sehr bedurfte. Sie feilschte darum, die Alte wandte alle Künste merkantilischer Schlaueit an, indem sie das Tuch ausbreitete, und die grellen Farben im Sonnenschein schimmern ließ. Sie wurden handelseinig. Als nun aber die Arme aus dem Schnupftuchzipfel die kleine Kasse entwickelte, reichte die Barschaft nicht hin zu solcher Ausgabe. Mit hochglühenden Wangen, helle Tränen in den Augen, entfernte sich das Mädchen so schnell sie konnte, während die Alte, höhnisch auflachend, das Tuch zusammenfaltete und in den Korb zurückwarf. Artige Redensarten mag es dabei gegeben haben. Aber nun kennt der andere Satan die Kleine, und weiß die traurige Geschichte einer verarmten Familie aufzutischen, als eine skandalöse Chronik von Leichtsinn und vielleicht gar Verbrechen, zur Gemütsergötzlichkeit der getäuschten Krämerin. Mit der Tasse Kaffee wurde gewiß eine derbe, faustdicke Verleumdung belohnt. —

Ich: Von allem, was du da herauskombinierst, lieber Vetter, mag kein Wörtchen wahr sein, aber indem ich die Weiber anschau, ist mir, Dank sei es deiner lebendigen Darstellung, alles so plausibel, daß ich daran glauben muß, ich mag wollen oder nicht. —

Der Vetter: Ehe wir uns von der Theaterwand abwenden, laß uns noch einen Blick auf die dicke gemüthliche Frau mit vor Gesundheit strotzenden Wangen werfen, die, in stoischer Ruhe und Gelassenheit, die Hände unter die weiße Schürze gesteckt, auf einem Rohrstuhle sitzt, und vor sich einen reichen Kram von hellpolierten Löffeln, Messern und Gabeln, Fayence, porzellanenen Tellern und Terrinen von verjährter Form, Teetassen, Kaffeekannen, Strumpfware, und was weiß ich sonst, auf weißen Tüchern ausgebreitet hat, so daß ihr Vorrat, wahrscheinlich aus kleinen Auktionen zusammengestümpert, einen wahren Orbis pictus bildet. Ohne sonderlich eine Miene zu verziehen, hört sie das Gebot des Feilschenden, sorglos, ob aus dem Handel was wird oder nicht; schlägt zu, streckt die eine Hand unter der Schürze hervor, um eben nur das Geld vom Käufer zu empfangen, den sie die erkaufte Ware selbst nehmen läßt. Das ist eine ruhige besonnene Handelsfrau, die was vor sich bringen wird. Vor vier Wochen bestand ihr ganzer Kram in ungefähr einem halben Dutzend baumwollenen Strümpfe, und ebensoviel Trinkgläsern. Ihr Handel steigt mit jedem Markt, und da sie keinen besseren Stuhl mitbringt, die Hände auch noch ebenso unter die Schürze steckt, wie sonst, so zeigt das, daß sie Gleichmut des Geistes besitzt, und sich durch das Glück nicht zu Stolz und Übermut verleiten läßt. Wie kommt mir doch plötzlich die skurrile Idee zu Sinn! Ich denke mir in diesem Augenblick ein ganz kleines

schadenfrohes Teufelchen, das, wie auf jenem Hogarthischen Blatt unter den Stuhl der Bettschwester, hier unter den Sessel der Krämerfrau gekrochen ist und, neidisch auf ihr Glück, heimtückischerweise die Stuhlbeine wegsägt. Plump! fällt sie in ihr Glas und Porzellan, und mit dem ganzen Handel ist es aus. Das wäre denn doch ein Fallissement im eigentlichsten Sinne des Wortes. —

Ich: Wahrhaftig, lieber Vetter! Du hast mich jetzt schon besser schauen gelehrt. Indem ich meinen Blick in dem bunten Gewühl der wogenden Menge umherschweifen lasse, fallen mir hin und wieder junge Mädchen in die Augen, die, von sauber angezogenen Köchinnen, welche geräumige, glänzende Marktkörbe am Arme tragen, begleitet, den Markt durchstreifen, und um Hausbedürfnisse, wie sie der Markt darbietet, feilschen. Der Mädchen modester Anzug, ihr ganzer Anstand, läßt nicht daran zweifeln, daß sie wenigstens vornehmen bürgerlichen Standes sind. Wie kommen diese auf den Markt?

Der Vetter: Leicht erklärlich. Seit einigen Jahren ist es Sitte geworden, daß selbst die Töchter höherer Staatsbeamten auf den Markt geschickt werden, um den Teil der Hauswirtschaft, was den Einkauf der Lebensmittel betrifft, praktisch zu erlernen.

Ich: In der Tat eine löbliche Sitte, die nächst dem praktischen Nutzen zu häuslicher Gesinnung führen muß.

Der Vetter: Meinst du, Vetter? Ich für mein Teil glaube das Gegenteil. Was kann der Selbst-einkauf für andere Zwecke haben, als sich von der Güte der Ware und von den wirklichen Marktpreisen zu überzeugen? Die Eigenschaften, das Ansehen, die Kennzeichen eines guten Gemüses, eines guten Fleisches usw. lernt die angehende Hausfrau sehr leicht auf andere Weise erkennen, und das kleine Ersparnis der sogenannten Schwenzelpfennige, das nicht einmal stattfindet, da die begleitende Köchin mit den Verkäufern sich unbedenklich insgeheim versteht, wiegt den Nachteil nicht auf, den der Besuch des Marktes sehr leicht herbeiführen kann. Niemals würde ich, um den Preis von etlichen Pfennigen, meine Tochter der Gefahr aussetzen, eingedrängt in den Kreis des niedrigsten Volkes, eine Zote zu hören, oder irgendeine lose Rede eines brutalen Weibes oder Kerls einschlucken zu müssen. — Und dann, was gewisse Spekulationen liebesseufzender Jünglinge in blauen Röcken zu Pferde, oder in gelben Flauschen mit schwarzen Kragen zu Fuß betrifft, so ist der Markt — — Doch sieh, sieh Vetter! Wie gefällt dir das Mädchen, das soeben dort an der Pumpe, von der ältlichen Köchin begleitet, daherkommt? Nimm mein Glas, nimm mein Glas, Vetter!

Ich: Ha, was für ein Geschöpf, die Anmut, die Liebenswürdigkeit selbst, — aber sie schlägt die Augen verschämt nieder, — jeder ihrer Schritte ist furchtsam, — wankend, — schüchtern hält sie sich an ihre Begleiterin, die ihr mit

forciertem Angriff den Weg ins Gedränge bahnt, — ich verfolge sie, — da steht die Köchin still vor den Gemüsekörben, — sie feilscht, — sie zieht die Kleine heran, die mit halb weggewandtem Gesicht ganz geschwinde, geschwinde Geld aus dem Beutelchen nimmt, und es hinreicht, froh, nur wieder loszukommen, — ich kann sie nicht verlieren, Dank sei es dem roten Schal, — sie scheinen etwas vergeblich zu suchen, — endlich, endlich; dort weilen sie bei einer Frau, die in zierlichen Körben feines Gemüse feilbietet, — der holden Kleinen ganze Aufmerksamkeit fesselt ein Korb mit dem schönsten Blumenkohl, — das Mädchen selbst wählt einen Kopf und legt ihn der Köchin in den Korb, — wie, die Unverschämte! — ohne weiteres nimmt sie den Kopf aus dem Korbe heraus, und legt ihn in den Korb der Verkäuferin zurück und wählt einen anderen, indem ihr heftiges Schütteln mit dem gewichtigen kantenhaubengeschmückten Haupte noch dazu bemerken läßt, daß sie die arme Kleine, welche zum erstenmal selbständig sein wollte, mit Vorwürfen überhäuft.

Der Vetter: Wie denkst du dir die Gefühle dieses Mädchens, der man eine Häuslichkeit aufdringen will, welche ihrem zarten Sinn gänzlich widerstrebt? Ich kenne die holde Kleine; es ist die Tochter eines Geheimen Oberfinanzrates, ein natürliches, von jeder Ziererei entferntes Wesen, von echtem weiblichen Sinn beseelt, und mit jenem jedesmal richtig treffenden Verstande und feinem Takt begabt, der Weibern dieser Art stets

eigen. — Hoho, Vetter! Das nenn' ich glückliches Zusammentreffen. Hier um die Ecke kommt das Gegenstück zu jenem Bilde. Wie gefällt dir das Mädchen, Vetter?

Ich: Ei, welch eine niedliche, schlanke Gestalt! — Jung — leichtfüßig — mit keckem, unbefangenen Blick in die Welt hineinschauend — am Himmel stets Sonnenglanz — in den Lüften stets lustige Musik — wie dreist, wie sorglos sie dem dicken Haufen entgegenhüpft — die Servante, die ihr mit dem Marktkorbe folgt, scheint eben nicht älter als sie, und zwischen beiden eine gewisse Kordialität zu herrschen — die Mamsell hat gar hübsche Sachen an, der Schal ist modern — der Hut passend zur Morgentracht, so wie das Kleid von geschmackvollstem Muster — alles hübsch und anständig — o weh! was erblicke ich, die Mamsell trägt weißseidene Schuhe. Ausganierte Ballchaussure auf dem Markt! — Überhaupt, je länger ich das Mädchen beobachte, desto mehr fällt mir eine gewisse Eigentümlichkeit auf, die ich mit Worten nicht ausdrücken kann. — Es ist wahr, sie macht, so wie es scheint, mit sorgloser Emsigkeit ihre Einkäufe, wählt und wählt, feilscht und feilscht, spricht, gestikuliert, alles mit einem lebendigen Wesen, das beinahe bis zur Spannung geht; mir ist aber, als wolle sie noch etwas anderes, als eben Hausbedürfnisse einkaufen. —

Der Vetter: Bravo, bravo, Vetter! Dein Blick schärft sich, wie ich merke. Sieh nur, mein Liebest, trotz der modesten Kleidung hätten dir —

die Leichtfüßigkeit des ganzen Wesens abgerechnet — schon die weißseidenen Schuhe auf dem Markt verraten müssen, daß die kleine Mamsell dem Ballett, oder überhaupt dem Theater angehört. Was sie sonst noch will, dürfte sich vielleicht bald entwickeln — ha, getroffen! Schau doch, lieber Vetter, ein wenig rechts die Straße hinauf, und sage mir, wen du auf dem Bürgersteig, vor dem Hotel, wo es ziemlich einsam ist, erblickst?

Ich: Ich erblicke einen großen, schlankgewachsenen Jüngling, im gelben kurzgeschnittenen Flausch mit schwarzem Kragen und Stahlknöpfen. Er trägt ein kleines rotsilbergesticktes Mützchen, unter dem schöne schwarze Locken, beinahe zu üppig, hervorquillen. Den Ausdruck des blassen, männlich schön geformten Gesichts erhöht nicht wenig das kleine schwarze Stutzbärtchen auf der Oberlippe. Er hat eine Mappe unterm Arm, — unbedenklich ein Student, der im Begriff stand, ein Kollegium zu besuchen; — aber fest eingewurzelt steht er da, den Blick unverwandt nach dem Markt gerichtet, und scheint Kollegium und alles um sich her zu vergessen. —

Der Vetter: So ist es, lieber Vetter. Sein ganzer Sinn ist auf unsere kleine Komödiantin gerichtet. Der Zeitpunkt ist gekommen; er naht sich der großen Obstbude, in der die schönste Ware appetitlich aufgetürmt ist, und scheint nach Früchten zu fragen, die eben nicht zur Hand sind. Es ist ganz unmöglich, daß ein guter Mittagstisch ohne Dessert von Obst bestehen kann; unsere

kleine Komödiantin muß daher ihre Einkäufe für den Tisch des Hauses an der Obstbude beschließen. Ein runder rotbäckiger Apfel entschlüpft schalkhaft den kleinen Fingern — der Gelbe bückt sich darnach, hebt ihn auf, — ein leichter anmutiger Knicks der kleinen Theaterfee — das Gespräch ist im Gange — wechselseitiger Rat und Beistand bei einer sattem schwierigem Apfelsinenwahl vollendet die gewiß bereits früher angeknüpfte Bekanntschaft, indem sich zugleich das anmutige Rendezvous gestaltet, welches gewiß auf mannigfache Weise wiederholt und variiert wird...

DANIEL SPITZER

MEINE ÜBERSIEDLUNG AUS DEM „LOKAL- ANZEIGER“ DER „PRESSE“ IN DAS HAUPT- BLATT

(„Presse“, 26. August 1866)

Spitzer hat das Feuilleton als einen Artikel definiert, der nicht in die Zeitung gehöre, aber doch darin stehe. Nun hat er zwar in den siebenundzwanzig Jahren, in denen er als „Wiener Spaziergänger“ seit 1865 seine satirischen Plaudereien schrieb, vieles darin gesagt, was man sich oberhalb des Strichs nicht zu sagen traute, aber er ist doch von der verbohrtten Form des Liberalismus seiner Hausherren nur allzu abhängig. Er selbst hat kein politisches Fundament, kein soziales Gefühl, und so stößt er in das Horn seiner Wirte. Sein Witz ist scharf, er ist sehr geistreich, aber er wendet sich nur gegen die Person, und es ist keine Frage, daß die Freude, die er allsonntäglich bei den Wienern erweckt, die Schadenfreude ist. Er hat sorgfältig geschliffen, phrasenlos und klar geschrieben, aber wenn man ihn heute liest, dann weiß man, wie recht Lessing hatte, der keinen blendenden Stil anerkannte, wenn das Leuchten nicht vom Gefühl für ewige Wahrheit entlehnt sei: „Wahrheit allein gibt echten Glanz und muß auch bei Spötterei und Posse wenigstens als Folie unterliegen.“ Ist Spitzer in diesem Sinne ein blendender Stilist? Wie vielen seiner Witze hat die Zeit ihr Dementi entgegengesetzt! Wie lustig wußte Spitzer über den Abgeordneten Kuranda zu spotten, weil er sich 1871 gegen die deutsche Annexion Lothringens einsetzt, da diese nicht von Dauer sein könne! Wie hat Spitzer den Traum der Tschechen nach einem selbständigen Staat schallendem Gelächter preisgegeben. Wie hat er Richard

Wagner erledigt, indem er dessen „Briefe an eine Putzmacherin“ in rücksichtslosester Form ans Tageslicht brachte und erbarmungslos glossierte. Die Idee seiner Novelle „Herrenrecht“ ist die: während ein armer Stubenhocker ein Buch darüber schreibt, wie segensreich es sei, daß das jus primae noctis abgeschafft wurde, nimmt ihm seine junge Frau in der Brautnacht ein junger Aristokrat (dem Spitzers Sympathie gehört).

Es sind nun über vierzehn Monate her, daß ich das kleine Zimmer „für einen soliden Herrn“, wie unsere keuschen Wohnungsvermieter sich ausdrücken, im Parterre des „Lokal-Anzeiger“ der „Presse“ bezog. Das Zimmer war freundlich, wenn auch klein, es war ein Hofzimmer, hatte aber einen eigenen Eingang, und ich hätte somit alle Veranlassung gehabt, mich daselbst glücklich und zufrieden zu fühlen. Der Hausherr machte keine strengen Anforderungen, er gab sich zufrieden, wenn ich pünktlich „spazieren-ging“, und erkundigte sich nicht einmal, wie andere Hausherren, ob ich Kinder, Hunde oder Kanarienvögel besitze. Nur berührte es mich sonderbar, daß er mich gleich beim Einziehen mit einem bedeutsamen Lächeln fragte, ob ich nervös sei?

Bald sollte ich den Grund dieser Frage kennenlernen. Obwohl ich nämlich eine an Erfahrungen ziemlich reiche „Afterpartei“ bin, und obwohl ich den Kelch des Zimmerherrn bis auf die Neige geleert habe, muß ich doch gestehen, daß ich noch nie eine unruhigere Nachbarschaft kennengelernt habe, als gerade in der Parterrewohnung des „Lokal-Anzeiger“.

Gleich am ersten Tage, da ich mich zu einem „Spaziergange“ entschlossen hatte, stürzte aus dem vierten Stockwerke ein Stubenmädchen, welches gerade die Fenster putzte; ein leichtsinniges vierjähriges Kind verunglückte, indem es Phosphorzündhölzchen naschte; ein herrenloser Kellner machte den Versuch, einem Herrn in die hintere Rocktasche zu greifen, und wurde dabei ertappt; ein Ochs wurde über die politische Lage wütend und ging durch, und zwei Betrunkene gaben einen Exzeß zum Besten, bei dem schließlich die Polizei einschreiten mußte. Nicht genug mit dem, wurden dreizehn Kutscher wegen Taxüberschreitungen bestraft und ein slawischer Gesangsverein feierte eine „Beseda“. Ja, zu meinem größten Schrecken waren auch der Gemeinderat und der Gerichtssaal über mir, und während auf der einen Seite ein Gemeinderat eine zündende Rede, ich weiß nicht mehr, ob über die Schwimmbaden- oder über die Werkelfrage hielt, wurde auf der anderen Seite ein Unglücklicher wegen des Verbrechens der Störung der öffentlichen Ruhe verurteilt.

Jetzt sollte nur noch das Irrenhaus, sagte ich zu mir, eine Zweigniederlassung hier haben, dann wäre doch dieses Haus ein wahres Haus für alles, und wenn ich schließlich in dieser Höllenwirtschaft überschnappe und mir einbilde, ich sei der Staatsanwalt, so finde ich doch gleich im Hause ein Unterkommen. Nun, von dem Irrenhause war keine Spur zu merken, dagegen aber hatte sich die Akademie der Wissenschaften in meiner Nähe

häuslich niedergelassen, und der Erfinder des Od, Freiherr von Reichenbach, hielt gerade einen Vortrag „über die Sensitiven“, als einige Schritte davon ein Kanalaräumer durch eine Entwicklung schädlicher Gase verunglückte und besinnungslos in eine benachbarte Barbierstube geschafft wurde.

Vierzehn Monate verlebte ich in solcher Weise. Ich ging mit orkanähnlichen Stürmen schlafen und stand mit wütenden Hunden auf, ich frühstückte Zyankali und speiste mit Selbstmördern zu Nacht, die „der feinen Wäsche nach zu schließen, den besseren Ständen angehörten“. Ich sah Feuersbrünste, bei denen glücklicherweise der Verlust eines Menschenlebens nicht zu beklagen war, und erlebte unzeitige Späße, die bald einen traurigen Ausgang genommen hätten. Ich begleitete Turner auf ihre Dauerläufe nach Hütteldorf, ich war dabei, wenn unbekannte Frauenspersonen aus der Donau gezogen wurden, und wenn ich mich erholen wollte, mußte ich Drillingsgeburten exzentrischer Hanakinnen durchmachen. Ich erlebte seltene Beispiele von Kaltblütigkeit, Kindesliebe, Appetit, Aufopferungsfähigkeit, raffinierter Gaunerei, von schrecklichen Folgen des Genusses unzeitigen Obstes, von Scharfsinn und ungewöhnlicher Dummheit. Gewehre, die man nicht geladen vermutet hatte, gingen unaufhörlich los, Laugenessenz wurde eimerweise getrunken, und die verwegenen Einbruchsdiebstähle hörten nicht auf.

Ich wurde zuletzt schwermütig, ich griff in der Zerstreutheit oft nach lyrischen Gedichten.

um sie zu lesen, und einer meiner Freunde, ein Maler, erbat sich als Gunst von mir, ihm als „stiller Dulder“ zu „sitzen“. Wenn ich abends allein war, seufzte ich: Jetzt wird gewiß ein Koch in einer abgelegenen Gasse von einem Strolch überfallen werden; an dem Arme meiner Bekannten wurde ich oft nachdenklich und wenn diese mich fragten: „Was haben Sie, worüber sinnern Sie?“ antwortete ich wohl: „Ich denke, ob nicht eben eine Köchin einem Gefreiten, der ihr untreu wurde, Schwefelsäure ins Gesicht schüttet!“

„Sie brauchen Luftveränderung“, sagte mein Arzt, „die Aufregung im ‚Lokal-Anzeiger‘ taugt nicht für Sie. Sie bedürfen daher vor allem der Ruhe und einer harmlosen Umgebung; trachten Sie, daß Sie unter einem Leitartikel zu wohnen kommen, wenigstens so lange, als noch der Belagerungszustand währt; nehmen Sie sich ein Zimmer mit der Aussicht auf die Lösung der ungarischen Frage. Vielleicht gibt ihnen der Hausherr das schöne Gassenzimmer auf der ersten Seite? Über Ihnen wird gerade ein Ministerkabinett leer, und die Volkswirtschaft ist so still geworden, daß Sie ganz ungestört sein werden. Auch der Staatshaushalt wird Sie nicht stören, Sie hören da keinen Silberzwanziger fallen. Wollen Sie sich einmal zerstreuen, so betrachten Sie sich das böhmische Gruppensystem, zünden Sie sich Ihren Tschibuk an und schauen Sie den Ruthenen zu, wie sie russisch werden.“

So bin ich denn aus dem „Lokal-Anzeiger“ in das Hauptblatt übersiedelt, aus dem kleinen Hin-

terstübchen in die Beletage. Ich wohne gesünder, aber ich laufe Gefahr, daß mir jetzt vornehme Leute in meine Wirtschaft sehen, über die Einfachheit derselben die Achsel zucken und erklären: für eine Feuilletonisten mit der Aussicht auf die Gasse ist dieser Herr sehr bescheiden möbliert. Wie aber der Leser aus dem Vorhergehenden erfahren hat, bin ich von dem Arzte der „Presse“ hierher „kommandiert“ worden, und dem Kommando gegenüber müssen alle anderen Rücksichten schweigen. Hat doch der Soldat im Jahre 1848, als er gefragt wurde, ob er auf das Volk schießen werde, erklärt, er wolle unter keiner Bedingung auf seine Brüder Feuer geben, „außer es wurd' kommandiert“.

JAN NERUDA

AUS DEN AUFZEICHNUNGEN EINES LOKALNOTIZENSCHREIBERS

(„Národní Listy“, 1870)

An Reichtum seiner Themen ist Neruda, der große Feuilletonist der Tschechen, nur mit Mercier zu vergleichen, aber die Tiefe des Gemüts stellt ihn an die Seite von Dickens. Über zweitausend Feuilletons hat er geschrieben, fast alle mit der inneren Spannung des Lyrikers, mit der Liebe zu den kleinen Typen und mit der Ironie eines noblen Menschen; zu vielen machte er Studien ad hoc, ging mit den Polizeistreifungen, saß in den Leihanstalten, in den Totenämtern. Er hat schon als Siebzehnjähriger die Schriften des Jungen Deutschland verschlungen und selbst als deutscher Journalist begonnen, im „Tagesboten aus Böhmen“ des Achtundvierzigers David Kuh, den die ganze Wiener Journalistik ihren Vater nannte, aber der auch in Berlin seine Schüler hatte (Bachmann, Klaar, Mauthner etc.). Aber nach zwei Jahren geht er zur Presse seines Volkes, und speziell in den „Národní listy“, die im Format die englische Presse kopieren, kann er nach Herzenslust schreiben; Einfälle, Anregungen, Kritiken, Beobachtungen, Nekrologe, Referate. An zwanzig Bände seiner gesammelten Schriften bilden die Zeitungsartikel. Die besten sind wohl die „Kleinseitner Geschichten“, die außer zwei Bändchen mit „Genrebildern“, in Reclams Universalbibliothek erschienen sind, allerdings scheußlich übersetzt. Im Alter kehrt Neruda zur ersten Liebe zurück: er schreibt lyrische Gedichte von melancholischer Schönheit und volkstümlicher Einfachheit. Ein einsamer Junggeselle, stirbt er 1891.

Wollte ich dem Leser erzählen, auf welche Art ich in den Besitz der nachfolgenden Blätter gelangte, er würde mich einen Lügner schelten oder mich auslachen; daß mir nun weder das eine noch das andere erwünscht sein kann, brauche ich nicht erst zu beteuern. Dem sei, wie ihm wolle, ich will dem Leser nur die Wahrheit sagen und fasse darum meine einleitende Historiette ganz kurz zusammen.

Allezeit ein eifriger Leser französischer und englischer Romanciers, bewunderte ich nicht wenig deren unerschöpfliche Produktivität. „Du mein Gott, wie bringt es nur ein einzelner zustande, so viel schöne Sachen aufzuschreiben“, dachte ich in meiner Simplizität; „da helfen ihm sicher noch andere, und er stutzt dann ihre Arbeiten bloß nach seinem eigenen Geschmack zu; denn das, was in manchen Vorreden erzählt wird, daß nämlich dieser oder jener Roman in einem alten modrigen Archiv gefunden wurde, oder mit Hilfe gewisser überirdischer Wesen ans Tageslicht gelangte, ist viel zu allegorisch gegeben, als daß ich's wörtlich nehmen könnte.“ So kalkulierte ich und glaubte den Vorreden nicht. Meine Phantasie aber (ich muß den Lesern versichern, daß sie sehr üppig ist, und daß mir in zweiter Reihe sehr wenig daran liegt, ob mir die Leser glauben oder nicht), meine Phantasie also malte sich aus, wie prächtig es wäre, auf ähnliche Weise berühmt zu werden. Das Streben nach diesem wohlfeilen Ruhm wuchs immer mehr, bis es in ein zehrendes Fieber ausartete. Es hätte mich vielleicht dahin-

gerafft. Nachts träumte ich von aufgefundenen Romanen, Dramen und Epen usw. und bei Tage machten mir, wo ich immer mich zeigte, die Leute ob meines neuen großen Werkes, das ich zwar irgendwo fertig aufgefunden, aber unter meinem Namen herausgegeben hatte, die ehrerbietigsten Komplimente. Selbst mit einer noch so geringen und unbedeutenden Sache würde ich fürlieb genommen haben, hätte ich nur überhaupt etwas gefunden, das ein anderer aufgeschrieben, aber nicht herausgegeben hatte! Diese meine Begierde nach einem Plagiat würde mich ohne Zweifel krank gemacht haben, wenn nicht, — nun, sicherlich waltete dabei eine überirdische Gewalt! Eines Tages erwachte ich aus einem ungewöhnlich ruhigen und traumlosen Schlaf. Ich reibe mir die Augen, um klar zu blicken, mein Blick fällt auf den Tisch, und ich sehe eine Papierrolle. „Hab’ ich das gestern etwa hingelegt? — Wahrlich, ich kann mich nicht entsinnen!“ sage ich, springe aus dem Bett und trete zum Tisch. Auf dem Umschlag der Rolle lese ich die Aufschrift: „Aus dem Notizbuche eines Reporters.“ — Endlich halte ich in der Hand, wonach ich so lange gelehzt! und ohne erst über den rätselhaften Ursprung der Papiere lange nachzudenken, beginne ich, ungekämmt und ungewaschen, mit deren Lektüre. Wie groß aber war nachher meine Enttäuschung, da ich etwas Großartiges vermutet hatte; wahrlich, die Sache war’s nicht einmal wert, daß jemand sich die Mühe nahm, sie zu lesen! Lauter abgebrochene und abgerissene No-

tizen, wie sie der Reporter als Tagesreferent in sein Notizbuch aufzeichnet! Eine bittere Pille — aber sie tat ihre Wirkung! Ich war von meiner Begierde geheilt. Nur etliche wenige Seiten enthielten Interessanteres, und um doch etwas von dem unverkennbaren Wunder zu profitieren, beschloß ich, sie zu veröffentlichen. Ich tue es an dieser Stelle, jedoch mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß nicht ich der eigentliche Urheber bin und so glaube ich denn auch jeglicher Beschuldigung aus dem Wege zu gehen.

* * *

1. August abends.

Endlich bin ich nach einem anstrengenden Tage wieder daheim, und zwar in einer neuen Wohnung. Eine hübsche Garconwohnung, nicht zu leugnen! Zwar wieder viertes Stockwerk oder eigentlich Bodenraum; solche Wohnungen aber sind vor allem gesund. Nicht geräumig zwar, jedoch für meine Möbel genügend. Bettstatt, Tisch, Koffer, Stuhl, eine Kiste für in der Redaktion gestohlene Bücher, und noch sonstiger Kram, beanspruchen nicht viel Raum. Besuche empfangen ich nie, und gesetzt den Fall, es käme einer, mag er den Stuhl einnehmen, und ich habe noch immer Koffer und Tisch zur Disposition. Es geht an, denk ich, das neue Logis. Wollen mal sehen! Jetzt mache ich aber einige Gedankenstriche und entledige mich der Stiefel. — — — So! wie bin ich frei! Mit den Stiefeln erst vermeine ich immer den Reporter abzustreifen; so lange ich darin stecke,

wähne ich immer noch irgendwohin laufen und jemanden interviewen zu sollen. Oh, was war das heute für eine riesige Lauferei! Wie ist das Regiment so drückend! Dafür ist aber auch das Leben eines Reporters das schönste! Heute zum Beispiel weiß ich schon die morgigen Neuigkeiten und komme so allezeit meinen Mitbürgern um eine Zeitspanne zuvor. Ergötzlich, was alles erhalten muß zu einer Notiz! Die Leute mögen tun, was sie wollen, eine Notiz muß überall herauskommen; die feindlichsten Parteien vereinigen sich, wenn nicht anders, so doch wenigstens in der Tasche des Reporters, und bei ihm ist die Partei die vernünftigere, über welche sich mehr Zeilen — ein Kreuzer per Zeile — schreiben lassen. Ich denke da an Heines:

„Tief unter uns, da wimmelt
das närrische Menschengeschlecht:
sie schreien und wüten und schelten,
und haben alle recht.“

Heine hatte das Zeug zu einem Kapitalreporter. Schade, daß er sich nicht darauf warf, er hätte viel verdient! Und dieser Jux nun, wenn wir jemanden schnappen und in die Öffentlichkeit bringen, wo er hineinpaßt, wie etwa Pilatus ins Credo. Der wütet, geifert und schimpft über die Zeitungsschreiber! Uns natürlich Luft! Die gute Meinung unseres Publikums! Wünschen wir denn, daß der Esel, den wir reiten, schreie? Anton, ich glaube, du plagierst Bulwer!? — Macht nichts; Plagiate sind die Hauptnahrung des Reporters.

Als solcher bin ich unstreitig Autorität und hab' es so weit gebracht, als es nur Lessings Wunsch war; das heißt, mich lesen die Leute mehr als Klopstock und loben mich weniger. Es wird schon dieser mein Ruhm, oh — oh — — nu, wenn man gähnen muß, geht man schlafen, und ich, „*nihil humani a me alienum puto!*“

Eine solche Reihe gescheiter Einfälle behandeln die Leute als Scherz, weil man sie vielleicht scherzweise ausgesprochen hat!

2. August morgens.

Die erste Nacht in der neuen Wohnung ist also hinter mir; sie war nichts weniger als ruhig. Es fehlte mir etwas zum ruhigen Schlaf; ich war jeden Augenblick wach, und jetzt erst sehe ich, was eigentlich der Quell dieser Unruhe war. Noch habe ich meinem Landsmann, dem Nachtwächter, mein neues Logis nicht angegeben, und aus selbigem Grunde war ich auch meiner Gewohnheit untreu geworden, eine Schnur um die Hand zu winden und sie aus dem Fenster auf die Gasse baumeln zu lassen, damit mich der Nachtwächter, sollte nach Mitternacht irgendwo was losgehen, sofort weckte. Und ohne Schnur keine ruhige Nacht bei mir! Am frühen Morgen bin ich noch am ehesten ruhig und gesammelt; ich denke gewöhnlich rein nichts und ruh' also aus. Hab' ich aber die erste Notiz erhascht und jage anderen nach, geht es mir im Kopf wie ein Mühlrad herum, und ich vermag nicht eher zu rasten, bis ich abends, die Schnur um die Hand, mich nieder-

lege. Jetzt aber zum Fenster, und betrachten wir einmal die Aussicht! — Ich habe trefflich gewählt, das muß man mir lassen! Sobald wo ein Brand ausbricht, zeigt mir das Signal das Stadtviertel an! Die Gasse ist ziemlich eng, die Frequenz darin stark; möglich, daß ein Unglück passiert und dann hab' ich's aus erster Hand. Und wenn auch keins passiert, machen wir doch aus dem engen Gäßchen ein paar breite Notizen. Fürs erste wird darauf hingewiesen, daß es not tue, die Passage zu erweitern, die Art und Weise wird beschrieben; bald darauf melden wir, der Gemeinderat befaßt sich bereits mit dieser Erweiterung und hat die nötigen Schritte eingeleitet; und nach einiger Zeit wieder berichten wir, das Projekt ist leider zu Wasser geworden. Das kann man jedes Jahr wiederholen. — Ich fürchte, jener Neubau wird mich mit seinem Kalk und Staub belästigen. Nun, wir machen dafür eine Notiz aus ihm und loben den geschmackvollen Plan. Es ist zwar rein nichts Geschmackvolles daran, aber was tut's? — Ei! Gesang haben wir auch im Hause? Dritte Etage, wenn ich nicht irre. Gott, war diese Tonleiter falsch! — Pah, jetzt hat sich's aufgeklärt! Ein reizend falscher Übergang — und ein ungelenker, durchdringender Sopran beginnt das abgedroschene: „Wann die Schwalben heimwärts ziehn“, und zwar so robust wie ein Heldentenor, der zur Arie „Zittere Byzantium!“ Anlauf nimmt. Gott du Allmächtiger, nur mit diesem Gesang laß mich nicht plagen! Wer ist wohl mein Gegenüber? Eine Mansarde unterm Dach wie bei mir, das

Fenster verhängt, Blumen auf dem Sims. Unten auf der Gasse das lebhafteste Gewimmel und hier oben eine stille Häuslichkeit!

Nun aber rasch den Kalender zur Hand, sehen wir nach, welche Arbeit bevorsteht. In diesem Monat werden noch die Jahresprüfungen und Schulprogramme erhalten. Heute haben wir also zwei Prüfungen, die Einweihung der neuen Stadtschule, Bauschluß in der neuen amerikanischen Mühle und dann — nun, das übrige findet sich schon. Und jetzt ade! meine neue Klausur, ade! Verwünschte Sängerin, die du in das Lied „Wann die Schwalben heimwärts ziehn“ so verliebt bist, daß du's nun zum dritten Male anstimmst!

2. August abends.

Feierabend! Habe noch einen Abstecher vors Theater gemacht, es könnte irgendeine theatrale GröÙe angelangt sein. Erfahren, daß Fräulein D... vor ihrem Abgang nach Berlin, wo sie nun engagiert ist, eine formelle Abschiedsvorstellung für das Publikum vorbereitet. Pah, das meldet man, auch ohne es sicher zu wissen. Da sie nun schon weggeht, könnte sie — — Bravo! — Schon wieder „Wann die Schwalben!“ O daß du heiser würdest! Die hat gewiß seit früh nicht ausgesetzt. — Welch traurige Szene, der Abschied des Fräulein D...! Zum letzten Aktschluß ein frenetischer, nicht endenwollender Applaus, ein Kranz, zwei — drei Kränze, und nach dem dritten Hervorruf einige Worte über das vernünftige Publikum, von einer großen Ehre, das Verspre-

chen, ja bald — bald (da agieren die Arme im Takt, und sie kann vor Rührung nicht weiter) — bald wiederzukommen. Und nach einem halben Jahre — gedenkt ihrer keine Seele mehr. Haben die Künstler einen seltsam ephemeren Ruhm; sind sie kein Talma, Garrick, Devrient oder Seydelmann, überlebt ihr Name knapp einige Wochen ihre künstlerische Blüte. — Schau, mein Gegenüber ist auch neugierig! Zufällig erhebe ich beim Schreiben den Kopf, werfe einen Blick auf die Fenster drüben und bemerke, daß mich jemand hinter der Gardine beobachtet. Sofort fällt diese, und ich sehe auf der weißen Leinwand einen grauen weiblichen Schatten. Das Profil war recht schön. Warum verbergen Sie sich, Sie scheues Täubchen! Es ist absolut nicht notwendig, ich kann selber die Augen zu Boden schlagen. — Als ich nach Hause kam, war drüben Licht und die Gardinen aufgezogen; ich zündete die Kerze an, und sie werden herabgelassen. Ich bin nicht neugierig! — Nihil humani — den Bindfaden um die Hand, und aufs Lager!

3. August morgens.

Der heutige Tag ist in meinem Kalender ganz weiß, das Notizbuch leer; also Ferien und nächsten Monat einen hungrigen Tag mehr. Ich sehe schon, es wird mir auch den künftigen Monat nicht möglich werden, außer einigen Stiefellöchern etwas Neues für meine Garderobe anzuschaffen. Ich bleibe also zu Hause. Aber was fang ich nur an? Studieren mag ich nicht, dazu bin ich sehr zerstreut; die Gedanken schweifen gleich, Gott

weiß wohin, vom bestimmten System ab und können nie bei einem Gegenstand bleiben, ganz nach Art von Gamins. — Soll ich lesen? Was aber? Schauen wir uns mal die neuen Redaktionsexemplare an. — Gedichte? Das ist wider die Mode. Geschichte der Stadt Prag? Gehört zur Systematik. — Eine Novelle von K.? Bis ich verheiratet und blasiert bin! — Vielleicht etwas Älteres — ah, — ah, — „Für die deutschen Köchinnen!“ Heute hab’ ich wahrlich kein Glück, ich will — schau, schau! Gut, daß ich die Gardinen nicht aufgezogen habe. Das Fenster gegenüber ist offen, werfen wir einen Blick in die Mysterien unserer Nachbarn. — Unhöflich sind Sie, Fräulein, und zeigen mir den Rücken. — Sie rührt etwas um, jetzt macht sie eine Wendung — Brei kochen Sie, ei! Und ein kleinwinziges Töpferl nur — gar für ein Baby? — — Pardon, daß ich früher ins Töpferl geschaut als in Ihr Antlitz. — Auf Ehre, ein allerliebstes Mädchen! Das blasse Gesichts-oval und das blaue, schöne — ach, schöne Auge! — Warum haben Sie mein Fenster nicht länger angesehen? — — Gott, so ein Auge hatte meine Schwester, welche in der Zeit ihrer Blüte starb, und wie mir gesagt wurde, auch meine Mutter, die ich nie gesehen und nur im Bild habe küssen können. Der prosaische Brei! Warum rufen mir ähnliche Kleinigkeiten verschollene Zeiten ins Gedächtnis, die Liebe meiner teuern Schwester und ihre Sorge um mich, das verwaiste Brüderchen! Dasselbe blaue Auge, welches mir nun Reminiszenzen aus längst verrauschten Tagen

zurückruft, blickte in schwesterlicher Liebe auf mich und wachte außer über der flinken Handarbeit, womit sie uns beide ernährte, auch über meinen kindlichen Spielen und meinen oft kecken Evolutionen. Ja, ja, ich war auch jung einmal an Geist; jetzt bin ich's nur noch an Jahren. Jugend, Jugend! Deine Erinnerungen lasten entweder wie Blei auf uns, oder wärmen wie die Frühlingssonne. Du bist die traurigste und lieblichste Erinnerung zugleich; eine liebliche Erinnerung für den Glücklichen, eine traurige für denjenigen, dem der gerade Weg lieber ist als der krumme... Ist der Mensch nicht das, was er hat werden wollen, erscheint ihm die Jugendzeit wie ein verlorenes Paradies; das ist freilich ein schon gebrauchter Vergleich, aber immer noch wahr.

Mir scheint, ich werde sentimental; nun, das ist zum Lachen, da, wie man sagt, Unglück schon an und für sich lächerlich ist. Nur Jugend und Liebe sollen Stoff zur Sentimentalität geben können! — Liebe! — Muß mir denn das blaue Auge auch Liebe herbeizaubern? Dem machen wir bald ein Ende; ich habe ja so lange über das Wesen der Liebe disputiert und sie vernünftig sondiert, bis mir zum Schluß von der Liebe faktisch nichts übrig blieb!

3. August nachmittags.

Ich schlief wie ein Toter, oder weil Zufriedenheit alle Regung unterdrückt, wie ein gänzlich zufriedener Mensch. Wie lange haben die Füße wohl ausgeruht? — Kopf und Herz strengen sich bei meiner Beschäftigung ohnehin gar wenig an!

— Schon halb vier! Da hab' ich also das Mittagessen verpaßt. Hab' ich Hunger? — Hab' ich? Hab' ich nicht? — — Nein! — Ich bleibe also daheim, strecke mich wieder aus und — — Gott, diese Stimme! Woher jetzt gerade das schöne, mir aus jüngeren Jahren bekannte Lied? Ja, ich kenne euch, ihr gedehnten Töne, und euch, Worte, mit bitterer Myrrhe einschläfernd, als Jüngling habe ich euch manche Träne geweiht! Das ist die stille Rose von Sion, das rührende Wiegenlied, welches das hebräische Volk den Zustand seiner Vergessenheit vergessen machen und sein Nationalgefühl einlullen wollte! Und die Sängerin? Ei, meine blauäugige Nachbarin! Sie hätschelt ein kleines Kind und lullt es ein mit dem Lied, das eine ganze Nation in Schlaf lullen sollte! — Je länger ich hinschaue, desto deutlicher will ich in ihrem Anflitz Zeichen des orientalischen Typus sehen. Und das Lied von Sion! Wir wollen nachfragen. — Hab' Dank, daß du dein langes Lied von neuem anfängst! Ich will die Augen schließen und — Gott verdamme das „Wann die Schwalben“! — Da macht sie sich wieder breit! Warum hat nur der liebe Gott die Schwalben erschaffen, und da sie nun schon einmal da sind, warum picken sie nicht den Schreihals durch? Mit der Freude ist's aus! — Hab' ich Hunger? Ja, ja! Nur schnell aus dem Hause!

3. August abends.

Frau Fortuna war mir sehr gewogen, als sie mich dies Logis mieten ließ. Nun also: in den

Schuppen, wo sie beim Neubau Kalk aufbewahrten, drang Regen ein, und der Kalk begann zu löschen. Es war freilich alles gleich wieder unterdrückt; wir bemerken jedoch, es hätte früher geschehen können, wäre Sand hineingeschüttet worden. Einige Ständer und etwas Mauergerät lassen wir auch Raub der Flammen werden, einen Mann die Hand sich verbrennen usw.

4. August morgens.

Warte, du blauäugiges Täubchen — aha Täubchen sind wohl gar nicht blauäugig? Sind sie's, oder sind sie's nicht — es schadet nicht. Am frühesten Morgen schon war ich auf, öffnete das Fenster und kleidete mich wie zum Ausgehen an. Darauf schloß ich das Fenster wieder, ließ den Vorhang herab und blieb sitzen. Bald darauf tat sich das Fenster gegenüber auf, und ich konnte sie ganz bequem beobachten. Nur das nimmt mich wunder, daß keine ältere Frauensperson da ist. oder sollten es zwei Waisenkinder sein? — Eben hat sie das Kind, an der Wiege kniend, eingelullt. Vielleicht hat der blasse Säugling die ganze Nacht nicht geschlafen, und seine Pflegerin hat bei ihm gewacht. Höchstwahrscheinlich betet sie für ihr Brüderchen oder Schwesterchen, sonst würde sie nicht so lange knien. Sie wendet das Antlitz zu mir. — Gott; sie weint, und reichlich perlen Tränen über ihre Wangen, und sie blickt unverwandt nach den Wolken — ob sie wohl weiß, daß sie weint? — Wie? Auch auf meinen Wangen Tau? Das fehlte noch! Meine vertrockneten Wangen

brauchen schon Nässe — aber Zisternenwasser tut es vorläufig auch.

Nein, Blume in der Nachbarschaft, ich halt es nicht aus und bin doch — —. Endlich hat sie die Tränen getrocknet, es ist aber auch die höchste Zeit, soll ich selber nicht anfangen. — — Was blickt sie nur auf der Gasse so unverwandt an? Sie erwartet etwas, möchte ich glauben, oder vielmehr jemanden, der aus jener Gegend kommen soll. — — — Ich öffnete vorsichtig das Fenster, sie bemerkte es gar nicht. Das Notizbuch liegt vor mir, der Bleistift in der Hand — wenn ich doch auch etwas anderes zeichnen könnte als Karikaturen! — Der Briefträger biegt jetzt um die Ecke, nun, mir bringt er nichts. — Den haben Sie erwartet? Es ist wirklich rührend, mit welchem Eifer sie ihn verfolgt, wenn er aus einem Hause heraustritt und in einem anderen verschwindet. — Ärmste Blume, deine Wohnung hat er schon übergangen! — Sie schnellte empor, gewahrte mich und errötete stark; ich nicht minder, wenn ich nicht irre. Das Fenster hat sie geschlossen, und ich wette, sie weint wieder! — Anton, wir ziehen aus! —

Ich merkte gar nicht, daß ich nicht mehr allein im Zimmer war. Meine Milchfrau bringt mir im Blechkrug mein tägliches Frühstück, nämlich für einen Groschen Milch, schön wie die Cyane im Feld, wie der Himmel, der im Süden blaut. Heute überraschte mich ihr ganzes Wesen. Vor allem Entschuldigung ob ihrer Störung. Sie habe wohl geklopft, ich aber nicht geantwortet (sonst klopft

sie nie, und heute war ich taub). Dann gab sie ihrer Vermutung Ausdruck, daß mir heute Sahne ganz besonders munden möchte. Endlich bekannte sie, ein Anliegen zu haben, nicht für sich, aber für jemanden aus meiner Nachbarschaft. Ich befürchtete schon ein Bittgesuch oder eine Gratulation für Wohltäter. Nichts dergleichen. Dem Schuster sein Fräul'n aus dem dritten Stock wisse, daß der Herr bei der Zeitung sei. Sie bilde sich zur Primadonna aus. Einen Lehrer habe sie noch nicht; dagegen übe sie selbst. Die Eltern seien von Grund aus gute Leute, und die Mutter lasse bitten, mich abends, wenn ich erst zu Hause wäre, mit der Tochter besuchen zu dürfen; ich könne ihnen am besten und redlichsten raten, welchen Weg sie gehen sollen. Und ich — weshalb soll ich nicht die Leute narren, wo's nur angeht? — ich gab meine Einwilligung. Doch benutzte ich die Gelegenheit, um mich nach meinem Gegenüber zu erkundigen.

„Ach die“, lautete die Antwort, „die Jüdin? Nu, das ist, weiß der Herr, ein unglückliches gefallenes Mädchen, aber sonst brav, zahlt ordentlich. Hat, hör' ich, reiche Eltern und ich glaub' auch —“

Weiter hörte ich nicht zu.

„Eine Jüdin — eine Gefallene?“ — —

Der Milchfrau dauerte mein Schweigen allzu lange, und sie weckte mich durch die wiederholte Frage: „Soll dem Schuster sein Fräul'n kommen?“

„Es wird mich freuen!“ entgegnete ich mürrisch.

„Ergebenste Dienerin!“

„Ich hab' noch nicht bezahlt!“

„Ach — das wär noch schöner!“ und wie ein Pfeil huschte sie zur Tür hinaus.

Also eine Sahne — Douceur! So fett — gewiß einen Sechser wert! Ich laß sie stehen, bin ohnedies nicht bei Appetit.

4. August abends.

Oh daß ich Hogarth wäre, daß ich wenigstens einen Lichtenberg fände! Wäre ich überhaupt ein Künstler, der es trifft, mit einigen Strichen die menschliche Schwäche zu zeichnen, mitsamt dem psychologischen Kommentar! Es müßte eine prächtige Szene abgeben! Ich stehe an den Tisch gelehnt und schaue zum Fenster vis-à-vis hinüber! „Dem Schuster sein Fräul'n sitzt auf dem Stuhl und tut so verschämt, als wisse sie gar nicht, was das ist, nicht verschämt tun; ihre Mutter, eine korpulente kleine Frau mit purpurnen Wangen in breiten nicht-Brüsseler Spitzen, sitzt auf dem Koffer und wartet, bis die Tochter auf ihr Dringen etwas vorsingt zum Beweise ihres ausgezeichneten Talentes.

„Wollen Sie zum Theater, Fräulein, die Schüchternheit müssen Sie überwinden!“

„Das sag' ich ihr auch.“

„Ich aber — wenn ich —“, lispelt der breite Mund im breiten Gesicht; die unverwandt zu Boden geschlagenen Augen in dem genial frisierten und auf einer untersetzten Statur sitzenden Kopfe lassen sie nicht vollenden.

„Na kräh doch schon wieder, Magda — — verzeihen der Herr — was muß ich mich ärgern mit ihr! Daheim, da geht's den ganzen lieben Tag und just hier, wo ihre Zukunft im Spiel ist, denkt sie, sie ist stumm. Sing doch das schöne Lied, — was der Gesell gesagt hat, daß keine im Theater so was kann.“

„Ich bitte Sie, Fräulein.“

Und „Magda“ beginnt erst *pianissimo* zu krähen; wie sie dann sieht, daß niemand lacht, exekutiert sie das Lied mit ihrer schneidigen Stimme wie — es ist ja schon im Notizbuch unter dem „2. August morgens“ verzeichnet.

Nach Schluß Komplimente meinerseits, Erröten ihrerseits. Ich verspreche, für sie sorgen zu wollen. Das Gesicht der Mutter strahlt vor Zufriedenheit, ich komplimentiere sie zur Tür hinaus.

Könntet ihr ahnen, wie klein der Herr ist, den ihr euch zum Protektor ausersuchen! Morgen gibt es einen Jux in der Redaktion! Ich muß mich vorbereiten, um gut zu erzählen. Für die Redaktion eine andere Art der Erzählung, eine andere fürs Café, hier mit mehr göttlicher Kühnheit. In einer Woche erzählt dann der Reporter des uns feindlichen Blattes, daß es ihm eigentlich passiert ist; oder aber er wird beteuern, daß ich bei der Mutter mein Abendessen und mit der Tochter Anbandeleien habe. — Die Fenster gegenüber geschlossen. Nur einige Male erblickte ich den Schatten der belebten hebräischen Melodie. Ah, jetzt wieder! Sie bedeckt ihr Antlitz, sie trocknet

Tränen? Was, schön das Licht ausgelöscht? —
Nun, zweimal gut Nacht!

5. August abends.

Heute viel Arbeit und viel Zeilen! Bin hunds-
müde! Nachbarin Blume gar nicht gesehen; die
Fenster morgens noch verhängt und jetzt schon
wieder. Ob sie den heißersehten Brief erhalten
hat?

6. August morgens.

Das Rätsel ist gelöst! Wie ich in der Frühe
aufstehe, um hinauszusehen, ist das Fenster
gegenüber weit offen und das Zimmer voller
Leute. Ich lehne mich schnell hinaus und bemerke
einen mir bekannten Beamten und den Arzt, die
eben ins Haus gegenüber eintreten. Etwas Trau-
riges hat sich zugetragen! — — Ihn Nu war ich
angezogen und eilte ihnen nach. Alle mußten das
Zimmer räumen; der Arzt war drinnen, und der
Beamte, ein guter Bekannter von mir, der gerade
die Türe schloß, ließ mich ein.

„Sie haben Glück mit frischen Notizen“,
sagte er.

Der Arzt stand am Bett und wandte sich bei
meinem Eintreten um. „Selbstmord! Die Mutter
hat 'sich und ihr Kind vergiftet!“

Ich stand wie zerschmettert da.

„Hier ist ein Brief“, bemerkte der Beamte.

Der Brief lautete:

„Wertes Fräulein!

Ich begreife nicht, warum Sie mich noch
immer behelligen. Um ein Ende zu machen,

teile ich Ihnen mit, daß morgen meine Vermählung stattfindet.“

Keine Unterschrift. — Und sie so schön trotz der fahlen Wangen wie die — eh!

Wahr ist der Satz, daß das Schicksal den Menschen nur selten zum Äußersten treibt, weil er sich in solchen Fällen zu helfen weiß! — Soll ich darüber schreiben? — Ich muß! — Unser Blatt wird es am schönsten haben! — Aber wenn ich hinunterkomme, will ich kündigen. —

LUDWIG SPEIDEL

FANNY ELSSLERS FUSS

(„Neue Freie Presse“, 5. Juni 1892)

Speidel (1830 bis 1906) stammte aus Ulm, aber noch als junger Mensch zog er die Donau talabwärts, und ein halbes Jahrhundert lang ist er in Wien geblieben. Wie seinen Kollegen im Feuilleton der „Neuen Freien Presse“, wie Daniel Spitzer, Hanslick, Hugo Wittman und Theodor Herzl, war ihm die Form wichtig, er war sogar ihr Meister. Worin er vor allem seinen Kollegen über war, war seine Bescheidenheit: er hat das Feuilleton nicht bloß die „Unsterblichkeit eines Tages“ genannt, sondern er hat sich auch dagegen gewehrt, daß seine Aufsätze gesammelt würden (nach seinem Tode erschienen sie im Verlag Meyer und Jessen) und hat sich zu jedem Artikel tagelang präpariert, jeden unter Wehen geboren. Wäre er nicht unter dem Zwang des Zeitungsbedürfnisses gestanden, das die Abfassung eines Jubiläumsartikels oder einer Burgtheaterkritik an eine bestimmte Stunde band, er hätte nicht viel geschrieben. Aber auch dieser Reichsdeutsche unterlag oft der Wiener Atmosphäre des Lokalchauvinismus, der Vetterwirtschaft, des Beziehungsschwindels und des „Blattgefühls“, er verriß Wagner, Hebbel, Anzengruber und viele andere, die noch leben, während viele im Hades sind, die er auf den Olympos versetzte, — eine allzu häufige Erscheinung in der journalistischen Welt, aber gerade für diesen Verantwortungsvollsten schwer belastend.

Im Prater ist gegenwärtig ein Schuh Fanny Elßlers zur Schau gestellt, ein leichtes Erzeugnis

aus Leder und Atlas, in welchem die große Tänzerin einstmals eine der anmutigsten Rollen ihres Repertoires, die Marcelline in dem Ballett „Das übel gehütete Mädchen“, getanzt hat. Eine weibliche Fußbekleidung ist und bedeutet viel; sie ist eine geschäftige Weckerin mannigfaltigster Gefühle, und man begreift die Sitte ritterlicher Polen, die aus dem Schuh, indem sie ihn, von dem schönen Fuße gestreift, als Becher an den Mund führen, die Gesundheit ihrer Dame trinken. Vollends der Schuh einer Tänzerin! Er ist ja die Hülle des vornehmsten Werkzeuges, womit sie arbeitet, die Maske und Verrätherin des Fußes, der die Grundlage ihrer Persönlichkeit, ihres Talents und ihrer Kunst bildet. Es hat in Wien, wo schöne Frauenfüße gedeihen, wohl nie einen mehr bewunderten, höher gepriesenen und volkstümlicheren Fuß gegeben, als den Fuß Fanny Elblers. Noch ist es so lange nicht her, da konnte man bei uns ältere Leute erzählen hören, daß Fanny, als sie noch ein Kind war, von ihrer Mutter in einer Butte rücklings in die Tanzstunde getragen wurde. Diese Mutter, gab man an, sei eine Verkäuferin auf dem Naschmarkte gewesen, eine Fratschlerin, wie das Wiener Wort lautet. Man denke sich das lebendige Bild, wie die derbe Frau die Butte schleppt, aus welcher, während die kleinen Hände den Rand des Holzgeschirres fassen, ein zartes Figürchen mit zierlicher Nase und hellen Augen halb ängstlich, halb munter hervorguckt. Von den Vorübergehenden würden die einen ob des lieblichen Schauspieles freundlich gelächelt, die ande-

ren würden spöttisch den Kopf geschüttelt haben, denn an die glänzende Zukunft eines armen Kindes glauben nur die wenigsten Menschen. Nur sind beide Angaben, die von dem Stande der Mutter und die vom Tragen der Butte, leider unrichtig. Erst nach Fanny Elßlers Erfolgen ist dieses Volkslied von ihrer Kindheit gedichtet worden. Fannys Eltern gehörten dem Kreise der Halbbildung an, wie denn der Vater des Mädchens der Abschreiber und eine Art Sekretär des alten Joseph Haydn gewesen ist. Auch ist es ja nicht unbekannt, daß Haydn, dieser Urgroßvater des Wiener Walzers, die kleine Fanny aus der Taufe gehoben und daß er ihr ein Goldstück in die Windel eingebunden hat. Das sind die schlichten Tatsachen, die jedoch in ihrem scheinbar zufälligen und doch so geistreichen Zusammenhange wunderbar genug sind. Jene Legendenbildung ließ sich wohl halb unbewußt von zwei Beweggründen leiten: einmal sollte die Künstlerin, deren Tanzruhm die ganze Welt erfüllte, ein echtes Wiener Kind, sie sollte aus dem tiefsten Schoße des Volkes aufgestiegen sein, und zum andern durfte der noch in der Entwicklung begriffene Fuß, der zu den wundersamsten Sprüngen erlesen war, das harte Pflaster dieser Erde nicht berühren.

Bei der Betrachtung des ausgestellten Tanzschuhes, der allerdings mehr Raum gewährt, als für das übliche Ideal eines Frauenfußes vonnöten wäre, entsann ich mich einer kleinen Forschungsreise, die ich schon vor mehreren Jahren unternommen hatte, um hinter die Spuren des Fußes

der verewigten Tänzerin zu gelangen. Ihr Fuß mußte ja irgendwie und irgendwo, sei es als Zeichnung, sei es in Gips oder Marmor, festgehalten sein. Ich führte mich bei Fräulein Kathi Prinster ein, der Cousine Fanny Elßlers, deren treue Lebensgefährtin sie von Kind auf bis ans Ende gewesen ist. Fräulein Prinster wohnte in einer der stillen, kühlen Gassen, die sich von der Kärntner Straße nach der Seilerstätte hinabziehen. Man ging eine steile Treppe hinauf; der Tritt hallte vor Einsamkeit. Das Stubenmädchen öffnete, meldete: die Dame des Hauses sei zu sprechen. Das Empfangszimmer war mit altmodischen, mageren steifen Einrichtungsgegenständen ausgestattet, an den Wänden hingen Erinnerungen an Fanny Elßler. Die Stubenluft war von einer faden Reinheit, als ob hier kein warmblütiges Wesen atmete. Nicht lange, so trat Fräulein Prinster aus einer Seitentür herein, wie aus der Schachtel genommen; ein schneeweißes Häubchen auf dem Kopfe, graue Löckchen an den Schläfen, und aus dem schmalen Gesicht schauten kluge alte Augen, die auf dieser Welt wohl mehr gesehen haben mochten, als der Mund zu sagen für gut fand. Sie kam mir mit altmodischer Grazie liebenswürdig entgegen und empfing mich gleichsam mit verbindlichen Grüßen von Fanny Elßler, die mich wohl gekannt habe. Sie zeigte mir mehrere Nachlaßstücke ihrer berühmten Base, unter anderen ein Taburett, auf welchem Frau La Roche, die Gattin des Burgschauspielers, Fanny Elßler in ihren beliebtesten Rollen in Stickerei verewigt hatte. Auch brachte

sie eine in dunkelvioletten Samt gebundene Mappe herbei, umrahmt von elfenbeinernen Zierstäbchen, in der Mitte des Umschlages die zierlich verschlungenen Anfangsbuchstaben von Fanny Elßlers Namen. Fräulein Prinster machte mir diese Mappe samt Inhalt zum Geschenke. Sie enthielt eine lange Reihe von Zeitungsurteilen über Fanny Elßlers Tanzleistungen, die aber, voll überschäumender, nicht selten geradezu toller Bewunderung, zur Bezeichnung der ihr eigentümlichen Kunstweise nur herzlich wenig beibringen. Als Prachtstück lag eine auf Atlas gedruckte „Wiener Zeitung“ bei, als biographisches Merkzeichen der wahrhaft jungfräulich erhaltene, mit Goldleisten umrahmte Zettel des Wiener Operntheaters vom 21. Juni 1851 — dem Tage, an dem Fanny Elßler von den Brettern geschieden ist. Fräulein Prinster ward immer wärmer, je mehr sie von ihrer Fanny sprach, obgleich sie sich mehr in begeisterten Allgemeinheiten bewegte, als auf Einzelheiten einging. Als ich sie fragte, ob sie sich an Gentz erinnere — „Gentz?“ fragte sie und schien sich zu besinnen. „Ach ja“, sagte sie dann, „der gute alte Herr!“ Alt war er freilich und gut konnte er leicht sein, der sechsendsechzigjährige Mann, dem Fanny Elßler ihre zwanzigjährige Schönheit hingab. Zuletzt führte mich Fräulein Prinster zu einer alten Kommode, auf der das beste Andenken an Fanny stand: ihr Fuß und ein Teil ihres Beines in Alabaster ausgeführt. Mit einer gewissen Andacht betrachtete Fräulein Prinster das Bein von der Sohle bis über das Knie,

und als ob sie die unterbrochene Gestalt in Gedanken ausbauen wollte, rief sie, mich bedeutsam anblickend, aus: „Oh, sie ist schön gewesen!“ (Ich erinnerte mich dabei an ein Wort, das einst Rahel von Varnhagen von ihr gesagt hat: „Da stieg die ganze Venus aus dem Meere.“) Leider steckt der Fuß in einem Schuh, und das übrige Bein macht nicht den Eindruck, daß es die Wirklichkeit treu wiedergebe. Fräulein Prinster teilte mir mit, daß dieses Werk nach einem Gipsabguß gefertigt sei, den eine Dame nach der Natur abgenommen habe. Dieser Abguß sei noch vorhanden und zwar hier in Wien. Ich erfuhr, wo er zu erfragen sei, und so war der Zweck meines Besuches erreicht. Zum Abschied schenkte mir die gute Dame noch die Feder, mit der Fanny Elßler zuletzt geschrieben, eine sehr spitze Feder, in Messing gesteckt, daran ein Stiel aus Bein, am Ganzen noch starke Spuren von Tinte. Kathi Prinster ist so lange nach Hietzing auf das Grab Fanny Elßlers hinausgegangen, bis sie vor Müdigkeit nicht mehr konnte. Nun schläft sie neben ihr in der kühlen Erde.

Es war doch ein eigenes Gefühl, als der Diener, der mir die Bescherung ins Haus brachte, den umhüllten Gipsfuß Fanny Elßlers oder vielmehr ihr Gipsbein — denn der Abguß reicht bis über das Knie — aus dem Tuch wickelte. Die Wirklichkeit berührt stets fremdartig; in ihrer Gegenwart fällt man jählings aus seinen Gedanken, Träumen, Einbildungen. Gewöhnlich fühlt man sich enttäuscht, wie jenes Kind, das sich den Kuckuck als ein farbenprächtiges Geschöpf vor-

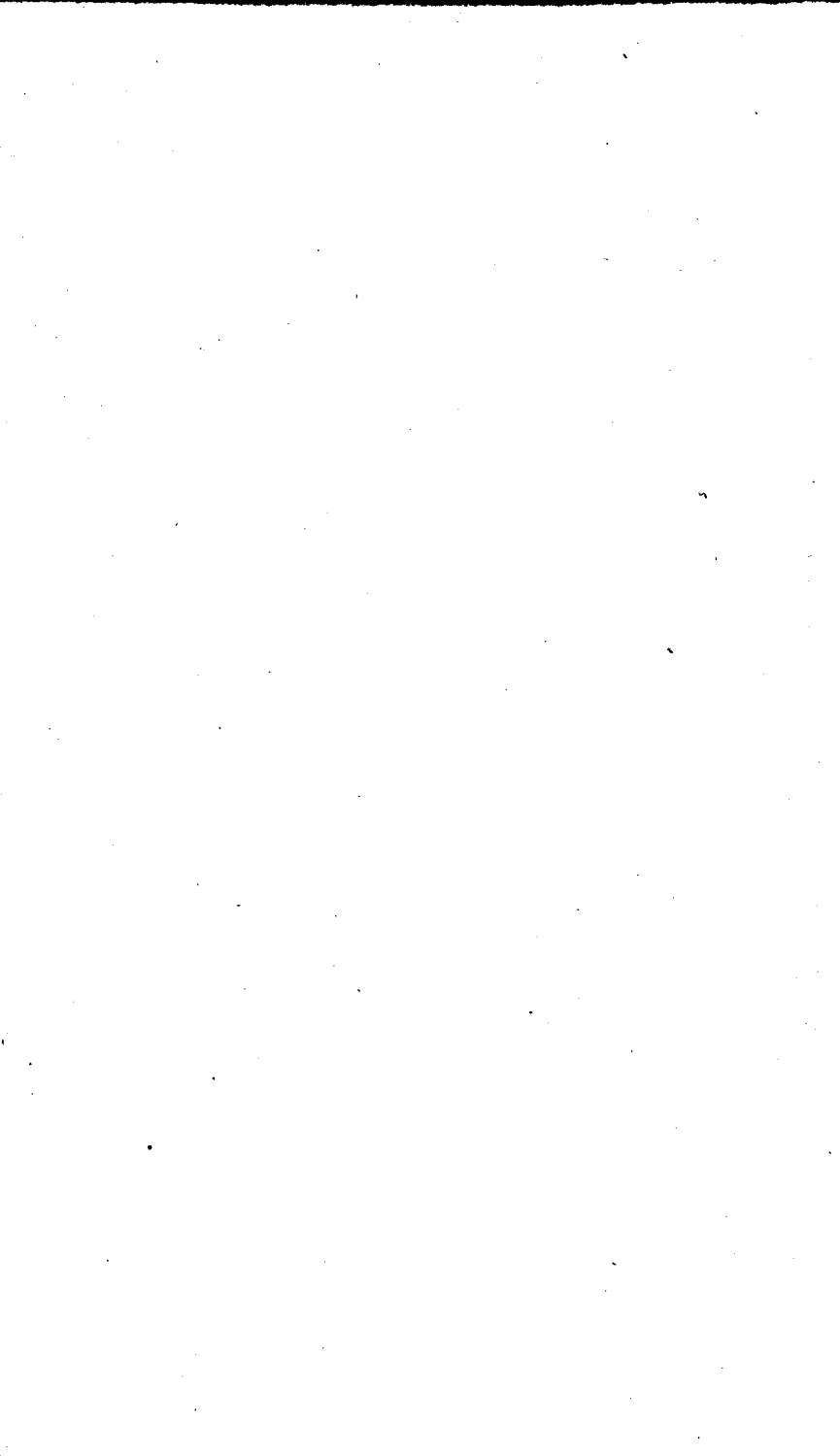
•

stellte und nun, als es ihn sah, einen Vogel mit grauem Gefieder an ihm fand. Allein auch ihre eigentümlichen Reize hat die Wirklichkeit, vor allem den unerschöpflichen Reiz, wahr zu sein, und in eben dieser Wahrheit auf mögliche ideale Ziele, die doch wieder eine nur erhöhte Wirklichkeit sind, hinzuweisen. Diesen Reiz besitzt der Fuß, das Bein Fanny Elßlers in vollem Maße. Der Fuß ist nicht mehr aus der jugendlichen Blütezeit der Künstlerin, wie ihn Friedrich Gentz gesehen haben muß; er trägt vielmehr den Charakter reiferen Frauenalters an sich mit deutlichen Spuren mannigfaltigen Gebrauches und Verbrauches. Der Fuß legt sich mit seinen Zehen recht klar auseinander, nur die große Zehe, ziemlich lang, länger als die zweite — bei antiken Füßen findet sich das umgekehrte Verhältniß — ist ein wenig einwärts verschoben, und die dritte und vierte Zehe sind etwas gegeneinander gedrückt, während aber die fünfte Zehe, gleichsam der naivste Finger an dieser unbeholfenen Hand und sonst das Stiefkind weiblicher Füße, völlig freiliegt. Über dem zweiten Gelenke der großen Zehe findet sich eine ansehnliche Verhärtung, eine kleinere über der kleinen Zehe, und die Adern des Fußes treten stark hervor. Um das Knie ist die Wulst voller und die Haut mürber, als es sich mit den Forderungen der Schönheit verträgt; die Knöchel machen sich kräftig geltend. Wie gesagt, es ist ein reiferer Fuß, ein frauenhaftes Bein, in Gips abgegossen, von der Bildhauerin Fanveau zu Florenz 1847, als Fanny Elßler schon siebenunddreißig Jahre alt

war. Wie anders aber, wenn man, von den kleinen Unbilden der Zeit absehend, das treffliche Tanzwerkzeug als Ganzes betrachtet! An diesem Fuße lernt man, daß Kraft die Wurzel der Anmut ist. Der nicht kleine, ziemlich fleischige Fuß ruht auf einem sicher gebauten Gewölbe, der Rist springt rasch, ja zuletzt eilend zu der Fessel hinauf, die sich schlank zusammenzieht; reizend ist diese leise geschweifte Linie des Schienbeins, und jene entgegengesetzte Polsterung des Unterbeins, die von den Anatomen als Streckmuskulatur des Fußgelenkes bezeichnet wird, faßt sich anmutig streng zusammen, ohne einen der drei Muskeln, die doch beim Tanzen scharf hervorspringen müssen, ahnen zu lassen. An den beiden Stellen, wo sich vielfältige Möglichkeit der Bewegung sammelt, und wo sich gleichsam Sitze des Willens befinden: am Fußgelenke und am Kniegelenke, nimmt sich das Bein zur stärksten Energie und in dieser Energie zugleich zur höchsten Grazie zusammen. Linienzug, Fläche, plastische Form des Beines sind von einem unvergleichlichen Schwung. So nimmt sich Fanny Elßlers Fuß und Bein im ruhenden Zustand aus, wo innewohnende Anlage und zurückgelassene Spuren der Kunstübung, indem sie einander anzuregen scheinen, das Unbewegte doch wie in einer gewissen Bewegung begriffen zeigen. Nun beflügle man diesen Fuß, füge den anderen hinzu, baue diesen schwungvollen Leib aus und setze auf die schlanke Schulter das ovale Haupt mit dem vor Anmut strahlenden Gesicht — dann hat man das Wunder vollbracht,

eine Fanny Elßler wenigstens in der Einbildung zu schaffen.

Auf solchem Fuße, wie ihn Fanny Elßler besaß, stehen und wandeln dauerhafte Gestalten. Sie hat lange gelebt, ohne eigentlich alt zu werden. In jenen Jahren, wo es noch nicht Zeitgeist war, das Burgtheater durch Unverstand zugrunde zu richten, sah man Fanny Elßler immer in Gesellschaft der von ihr unzertrennlichen Kathi Prinster in jeder neuen Aufführung dieser Bühne. Man dachte an kein Alter, wenn man sie gehen, stehen, sitzen sah. Adolf Wilbrandt hat ihr zu ihrem siebenzigsten Geburtstage ein warm empfundenes Gedicht gewidmet. Der Dichter fragt sich, was sie „so unbegreiflich jung“ erhalte? Er findet den Grund davon in ihrer harmonischen Natur. Er mag recht haben. Wenn wir ihn aber, minder poëtisch, in ihrem tüchtigen Knochengestänge suchen, wer will uns unrecht geben? Was hier von ihrem Körper, freilich nichts weiter als bis über das Knie, wo im Gipsabguß vollere Formen beginnen wollen, geschildert worden, erregt wohl die Begier nach weiterer Kenntnis, die durch Kathi Prinsters bedeutsamen Ausruf: „Oh, sie ist schön gewesen!“ noch verschärft wird. So gibt der Philologe, wenn der Text seines Autors vielleicht bei der belangreichsten Stelle abbricht, den Stoßseufzer von sich: Reliqua desiderantur.



THEATERKRITIK



JOSEPH CLAVIJO Y FAXARDO

DER POLITISCHE WERT DER KOMÖDIE

(„El Pensador“, 1762)

Über die Pyrenäen wäre der Ruf dieses ersten spanischen Journalisten nicht gedungen, hätte er nicht der Schwester des Beaumarchais die Ehe versprochen und so zu dessen Angriffen Anlaß gegeben. Aus des Parisers „Memoire sur L’Espagne“ hat Goethe Konflikt und Stoff seines Dramas übernommen, das den Namen des Journalisten als Titel führt. In Wirklichkeit hat es Clavijo ebensowenig verdient, von Beaumarchais als Streber hingestellt zu werden, wie die schlimme Behandlung durch Beaumarchais’ Biographen Bettelheim und die Tatsache, daß von dem Titelhelden eines Goethedramas bis heute keine Zeile ins Deutsche übersetzt war. Don Joseph Clavijo y Faxardo hat mit echt spanischem Dünkel seine Nachahmung von „The Spectator“ als „El Pensador“ (1762) erscheinen lassen und der Humor seiner Feuilletons reicht an die der Vorbilder nicht heran. Aber er ist ein Moralist von Geist und Kenntnissen und versöhnender Gesinnung. Als einer der ersten tritt er für ernste Kunst auf der Madrider Bühne ein und setzt sogar die Aufführung eines Werkes seines Todfeindes durch: den „Barbier von Sevilla“. Er kämpft gegen die Jesuiten, wird Chefredakteur des „Mercurio Historico e Politico de Madrid“ und stirbt als Direktor des Königlichen Naturalienkabinetts.

Kaum jemals hat unser Spanien eine derart umstrittene Frage erlebt wie die, ob das Theater eine schädliche oder eine nützliche Einrichtung

sei. Man war bestrebt, seine Güte und seine Bosheit festzustellen, aber zu einem übereinstimmenden Urtheil ist man nicht gelangt: das Theater besteht fort, ein Gegenstand ständigen Zwiestreites. Wie sollte man sich aber darüber wundern? Das ist ja immer die Stärke der Schaubühne gewesen: kaum hatten die dramatischen Musen begonnen, dem Publikum die Ungeschicklichkeiten und Ungereimtheiten der Menschen zu offenbaren, als diese sich in zwei Gruppen theilten. Die einen bildeten die Partei derjenigen, die blindlings Beifall spendeten, — und die anderen wurden unnachsichtige Tadler, deren Beanstandungen niemals zum Schweigen zu bringen waren. Beide Parteien blieben bemüht, ihre Ansichten durch eine Unmenge von Beweisen, Beispielen und angesehensten Autoritäten zu bekräftigen, aber der Ausgang dieses so alten Kampfes blieb immer derselbe, wie bei jenen unklar auslaufenden Schlachten, in denen sich jedes Heer mehr oder weniger den Sieg zuschreibt oder aber wenigstens die Palme des Sieges niemandem zuteilt.

Einige der Kämpfer haben behauptet, daß das Theater schädlich sei, — andere, daß man von ihm nicht zu sprechen brauche. Jene haben zu viel gesagt, diese zu wenig, und es ist sehr wahrscheinlich, daß weder die einen noch die anderen das Theater wirklich gekannt haben, oder daß sie, weit davon entfernt, die Wirkungen der dramatischen Stücke auf die Herzen der Menschen zu untersuchen, nur bemüht waren, solche Bücher zu studieren, und solche Gewährsmänner aufzu-

bieten, die sie nicht ganz verstanden oder schlecht zitierten. Das Drama war in seinem Ursprung nichts anderes als eine Sammlung von Beschimpfungen, mit denen die Winzer die Vorübergehenden beleidigten, infolgedessen hatte Solon begründete Ursache, es zu verabscheuen, indem er es als schädlich betrachtete. Aischylos erkannte aber in den epischen Dichtungen Homers die wirkliche Idee der Tragödie, er gab ihr eine neue Form und bedeckte die Gesichter der Schauspieler mit Masken. Und dann nahm sich die Komödie das Trauerspiel zum Vorbild. Anfangs sah man auf dem Theater von Athen verschiedene Satiren, die gegen bekannte und namhafte Personen gerichtet waren, in denen man ihre Lächerlichkeiten und Laster nachahmte. Das war die alte Komödie. Dann verbot ein Gesetz zur Unterdrückung dieser Vermessenheit, die Namen der Dargestellten zu nennen, aber die Bosheit der Poeten und der Zuschauer wurde durch dieses Verbot nicht beeinträchtigt: die Ähnlichkeit der Masken, der Kleider und der Handlungen zeichnete die Persönlichkeiten so lebhaft wieder, daß man ihre Namen beim ersten Anblick aussprach. Und das war die mittelzeitliche Komödie, in der der Dichter nicht mehr die Klage der angegriffenen Person zu fürchten hatte und in seinen Beschimpfungen noch kühner wurde. Und er war seines Beifalles um so sicherer, je mehr er durch die Echtheit seiner Bilder der Bosheit der Zuschauer entgegenkam und deren Eitelkeit, die Personen wiederzuerkennen, gerecht wurde. Aber

das Volk von Athen sah ein, daß, um das Theater nützlich zu gestalten und die Laster zu tadeln, die Schaubühne von der Tugend gelenkt werden mußte und daß die Freiheit der Satire in den Händen eines übelwollenden Mannes dasselbe war wie der Dolch in der Hand eines Wütenden. Man konnte nicht vergessen, daß Aristophanes sich dieses Mittels bedient hatte, um Sokrates vor vollem Hause zu verleumden, und die Älteren, die einsahen, daß die Dichter nichts Geringeres getan hatten, als das Gesetz zu umgehen, das die Angabe der Personennamen untersagte, erließen ein zweites, durch das sie jede Nachahmung einer Person von der Schaubühne verbannten und die Komödie auf ein allgemeines Gemälde der Sitten beschränkten. Damit hörte die neue Komödie auf, eine Satire zu sein, und sie nahm die wohl-
anständige Form an, die sie seither behalten hat.

Wenn ein Feind des Theaters, der die Kunst der Sophokles, Euripides, Menandros und Terentius in Acht tun will, solche Autoren zu Rate zieht, die zu einer Zeit schrieben, in der Theater, ohne formlos zu sein, doch noch viel Reste jener Häßlichkeiten bewahrte, so ist es klar, daß er nur Verwünschungen und Schmähungen finden wird. Und wenn er nicht die Fähigkeit hat, unter den Zeitläuften und Gebräuchen zu unterscheiden, so wird er das ganze Theater mit diesen Gründen verurteilen, die nach seiner Ansicht sehr stichhaltig sind.

Aber es ist nicht erforderlich, zu solchen augenscheinlichen Ausreden seine Zuflucht zu

nehmen. Wenn diejenigen, die die dramatischen Dichter und das hinzulaufende Publikum verdammen, das prüfen würden, was unsere Schaubühne bringt, so sage ich, daß sie gleichfalls hinreichenden Grund hätten, sie zu verurteilen, und daß nicht nur der größte Teil des Gebotenen von solchen Leuten geächtet werden sollte, die sich zur christlichen Religion bekennen, sondern auch von jenen, die sich nur von einer aufgeklärten Durchschnittsvernunft leiten lassen. Da es aber im Augenblick nicht meine Aufgabe ist, die Schattenseiten unserer Dramen zu behandeln, die nur wenigen eingeweihten Personen entgangen sein werden, wollen wir das Theater im allgemeinen betrachten und den Stoff so zu erörtern suchen, wie ein Mensch, der der Wahrheit als Zeitbürger und als Christ nachgeht; denn niemals ist es uns erlaubt, diese beiden Verpflichtungen außer acht zu lassen.

Das Thema, das ich hier behandeln will, kann auf sehr verschiedene Weise betrachtet werden: man kann untersuchen, ob die theatralischen Vorstellungen im allgemeinen verdienen, daß man sie in einer Republik gestattet, oder ob nur einige einer bestimmten Gattung dieses Privilegiums wert sind, sei es durch die Natur des Gegenstandes, durch die Art ihrer möglichen Abwandlung, durch das Entgegenkommen dem schlechten Geschmack eines Volkes gegenüber, durch die Unerfahrenheit oder das geringe, vielleicht auch gänzlich fehlende Talent der Komödiendichter.

Es ergibt sich sofort, daß der erste Teil der Frage alle Menschen angeht, sei die Regierung, unter der sie leben, wie auch immer. Dieser Teil berührt die Menschen ganz unmittelbar, da es kein geeigneteres Mittel als das Theater gibt, um die Sitten zu beeinflussen. In jeder Republik ist die Schaubühne eine unerläßliche, vielleicht sogar die einzige Schule, die sie pflegen sollte, insofern ihre Verfassung ihr die Pflicht auferlegt, die Tugend angenehm zu machen. Es gibt Verpflichtungen des Lebens, zu deren Erfüllung keine Macht den Menschen zwingen kann, sei es, daß die Verderbnis der Herzen bereits zu weit vorgeschritten ist, oder daß es Defekte, Laster und Leidenschaften gibt, gegen die keine Gesetze vorhanden sind oder denen die Gesetze keine Hemmung entgegensetzen können. Undank, Unglauben, Wortbrüchigkeit, Anmaßung fremder Verdienste und persönliche Interessen in öffentlichen Angelegenheiten sind Laster, die von fast allen Gesetzgebungen vergessen werden, aber die satirische Komödie strafte sie mit einer um so schrecklicheren Ahndung, als sie im gefüllten Theater vor sich ging. Andererseits gibt es im Menschen Samenkörner, etwa ein gut oder schlecht verstandenes Unabhängigkeitsgefühl, das sich gebieterisch durchsetzt, wenn der Verstand der Gesetzgeber es sich einfallen ließe, es unterdrücken zu wollen. Hierfür sind nur die Ermahnungen der theatralischen Dichtung wirksam, die uns mit den Betörungen ihres Schmuckwerkes in sanftem Zwange zur Aufmerksamkeit zwingt und

eben damit bewirkt, daß wir den Zweck nicht merken, sondern uns zu unterhalten wähnen. Das war das Schicksal der Poesie seit ihrem Anbeginn, als sie die Neigung der ersten Menschen für sich gewann: sie war eine Belustigung, zur Erholung nach der Arbeit ersonnen, aber sie schwang sich zur Herrin über die Menschen auf und wurde verwendet, um die Nationen in der Erinnerung an die Heldentaten ihrer Begründer zu erhalten und sie anzustacheln, ihnen nachzueifern. Die ersten Gesetzgeber bedienten sich dieser Tatsache mit großem Geschick, als sie ihre Gesetze in dichterischer Sprache niederschrieben.

Es versteht sich, daß die Politik der kultiviertesten Republiken, deren Gesetzgeber die Macht der Dichtung wohl erforscht hatten, den theatralischen Vorführungen einen besonderen Schutz widmeten. Ich sehe ein, daß man mir einwenden wird, wie wenig für uns das Beispiel der Griechen und Römer bedeuten kann. Meine Widersacher beziehen sich auf den Unterschied der Regierungsform und, vor allen Dingen, auf den der Religion. Aber dieser Einwand sollte, weit entfernt davon, uns mit Gleichgültigkeit gegen das Theater zu erfüllen, ein Ansporn sein, die Schaubühne mit mehr Hingabe zu pflegen und jeden zu beschämen, der aus einer lächerlichen Laune anstreben würde, das Theater auszumerzen. Die Menschen sind seit der Verkündigung des Evangeliums nicht weniger lasterhaft, nicht ärmer an Leidenschaften geworden, als sie in vergangenen Jahren waren. Es steht gleichfalls fest, daß viele

menschliche Defekte im Evangelium kein Rezept zu ihrer Bekämpfung finden. Und so wie wir eine reinere Religion als die Alten besitzen, müssen wir uns bestreben, einen dem ihren gleichen Grad von moralischen Tugenden mit den Übungen des Christentums zu verbinden. Wie vielen Widerwärtigkeiten, Häßlichkeiten und Lächerlichkeiten der Menschen sind wir im bürgerlichen Leben ausgesetzt, ohne daß diese Menschen aufhörten, sehr ehrenwerte Personen und Christen zu sein! Man weise mich nicht auf die Gesetze, sowohl die göttlichen als auch die menschlichen hin, die gegen diese Lächerlichkeiten bestehen! Sollte es einen Menschen geben, der hinreichend unverständlich wäre, um zu behaupten, daß es nichts ausmache, wenn ein tugendhafter Mensch lächerlich sei? Ich gebe zu, daß dies wenig bedeuten würde, wenn alle lächerlichen Charaktere die Gesellschaft verließen und diese ohne neuen Zuwachs fortbestehen könnte.

Und die Satire? — wird man fragen. Wozu dient die? Um zu erbittern! antworte ich darauf. Darin unterscheidet sich diese dichterische Gattung grundsätzlich von der Komödie, daß sie seit ihrer ersten Zeit immer die Seelen durch das Außerordentliche ihrer Bissigkeit erbitterte. Und sollte es angesichts dieses hassenswerten Umstandes, der vom inneren Wesen der Satire unzertrennlich ist, irgend jemand geben, der sie mit der Komödie vergliche, die, indem sie die Wirkungen der Lächerlichkeit und des Lasters aufzeigt, uns eine nützliche Lehre erteilt mit der Be-

strafung fingierter Personen und mit der Wahrscheinlichkeit der Begebnisse, in denen man sie uns zeigt? Und das ohne jede Erbitterung? Und schmückt uns nicht die Komödie mit ihrer festlichen Anmut, mit den Verwirrungen einer abgewogenen Fabel und der Geschicklichkeit der endlichen Entwirrung?

GOTTHOLD EPHRAIM LESSING

DIE AUFFÜHRUNG VON „MISS SARA SAMPSON“

(„Hamburgische Dramaturgie“, 12. und 16. Juni 1767)

Den elften Abend (Mittwochs, den 6. Mai), ward „Miss Sara Sampson“ aufgeführt.

Man kann von der Kunst nichts mehr verlangen, als was Madame Henseln in der Rolle der Sara leistet, und das Stück ward überhaupt sehr gut gespielt. Es ist ein wenig zu lang, und man verkürzt es daher auf den meisten Theatern. Ob der Verfasser mit allen diesen Verkürzungen so recht zufrieden ist, daran zweifle ich fast. Man weiß ja, wie die Autoren sind; wenn man ihnen auch nur einen Nietnagel nehmen will, so schreien sie gleich: „Ihr kommt mir ans Leben!“ Freilich ist der übermäßigen Länge eines Stückes durch das bloße Weglassen nur übel abgeholfen, und ich begreife nicht, wie man eine Szene verkürzen kann, ohne die ganze Folge des Dialogs zu ändern. Aber wenn dem Verfasser die fremden Verkürzungen nicht anstehen, so mache er selbst welche, falls es ihm der Mühe wert dünkt, und er nicht von denjenigen ist, die Kinder in die Welt setzen und auf ewig die Hand von ihnen abziehen.

Madame Henseln starb ungemein anständig, in der malerischsten Stellung, und besonders hat mich ein Zug außerordentlich überrascht. Es ist

eine Bemerkung an Sterbenden, daß sie mit den Fingern an ihren Kleidern oder Betten zu rupfen anfangen. Diese Bemerkung machte sie sich auf die glücklichste Art zunutze; in dem Augenblick, da die Seele von ihr wich, äußerte sich auf einmal, aber nur in den Fingern des erstarrten Armes, ein gelinder Spasmus; sie kniff den Rock, der um ein wenig erhoben ward und gleich wieder sank; das letzte Aufflattern eines verlöschenden Lichts; der jüngste Strahl einer untergehenden Sonne. — Wer diese Feinheit in meiner Beschreibung nicht schön findet, der schiebe die Schuld auf meine Beschreibung: aber er sehe sie einmal!

* * *

Das bürgerliche Trauerspiel hat an dem französischen Kunstrichter, welcher die „Sara“ seiner Nation bekannt gemacht, einen sehr gründlichen Verteidiger gefunden. Die Franzosen billigen sonst selten etwas, wovon sie kein Muster unter sich selbst haben.

Die Namen von Fürsten und Helden können einem Stück Pomp und Majestät geben, aber zur Rührung tragen sie nicht bei. Das Unglück derjenigen, deren Umstände den unsrigen am nächsten kommen, muß natürlicherweise am tiefsten in unsere Seele dringen, und wenn wir mit Königen Mitleid haben, so haben wir es mit ihnen als mit Menschen und nicht als mit Königen. Macht ihr Stand schon öfters ihre Unfälle wichtiger, so macht er sie darum nicht interessanter. Immer-

hin mögen ganze Völker darein verwickelt werden; unsere Sympathie erfordert einen einzelnen Gegenstand, und ein Staat ist ein viel zu abstrakter Begriff für unsere Empfindungen.

„Man tut dem menschlichen Herzen unrecht“, sagt auch Marmontel, „man verkennt die Natur, wenn man glaubt, daß sie Titel bedürfe, uns zu bewegen und zu rühren. Die geheiligten Namen des Freundes, des Vaters, des Geliebten, des Gatten, des Sohnes, der Mutter, des Menschen überhaupt: diese sind pathetischer als alles; diese behaupten ihre Rechte immer und ewig. Was liegt daran, welches der Rang, der Geschlechtsname, die Geburt des Unglücklichen ist, den seine Gefälligkeit gegen unwürdige Freunde und das verführerische Beispiel ins Spiel verstrickt, der seinen Wohlstand und seine Ehre darüber zugrunde gerichtet und nun im Gefängnisse seufzt, von Scham und Reue zerrissen? Wenn man fragt, wer er ist, so antworte ich: er war ein ehrlicher Mann, und zu seiner Marter ist er Gemahl und Vater; seine Gattin, die er liebt, und von der er geliebt wird, schmachtet in der äußersten Bedürfnis und kann ihren Kindern, welche Brot verlangen, nichts als Tränen geben. Man zeige mir in der Geschichte der Helden eine rührendere, moralischere, mit einem Worte: tragischere Situation! Und wenn sich endlich dieser Unglückliche vergiftet; wenn er, nachdem er sich vergiftet, erfährt, daß der Himmel ihn noch retten wollen: was fehlt diesem schmerzlichen und fürchterlichen Augenblicke, wo sich zu den Schrecknissen

des Todes marternde Vorstellungen, wie glücklich er habe leben können, gesellen; was fehlt ihm, frage ich, um der Tragödie würdig zu sein? „Das Wunderbare“, wird man antworten. Wie? findet sich denn nicht dieses Wunderbare genugsam in dem plötzlichen Übergange von der Ehre zur Schande, von der Unschuld zum Verbrechen, von der süßesten Ruhe zur Verzweiflung; kurz, in dem äußersten Unglücke, in das eine bloße Schwachheit gestürzt?“

Man lasse aber diese Betrachtungen den Franzosen von ihren Diderots und Marmontels noch so eingeschärft werden: es scheint doch nicht, daß das bürgerliche Trauerspiel darum bei ihnen besonders in Schwang kommen werde. Die Nation ist zu eitel, ist in Titel und andere äußerliche Vorzüge zu verliebt; bis auf den gemeinsten Mann will alles mit Vornehmeren umgehen, und Gesellschaft mit seinesgleichen ist so viel als schlechte Gesellschaft. Zwar ein glückliches Genie vermag viel über sein Volk; die Natur hat nirgends ihre Rechte aufgegeben, und sie erwartet vielleicht auch nur dort den Dichter, der sie in aller ihrer Wahrheit und Stärke zu zeigen versteht. Der Versuch, den ein Ungenannter in einem Stücke gemacht hat, welches er „Das Gemälde der Dürftigkeit“ nennt, hat schon große Schönheiten, und bis die Franzosen daran Geschmack gewinnen, hätten wir es für unsere Theater adoptieren sollen.

Was der erstgedachte Kunstrichter an der deutschen „Sara“ aussetzt, ist zum Teil nicht

ohne Grund. Ich glaube aber doch, der Verfasser wird lieber seine Fehler behalten, als sich der vielleicht unglücklichen Mühe einer gänzlichen Umarbeitung unterziehen wollen. Er erinnert sich, was Voltaire bei einer ähnlichen Gelegenheit sagte: „Man kann nicht immer alles, aufführen, was unsere Freunde raten. Es gibt auch notwendige Fehler. Einem Buckligen, den man von seinem Buckel heilen wollte, müßte man das Leben nehmen. Mein Kind ist bucklig, aber es befindet sich sonst ganz gut.“

GEORG CHRISTOPH LICHTENBERG

GARRICK ALS HAMLET

(„Deutsches Museum“, 1775)

Lichtenberg ist Swifts Schüler. Aber der bucklige Göttinger Physiker überragt den irischen Dechanten durch sein Wissen; Lichtenberg kennt auch Philosophie und Literatur. 1769 und 1774 ist er in England gewesen, der Heimat seiner Götter: Shakespeare, Swift, Addison, Steele, Hogarth und Garrick. Zeitlebens bleibt er, wie Lessing, anglophil und gallophob. In Hogarth sieht er nicht den Kupferstecher, sondern den großen Sittenschilderer, und schreibt zu seinen Tafeln die „Ausführliche Erklärung“, — ein adäquates Meisterwerk der Kunstkritik, der deutschen Sprache, der Beobachtungsgabe, der Psychologie und dichterischer Imagination. Swifts Form kopiert er oft, am getreuesten im „Anschlagzettel im Namen von Philadelphia“, gegen einen in Göttingen angestaunten Charlatan gerichtet, wie Lichtenberg überhaupt seine Satire gegen jeglichen Mystizismus und auch gegen die sentimental-phantastischen Exzesse der Stürmer und Dränger wendet. Lavaters Physiognomik und Bekehrungseifer karikiert er besonders in seinem lustigen „Fragment von den Schwänzen“ (in „Baldingers neuem Magazin für Ärzte“, Leipzig 1783, anonym) und im „Timorus, d. i. Verteidigung zweier Israeliten, die, durch die Kräftigkeit der Lavaterschen Beweisgründe und der Göttingischen Mettwürste bewogen, den wahren Glauben angenommen haben“ (Berlin 1773). 1780 gab Lichtenberg mit George Forster das „Göttingische Magazin“ heraus.

Ein Theaterkritiker, der Lichtenbergs drei „Briefe aus England“ nicht studiert hat, ist schwerlich zu ent-

schuldigen. Sie sind die vollkommenste Synthese schauspielerischer Leistung, die genaueste Untersuchung der Rollenauffassung und die methodischste Umgrenzung der darstellerischen Charakterisierungsmöglichkeit, die es gibt. Die Feststellungen Lichtenbergs sind aus dem Spiel Garricks gewonnen. Die Briefe sind an Chr. Heinr. Boie, den Herausgeber des „Deutschen Museums“, gerichtet.

London, den 1. Oktober 1775.

... Hamlet erscheint in einem schwarzen Kleide, dem einzigen, das, leider! noch am ganzen Hofe für seinen armen Vater, der kaum ein paar Monate tot ist, getragen wird. Horazio und Marzellus sind bei ihm und haben Uniform; sie erwarten den Geist; die Arme hat Hamlet hoch untergesteckt, und den Hut in die Augen gedrückt; es ist eine kalte Nacht, und eben zwölf; das Theater ist verdunkelt und die ganze Versammlung von einigen Tausenden wird so stille und alle Gesichter so unbeweglich, als wären sie an die Wände des Schauplatzes gemalt; man könnte am entferntesten Ende des Theaters eine Nadel fallen hören. Auf einmal, da Hamlet eben ziemlich tief im Theater, etwas zur Linken, geht und den Rücken nach der Versammlung kehrt, fährt Horazio zusammen: Sehen Sie, Mylord, dort kommt's, sagt er, und deutet nach der Rechten, wo der Geist schon unbeweglich hingepflanzt steht, ehe man ihn einmal gewahr wird. Garrick, auf diese Worte, wirft sich plötzlich herum und stürzt in demselben Augenblicke zwei bis drei Schritte mit zusammenbrechenden Knien zurück,

sein Hut fällt auf die Erde, die beiden Arme, hauptsächlich der linke, sind fast ausgestreckt, die Hand so hoch als der Kopf, der rechte Arm ist mehr gebogen und die Hand niedriger, die Finger stehen auseinander, und der Mund offen, so bleibt er in einem großen aber anständigen Schritt, wie erstarrt, stehen, unterstützt von seinen Freunden, die mit der Erscheinung bekannter sind, und fürchten, er würde niederfallen; in seiner Miene ist das Entsetzen so ausgedrückt, daß mich, noch ehe er zu sprechen anfing, ein wiederholtes Grausen anwandelte. Die fast fürchterliche Stille der Versammlung, die vor diesem Auftritt vorherging, und machte, daß man sich kaum sicher glaubte, trug vermutlich nicht wenig dazu bei. So spricht er endlich, nicht mit dem Anfange, sondern mit dem Ende eines Atemzuges und bebender Stimme: Angels and ministers of grace defend us! Worte, die alles vollenden, was dieser Szene noch fehlen könnte, sie zu einer der größten und schrecklichsten zu machen, deren vielleicht der Schauplatz fähig ist. Der Geist winkt ihm, da sollten Sie ihn sich von seinen Freunden, die ihn warnen, nicht zu folgen, und festhalten, losarbeiten sehen, immer mit den Augen auf den Geist, ob er gleich mit seinen Gefährten spricht. Aber endlich, da sie es ihm zu lange machen, wendet er auch sein Gesicht nach ihnen, reißt sich mit großer Heftigkeit los und zieht mit einer Geschwindigkeit, die einen schauern macht, den Degen gegen sie: „by heaven, I'll make a ghost of him, that lets me“, sagt er.

Das ist genug für sie; alsdann legt er den Degen gegen das Gespenst aus: „go on I'll follow thee“: so geht der Geist ab. Hamlet steht noch immer still mit vorgehaltenem Degen, um mehr Entfernung zu gewinnen, endlich da der Zuschauer den Geist nicht mehr sieht, fängt er ihm an langsam zu folgen, steht zuweilen still und geht dann weiter, immer mit ausgelegtem Degen, die Augen starr nach dem Geist, mit verwirrtem Haar und noch außer Atem, bis er sich ebenfalls hinter den Szenen verliert. Mit was für einem lauten Beifall dieser Abzug begleitet wird, können Sie sich leicht denken. Er fängt an, sobald der Geist fort ist, und dauert bis Hamlet ebenfalls verschwindet. Was das für ein Triumph ist! Man sollte denken, ein solcher Beifall auf einem der ersten Schauplätze der Welt und vielleicht von dem gefühlvollsten Publikum der Welt, mußte jeden Funken von Schauspielergenie in einem Zuschauer zu Flammen fachen. Allein da sieht man's, so handeln wie Garrick und so schreiben wie Shakespeare sind Wirkungen von Ursachen, die sehr tief liegen. Sie werden freilich nachgeahmt, nicht sie, sollte man sagen, sondern das Phantom, das sich der Nachahmer nach Maßgabe seiner eigenen Kräfte von ihnen schafft. Dieses erreicht er oft, übertrifft es wohl gar, und bleibt dessen ungeachtet weit unter dem wahren Original. Der Weißbinder hält sein Werk für so vollkommen als der Maler das seinige, oder wohl gar für vollkommener. Nicht jeder Schauspieler, der die flachen Hände von ein paar hundert Menschen

allezeit zu kommandieren weiß, ist deswegen ein Garrick, und nicht jeder Schriftsteller, der ein paar sogenannte Heimlichkeiten der menschlichen Natur, in einer altväterischen Prosa und mit Prunkschnitzern gegen die Sprache und gute Sitten auszuplaudern gelernt hat, ist deswegen ein Shakespeare.

MELCHIOR GRIMM

DIE URAUFFÜHRUNG DES „FIGARO“

(„Correspondence de Mr. Grimm“, 29. April 1784)

Endlich hat man auf dem Théâtre Français den „Tollen Tag“ oder „Figaros Hochzeit“ von Beaumarchais aufführen sehen. Zwei Jahre hindurch ward dies Lustspiel von der Zensur hin und her geschaukelt, in eben dem Augenblick, wo die Schauspieler sich anschickten, die Rollen zu verteilen, gehemmt, dann eingeübt, um bloß auf dem kleineren Hoftheater gegeben zu werden, kurz vor der Vorstellung verboten, und das mit einem Aufsehen und mit Formen, welche nur in den allerwichtigsten Staatsangelegenheiten, wobei der Name und die imponierende Gewalt der königlichen Majestät aufgeboten werden, üblich sind.

Als Herr von Vaudreuil dieses Stück auf seinem Landsitz geben ließ, äußerten wir schon damals, wie der dort errungene Erfolg noch einst der Hauptstadt zustatten kommen würde. Zwar hatten die meisten Zuschauer das Stück für höchst unmoralisch und der Aufnahme auf einer öffentlichen Schaubühne unwürdig erklärt; allein wir kannten die genialen Kräfte und Hilfsmittel des Herrn Baron von Beaumarchais; wir wußten, daß all das Übel, was man von seinem Werke sagen konnte, ihm weit weniger Sorge machte als die

gänzliche Vergessenheit, zu welcher die letzten königlichen Verbote dasselbe zu verdammen schienen. Die Vorstellung auf dem Landsitze des Grafen von Vaudreuil hatte es dieser Vergessenheit entrissen, und weiter verlangte auch der Verfasser von „Figaros Hochzeit“ nichts. Seine Gewandtheit, eine Überfülle von Mitteln, welche er stets in Bereitschaft hat, um sich in die Zeit, in den Charakter der Personen und Umstände zu schicken, seine Zähigkeit, deren Verwegenheit beispiellos ist, alles verbürgte uns, daß seine Hilfsquellen und seine nie außer Fassung zu bringende Halsstarrigkeit den Hindernissen und Schwierigkeiten von seiten der Regierung vollkommen das Gleichgewicht halten und seiner Eigenliebe sogar zu einem neuen Sporn dienen würden; denn Beaumarchais hatte längst, und mit weit mehr Recht als viele andere dramatische Schriftsteller, zu sich selbst gesagt: „Ganz Europa hat die Augen auf meine ‚Hochzeit‘ und auf mich gerichtet; die Ehre meines Ansehens hängt davon ab, daß mein Stück gegeben wird — es soll gegeben werden.“ Und der Ausgang hat die Meinung, die er von seinen Kräften hegte, gerechtfertigt.

Die geschichtliche Zergliederung aller von ihm angewandten Intrigen, um sein Stück auf die Bühne zu bringen, die Wahl und die Mannigfaltigkeit der Triebfedern, die er in Bewegung gesetzt hat, um gewissermaßen über die Regierung und die öffentliche Meinung den Sieg davonzutragen, würde unstreitig einen ziemlich

pikanten, ziemlich wissenswerten Kursus von Unterhandlungen abgeben; allein nur er weiß alles, was er zu tun gehabt, alles, was er getan hat, um sein höchwichtiges Vorhaben durchzusetzen. Wir wissen bloß, daß der Großsiegelbewahrer und der Polizeiminister sich der Vorstellung des „Figaro“ beharrlich widersetzt haben; daß der Baron von Breteuil, der anfänglich gegen das Werk ziemlich stark eingenommen war, die Zurücknahme der feierlichen königlichen Proskription veranlaßt hat, daß, bevor dieser Minister sich zugunsten des Stückes erklärte, er eine Vorlesung des Stückes verlangt hat, bei welcher mehrere Schriftsteller gegenwärtig waren; daß Beaumarchais, der in dieser Sitzung mit der Erklärung begonnen hatte, wie er sich unbedingt allen Ausmerzungen, allen Verbesserungen, deren die Herren sein Werk für empfänglich halten würden, im voraus unterwerfe, am Ende die geringsten Einzelheiten mit einer Gewandtheit, einer Kraft der Logik, einer so unwiderstehlichen und verführerischen Scherz- und Redekunst verteidigt hat, daß er seinen Zensoren den Mund gestopft und seinen „Figaro“ ganz und schier erhalten hat. Man behauptet, daß das, was Beaumarchais in dieser Sitzung zur Apologie seines Stückes gesagt, in Hinsicht des Witzes der Originalität und selbst des Komischen, bei weitem alles übertreffe, was sein neues Lustspiel an komischer Kraft und Frohsinn darbietet.

Übrigens hat noch nie ein Stück ein solches Zuströmen veranlaßt: ganz Paris wollte die be-

rühmte „Hochzeit“ sehen, und das Haus war in dem Augenblicke angefüllt, wo die Türen desselben sich öffneten; kaum gelang es, für die Hälfte derjenigen, die es von acht Uhr morgens an belagert hatten, einen Platz ausfindig zu machen; die meisten drangen mit Gewalt hinein und warfen ihr Geld den Türstehern zu. Es ist unmöglich, umschichtig demütiger, kecker, zudringlicher zu sein, um bei Hofe eine Gnade zu erbetteln oder zu értrotzen, als es alle unsere jungen vornehmen Herren waren, um sich bei der ersten Vorstellung des „Figaro“ einen Platz zu sichern; mehr denn eine Herzogin hat sich an diesem Tage übergücklich geschätzt, noch da ein Plätzchen zu finden, wohin Frauen von Stande sich eben nicht zu versteigen pflegen, nämlich neben den öffentlichen Dirnen und Tänzerinnen.

„Figaros Hochzeit“ hat einen wirklich staunenswerten Erfolg gehabt. Dieser Erfolg, der sich lange bewähren wird, muß vorzüglich der Konzeption des Werkes selbst beigemessen werden, einer Konzeption, die ebenso toll und ausgelassen als neu und originell ist. Es ist ein Imbrogljo, dessen leicht aufzugreifender Faden eine Menge ebenso drolliger als unvorhergesehener Situationen herbeiführt, den Knoten der Intrige unaufhörlich künstlich zusammenzieht und am Ende zu einer zugleich klaren, sinnreichen, komischen und natürlichen Entwicklung führt; eine nicht ganz leicht zu lösende Aufgabe in einem Stücke, dessen Gang so seltsam verwickelt ist. Mit jedem Augenblick scheint die Handlung zu Ende zu

gehen, und jedesmal knüpft sie der Verfasser durch fast unbedeutende Wörter wieder an, die aber neue Szenen ohne Anstrengung vorbereiten und alle handelnden Personen in eine ebenso pikante Lage versetzen als die soeben durchgespielte. Durch diesen auf der französischen Bühne gänzlich unbekannten Gang, wovon das spanische und italienische Theater selbst nur wenig gute Muster aufzuweisen haben, ist es dem Verfasser gelungen, die Zuschauer viertelhalb Stunden lang zu fesseln und zu ergötzen.

Was nun jene Immoralität anlangt, deren Anstößigkeit die Schicklichkeit und der Ernst unserer Sitten so laut getadelt haben, so muß man gestehen, daß das Werk im ganzen gerade nicht zur strengsten Gattung gehört; es ist ein Gemälde unserer gegenwärtigen Sitten, der Sitten und Grundsätze der feinsten Gesellschaft; und dieses Gemälde ist mit einer Keckheit, einer Nativität gezeichnet, welche man, strenge genommen, nicht von der Bühne ausschließen konnte, wenn der Zweck des Komikers der ist, die Gebrechen und Torheiten seines Zeitalters zu bessern, und nicht bloß sich darauf beschränken soll, dieselben aus Neigung und zur Kurzweil zu malen. Beaumarchais, indem er uns den ränkevollen und schamlosen Charakter seines geistreichen und gewandten Figaros darstellt, einen Grafen Almaviva, der seiner Gattin überdrüssig ist, deren Kammerzofe verführt, dabei noch hinter der Tochter seines Gärtners herjagt; einen Pagen, schön wie der Liebesgott, jung wie dieser, ver-

liebt in die Gräfin und für jedes Weib überhaupt erglühend; eine Gräfin Almaviva, zärtlicher und reizbarer, als unsere Sitten es den Weibern, besonders den verheirateten, auf der Bühne verstaten — Beaumarchais, indem er alle diese entweder schon verderbten oder der Verderbnis nahen Personen zusammenhäuft und sie bloß mit einer Schar von Gimpeln oder Schelmen umringt, hat gewiß keineswegs die Absicht gehabt, ein wesentlich moralisches Stück zu liefern. Allein findet man nicht in mehreren Lustspielen von Regnard, Le Sage, Dancourt, selbst in einigen von Molière, üppigere Situationen und unanständigere Einzelheiten? Übrigens sind es wahrlich nicht jene etwas gewagten Situationen und einige weniger sittenlose als drollige Züge, die so lange die Vorstellung dieses Lustspiels verzögert haben. Der Verfasser hat sich darin die schneidendsten Sarkasmen gegen alle diejenigen erlaubt, die das Unglück gehabt haben, sich sein Mißfallen zuzuziehen; er hat seinem Figaro die meisten Begebenheiten in den Mund gelegt, die seine eigene Existenz so seltsam berühmt gemacht haben; er behandelt mit einer bisher beispiellosen Keckheit die Großen, ihre Sitten, ihre Unwissenheit und Niederträchtigkeit; er wagt es, frohgemut über die Minister, die Bastille, die Preßfreiheit, die Polizei und selbst die Zensoren sich auszusprechen. So etwas zu wagen, und mit Erfolg zu wagen, war nur Beaumarchais vorbehalten.

Wenn die Regierung den guten Geist gehabt, die Vorstellung des „Figaro“ zu gestatten, ohne

die Weglassung einiger anzüglicher Späßchen zu verlangen, die im Grunde nie sehr gefährlich werden können; wenn der Baron von Breteuil geglaubt hat, wie Figaro sagt, daß nur kleinen Männern vor kleinen Schriften bänge ist, so hat das Publikum nicht dieselbe Nachsicht gezeigt mit dem im Dialog unbegreiflichen Gemisch von den feinsten, oft zartesten Zügen und solchen Dingen, die den schlechtesten Ton und den schlechtesten Geschmack verraten. Mitten unter dem allgemeinen Gelächter und Beifallklatschen, welches die eben so neuen als wahrhaftig komischen Situationen erregten, womit dieses seltsame Werk angefüllt ist, hat das Parterre mit einer wirklich bewunderungswürdigen Richtigkeit und Schnelligkeit des Takts die meisten derjenigen Stellen aufgegriffen, welche bereits vorher von den geschmackvollsten Kunstrichtern bei den verschiedenen gehaltenen Vorlesungen verdammt worden waren. Beaumarchais hat nicht geglaubt, der Energie widerstreben zu müssen, mit welcher das Publikum das Ausstreichen derselben von ihm gefordert hat.

„Figaro“ wird unaufhörlich fortgespielt und scheint selbst die Erwartungen des Verfassers zu übertreffen. Dieser sagte letzthin: „Es gibt noch etwas Tolleres als mein Stück, nämlich den Erfolg desselben.“ Fräulein Arnould hatte diesen vom ersten Tage an vorhergesehen: „Es ist ein Stück, das fünfzigmal hintereinander ausgepiffen werden wird.“ Man versichert, daß der König geglaubt habe, das Publikum würde dasselbe stren-

ger richten. Er fragte den Marquis von Montesquieu, der soeben in die erste Vorstellung sich begeben wollte: „Nun, wie denken Sie, daß es dem Stück ergehen wird?“ — „Sire, ich hoffe, es wird fallen.“ — „Auch ich“, erwiderte der König.

Da der Großsiegelbewahrer sich immer hartnäckig der Vorstellung dieses Lustspiels widersetzt hatte, so sprach eines Tages der König in dessen Gegenwart: „Sie sollen es noch erleben, daß Beaumarchais gegen den Großsiegelbewahrer das letzte Wort behalten wird.“

Das Antwortschreiben Beaumarchais' an den Herzog von Villequier, der ihn um seine kleine Loge für Damen ersucht hatte, die ungesehen „Figaro“ sehen wollten, lautet:

„Ich achte Damen nicht, Herr Herzog, die sich erlauben, einem Schauspiel beizuwohnen, das sie für unanständig halten, aber doch insgeheim sehen wollen; auf dergleichen Launen nehme ich keine Rücksicht. Ich habe mein Stück dem Publikum gegeben, um es zu ergötzen und nicht es zu belehren, nicht um Zimmerlieschen das Vergnügen zu verschaffen, sich in einer verdeckten Loge insgeheim daran zu erlaben und nachher in Gesellschaft recht viel Böses davon zu sagen. Die Ergötzlichkeiten des Lasters mit der äußeren Würde der Tugend zu vereinigen, darin besteht die Kunst unseres Zeitalters. Mein Stück ist nicht zweideutig, man muß es anerkennen oder meiden. Ich empfehle mich, Herr Herzog, und behalte meine Loge.“

So ist dieser Brief acht Tage lang in Paris herumgewandert und sogar bis nach Versailles gedrungen, wo man ihn denn, wie er das verdient, gewürdigt hat, nämlich als das Produkt einer seltenen Impertinenz; er ist um so insolenter befunden worden, da man wußte, daß sehr vornehme Damen die Erklärung von sich gegeben hatten, daß, wenn sie sich entschlössen, „Figaro“ zu sehen, dies nur in verdeckter Loge geschehen würde. Nachdem Beaumarchais sich dieser neuen Kränze des Ruhms erfreut hatte, mochte er sie nun seinen eigenen Bemühungen oder denen seiner Freunde verdanken, hat er sich genötigt gesehen, öffentlich bekanntzumachen, daß jener berühmte Brief nie an einen Herzog oder Pair, sondern an einen seiner Freunde in der ersten Aufwallung gerichtet worden sei. Dieser Freund nun soll ein Parlamentspräsident sein. Der Zorn der Höflinge hat sich sogleich gelegt, und man hat mit nachsichtsvollem Lächeln gesprochen: „Nun, wenn die Antwort bloß an einen Parlamentsmann war, so ist daran nichts auszusetzen.“ — Jedoch hat Beaumarchais seinem Widerruf noch die kleine Bemerkung angehängt, daß er keineswegs gesonnen sei, weder Inhalt noch Ausdruck des Briefes abzuleugnen.

JULES JANIN

EINE SCHAUSPIELERIN NAMENS RACHEL

(„Journal des Débats“, 20. August 1838)

Jules Janin war der Fürst des Feuilletons, die Montagsausgabe des „Journal des Débats“ war seine Residenz. In elf Feuilletonspalten des großen Pariser Zeitungsformats übte er dort seine Herrschaft aus, mehr als dreißig Jahre lang. Frivol, unsachlich, amüsant, schwatzhaft war der dicke J. J., aber man verschlang seine Artikel und sein Urteil war inappellabel. In zwei Feuilletons hat er zwei Menschen berühmt gemacht, und die zwei Feuilletons sind auch sein größter Ruhm. Das erste galt dem Mimiker der Vorstadtbühne „Funambules“ Debureau, das zweite der Debutantin Rachel Felix. Die kleine Rachel war eines der jungen Mädchen, die das Konservatorium verlassen hatten und verpflichtet waren, in den Hundstagen an der Comédie française zu spielen; sie sprach zu Hause nur jiddisch und beherrschte das Französische recht unvollkommen; auch war sie häßlich. Am 18. August 1838 spielte sie vor leerem Hause die Camilla in Corneilles „Horatiern“, und Janin war für einen Augenblick ins Theater gekommen, um die Debütantinnen in einigen Zeilen seiner Theaterübersicht bespötteln zu können. Er blieb aber nicht bloß einen Augenblick, sondern den ganzen Abend da und schmetterte am Montag die Fanfare über Paris: Rachel! Rachel! Von da ab war die Comédie allabendlich ausverkauft. Fünfhundertelf Franken hatte die Tageseinnahme vor Erscheinen der Kritik betragen, viertausendeinhundertvierundneunzig machte sie am Montag aus. Die Rachel war als die größte Tragödin Frankreichs anerkannt.

Hört meinen Worten aufmerksam zu und bereitet euch auf große Dinge vor. In dem Augenblicke, wo ich zu euch spreche, feiert das Théâtre français, ja ich wiederhole es, das Théâtre français, einen unerwarteten Sieg, einen jener seltenen Triumphe, auf die eine Nation, wie die unsrige, mit Recht stolz sein darf, wenn sie zurückkehrt zu ehrenhaften Gefühlen, zur stolzen Sprache, zur keuschen, züchtigen Liebe, und den namenlosen Gewalttätigkeiten, den Barbarismen ohne Ende entrissen wird.

Ja, jetzt besitzen wir das erstaunlichste, wunderbarste kleine Mädchen, welches die gegenwärtige Generation jemals auf den Brettern gesehen hat, dies Kind — merkt euch seinen Namen! — dies Kind heißt Fräulein Rachel. Vor ungefähr einem Jahr debütierte sie auf dem Gymnase, und ich allein sagte schon damals, daß hier ein ernstes, natürliches, tiefes Talent, daß hier eine unbegrenzte Zukunft vorhanden wäre. Man wollte mir aber nicht glauben; man sagte, ich trüge zu stark auf... Allein konnte ich das kleine Mädchen auf dem kleinen Theater nicht aufrecht erhalten. Wenige Tage nach dem Debüt war das Kind von dem Gymnase verschwunden, und ich war vielleicht der einzige, der sich seiner noch erinnerte. Jetzt plötzlich erscheint es wieder auf dem Théâtre français in den unvergänglichen Tragödien von Racine, Corneille und Voltaire. Jetzt endlich ist es in das Drama eingetreten, welches allein seinem frühzeitigen Genie gewachsen ist. Wunderbar! ein kleines unwissendes Ding, ohne

künstlerische Bildung, ohne Schule, mitten in unsere alte Tragödie geworfen. Und dies kleine Mädchen haucht der alten Tragödie neues kräftiges Leben ein! Ja, Leben und Funken sprühen um sie her! Fürwahr, es ist wunderbar. Und nun vergesse man nicht, daß das Kind klein und ziemlich häßlich ist, engbrüstig, gewöhnliches Aussehen, niedrig triviale Sprache. Ich bin ihr gestern hinter den Kulissen begegnet: „Ich bin aufs Gymnase gewest“, sagte sie zu mir, worauf ich natürlich antworten mußte: „Ich tat es wissen tun.“

Fragt sie nur nicht, was Tankred ist, was Horatius, Hermione, der trojanische Krieg, Pyrrhus und Helena; davon weiß sie nichts, sie weiß überhaupt nichts. Aber sie hat etwas Besseres als erlerntes Wissen, sie hat den göttlichen Funken des Genies, der alles rings um sie her erhellt. Kaum betritt sie die Bühne, so wächst sie riesengroß empor, sie hat die Gestalt der homerischen Helden, ihr Haupt erhebt sich, ihre Brust breitet sich aus, ihr Auge belebt sich, ihre Geste ist wie ein Laut, der aus der Seele dringt; ihr von der Herzensleidenschaft ganz erfülltes Wort dringt in die Weite und verhallt. Und so schreitet sie im Drama Corneilles dahin und säet Schrecken und Entsetzen um sich. Leidenschaft, Majestät, Großartigkeit, nichts ist ihr fremd. Hier ist der Himmel und die Erde für dies wunderbare Kind. Sie ist in den Gefilden der Poesie geboren und kennt alle ihre verborgensten und geheimsten Stellen; sie enthüllt alle diese märchenschönen Geheimnisse. Die Schauspieler, die mit ihr spielen, sind

über diese Verwegenheit bestürzt, die alte Tragödie atmet hoffnungsvoll auf.

Laßt es nur groß werden, dies kleine Mädchen, das, ohne es zu wissen, eine große Revolution vollbringt. Laßt nur noch einen anderen begeisterten Jüngling auftauchen und die wahren Götter der poetischen Welt werden wiederkehren, wir werden sehen, wie auf den Altären von Racine, Corneille und allen Göttern die erloschene Kerze von neuem angezündet werden wird.

Es handelt sich um etwas sehr Ernstes: mit Vorsicht, mit Liebe, mit einer wahrhaft väterlichen Fürsorge muß über den neuen Ankömmling des Théâtre français gewacht werden, der bald die Ehre dieses Theaters sein wird! Und, wenn wir die Künstlerin einmal recht herzlich ermutigt und angespornt haben, dann wird es uns auch gestattet sein, ihr einige nützliche Wahrheiten zu sagen, die wir ihr nicht vorenthalten wollen. Sie bekundet Eifer und Mut und, beim Apollo! Sie gehört nicht zu jenen untergeordneten Persönlichkeiten, denen die Kritik im Vorübergehen einige süße Redensarten als Almosen hinwirft, um sich nicht mehr darum bekümmern zu müssen.

Fräulein Rachel ist eine lebhaft, mächtige Intelligenz, die durch schwache Organe bedient wird, eine Klinge von Gold in tönerner Scheide; ein bewundernswertes Beispiel für das, was Herz und Seele in der Kunst zu vollbringen vermögen, unabhängig von ihrer sterblichen Hülle.

Vorläufig wollen wir einmal sehen, ob ihr jungen Damen, die ihr nur schön seid, wenn ihr euch

überzeugt haben werdet, wohin es diese unwissende, gebrechliche Kindheit durch die Gewalt der dramatischen Inspiration allein gebracht hat, — ob ihr, nach wie vor, dem undankbaren Parterre jene schmach tenden Blicke zuwerfen, ob ihr bei jenen flehenden Gebärden, bei jenem süßen Lächeln, bei jenen lieblichen, einschmeichelnden Albernheiten beharren werdet, die eben so weit davon entfernt sind, Komödie zu sein, wie der Lacküberzug auf dem Bilde davon entfernt ist, Malerei zu sein.

HONORÉ DE BALZAC

PANORAMA DRAMATIQUE

(Aus dem fictiven Blatte „Le Petit Journal“ um 1821)

Balzac war auch einer von den ewig Unglücklichen des Zeitungsbetriebs. In allen dessen Zweigen mußte der allzu kühne Phantast Mißgeschick erleiden, als Papierfabrikant, Drucker, Verleger und Journalist. Und als er schon inmitten der produktiven Tätigkeit als Dichter stand, als er schon die mächtigsten Romane, seine „Comédie humaine“, geschrieben hatte, versuchte er es mit einer journalistischen Kampagne zugunsten des wegen Doppelmords zum Tode verurteilten Notars Peytel. Aber während die beiden publizistischen Plaidoyers, die vorher und nachher in der französischen Öffentlichkeit geradezu revolutionäre Erregung hervorgerufen hatten, ihren Autoren vollen Erfolg brachten, während Voltaire die Freisprechung des Jean Calas erzielt hatte und Emile Zola die Unschuld des Alfred Dreyfus nachzuweisen gelang, wurde das Todesurteil gegen Peytel trotz der drei Artikel Balzacs („Siècle“ vom 27., 28. und 29. September 1839) vom Kassationshof bestätigt, ja Louis Philipp verwarf sogar das Gnadengesuch, und am 28. Oktober fiel der Schützling Balzacs auf der Guillotine, obwohl seine Schuld keineswegs bewiesen war. Der Flügeladjutant des Königs, General d'Houdetot, hat zur Schwester Peytels, die sich um eine Gnadenaudienz beim König beworben hatte, gesagt: „Der Brief Balzacs im Siècle hat alles verdorben!“ Balzac wurde von dieser Affäre niedergebroschen, er glaubte bis an sein Lebensende an die Unschuld des Hingerichteten.

Der Presse, die ihn nicht genügend unterstützt hat, gab er Mitschuld. Er haßte sie, und in der „Peau de Chagrin“ und den „Illusionen perdues“ gibt er diesem Haß in Charakteristiken Ausdruck, die auch heute keineswegs ohne Berechtigung sind; jedenfalls sind die Schilderungen des Journalistenlebens in den „Verlorenen Illusionen“ die besten der Weltliteratur. Darin steht ein Bericht, den der Held des Buches, Lucien de Rubempré, über ein Vaudeville für ein Boulevardblatt „Le Petit Journal“ verfaßt; er ist eben der Liebhaber Coralies geworden, und auf dem runden Tisch in Florinens Boudoir beim Glanz der rosa Kerzen schreibt er diese Rezension über — Coralie und Florine. Balzac, der in diesen Roman mehr Autobiographisches als in seine anderen verpflanzt hat, sagt, daß diese Seite „im Journalismus durch ihre neue und originelle Manier Epoche machte“. Deshalb stehe sie hier:

(Erste Vorstellung des „Alkalden in der Klemme“, Imbroglia in drei Akten. — Erstes Auftreten von Fräulein Florine. — Fräulein Coralie. — Vignol.)

Man kommt, man geht, man spricht, geht auf und ab, sucht etwas und findet nichts, alles ist durcheinander. Der Alkalde hat seine Tochter verloren und findet seine Mütze; aber die Mütze paßt ihm nicht, es muß die Mütze eines Diebes sein. Wo ist der Dieb? Man kommt, man geht, man spricht, man geht hin und her, man sucht von neuem. Der Alkalde findet schließlich einen Mann ohne seine Tochter und seine Tochter ohne einen Mann, was befriedigend für den Beamten, aber nicht für das Publikum ist. Es tritt wieder Ruhe ein, der Alkalde will den Mann befragen. Der alte Alkalde setzt sich in einen großen Alkal-

densessel und bringt seine Alkaldenärmel in Ordnung. Spanien ist das einzige Land, in dem es Alkalden gibt, die in großen Ärmeln stecken, in dem man um den Hals der Alkalden die Krausen sieht, die auf den Pariser Theatern die Hälfte ihres Berufs sind. Dieser Alkalde, der mit den kleinen Schritten eines engbrüstigen Alten so viel hin und her getrippelt ist, wird von Vignol gespielt. Vignol, der Nachfolger Potiers, ist ein junger Schauspieler, der die alten Männer so gut gibt, daß er die ältesten der alten Männer zum Lachen gebracht hat. In dieser braunroten Stirn, in dieser meckernden Stimme, in diesen spindeldürren Beinen, die am Leib eines Zittergreises bammeln, liegt ein Geschlecht von hundert alten Männern. Dieser junge Schauspieler ist so alt, daß er erschreckt; man hat Angst, seine Greisenhaftigkeit könnte sich wie eine ansteckende Krankheit verbreiten. Und was für ein prachtvoller Alkalde! Wie reizend ist das unruhige Lächeln! Welche wichtig-tuerische Albernheit! Was für eine stumpfsinnige Würde! Was für eine richterliche Unsicherheit! Wie weiß dieser Mann gut, daß alles abwechselnd falsch und wahr werden kann! Wie verdient er, Minister eines konstitutionellen Königs zu sein! Auf jede Frage des Alkalden gibt der Unbekannte eine Frage zurück; Vignol antwortet so, daß der Alkalde, der von der Antwort gefragt wird, mit seinen Fragen alles aufklärt. Diese Szene ist überaus komisch. Es atmet ein moliërischer Geist in ihr, und der ganze Zuschauerraum hat herzlich gelacht. Alle auf der

Bühne schienen enig zu¹ sein; aber ich bin nicht imstande, zu sagen, was klar und was dunkel ist: da oben war die Tochter des Alkalden, und sie wurde von einer richtigen Andalusierin dargestellt, von einer Spanierin mit spanischen Augen, mit spanischem Teint, mit spanischer Taille, mit spanischem Schritt, von einer Spanierin von Kopf bis zu Fuß, mit ihrem Dolch im Strumpfband, ihrer Liebe im Herzen, ihrem Kreuz an einem Bande über der Brust. Am Ende des Aktes hat mich jemand gefragt, wie die Aufführung sei, und ich habe ihm geantwortet: „Sie hat rote Strümpfe mit grünen Zwickeln, einen winzig kleinen Fuß in Lackschuhen und das schönste Bein Andalusiens!“ Oh, diese Tochter des Alkalden, sie bringt einem die Liebe hoch, sie gibt einem schreckliche Gelüste, man ist versucht, auf die Bühne zu springen und ihr seine Hütte und sein Herz oder dreißigtausend Franken Einkommen und seine Feder anzubieten. Diese Andalusierin ist die schönste Schauspielerin von Paris, Coralie, da man sie mit ihrem Namen nennen muß, ist imstande, Gräfin oder Grisette zu werden. Man weiß nicht, in welcher Gestalt sie mehr gefiele. Sie wird sein, was sie will, sie ist zu allem geschaffen; ist das nicht das Beste, was man von einer Boulevardschauspielerin sagen kann?

Im zweiten Akt tritt eine Spanierin aus Paris auf, mit einem Gesicht, wie aus einer Kamee geschnitten, und ihren mörderischen Augen. Ich habe gefragt, woher sie käme, und man hat mir geantwortet, sie käme aus der Kulisse und hieße

Fräulein Florine; aber ich habe meiner Treu nicht daran glauben können, so viel Feuer hatte sie in ihren Bewegungen, so viel Glut in ihrer Liebe. Diese Nebenbuhlerin der Tochter des Alkalden ist die Frau eines vornehmen Herrn, der in den Mantel Almagivas gekleidet ist, aus dem man Stoff für hundert vornehme Herren des Boulevards machen könnte. Florine hatte keine roten Strümpfe mit grünen Zwickeln und keine Lackschuhe, aber sie hatte eine Mantille, einen Schleier, den sie wundervoll benutzte, die große Dame, die sie ist! Sie hat prachtvoll gezeigt, daß die Tigerin zur Katze werden kann. Ich habe an den spitzen Worten, die diese beiden Spanierinnen sich sagten, gemerkt, daß es sich um irgendein Eifersuchtsdrama handelte. Als sich dann alles gütlich schlichten wollte, hat die Dummheit des Alkalden wieder alles durcheinander gebracht. Diese ganze Welt von Fackeln, von Reichen, von Dienern, von Figaros, von Herren, von Alkalden, von Mädchen und Frauen hat wieder angefangen zu suchen, zu gehen, zu kommen, sich hin und her zu drehen. Die Intrige verwickelte sich von neuem, und ich habe sie sich verwickeln lassen, denn diese beiden Frauen, die eifersüchtige Florine und die glückliche Coralie, haben mich von neuem in die Falten ihrer Baskine, ihrer Mantille gewickelt und haben mir ihre kleinen Füße ins Auge gestoßen.

Ich konnte den dritten Akt erreichen, ohne ein Unglück anzurichten, ohne das Einschreiten des Polizeikommissärs nötig gemacht, oder die Zu-

schauer in Aufruhr gebracht zu haben, und ich glaube von jetzt an an die Macht der öffentlichen und religiösen Moral, mit der man sich in der Deputiertenkammer so viel beschäftigt, daß man glauben sollte, es gäbe keine Moral mehr in Frankreich. Ich habe so viel verstanden, daß es sich um einen Mann handelt, der zwei Frauen liebt, ohne wiedergeliebt zu werden, oder der von ihnen geliebt wird, ohne sie zu lieben, der die Alkalden nicht liebt oder den sie nicht lieben; der aber, so viel ist sicher, ein wackerer Herr ist, der irgend jemanden liebt, sich selbst oder im schlimmsten Falle Gott, denn er wird Mönch. Wer mehr davon wissen will, gehe ins Panorama Dramatique. Man weiß jetzt zur Genüge, daß man ein erstes Mal hingehen muß, um sich an diesen sieghaften roten Strümpfen mit grünen Zwickeln, an diesem vielversprechenden kleinen Fuß, an diesen Augen, aus denen ein Sonnenstrahl hervorbricht, an all den feinen Dingen dieser als Andalusierin verkleideten Pariserin und der als Pariserin verkleideten Andalusierin zu weiden; und dann ein zweites Mal, um das Stück zu genießen, das durch die Gestalt des alten Mannes zum Totlachen und durch die Gestalt des verliebten Senors zum Weinen ist. Das Stück hat auf beiderlei Art Erfolg gehabt. Der Verfasser, der, wie man sagt, einen unserer großen Dichter zum Mitarbeiter hat, durfte, in jeder Hand ein verliebtes Mädchen, für den Erfolg danken: sein aufgeregtes Parterre ist vor Vergnügen beinahe umgekommen. Die Beine der beiden Mädchen schienen witziger zu sein als der

Verfasser. Trotzdem fand man, als die beiden Rivalinnen weg waren, den Dialog geistvoll, was die Vortrefflichkeit des Stückes zur Genüge beweist. Der Verfasser wurde inmitten eines Beifallsturmes genannt, der den Erbauer des Saales unruhig machte; aber der Verfasser, der an die heftigen Bewegungen des trunkenen Vesuvs, der unter dem Kronleuchter brodelte, gewohnt ist, zitterte nicht: es ist Herr von Cursy. Die beiden Schauspielerinnen haben den berühmten Bolero von Sevilla getanzt, der ehemals vor den ehrwürdigen Vätern des Konzils Gnade gefunden hat und den die Zensur trotz der gefährlichen Keckheit der Stellungen erlaubt hat. Dieser Bolero allein ist genug, um alle alten Herren anzuziehen, die nicht wissen, was sie mit dem Rest Liebe, der ihnen geblieben ist, machen sollen, und ich bin mitleidsvoll genug, ihnen zu raten, ihr Opernglas gut zu putzen.

FRANCISQUE SARCEY

DIE COMÉDIE-FRANÇAISE WÄHREND DER BELAGERUNG

(„Le Temps“, 27. Oktober 1870)

Im „Figaro“ schrieb Francisque Sarcey (1827 bis 1899) unter dem Namen Satané Binet, unter seinem wirklichen Namen im „Temps“ vierzig Jahre lang und über 15 000 Theatervorstellungen. Er war fett, gutmütig, für Schauspielerinnen zugänglich und hatte für neue Richtungen und wahre Größe kein Organ. Aber seine Leichtigkeit, die Sicherheit des einmal ausgesprochenen Urteils, seine unfassbare Arbeitskraft, Theaterinstinkt und Routine machten ihn zum einzigen Konkurrenten Janins, der ja auch kein Genie war.

Das war gestern ein Fest! Aber darf man während der Belagerung dieses Wort gebrauchen, welches von Freude spricht? Ach was, — ja! Es war ein Fest der Comédie-Française.

Sie öffnete wieder, oder besser gesagt: sie öffnete vorläufig wieder ihr seit langem verschlossenes Tor und das Plakat trug die glänzenden Namen, die alten und vaterländischen Namen Corneille und Molière. Es handelte sich um eine gute Tat: den Verwundeten eine Hilfe zu gewähren, das war die Entschuldigung. Eine schöne, gute und wertvolle Entschuldigung. Aber sagen wir es laut: die Comédie-Française bedurfte ihrer

nicht. Sie kann — ich wage beinahe zu sagen: sie soll — immer geöffnet bleiben wie das Museum im Louvre, wie die Nationalbibliothek, wie alle Bildungsstätten wohin man kommt, die Meisterwerke zu bewundern und zu genießen, die Seele aufzuheitern und seine Kräfte durch mannhaftes Nachsinnen zu stärken.

Das Publikum hatte mit Entzücken dem Ruf Corneilles und Molières Folge geleistet. Über zweitausend Personen drückten sich durch die Eingänge des Theaters, und über tausend andere mußten sehen, wie ihnen das Fenster des Schalters vor der Nase zugeschlagen wurde: „Es gibt keine Plätze mehr!“

Also das Haus war voll wie in den schönsten Tagen. Keine Toiletten; und überall dunkle Kleider und keine andere sichtbare Farbe als die rote Schärpe der Nationalgarde, die über vielen Hosen glänzte. Aber eine ernste und starke Bewegtheit war auf den Gesichtern, eine ernste Freude, sich wieder ganz zusammenzufinden und die Herzen vom Ausdruck der gleichen Gefühle erzittern zu fühlen.

Um zwei Uhr hob sich der Vorhang. Die Schauspieler und Schauspielerinnen der Comédie und einige Freunde des Hauses saßen im Halbkreis; in der Mitte der übliche Vortragstisch mit dem klassischen Glas Wasser.

Herr Eduard Thierry geht vorwärts, ein Papier in der Hand. Wie er zitterte, wie seine Stimme von der Erregung angegriffen war! Er las einen kleinen Vortrag, den er selbst mit den

Anreden verglich, die einstmals die Leiter der Comédie-Française nach den Osterfeiertagen an das Publikum gehalten hatten. Er bat um Entschuldigung wegen der Dekoration: dies sei die einzige; die dem von den Verwundeten überfüllten Theater geblieben sei. Er bat, man möge den Schauspielern erlauben, Corneille und Molière im schwarzen Anzug und im Straßenkleid zu rezitieren. Oh, man hätte ganz andere Sachen erlaubt.

Sagen wir aber dennoch, daß die Kostüme nichts zu wünschen übrigließen, und diese Sorge war unnötig. Von dem Augenblick an, da ihr eine Szene spielt, geschieht es, um das Publikum in die Stimmung zu versetzen, welche der Dichter hervorrufen wollte. Ihr handelt gegen diesen Zweck, wenn ihr die Wirkung durch die Fremdheit einer hindernden Kleidung verderbt, die gleichermaßen die Bewegungen des Schauspielers und die Augen des Publikums stört.

Herr Legouvé hatte den Vortrag übernommen. Er war geistreich, wie er es gewöhnlich ist. Aber er hatte nicht sein übliches Publikum oder dieses Publikum hatte zumindest eine bewegtere Seele als es sonst zu haben pflegt. Die hübschen Anekdoten, die angenehmen Wendungen seines Esprits, die einfallsreichen Zusammenstellungen und die liebenswürdigen Darlegungen des geistvollen Akademikers hatten nicht einen so freien, so vollständigen Erfolg wie sonst. Die Qualität des Redners war die gleiche, aber unsere Herzen waren vielleicht verändert. So wurde der Redner

nur einmal wirklich äußerst lebhaft und vollkommen einmütig applaudiert, nämlich als er in einer beredten Schilderung unser Paris, das seiner Bäume beraubt ist, mit einer Witwe verglich, die ihre Haare abschneidet, und uns von ihren Leiden erzählte.

THEODOR FONTANE

VOR SONNENAUFGANG

(„Vossische Zeitung“, 20. Oktober 1889)

Fontane ist Reporter, allerdings ist das Lieblingsobjekt seiner Reportage die Kunst. Aus seinem leidenschaftlichen Reportertum erklärt es sich, daß der zugereiste Provinzler das seinem Wesen so fremde Berlin bald besser kennt, als die Einheimischen, und der Berliner wird. Er hat in England und Schottland nach Balladengeforscht, und ist so selbst Balladendichter geworden. Die dienstlich geöffneten Augen sehen gierig, weil sie ihm ja Artikel diktieren müssen, und sie sehen sogar — in der Mark Brandenburg landschaftliche Schönheiten. Sie entdecken so viel, daß es gar nicht in die Artikel hineingeht, es reicht noch in seinem Alter zu vielen dokumentarischen Romanen. Er wird als Kriegsberichterstatter in Domremy von Franktireurs gefangengenommen; er kann keine Artikel mehr an die „Vossische“ schicken, — aber er schreibt sie doch. „Kriegsgefangen“ heißt dies gute Reporterbuch, in dem er inmitten aller Qualen das Wunder der Kathedrale von Reims erlebt. Als Reiseberichterstatter beschrieb er die preußischen Kriege gegen Schleswig-Holstein, gegen Österreich und gegen Frankreich, die neuen Provinzen, und englisches und schottisches Leben.

In den zwanzig Jahren seiner Theaterkritik bewahrte er sich die Sprachknappheit, die Phrasenlosigkeit und den Sinn für die Tatsache, die wichtige Tatsache. So entscheidet er — unter dem Kopfschütteln der Abonnenten — den Kampf um den jungen Naturalismus, indem er den „wüsten Agitatoren für Häßlichkeit und Roheit“ sein Placet gibt.

Es ist (so wenigstens stehe ich zu der Sache) nie ganz leicht, zu kritisieren, und mitunter ist es schwer. Ein solcher Fall war gestern gegeben. Nur wer den Mut hat, frisch, fromm, fröhlich und frei rundweg zu verabscheuen oder rundweg in den Himmel zu heben, dem wird auch dies Hauptmannsche soziale Drama kein großes Kopfzerbrechen machen; wer diesen Mut aber nicht hat, vielmehr sich mit jeder neuen Szene vor immer neue Fragen gestellt sieht, der wird einen schweren Schreibetag haben.

Es sind keine zwei Monate, daß mir das Stück zu Händen kam. Gerhart Hauptmann. Wer war er? Und dann weiter: „Vor Sonnenaufgang“, soziales Drama. Mit dem Mut einer eben überstandenen Sommerfrische beschloß ich, ans Werk zu gehen. Das Büchelchen verkroch sich aber eine Woche lang unter den Papieren, bis es wieder in die Höhe kam, und nun las ich es, las es von Anfang bis Ende in einem Zuge durch.

Eine sonderbare, eine gruselige Geschichte. Überall im Lande haben wir jetzt Gegenden, wo Bauern und mitunter bloße Kätner über Nacht reich geworden sind, und in eine solche Gegend führt uns das Stück. Es ist ein schlesisches Dorf in der Nähe von Jauer, und das Haus, in das wir eintreten, ist nicht nur städtisch tapeziert und mit Bildern ausgestattet, es hat auch elektrische Klingeln und Telephon. Durchs Telephon wird sogar gesprochen. Ja, Klingeln und Telephon sind da, Pferd und Wagen auch, sogar ein „Eduard“, Livreedienner aus Berlin; in Wahrheit aber ist dies

auf den Vornehmheitsschein gestellte Haus ein furchtbares Haus, ein Haus mit einem Gespenst in jedem Winkel.

Der alte Bauer Krause lebt als hochgradiger Säufer eigentlich nur noch in der Schenke; die viel jüngere Frau zweiter Ehe, eine Kuhmagd von vordem oder doch nicht viel was anderes, spielt sich, wenn's ihr paßt, auf die „gnädige Frau“ hin auf, die mit dem Ingenieur Hoffmann verheiratete ältere Tochter aus erster Ehe hat vom Vater her das Fuselbedürfnis geerbt, und ihr Gatte, Hoffmann, der Dirigent des Hauses, ist Phraseur und rücksichtsloser Genußmensch, der nur sich kennt und seinem Vergnügen alles unterordnet. Ehe sich uns diese Schnaps- und Sündensippe vollzählig vorstellt, machen wir die Bekanntschaft Alfred Loths, eines ehemaligen Schul- und Studiengenossen Ingenieur Hoffmanns. Alfred Loth kam hierher, um die Arbeiterfrage, besonders die der Kohlengrubenarbeiter an Ort und Stelle studieren zu können. Er ist idealer, sozialdemokratisch angeflogener Politiker und lebt von Artikel- und Bücherschreiben, ein anständiger Kerl, etwas verrannt, starker Doktrinär und Prinzipienreiter, aber durchaus ehrlich und zuverlässig. Unter seinen Prinzipien steht Bekämpfung des Alkoholismus obenan. Er gehört zu denen, die kraft ihrer Kraft wieder eine tüchtigere Menschensorte herstellen wollen, um dann von der verbesserten Rasse zur Menschenbeglückung fortzuschreiten. Gesundheit natürlich erste Bedingung, Grundlage. Dieser mit Menschheits-Erhebungs-

gedanken gesättigte Alfred Loth, den man kurz als einen Abstinenzfanatiker charakterisieren kann, steckt nun also in einer Schnapshöhle. Scharfe Beobachtung scheint nicht seine Spezialität; er merkt nichts. Vielleicht deshalb nicht, weil er sich, wie so oft die Doktrinäre, sofort für die jüngere Tochter Helene zu interessieren beginnt. Und sie für ihn. Mit dieser Helene steht es übrigens anders als mit den anderen Mitgliedern des Hauses. Ein letzter Wille ihrer verstorbenen Mutter hatte sie vor etlichen Jahren erziehungshalber nach Herrnhut geführt, und das Eintreten Alfred Loths in ihres Vaters Haus, ist ihr gleichbedeutend mit einer Wiederanknüpfung an Zeiten, da sie noch Menschen sah und Menschen hörte. Mit einer von Augenblick zu Augenblick wachsenden Macht drängt sich ihr die Überzeugung auf, daß ihre Rettung aus dem Sumpf, in dem sie steckt, nur durch diesen wie durch eine göttliche Fügung in ihr Haus gekommenen einfachen Mann bewirkt werden kann, der nicht blendet und besticht, der aber ehrlich ist und Grundsätze hat. Und was das beste ist: der sie liebt. Es kommt zu keiner feierlichen Verlobung, aber sie sind verlobt; und Helene zählt die Stunden, die sie freimachen und in andere Verhältnisse hinüberführen sollen. Wenn nötig, durch Flucht. Da führt das Schicksal zu Heil oder Unheil den Arzt des Dorfes ins Haus, den Dr. Schimmelpfennig, in dem Alfred Loth, wie tags zuvor in Hoffmann, abermals einen Genossen aus alten Verbindungszeiten wiedererkennt, einen Genossen, der aber den Grund-

sätzen von damals treu geblieben ist. In einer wundervollen Szene, der dramatisch bedeutendsten des Stückes, entrollt der pessimistische, zugleich wie Loth von Idealen getragene Schimmelpfennig ein Bild des Krauseschen Hauses und Familienlebens vor dem entsetzt aufhorchenden Freunde, der sich nun vor die Wahl gestellt sieht, entweder mit seinen Prinzipien oder mit seinem Liebesversprechen zu brechen. Er wählt das letztere, schreibt ein Abschiedswort und verläßt das Haus. Als Helene wenige Minuten später von furchtbaren Ahnungen erfaßt, nach ihm sucht und nichts findet als das Abschiedswort, reißt sie verzweifelt und rasch entschlossen einen Hirschfänger von der Wand und stürzt auf die Nebenküche zu. Gleich danach kommt eine Magd, um Helenen eine Bestellung zu machen, und als sie, sie suchend, zuletzt in das angrenzende Zimmer getreten ist, stürzt sie mit einem Schrei des Entsetzens wieder hinaus, und durch das öde Haus hin klingt die Kunde von dem blutig Geschehenen. Die Szene bleibt leer, während der Vorhang niedergeht.

Dies ist der Inhalt, den ich seinem Kern nach glaube richtig wiedergegeben zu haben. Aber was ich nicht richtig wiedergegeben habe, weil es sich nicht wiedergeben läßt, das ist der Ton, in dem das Ganze gehalten ist. Und deshalb ist auch jede Wiedergabe derart immer unvollkommen und meist auch schädigend. Der Ton ist bei Arbeiten wie diesen, die viel von der Ballade haben, nahezu alles, denn er ist gleichbedeutend mit der Frage

von Wahrheit oder Nicht-Wahrheit. Ergreift er mich, ist er so mächtig, daß er mich über Schwächen und Unvollkommenheiten, ja selbst über Ridikulismen hinwegsehen läßt, so hat ein Dichter zu mir gesprochen, ein wirklicher, der ohne Reinheit der Anschauung nicht bestehen kann und diese dadurch am besten bekundet, daß er den Wirklichkeiten ihr Recht und zugleich auch ihren rechten Namen gibt. Bleibt diese Wirkung aus, übt der Ton nicht seine heiligende, seine rettende Macht, verklärt er nicht das Häßliche, so hat der Dichter verspielt, entweder weil seine Gründe doch nicht rein genug waren und ihm die Lüge oder zum mindesten die Phrase im Herzen saß, oder weil ihn die Kraft im Stich ließ und ihn sein Werk in einem unglücklichen Momente beginnen ließ. Ist das letztere der Fall, so wird er's beim nächsten Male besser machen, ist es das erstere, so tut er gut, sich „anderen Sphären reiner Tätigkeit“ zuzuwenden. Gerhart Hauptmann darf aber aushalten auf dem Felde, das er gewählt hat, und er wird aushalten, denn er hat nicht bloß den rechten Ton, er hat auch den rechten Mut und zu dem rechten Mute die rechte Kunst. Es ist töricht, in naturalistischen Derbheiten immer Kunstlosigkeit zu vermuten. Im Gegenteil, richtig angewandt (worüber dann freilich zu streiten bleibt), sind sie ein Beweis höchster Kunst.

Das ungefähr waren meine Betrachtungen, als ich das Stück Gerhart Hauptmanns gelesen hatte. Er erschien mir einfach als die Erfüllung Ibsens. Alles, was ich an Ibsen seit Jahr und Tag be-

wundert hatte, das „Greift nur hinein ins volle Menschenleben“, die Neuheit und Kühnheit der Probleme, die kunstvolle Schlichtheit der Sprache, die Gabe der Charakterisierung, dabei konsequenteste Durchführung der Handlung und Ausscheidung des nicht zur Sache Gehörigen — alles das fand ich bei Hauptmann wieder; und alles das, was ich seit Jahr und Tag an Ibsen bekämpft hatte, die Spintisiererei, das Mückenseigen, das Bestreben, das Zugespitzte noch immer spitzer zu machen, bis dann die Spitze zuletzt abbricht, dazu das Verlaufen ins Unbestimmte, das Orakeln und Rätselstellen, Rätsel, die zu lösen niemand trachtet, weil sie vorher schon langweilig geworden sind, alle diese Fehler fand ich bei Gerhart Hauptmann nicht. Kein von philosophisch romantischen Marotten gelegentlich angekränkelter Realist, sondern ein stilvoller Realist, d. h. von Anfang bis Ende derselbe.

So stand ich zu dem jungen Dichter und seinem Stück, und so gewappnet und gefeit (wie ich glaubte) trat ich ins Theater. Und ich bin auch in meinen Grundanschauungen unerschüttert geblieben, kann aber anderseits nicht in Abrede stellen, daß die Wirkung der Aufführung von der Lektüre sehr verschieden war. Sie war nicht geringer, sie war nur ganz anders. Szenen, wie beispielsweise die, wo Loth seinem Freunde Hoffmann und der Tochter des Hauses sein politisches Programm entwickelt, die Liebesszene zwischen Loth und Helene, die Streitszene zwischen Loth und Hoffmann und endlich die große, den halben

vierten Akt füllende Szene zwischen Loth und Dr. Schimmelpfennig, alle diese vergleichsweise herkömmlichen Szenen — herkömmlich in dem Sinne, daß in ihnen nichts geschieht oder gesagt wird, was nicht in jedem anderen guten Stück auch hätte getan oder gesagt werden können — alle diese Szenen waren von großer und von niemandem im Publikum beanstandeter Wirkung, während alle die Vorkommnisse, die dem Drama wohl oder übel seine bestimmte Physiognomie geben und so recht eigentlich das waren, wovon ich mir eine mächtige, sozusagen eine kunstrevolutionäre Wirkung versprochen hatte, ziemlich spurlos vorübergingen. Im Publikum wurden dabei je nach der Parteistellung mehr oder weniger heftige Beifalls- oder Mißfallszeichen laut, ein zustimmendes oder verhöhnendes Lachen, auch wohl eines jener kritischen Impromptus, darin die Berliner exzellieren; von einer großen Wirkung aber war nichts wahrzunehmen, weder bei Freund noch Feind. Und befrage ich mich, welchen Eindruck ich persönlich von den Szenen empfang, auf die ich, wenn ich Sportsmann wäre, gewettet hätte, so war es vorwiegend der der Langeweile. Zumeist zeigt sich das im zweiten Akt, den ich nach der Lektüre für den besten und genialsten des ganzen Stückes erklärt hatte. Jetzt bei der Aufführung schuf er mir eine große Enttäuschung, und der Grusel, der hier durch eine Häufung von Entsetzlichkeiten hervorgerufen werden soll, und auf den das Werk und sein tragischer Ausgang zu gutem Teile gestellt

ist, blieb aus. Man sah einen schwer Betrunkenen und einige Imbeciles. Durch stärkeres Betonen der Brutalitätselemente, die der Dichter in vollem künstlerischen Bewußtsein hier vorgeschrieben hat, wäre diese Nichtwirkung freilich leicht in eine starke Wirkung umzusetzen gewesen, aber es ist mir nachträglich doch ganz sicher, daß das dem Grusel auch nicht aufgeholfen, sondern nur einfach das Widerliche (mit vielleicht sehr bedenklichen Folgen für den Ausgang des Stückes) an die Stelle des prosaisch Indifferenten gesetzt hätte. Und so hatten denn Oberleitung und Regie von zwei Übeln das kleinere gewählt. Das aber nahm ich als Resultat dieser Aufführung für mich persönlich mit heim, daß der Realismus, auch der künstlerischste, wenn er aus dem Buch auf die Bretter tritt, doch gewissen Bühnengesetzen unterworfen bleibt, und daß Züge lebendigen Lebens, die dem realistischen Roman, auch wenn sie häßlich sind, zur Zierde gereichen, auf der Bühne prosaisch wirken, wenn man ihnen die Locken ihrer Kraft nimmt, oder abstoßend, wenn man ihnen ihre Echtheit beläßt.

Wie sich die Zahl derer, die mit Zustimmung oder doch mit Interesse folgten, beim Dichter zu bedanken haben, so kaum minder bei den darstellenden Künstlern. Es ist erstaunlich, wie viele gute Schauspieler es gibt; fast noch mehr als gute Assessoren erster Klasse, hinsichtlich deren ein sehr fortgeschrittener Geheimrat mir einmal sagte: „Glauben Sie mir, wir haben da die Garnitur für mindestens zehn Ministerwechsel.“

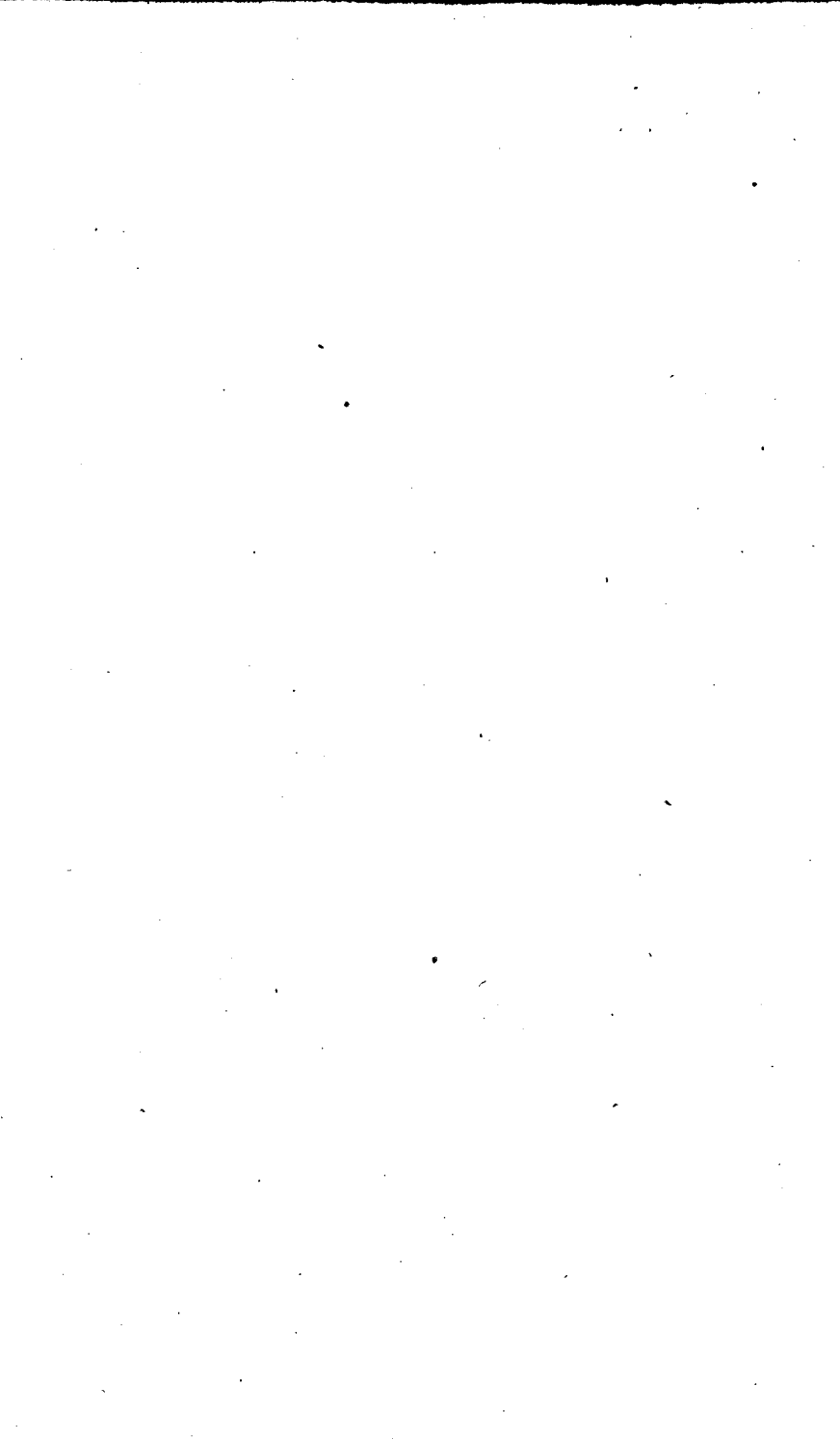
Das Hauptmannsche soziale Drama hat nur drei Hauptrollen: alle drei sind scharf beobachtet und gut durchgeführt. Aber in den zahlreich verbleibenden episodenhaften Gestalten tritt das große Talent des Verfassers am hellsten zutage, weshalb denn auch diese Nebenfiguren die dankbarsten Aufgaben für die Schauspieler sind. Da sind zunächst die episodischen Männerrollen: erst die des Dr. Schimmelpfennig (Herr Guthe r y), dann die des alten, seine Sense dengelnden Arbeitsmannes auf dem Krauseschen Gutshofe (Herr Pauly), zum dritten die des halb blödsinnigen, aber in tiefster Seele doch von Ingrimms erfüllten Hopsla-Baer (Herr Ferdinand Meyer), endlich die des wohlgemästeten und geldprotzigen, zugleich stupiden und stotternden Bauernbengels Wilhelm Kahl (Herr Stallmann) — Rollen, die sämtlich zu vorzüglicher Wirkung kamen, ebenso durch das, was der Dichter dafür getan hat, wie durch das Spiel. Das Spiel allein kann es freilich nicht zwingen, was sich an Herrn Pagay zeigte, der den alten Bauerngutsbesitzer Krause, den „Säufer in Permanenz“ zu geben hatte. Herr Pagay, in Ibsenschen Stücken ein vorzüglicher Charakterdarsteller, tat auch in dieser undankbaren Partie wieder sein Bestes, aber erfolglos; er seinerseits ließ nicht die Rolle im Stich, aber die Rolle ihn, und indem er sie spielte, brachte er dem Unternehmen ein Opfer, für das ihm aufrichtig zu danken ist. Neben diesen episodischen Männerrollen stehen episodische Frauenrollen in gleicher Zahl: Frau Krause (Frau

v. Pöllnitz), Frau Spiller, Gesellschafterin bei Frau Krause (Frau Stägemann) und Miele, Hausmädchen bei Frau Krause (Fräulein Schüle). Die Rolle der Miele ist ganz klein und spielt sich in den Einleitungsszenen einigermaßen wie von selbst. Anders am Schluß. Hier ist es wieder Miele, die wie immer bäurisch-ungeschlacht hereinklappt; aber im nächsten Augenblick das Ungeheuerliche, das sich vollzog, gewahr werdend, stürzt sie mit einem Schreckensschrei wieder heraus und über Flur und Treppe fort in das halböde Haus hinein; und dieser Naturschrei will gespielt sein, wenn der bekannte eine Schritt vermieden werden soll. Eine Kunstleistung ersten Ranges war die kriechende Frau Spiller mit ihrem halben Puckel und ihrer vollendeten Liebedienerei, mit ihrem Flechtenscheitel und ihrem frömmelnden Blick, mit ihrem Tischgebet und ihrem Suchen nach dem besten Stück. Frau Stägemann gab die Rolle sicherlich nach dem Leben. Aber so wichtig die kleineren Partien sind (die des Doktors ist fast schon eine größere), so hängt doch das Schicksal des Dramas an den drei Hauptrollen und ihrer Darstellung, also an Ingenieur Hoffmann (Herr Kadelburg), Alfred Loth (Herr Theodor Brandt) und Helene Krause (Fräulein Else Lehmann). So sehr jeder von ihnen an seinem Platze war und zum Gelingen des Ganzen beitrug, so werden doch die beiden längst an unseren Bühnen installierten Herren damit einverstanden sein, daß ich mich ihrer Dame zuwende, Fräulein Else Lehmann. Ihre Rolle ist die wichtigste, so die schwierigste

im Stück und wurde demohnerachtet aufs glücklichste durchgeführt. Die Schwierigkeit liegt darin, eine nach Charakter und Erziehung wunderbar gemischte Gestalt lebenswahr und in ihrer grausigen Schlußtat, der sie zum Opfer fällt, begreiflich hinzustellen. Heftig, herbe, leidenschaftlich und zugleich doch weich und schmiegsam und von einer edlen Sehnsucht nach Wahrheit, Frieden und Liebe verzehrt; dazu Bauernkind und Säufertochter mit Herrnhutischer Erziehung welche letztere nicht bloß obenauf liegenblieb, sondern ihr ins Herz drang. Es gelang der Künstlerin, dies alles nicht bloß nebeneinander, sondern in einer gewissen Durchdringung zur Erscheinung zu bringen. Am glücklichsten in der Liebeszene (Akt 4); am glücklichsten und zugleich beifallberechtigtesten. Denn die Schwierigkeiten türmen sich hier geradezu auf. Das Weiblich-Eitle, zugleich das unbefangene Jungfräuliche, wie sie dem Geliebten von ihrem schönen Haar vorplaudert, das Neckische, fast Dalbrige, wie sie von der häßlichen alten Lehrerin erzählt und in der Erinnerung daran in ein helles, heiteres Lachen ausbricht, um dann im nächsten Augenblick wieder unter dem Schatten zu stehen, den ihr Schicksal längst über sie geworfen hat — all das kam zu ganz vorzüglicher Darstellung und war mir wieder ein rechter Beweis dafür, daß die großen Wirkungen auf der Bühne, besonders aber auf diesem Gebiet, immer nur von erst Werdenden ausgehen. Hat der Leierkasten erst fünfzehnhundertmal gespielt, so kann man nicht

mehr viel von ihm verlangen, und wenn es der Trompeter von Säckingen wäre.

Über Hauptmanns Drama wird noch viel gestritten und manche vieljährige Freundschaft ernster oder leichter gefährdet werden, aber über eines wird nicht gestritten werden können, über den Dichter selbst und über den Eindruck, den sein Erscheinen machte. Statt eines bärtigen, gebräunten, breitschultrigen Mannes mit Schlapphut und Jägerschem Klapprock erschien ein schlank aufgeschossener junger blonder Herr von untadligstem Rockschnitt und untadligsten Manieren und verbeugte sich mit einer graziösen Anspruchslosigkeit, der wohl auch die meisten seiner Gegner nicht widerstanden haben. Einige freilich werden aus dieser Erscheinung, indem sie sie für höllische Täuschung ausgeben, neue Waffen gegen ihn entnehmen und sich gern entsinnen, daß der verstorbene Geheime Medizinalrat Casper ein berühmtes Buch über seine Physikats- und gerichtsärztliche Erfahrungen mit den Worten anfang: „Meine Mörder sahen alle aus wie junge Mädchen.“



MUSIKREFERATE



JOSEPH ADDISON

ÜBER DIE VERBESSERUNG DER
KIRCHENMUSIK

(„The Spectator“, 14. Juni 1712)

Ich bin sehr besorgt, daß wir durch die Opernbillete für heute abend den größten Meister in der dramatischen Musik, der jetzt am Leben ist, oder vielleicht sich jemals auf der Schaubühne hat sehen lassen, vermutlich verlieren werden. Ich brauche meinen Lesern nicht erst zu melden, daß ich vom Signor Nicolini rede. Die Stadt ist diesem vortrefflichen Künstler höchlich verbunden, daß er uns die italienische Musik in ihrer Vollkommenheit gezeigt, und auch kürzlich seinen großmütigen Beifall einem Singspiele unseres eigenen Landes gegeben hat, worinnen sich der Komponist bemüht, der Schönheit der Worte dadurch Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, daß er dem edlen Beispiele gefolgt ist, welches ihm von den größten ausländischen Meistern in der Kunst vorgelegt worden ist.

Ich wollte herzlich wünschen, daß man eben solchen Fleiß und eben so viel Mühe anwendete, unsere Kirchenmusik zu verzieren, und zu verbessern, als man kürzlich auf die Musik der Schaubühne gewandt hat. Unsere Komponisten haben einen sehr großen Anreiz dazu. Sie sind gewiß, daß sie wunderbare Worte antreffen, und

zugleich eine wundersame Mannigfaltigkeit derselben finden. Es findet sich keine Leidenschaft, welche nicht in denjenigen Teilen des geoffenbarten Wortes, die zu göttlichen Gesängen und Liedern passen, auf eine sehr schöne und feine Art ausgedrückt worden wäre.

Es findet sich eine gewisse Kälte und Gleichgültigkeit in den Redensarten unserer europäischen Sprachen, wenn sie mit den morgenländischen Arten des Redens verglichen werden, und es geschieht auf eine sehr glückliche Art, daß die hebräischen Redensarten eine besondere Anmut und Schönheit in der englischen Sprache haben. Unsere Sprache hat unzählbare Zierlichkeiten und Verbesserungen von der Einmischung der hebräischen Redensarten erhalten, welche aus den poetischen Stellen der heiligen Schrift in dieselbe geleitet sind. Sie geben unseren Ausdrücken eine Stärke und einen Nachdruck, erhitzen und erheben unsere Sprache, und bringen unsere Gedanken auf feurigere und nachdrücklichere Wendungen, als irgendeine in unserer eigenen Sprache anzutreffen sein mag. Es findet sich so etwas poetisches in dieser Art des Ausdrucks, daß es oftmals das Gemüt in Flammen setzt, und bewirkt, daß unsere Herzen in uns brennen. Wie kalt und tot scheint nicht ein Gebet zu sein, welches in den zierlichsten und feinsten Redensarten abgefaßt ist, die unserer Sprache natürlich sind, wenn es nicht durch die Feierlichkeit einer Redensart erhöht ist, die aus der heiligen Schrift genommen worden. Einige Alten haben gesagt,

daß die Götter, wenn sie mit den Menschen hätten reden wollen, gewiß in Platons Schreibart sprechen würden. Mich dünkt aber, wir können mit Recht sagen, daß, wenn die Menschen sich mit ihrem Schöpfer unterreden, sie solches in keiner bequemen Schreibart, als in der Schreibart der heiligen Schrift tun können.

Wenn jemand von der Schönheit der Poesie, die man in den göttlichen Schriften antrifft, urteilen und untersuchen wollte, wie artig sich die hebräischen Arten zu reden in die engländische Sprache mischen und sich ihr einverleiben: so darf man ihn nur, wenn er das Psalmbuch gelesen hat, eine buchstäbliche Übersetzung vom Horaz oder Pindar lesen lassen. Er wird in diesen beiden letzten eine ungereimte und verwirrte Schreibart und eine solche Armut der Einbildungskraft im Vergleich zu jener finden, daß er dasjenige sehr wohl einsehen wird, was ich hier behauptet habe.

Weil wir daher einen solchen Schatz von Worten haben, die an sich selbst so schön und zu musikalischen Arten so geschickt sind, so kann ich mich nicht genug wundern, wie Leute von Stande so wenig Achtsamkeit und Aufmunterung auf diese Art der Musik wenden, welche ihren Grund in der Vernunft haben, und unsere Tugend in dem Maße verbessern würde, als es unser Vergnügen erweckt. Die Leidenschaften, welche durch die ordentlichen Kompositionen erregt werden, rühren durchgängig von solchen albernen und eiteln Gelegenheiten her, daß sich ein Mensch

schämen muß, wenn er ernstlich darüber nachdenkt. Allein die Furcht, die Liebe, der Kummer, der Unwille, welcher in dem Herzen durch Lobgesänge und geistliche Lieder erweckt wird, machen das Herz besser; und rühren von solchen Ursachen her, welche insgesamt vernünftig und preiswürdig sind. Vergnügen und Schuldigkeit gehen nebeneinander, und je größer unser Vergnügen ist, desto größer ist unsere Religion.

Die Musik war unter denjenigen, welche das auserwählte Volk genannt wurden, eine zum Gottesdienste gehörige Kunst. Die Gesänge Zions, von welchen wir Ursache haben, zu glauben, daß sie an den Höfen der morgenländischen Monarchen in großem Ansehen standen, waren nichts anderes, als Psalmen und poetische Stücke, welche das höchste Wesen anbeteten oder verehrten. Der größte Eroberer in diesem heiligen Volke verfertigte, nach dem Beispiele der alten griechischen Odendichter, nicht allein die Worte seiner göttlichen Oden, sondern setzte sie auch durchgehends selbst in Musik; demnach wurden seine Werke, ob sie gleich der Stiftshütte geweiht waren, sowohl das allgemeine Vergnügen, als die Andacht seines Volkes.

Das erste Original eines Dramas war ein zum Gottesdienst gehöriges Stück, welches bloß aus einem Chore bestand, und auch nichts anderes war, als ein Lobgesang an die Gottheit. Als Wolust und Schwelgen über die Unschuld und Religion die Oberhand behielten, artete diese Art des Gottesdienstes in Trauerspiele aus, in wel-

chen sich dennoch der Chor seiner ersten Pflicht insoweit erinnerte, daß er alles brandmarkte, was lasterhaft war, und alles anpries, was löblich war, daß er den Himmel für die Unschuld bat, und um seine Rache wegen des Strafbaren anflehte.

Homer und Hesiodus zeigen uns an, wie diese Kunst angewandt werden sollte, wenn sie die Musen vorstellen, wie sie den Jupiter umgeben, und ihre Gesänge um seinen Thron herum anstimmen. Ich könnte aus unzähligen Stellen in alten Büchern beweisen, daß nicht allein die Vokal- und Instrumentalmusik bei ihrem Gottesdienste gebraucht worden sei, sondern daß sie auch bei ihren liebsten Ergötzlichkeiten viele Lieder und Gesänge auf ihre Gottheiten haben hören lassen. Hätten wir häufige Zeitvertreibe von dieser Art unter uns, so würden sie unsere Leidenschaften nicht wenig reinigen und erhöhen, unseren Gedanken einen gehörigen Schwung geben, und diejenigen göttlichen Triebe in der Seele ernähren, die ein jeder fühlet, der sie nicht durch sinnliche und unmäßige Vergnügungen erstickt hat.

Wenn die Musik also angewandt wird, so erregt sie edle Gedanken in der Seele des Zuhörers, und erfüllt sie mit hohen Begriffen. Sie stärkt die Andacht und erhebt das Lob zur Entzückung. Sie verlängert jede andächtige Handlung, und bringt mehr dauernde und bleibende Eindrücke in die Seele, als diejenigen sind, welche eine Formel von Wörtern begleiten, die nach der gemeinen Art der Andacht hergesagt werden.

E. T. A. HOFFMANN

BEETHOVENS MISSA SOLEMNIS
(C-DUR, OP. 86)

(„Allgemeine Musikalische Zeitung“, 1813)

Dem Rez. ist keine frühere Messe B.s bekannt: um so gespannter war seine Erwartung, wie der geniale Meister die einfachen, herrlichen Worte des Hochamts behandelt haben würde. — Das Gebet, die Andacht, regt gewiß das Gemüt, nach seiner eigentümlich in ihm herrschenden oder auch augenblicklichen Stimmung, wie sie von physischem und psychischem Wohlsein oder von ebensolchem Leiden erzeugt wird, auf. Bald ist daher die Andacht innere Zerknirschung bis zur Selbstverachtung und Schmach, Hinsinken in den Staub vor dem vernichtenden Blitzstrahl des dem Sünder zürnenden Herrn der Welten, bald kräftige Erhebung zu dem Unendlichen, kindliches Vertrauen auf die göttliche Gnade, Vorgefühl der verheißenen Seligkeit. Die Worte des Hochamts geben in einem Zyklus nur den Anlaß, höchstens den Leitfaden der Erbauung, und in jeder Stimmung werden sie den richtigen Anklang in der Seele erwecken. Im Kyrie wird die Barmherzigkeit Gottes angerufen; das Gloria preiset seine Allmacht und Herrlichkeit, das Credo spricht den Glauben aus, auf den die fromme Seele fest baut, und nachdem im Sanc-

tus und Benedictus die Heiligkeit Gottes erhoben und Segen denen verheißen worden, die voll Vertrauen sich ihm nahen, wird im Agnus und im Dona noch zum Mittler gefleht, daß er Beruhigung und seinen Frieden schenke der frommen, glaubenden, hoffenden Seele. Schon dieser Allgemeinheit wegen, die der tieferen Beziehung, der inneren Bedeutung, welche jeder nach seiner individuellen Gemütsstimmung dareinlegt, nicht vorgreift, schmiegt sich der Text der mannigfaltigsten musikalischen Behandlung an und eben deshalb gibt es so ganz in Charakter und Haltung voneinander abweichende Kyrie, Gloria usw., oft von demselben Meister. Man vergleiche nur z. B. die beiden Kyrie in den Messen aus C-dur und D-moll von Joseph Haydn und ebenso seine Benedictus. — Schon hieraus folgt, daß der Komponist der, wie es stets sein sollte, von wahrer Andacht ergriffen zur Komposition eines Hochamts schreitet, die individuelle religiöse Stimmung seines Gemüts, der sich jedes Wort willig schmiegt, vorherrschen und sich durch das Miserere, Gloria, Qui tollis usw. nicht zum bunten Gemisch des herzzerschneidenden Jammers der zerknirschten Seele mit jubilierendem Geklingel verleiten lassen wird. Alle Arbeiten dieser letzten Art, wie sie in neuerer Zeit auf höchst frivole Weise gemacht sind, seit es zur Mode wurde, Messen zu komponieren, verwirft Rez. als Mißgeburten, von einem unreinen Gemüt erzeugt: aber ehe er den herrlichen Kirchen-Kompositionen Michael und Joseph Haydns, Naumanns u. a. Lob

und Bewunderung zollt, kann er nicht umhin, der alten Werke der frommen Italiener (Feo, Durante, Benevoli, Perti, usw.) zu gedenken, deren hohe würdige Einfachheit, deren wunderbare Kunst, ohne bunte Ausweichungen eingreifend ins Innerste zu modulieren, in neuerer und neuester Zeit ganz verlorengegangen zu sein scheint. Daß, ohne an dem ursprünglichen reinen Kirchenstil schon deshalb festhalten zu wollen, weil das Heilige den bunten Schmuck irdischer Spitzfindigkeiten verschmäh't, auch schon jene einfache Musik in der Kirche musikalisch mehr wirkt, ist nicht zu bezweifeln, da die Töne, je schneller sie aufeinander folgen, desto mehr im hohen Gewölbe verhallen und das Ganze undeutlich machen. Daher zum Teil die große Wirkung guter Choräle in der Kirche. Ein genialer Dichter (Tieck, im zweiten Teile des Phantasmus) verwirft alle neuere Kirchenmusik ganz und läßt ausschließlich nur die alten Italiener gelten.

Rez., so sehr er auch den erhabenen Kirchengesängen der älteren Zeit schon ihres wahrhaft heiligen, immer festgehaltenen Stils wegen den Vorzug einräumt, ist aber doch der Meinung, daß man mit dem Reichtum, den die Musik, was hauptsächlich die Anwendung der Instrumente betrifft, in neuerer Zeit erworben, in der Kirche zwar nicht prunkenden Staat treiben dürfe, ihn aber doch auf edle, würdige Weise anwenden könne. Das gewagte Gleichnis, daß die Kirchenmusik der Italiener sich zu der neueren deutschen verhalte, wie die Peterskirche zum Straßburger

Münster, möchte ziemlich treffend sein. Die grandiosen Verhältnisse jenes Baues erheben das Gemüt, indem sie kommensurabel bleiben: aber mit einer seltsamen inneren Beunruhigung staunt der Beschauer den Münster an, der sich in den kühnsten Windungen, in den sonderbarsten Verschlingungen bunter, phantastischer Figuren und Zieraten hoch in die Lüfte erhebt; allein selbst diese Unruhe regt ein das Unbekannte, das Wundervolle ahnende Gefühl auf, und der Geist überläßt sich willig dem Traume, in dem er das Überirdische, das Unendliche zu erkennen glaubt. Nun, und eben dieses ist ja der Eindruck des Rein-Romantischen, wie es in Mozarts, in Haydns phantastischen Kompositionen lebt und webt! Daß sich jetzt ein Komponist nicht so leicht daran machen wird, in jenem hohen, einfachen Stil der alten Italiener ein Amt oder sonst einen Kirchengesang zu setzen, ist leicht erklärlich: meistens unterbleibt es aus Unvermögen, denn eben in dieser höchsten Einfachheit regt der tiefe Genius seine kräftigsten Schwingen: dann unterbleibt es aber auch oft aus Mangel an Selbstverleugnung. Wer läßt nicht gern den Reichtum, der ihm zu Gebote steht, vor aller Augen glänzen, und ist zufrieden mit dem Beifall des einzelnen Kenners, dem auch ohne Glanz das Gediegene das liebste, oder vielmehr das einzig liebe ist? Dadurch, daß man anfang, sich überall derselben Mittel des Ausdrucks zu bedienen, ist es nun beinahe dahin gekommen, daß es gar keinen Stil mehr gibt. In der komischen Oper hört man oft feierliche, gravi-

tätisch daherschreitende Sätze, in der ernsten Oper tändelnde Liedchen und in der Kirche Oratorien und Ämter nach Opernzuschnitt. Aber es gehört auch eine seltene Tiefe des Geistes, ein hoher Genius dazu, selbst bei der Anwendung des figuriertesten Gesanges, des ganzen Reichtums der Instrumental-Musik, ernst und würdevoll, kurz, kirchenmäßig zu bleiben! Mozart, so galant er in seinen beiden bekannteren Messen aus C-dur ist, hat im Requiem jene Aufgabe herrlich gelöst: es ist dies in Wahrheit eine romantisch-heilige Musik, aus seinem Innersten hervorgegangen. Wie vortrefflich auch Haydn in manchen seiner Ämter von dem Heiligsten und Erhabensten in herrlichen Tönen redet, darf Rez. wohl nicht erst anführen, obgleich ihm einige hier und da manche Spielerei vorwerfen wollen. Daß sich nun, rücksichtlich des Stils und der Haltung, Beethoven an diesen Meister reihen würde, vermutete Rez., noch ehe er eine Note des vorliegenden Werkes gelesen oder gehört hatte, wiewohl er sich in Ansehung des Ausdrucks, des Auffassens der Worte des Hochamts in seiner Erwartung getäuscht sah. Beethovens Genius bewegt sonst gerne die Hebel des Schauers, des Entsetzens. So, dachte Rez., würde auch die Anschauung des Überirdischen sein Gemüt mit innerem Schauer erfüllen, und er dies Gefühl in Tönen aussprechen. Im Gegenteil aber hat das ganze Amt den Ausdruck eines kindlich heiteren Gemütes, das, auf seine Reinheit bauend, gläubig der Gnade Gottes vertraut und zu ihm fleht, wie zu dem

Vater, der das Beste seiner Kinder will und ihre Bitten erhört. Nächst diesem allgemeinen Charakter der Komposition ist die innere Struktur, sowie die verständige Instrumentierung, wenn man nun einmal von der Tendenz, die Rez. oben in Hinsicht auf den in der Kirche anzuwendenden musikalischen Reichtum aufstellte, ausgeht, ganz des genialen Meisters würdig. — Es gibt in dem ganzen Werk keinen Satz, der nicht manche Imitationen und kontrapunktische Wendungen enthielte, wiewohl keine einzige streng gearbeitete Fuge anzutreffen ist, und alte, an den reinsten Kirchensatz gewöhnte Meister manchen Verstoß gegen denselben rügen werden. Z. B. falsche Quintenfolgen (nämlich der falschen Quinte auf eine reine), Oktavenschlüsse, unharmonische Querstände und dergl., deren Rez. aber nicht weiter erwähnen will, da er in dieser Hinsicht selbst, wenn nur von keinem Choral die Rede ist, wo jeder Akkord schwer in das Ohr fällt, ein musikalischer Freigeist zu sein gesteht, indem er sich darauf stützt, was der alte gemütliche Haydn sagte, als Albrechtsberger aus dem reinsten Satze alle Quarten verbannen wollte.

CARL MARIA VON WEBER

BEMERKUNGEN ZUR MUSIKKRITIK

(Dresden, 1818)

Carl Maria von Weber liebt die gedruckten Lettern, wie seine Notenköpfe. Diese Sehnsucht, auch durch die Zeitung wirken zu wollen, ist sein Verhängnis schon in Freiberg, wo er nach der Uraufführung seines „Waldmädchens“ gegen die Kritiken polemisiert und fort muß; sie bringt ihn auch in Prag in Konflikte. Aber kaum ist er in Dresden als erster Kapellmeister engagiert, da beginnt er wieder ex cathedra für die Zeitungen zu schreiben: vor keiner Premiere unterläßt er es, die von ihm einstudierten Werke durch einführende Zeitungsartikel dem Verständnis des Publikums näher zu bringen. Was bleibt den Musikrezensenten übrig, als sich mit diesen Vorkritiken zu befassen? Es setzt Replik, Duplik und Feindschaften. Weber ist aber ein blendender Theoretiker und ausgezeichnete Musikschriftsteller, was gute Komponisten sonst selten sind.

Wer mit mir die Oberflächlichkeit haßt, die seit geraumer Zeit in manchen kritischen Sprüchen heimisch geworden ist, und nicht Anmaßung genug in sich fühlt, ohne geführte Beweise Fluch oder Segen über das zu beurteilende Werk auszusprechen, der wird auch wissen, daß eine solche Arbeit nicht in wenigen Stunden und Tagen vollbracht ist, sondern die innigste Vertrautheit mit dem Objekte so bestimmt und vollendet voraussetzt, daß alsdann auch durch die Beurteilung ein möglichst eben so lebendiges Bild des Werkes sich in der Seele des Lesers forme, daß sie ein treuer Geistesspiegel desselben seien. Je schwerer und seltener dieses immer zu erlangen ist durch die Beschränktheit des Raumes, der Beispiele und

anderer nun einmal in der Natur einer Zeitschrift liegenden Hindernisse, je mehr Zeit und Fleißaufwand hat eine Arbeit der Art das Recht zu fordern. Wie vielen von uns ist aber das glückliche Los beschieden, bloß immer das, was ihnen der Geist als das Notwendige und Nützliche zeigt, auszuführen, und ihm seine Kraft und Zeit widmen zu dürfen? Mir wenigstens wurde dies höchst selten vergönnt. Berufsgeschäfte anderer Art füllten meine Zeit, oder zersplitterten sie auf eine für solche Geistesarbeiten untaugliche Weise. Am Ende geht es einem dann damit, wie mit seinen besten Freunden. Bei gewöhnlichen Leuten kommt man mit einem Vorrathe von einmal hergebrachten Kunst- und Lebensredensarten bald durch, und hat sie zur Genüge versorgt. Nicht so bei denen, die man lieber und fester im Herzen trägt. Diesen etwas halb zu geben, widerstrebt dem liebenden Gefühle, und können wir ihnen nicht so ganz unsere Kraft widmen, als wir es wohl möchten, so befällt uns das drückende Gefühl, etwas vorenthalten zu haben, das sie mit Recht fordern konnten. Es entsteht eine Kluft, eine die Sache fast verleidende Ängstlichkeit, und das Ende ist, daß man, gedrängt dazu, die Arbeit lieber aufgibt, als sie unter der Höhe wieder zu geben, die man einmal für sie in sich festgestellt hatte.

Das ist freilich nicht gut, das ist nicht recht; aber es ist so, und wer sich ganz rein weiß, der hebe den ersten Stein.

Kaum kenne ich einen der jetzt lebenden Komponisten, der nicht mehr oder weniger mit den Anzeigen seiner Werke (selbst nur der Zahl nach)

unzufrieden wäre. Die meisten mögen recht haben. Hat aber eine Redaktion nicht auch recht, über die Komponisten und Kritiker zu klagen, wenn sie beweisen kann, daß sie es nicht an Aufforderungen, Aufträgen und Bitten aller Art habe fehlen lassen?

Wenn nun vollbürtige und gewiegte Männer selbst nicht immer in die Schranken treten können und wollen: ist es denn ein Wunder, daß der Troß oder der Einzelne, Zudringliche, oft den Platz erhält, und sich brüstet im Richteramte und Großdünkel, wenn er so ungewaschen über alles herfahren kann? Das ist denn nun schmerzlich für den wahren Kunstfreund, wenn er sieht, daß das heilige Amt, Wahrheit zu verkünden, und jedem Jünger und Meister sein Inneres zu enthüllen, in unwürdigen Händen ist, und dadurch am meisten Übles stiftet, daß die der Kritik so notwendige Achtung und Beachtung verschwindet. Aber wird braven Männern nicht auch oft dieses Geschäft verbittert? Der Pygmäen, die das auch io sono pittore gar zu gern sich anmaßen wollen, sind zu viele. Kommt ein Urteil über sie, das ihrer geträumten Größe nicht huldigt, so haben sie zu Einwendungen, Gegenreden und Spitzfindigkeiten immer Raum und Lust und vermeiden so endlich dem redlichen Manne, der alle seine Zeit doch nicht allein diesem Kunstzweige oder wenigstens nicht solchen Kunstallotrien widmen kann, das ganze Geschäft. Diese Männlein sind es, die auch gar zu gerne wissen wollen, wer sich an sie gewagt habe, um wiederum nach ihrem Zwergmaßstabe beurteilen zu können, ob sie ihn auch für voll annehmen sollen. Es ist ge-

weiß, daß sich viel für und gegen den Gebrauch der Anonymität sagen läßt, und daß die vorwaltenden Umstände darüber entscheiden.

Wenn ich z. B. es mir zum Grundsatz gemacht habe, stets meinen Namen zu unterzeichnen, so geschieht das theils, weil ich als Selbstproduzent mir nicht das unbedingte Richteramt über meine Mitbrüder anzumaßen wage, sondern nur als ein seine Überzeugung aussprechendes Individuum erscheinen will, und andernteils auch aus eigentümlichen Verhältnissen, die mich vielleicht sogar Rücksicht nehmen lassen auf das Gekläff einer Menge von Schwachen, die im Beurteiler nur immer den zu sehen glauben, der das Recht hat, schadenfroh unter verhüllendem Mantel sein Mütchen zu kühlen, oder Gnade und Protektion angedeihen lassen zu dürfen.

Im ganzen halte ich sehr viel von dem Nutzen und der Wirkung der Anonymität, und man frage sich selbst nur recht ehrlich, ob ein so gegebenes Urteil, vorausgesetzt, daß es alle Eigenschaften eines dergleichen rechtlichen habe, das heißt: daß es mit Gründlichkeit und Wohlwollen ausgesprochen sei — nicht vielmehr als Repräsentant der Volksstimme, oder, mit anderen Worten, der reinen, rücksichtslosen Wahrheit erscheine und einwirke, als das mit einem Namen bezeichnete, bei dem wir uns selten von den dabei sich unwillkürlich mit eindringenden individuellen Nebenideen reinhalten können, und besonders beim Tadel gar zu geneigt sind, in der Person selbst etwas zur Entschuldigung unserer Fehler aufzusuchen. Das Lob läßt man sich wohl schon eher gefallen.

Aus allem diesen geht nun wohl das Resultat hervor, daß man, die Sache praktisch angesehen, in Ruhe abwarten möge, was Schicksal und Zufall verfügen, daß die Komponisten nicht unwillig werden sollen, wenn nicht alle Federn sich eilends für sie in Bewegung setzen.

Daß die Redaktionen und besonders die Herausgeber der kritischen Blätter sorgfältiger der Kunstentwicklung in der Zeit folgen, und den wenigen Männern, die mit Liebe und Einsicht sich der Kritik widmen, ihr herbes Geschäft auf jede Art zu erleichtern und angenehmer zu machen suchen sollen, und daß auch die Kritiker mit besonnener Auswahl und mit mehr Berücksichtigung des auf das Fortschreiten in der Kunst Einwirkenden und mit wohlwollender Strenge (der Strenge des liebenden Freundes oder Vaters) zu Werke gehen mögen.

Übrigens waltet zu aller Trost die unsichtbare Nemesis über allen Werken, und ungegründetes Lobpreisen rettet so wenig die Eintagsfliege vorm Tode und der Vergessenheit, als verspritzter Gifteifer das wahrhaft innere Leben ertöten kann.

Jedes Werk trägt den Keim seines Lebens und Todes in sich, und die Zeit ist der wahre Probierstein des Guten und Schlechten. Diese Ansicht und Hoffnung ist mir doppelt wichtig geworden, seitdem ich an mir selbst erfahren habe, daß man den besten, reinsten Willen und Eifer zur Beförderung einer Sache haben und doch sehr lange Zeit durch das seltsamste Zusammenwirken sich häufender Umstände nicht dazu gelangen kann, werkredetätig für sie aufzutreten.

HEINRICH HEINE

PAGANINI-KONZERT

(1836)

Das Hamburger Komödienhaus war der Schauplatz dieses Konzertes, und das kunstliebende Publikum hatte sich schon früh und in solcher Anzahl eingefunden, daß ich kaum noch ein Plätzchen für mich am Orchester erkämpfte. Obgleich es Posttag war, erblickte ich doch in den ersten Ranglogen die ganze gebildete Handelswelt, einen ganzen Olymp von Bankiers und sonstigen Millionärs, die Götter des Kaffees und des Zuckers, nebst deren dicken Ehegöttinnen, Junonen vom Wandrahm und Aphroditen vom Dreckwall. Auch herrschte eine religiöse Stille im ganzen Saal. Jedes Auge war nach der Bühne gerichtet. Jedes Ohr rüstete sich zum Hören. Mein Nachbar, ein Pelzmakler, nahm seine schmutzige Baumwolle aus den Ohren, um bald die kostbaren Töne, die zwei Taler Entreegeld kosteten, besser einsaugen zu können. Endlich aber, auf der Bühne, kam eine dunkle Gestalt zum Vorschein, die der Unterwelt entstiegen zu sein schien. Das war Paganini in seiner schwarzen Gala: der schwarze Frack und die schwarze Weste von einem entsetzlichen Zuschnitt, wie er vielleicht am Hofe Proserpinens von der höllischen Etikette vorgeschrieben ist; die schwarzen Hosen ängstlich schlot-

ternd um die dünnen Beine. Die langen Arme schienen noch verlängert, indem er in der einen Hand die Violine und in der andern den Bogen gesenkt hielt und damit fast die Erde berührte, als er vor dem Publikum seine unerhörten Verbeugungen auskramte. In den eckigen Krümmungen seines Leibes lag eine schauerliche Hölzernheit und zugleich etwas närrisch Tierisches, daß uns bei diesen Verbeugungen eine sonderbare Lachlust anwandeln mußte; aber sein Gesicht, das durch die grelle Orchesterbeleuchtung noch leichenartig weißer erschien, hatte alsdann so etwas Flehendes, so etwas blödsinnig Demütiges, daß ein grauenhaftes Mitleid unsere Lachlust niederdrückte. Hat er diese Komplimente einem Automaten abgelernt oder einem Hunde? Ist dieser bittende Blick der eines Todkranken oder lauert dahinter der Spott eines schlaunen Geizhalses? Ist das ein Lebender, der im Verscheiden begriffen ist und der das Publikum in der Kunstarena, wie ein sterbender Fechter, mit seinen Zuckungen ergötzen soll? Oder ist es ein Toter, der aus dem Grabe gestiegen, ein Vampyr mit der Violine, der uns, wo nicht das Blut aus dem Herzen, doch auf jeden Fall das Geld aus den Taschen saugt?

Solche Fragen kreuzten sich in unserem Kopfe, während Paganini seine unaufhörlichen Komplimente schnitt; aber alle dergleichen Gedanken mußten stracks verstummen, als der wunderbare Meister seine Violine ans Kinn setzte und zu spielen begann. Was mich betrifft, so kennen

Sie ja mein musikalisches zweites Gesicht, meine Begabnis, bei jedem Tone, den ich erklingen höre, auch die adäquate Klangfigur zu sehen; und so kam es, daß mir Paganini mit jedem Striche seines Bogens auch sichtbare Gestalten und Situationen vor die Augen brachte, daß er mir in tönender Bilderschaft allerlei grelle Geschichten erzählte, daß er vor mir gleichsam ein farbiges Schattenspiel hingaukeln ließ, worin er selber immer mit seinem Violinspiel als die Hauptperson agierte. Schon bei seinem ersten Bogenstrich hatten sich die Kulissen um ihn her verändert; er stand mit seinem Musikpult plötzlich in einem heitern Zimmer, welches lustig unordentlich dekoriert mit verschnörkelten Möbeln im Pompadourgeschmack; überall kleine Spiegel, vergoldete Amoretten, chinesisches Porzellan, ein allerliebstes Chaos von Bändern, Blumengirlanden, weißen Handschuhen, zerrissenen Blondes, falschen Perlen, Diademen von Goldblech und sonstigem Götterflitterkram, wie man dergleichen im Studierzimmer einer Primadonna zu finden pflegt. Paganinis Äußeres hatte sich ebenfalls, und zwar aufs allervorteilhafteste verändert; er trug kurze Beinkleider von lilafarbigem Atlas, eine silbergestickte, weiße Weste, einen Rock von hellblauem Samt mit goldumspunnenen Knöpfen, und die sorgsam in kleinen Löckchen frisierten Haare umspielten sein Gesicht, das ganz jung und rosig blühte und von süßer Zärtlichkeit erglänzte, wenn er nach dem hübschen Dämchen hinäugelte, das neben ihm am Notenpult stand, während er Violine spielte.

In der Tat, an seiner Seite erblickte ich ein hübsches junges Geschöpf, altmodisch gekleidet, der weiße Atlas ausgebauscht unterhalb der Hüften, die Taille um so reizender schmal, die gepuderten Haare hoch auffrisiert, das hübsche runde Gesicht um so freier hervorglänzend mit seinen blitzenden Augen, mit seinen geschminkten Wänglein, Schönpflästerchen und impertinent süßem Näschen. In der Hand trug sie eine weiße Papierrolle und sowohl nach ihren Lippenbewegungen als nach dem kokettierenden Hin- und Herwiegen ihres Oberleibchens zu schließen, schien sie zu singen; aber vernehmlich ward mir kein einziger ihrer Triller, und nur aus dem Violinspiel, womit der junge Paganini das holde Kind begleitete, erriet ich, was sie sang und was er selber während ihres Singens in der Seele fühlte. Oh, das waren Melodien, wie die Nachtigall sie flötet in der Abenddämmerung, wenn der Duft der Rose ihr das ahnende Frühlingsherz mit Sehnsucht berauscht: Oh, das war eine schmelzende, wollüstig hinschmachtende Seligkeit! Das waren Töne, die sich küßten, dann schmollend einander flohen, und endlich wieder lachend sich umschlangen und eins wurden, und in trunkener Einheit dahinstarben. Ja, die Töne trieben ein heiteres Spiel, wie Schmetterlinge, wenn einer dem andern neckend ausweicht, sich hinter einer Blume verbirgt, endlich erhascht wird, und dann mit dem andern, leichtsinnig beglückt, im goldenen Sonnenlichte hinaufflattert. Aber eine Spinne, eine Spinne kann solchen verliebten

Schmetterlingen mal plötzlich ein tragisches Schicksal bereiten. Ahnte dergleichen das junge Herz? Ein wehmütig seufzender Ton, wie Vorgefühl eines heranschleichenden Unglücks, glitt leise durch die entzücktesten Melodien, die aus Paganinis Violinenspiel hervorstrahlten... Seine Augen werden feucht... Anbetend kniet er nieder vor seiner Amata... Aber ach! indem er sich beugt, um ihre Füße zu küssen, erblickte er unter dem Bette einen kleinen Abbate! Ich weiß nicht, was er gegen den armen Menschen haben mochte, aber der Genueser wurde blaß wie der Tod, er erfaßt den Kleinen mit wütenden Händen, gibt ihm diverse Ohrfeigen, sowie auch eine beträchtliche Anzahl Fußtritte, schmeißt ihn gar zur Tür hinaus, zieht alsdann ein langes Stilett aus der Tasche und stößt es in die Brust der jungen Schönen...

In diesem Augenblick aber erscholl von allen Seiten: Bravo! Bravo! Hamburgs begeisterte Männer und Frauen zollten ihren rauschendsten Beifall dem großen Künstler, welcher eben die erste Abteilung seines Konzertes beendet hatte, und sich mit noch mehr Ecken und Krümmungen als vorher verbeugte. Auf seinem Gesichte, wollte mich bedünken, winselte ebenfalls eine noch flehsamere Demut als vorher. In seinen Augen starrte eine grauenhafte Ängstlichkeit, wie die eines armen Sünders.

„Göttlich!“ rief mein Nachbar, der Pelzmakler, indem er sich in den Ohren kratzte, „dieses Stück war allein schon zwei Taler wert.“

Als Paganini aufs neue zu spielen begann, ward es mir düster vor den Augen. Die Töne verwandelten sich nicht in helle Formen und Farben; die Gestalt des Meisters umhüllte sich vielmehr in finstere Schatten, aus deren Dunkel seine Musik mit den schneidendsten Jammertönen hervorklagte. Nur manchmal, wenn eine kleine Lampe, die über ihm hing, ihr kümmerliches Licht auf ihn warf, erblickte ich sein erbleichtes Antlitz, worauf aber die Jugend noch immer nicht erloschen war. Sonderbar war sein Anzug, gespalten in zwei Farben, wovon die eine gelb und die andere rot. An den Füßen lasteten ihm schwere Ketten. Hinter ihm bewegte sich ein Gesicht, dessen Physiognomie auf eine lustige Bocksnatur hindeutete, und lange haarichte Hände, die, wie es schien, dazu gehörten, sah ich zuweilen hilfreich in die Saiten der Violine greifen, worauf Paganini spielte. Sie führten ihm auch manchmal die Hand, womit er den Bogen hielt, und ein meckerndes Beifallachen akkompagnierte dann die Töne, die immer schmerzlicher und blutender aus der Violine hervorquollen. Das waren Töne gleich dem Gesang der gefallenen Engel, die mit den Töchtern der Erde gebuhlt hatten und, aus dem Reiche der Seligen verwiesen, mit schmalglühenden Gesichtern in die Unterwelt hinabstiegen. Das waren Töne, in deren bodenloser Untiefe weder Trost noch Hoffnung glimmte. Wenn die Heiligen im Himmel solche Töne hören, erstirbt das Lob Gottes auf ihren verbleichenden Lippen, und sie verhüllen

weinend ihre frommen Häupter! Zuweilen, wenn in die melodischen Qualnisse dieses Spiels das obligate Bockslachen hineinmeckerte, erblickte ich auch im Hintergrunde eine Menge kleiner Weibsbilder, die boshaft lustig mit den häßlichen Köpfen nickten und mit den gekreuzten Fingern in neckender Schadenfreude ihre Rübchen schabten. Aus der Violine drangen alsdann Angstlaute und ein entsetzliches Seufzen und ein Schluchzen, wie man es noch nie gehört auf Erden, und wie man es vielleicht nie wieder auf Erden hören wird, es sei denn im Tale Josaphat, wenn die kolossalen Posaunen des Gerichts erklingen und die nackten Leichen aus ihren Gräbern hervorkriechen und ihres Schicksals harren... Aber der gequälte Violinist tat plötzlich einen Strich, einen so wahnsinnig verzweifelden Strich, daß seine Ketten rasselnd entzweisprangen und sein unheimlicher Gehilfe, mitsamt den verhöhrenden Unholden verschwanden.

In diesem Augenblicke sagte mein Nachbar, der Pelzmakler: „Schade, schade, eine Saite ist ihm gesprungen, das kommt von dem beständigen Pizzikato!“

War wirklich die Saite auf der Violine gesprungen? Ich weiß nicht. Ich bemerkte nur die Transfiguration der Töne, und da schien mir Paganini und seine Umgebung plötzlich wieder ganz verändert. Jenen konnte ich kaum wiedererkennen in der braunen Mönchstracht, die ihn mehr versteckte als bekleidete. Das verwilderte Antlitz halb verhüllt von der Kapuze, einen

Strick um die Hüfte, barfüßig, eine einsam trotzige Gestalt, stand Paganini auf einem felsigen Vorsprunge am Meere und spielte Violine. Es war, wie mich dünkte, die Zeit der Dämmerung, das Abendrot überfloß die weiten Meeresfluten, die immer röter sich färbten und immer feierlicher rauschten, im geheimnisvollsten Einklang mit den Tönen der Violine. Je röter aber das Meer wurde, desto fahler erbleichte der Himmel, und als endlich die wogenden Wasser wie lauter scharlachgelbes Blut aussahen, da ward droben der Himmel ganz gespenstisch hell, ganz leichenweiß, und groß und drohend traten daraus hervor die Sterne . . . und diese Sterne waren schwarz, schwarz wie glänzende Steinkohlen. Aber die Töne der Violine wurden immer stürmischer und kecker, in den Augen des entsetzlichen Spielmanns funkelte eine so spöttische Zerstörungslust, und seine dünnen Lippen bewegten sich so grauenhaft hastig, daß es aussah, als murmelte er uralte verruchte Zaubersprüche, womit man den Sturm beschwört und jene bösen Geister entfesselt, die in den Abgründen des Meeres gefangen liegen. Manchmal, wenn er den nackten Arm aus dem weiten Mönchsärmel lang mager hervorstreckend, mit dem Fiedelbogen in den Lüften fegte, dann erschien er erst recht wie ein Hexenmeister, der mit dem Zauberstabe den Elementen gebietet, und es heulte dann wie wahnsinnig in der Meerestiefe, und die entsetzten Blutwellen sprangen dann so gewaltig in die Höhe, daß sie fast die bleiche Himmelsdecke und

die schwarzen Sterne dort mit ihrem roten Schaum bespritzten. Das heulte, das kreischte, das krachte, als ob die Welt in Trümmer zusammenbrechen wollte, und der Mönch strich immer hartnäckiger seine Violine. Er wollte durch die Gewalt seines rasenden Willens die sieben Siegel brechen, womit Salomon die eisernen Töpfe versiegelt, nachdem er darin die überwundenen Dämonen verschlossen. Jene Töpfe hat der weise König ins Meer versenkt, und eben die Stimme der darin verschlossenen Geister glaubte ich zu vernehmen, während Paganinis Violine ihre zornigsten Baßtöne grollte. Aber endlich vermeinte ich es gar wie Jubel der Befreiung zu vernehmen, und aus den roten Blutwellen sah ich hervortauchen die Häupter der entfesselten Dämonen: Ungeheuer von fabelhafter Häßlichkeit, Krokodile mit Fledermausflügeln, Schlangen mit Hirschgeweihen, Affen bemützt mit Trichtermuscheln, Seehunde mit patriarchalisch langen Bärten, Weibergesichter mit Brüsten an der Stelle der Wangen, grüne Kamelsköpfe, Zwittergeschöpfe von unbegreiflicher Zusammensetzung, alle mit kaltklugen Augen hinglotzend und mit langen Floßtätzen hingreifend nach dem fiedelnden Mönche. Diesem aber, in dem rasenden Beschwörungseifer, fiel die Kapuze zurück, und die lockigen Haare, im Winde dahinflatternd, umringelten sein Haupt wie schwarze Schlangen.

Diese Erscheinung war so sinnverwirrend, daß ich, um nicht wahnsinnig zu werden, die Ohren mir zuhielt und die Augen schloß. Da war

nun der Spuk verschwunden, und als ich wieder aufblickte, sah ich den armen Genuesser in seiner gewöhnlichen Gestalt seine gewöhnlichen Komplimente schneiden, während das Publikum aufs entzückteste applaudierte.

„Das ist also das berühmte Spiel auf der G-Saite“, bemerkte mein Nachbar; „ich spiele selber die Violine und weiß, was es heißt, dieses Instrument so zu bemeistern!“ Zum Glück war die Pause nicht groß, sonst hätte mich der musikalische Pelzkenner gewiß in ein langes Kunstgespräch eingemufft. Paganini setzte wieder ruhig seine Violine ans Kinn, und mit dem ersten Strich seines Bogens begann auch wieder die wunderbare Transfiguration der Töne. Nur gestaltete sie sich nicht mehr so grellfarbig und leiblich bestimmt. Diese Töne entfalteten sich ruhig, majestätisch wogend und anschwellend, wie die eines Orgelchorals in einem Dome, und alles umher hatte sich immer weiter und höher ausgedehnt zu einem kolossalen Raume, wie nicht das körperliche Auge, sondern nur das Auge des Geistes ihn fassen kann. In der Mitte dieses Raumes schwebte eine leuchtende Kugel, worauf riesengroß und stolzerhaben ein Mann stand, der die Violine spielte. Diese Kugel, war sie die Sonne? Ich weiß nicht. Aber in den Zügen des Mannes erkannte ich Paganini, nur idealisch verschönert, himmlisch verklärt, versöhnungsvoll lächelnd. Sein Leib blühte in prächtigster Männlichkeit, ein hellblaues Gewand umschloß die veredelten Glieder, um seine Schultern wallte in glänzenden Locken das

schwarze Haar; und wie er da fest und sicher stand, ein erhabenes Götterbild, und die Violine strich, da war es, als ob die ganze Schöpfung seinen Tönen gehorchte. Er war der Mensch-Planet, um den sich das Weltall bewegte, mit gemessener Feierlichkeit und in seligen Rhythmen erklingend. Diese großen Lichter, die so ruhig glänzend um ihn her schwebten, waren es die Sterne des Himmels, und jene tönende Harmonie, die aus ihren Bewegungen entstand, war es der Sphärengesang, wovon Poeten und Seher so viel Verzückendes berichtet haben? Zuweilen, wenn ich angestrengt weit hinausschaute in die dämmernde Ferne, da glaubte ich lauter weiße wallende Gewänder zu sehen, worin kolossale Pilgrime verummt einher wandelten, mit weißen Stäben in den Händen, und sonderbar: die goldenen Knöpfe jener Stäbe waren eben jene großen Lichter, die ich für Sterne gehalten hatte. Die Pilgrime zogen in weiter Kreisbahn um den großen Spielmann umher, von den Tönen seiner Violine erglänzten immer heller die goldenen Knöpfe ihrer Stäbe, und die Choräle, die von ihren Lippen erschollen und die ich für Sphärengesang halten konnte, waren eigentlich nur das verhallende Echo jener Violinentöne. Eine unnennbare heilige Inbrunst wohnte in diesen Klängen, die manchmal kaum hörbar erzitterten, wie geheimnisvolles Flüstern auf dem Wasser, dann wieder süßschauerlicher anschwellen, wie Waldhorntöne im Mondschein, und dann endlich mit ungezügelter Jubel dahinbrausten, als griffen tausend Barden in die Saiten ihrer Harfen und

erhüben ihre Stimme zu einem Siegesliede. Das waren Klänge, die nie das Ohr hört, sondern nur das Herz träumen kann, wenn es des Nachts am Herzen der Geliebten ruht. Vielleicht auch begreift sie das Herz am hellen, lichten Tage, wenn es sich jauchzend versenkt in die Schönheitslinien und Ovale eines griechischen Kunstwerks...

RICHARD WAGNER

BRIEF EINES DEUTSCHEN MUSIKERS AUS PARIS

(„Dresdner Abendzeitung“, 27. Februar 1841)

Über Richard Wagner sagt Laube: „Der Pariser Drang hat den Musiker in aller Eile zum Schriftsteller gemacht.“ Wagner selbst aber hat dagegen protestiert, daß es die Pariser Luft war, die ihn das Schreiben lehrte, sondern preist das Verdienst seines Lehrmeisters: „Wer von unserem Volke eine Feder zur Hand nimmt, gut oder schlecht, bewußt oder unbewußt, sucht er es Heine nachzumachen.“ Und wirklich ist dieses Vorbild in den ersten Publikationsversuchen Wagners unverkennbar, der Spott, der Witz, die Hingabe an die Begeisterung. Aber in Wagner sind die größere Männlichkeit, seine schmerzlicheren Jugenderfahrungen und der große Ehrgeiz erkennbar, nicht als Kritiker unten im Parkett bleiben, sondern auf das Podium steigen zu wollen, um oben mitzuwirken, vielleicht sogar in erster Rolle, vielleicht als „Lustspiel-Regisseur“, als Dirigent, als Direktor, als Dichter, als Komponist, — womöglich als alles zusammen. In allen Phasen ergreift ihn die Kunst. Er schrieb zuerst über „Pariser Amusements“ und „Pariser Fatalitäten für Deutsche“ für Lewalds Stuttgarter Zeitschrift „Europa“ (1841) unter dem Pseudonym V. Freudenfeuer, und dann für die „Dresdner Abend-Zeitung“, die Hofrat K. G. Winkler (Theodor Hell) redigierte, neun Musikerbriefe in der Zeit vom 23. Februar bis 23. Dezember 1841.

Der vorletzte dieser Berichte (s. S. 670) ist der einzige, der sich nicht auf Musik bezieht, aber von der von Wagner selbst betonten „peinigenden Unklarheit eines schlecht geübten Kunstfreundes hat diese Gemälde-

rezension nichts an sich. Im Gegenteil: instinktsicher und klar fällt der Tonkünstler auf dem Nachbarboden sein Urtheil, ja, man sieht, daß es ihm Freude macht, statt die üblichen Meldungen über den Gschnas des Pariser Theaterbetriebes erstatten zu müssen, einmal über ein monumentales Werk berichten zu können. Glasenapp hat dieses jugendliche Bekenntnis zur monumentalen Historienmalerei als bedeutungsvoll für das ganze Wagnersche Werk gekennzeichnet.

Paris, den 23. Februar 1841.

Verehrtester Herr!

Sie wünschten von mir Mittheilungen aus Paris: von mir, einem armen deutschen Musiker, aus der Stadt voll Endlosigkeit, Glanz und Schmutz. Eine Zeitlang war ich verwirrt, und wußte nicht so gleich, auf welches Terrain ich mich werfen sollte, um Ihrem Wunsche am glänzendsten zu genügen. Ich schwankte, ob ich mich in das Quartier der Tuileries versetzen und Sie von da aus über einige brillante Staatsaktionen unterhalten sollte, oder ob ich mich in das Heiligtum des Instituts träumen und aus ihm Ihnen einige glücklich erschnappte Floskeln über schöne und nützliche Künste mittheilen sollte? Offen gestanden, mit all diesen Herrlichkeiten hätte ich Sie notwendig aber belügen müssen; denn ich bin zu der Überzeugung gekommen, daß die nach Paris gewanderten Deutschen, außer in einzelnen höchst besonderen Fällen, nie soweit gelangen, um aus eigener Anschauung und mit vollster Überzeugung über jene intim höheren Kreise der Pariser Notabilitäten-Sozietät ein gültiges Urtheil

sprechen zu können. Ich will nicht sagen, daß es einem Deutschen an Gewandtheit fehlen sollte, sich in jenen Kreisen zur hinreichenden Notdurft bewegen zu können; allein, diese bilden eine dem deutschen Leben so völlig fremde Welt, daß schon der erste Eintritt in dieselben uns befangen macht und gewöhnlich die Lust und den Mut raubt, tief einzudringen. Wie einnehmend und liebenswürdig die Außenseite dieser Franzosen ist, so kann man doch annehmen, daß sie mit ihrem eigentlichen Innern, zumal gegen Ausländer, zurückhaltender sind, als selbst die von innen und außen schroffen Engländer. Wir sind somit gewöhnlich auf das reduziert, was man gemeinhin Öffentlichkeit nennt. Diese besteht im Besuch der Kammern, der Kaffeehäuser mit ihren Journalen und endlich — ach! wie ich aufatme! — der Theater. — Von den Kammern, Cafés und ihren Journalen lasse ich aber klüglich und füglich die politischen Zeitungen sprechen; zu euch aber wende ich mich, ihr zahlreichen Theater, und würde mich gern auch zu euch, ihr zahlreichen Konzertsäle, wenden, wenn es eurer im eigentlichen Sinne in Paris gäbe!

Wie gut ist es doch, daß die Musik in der Welt und namentlich auch in Paris ist! Was würden wir unzähligen Deutschen, die wir nun einmal nicht Schneider und Uhrmacher, sondern Musiker geworden sind, ohne sie in Paris angeben? Sie ist ein herrliches Band, welches uns an diese so höchst fremde Welt zu fesseln imstande ist, und welches zumal vermag, uns einigen Geschmack für die Pariser Öffentlichkeit bei-

zubringen. — Noch einmal, gesegnet sei die Musik, und gesegnet der glückliche Umstand, der die Pariser Welt vermochte, sie einstimmig zu ihren Amusements zu adoptieren! Hier liegt das Mittel, Paris uns Deutschen vollkommen verständlich zu machen, und vermöge ihrer können wir auch wetten, daß wir Paris begreifen von den Flageolett-Tönen Duprez' bis zu dem wahrhaften Flageolett der Bälle der rue St. Honoré. Was darüber hinaus liegt, oder was sich durch andere Organe ausspricht, das lasset links, ihr braven Landsleute! Denn es wird euch immer so dunkel und rätselhaft bleiben, wie die düsteren, unbegreiflichen Rechnungen des mont de piété.

Deswegen habe ich mir vorgenommen, in den nächsten freien Tagen eine Geschichte der Pariser Musik zu schreiben, mit allerhand Einwebungen vom Ausbau des hôtel de ville, von der Fortifikation und anderen Dingen der Art, die nächstens alle in das Fach der Musik schlagen werden, weil ich voraussehe, daß man nächstens dergleichen Entreprisen alle mit Musik begleiten lassen wird, ungefähr auf die Art, wie die Translation der Überreste der Juli-Gefallenen, oder die Einbringung der cendres de Napoléon, — welche (beiläufig gesagt) seit dem Tage, wo man erfuhr, daß der Held noch ziemlich unverseht gefunden worden sei, mit der strengsten Genauigkeit nur noch le corps de l'empereur genannt wurden, weshalb denn auch plötzlich die hübsche Dantansche Charge verschwand, welche Herrn Thiers mit einem Büchsen, die Asche Napoleons enthal-

tend, unter dem Arme darstellte. — So viel ist richtig, daß das Projekt bereits eingereicht ist, ein mächtiges Orchester in der Deputiertenkammer anzubringen, welches teils durch rezitativisches Akkompagnement Vorträge, wie die des Marschalls Soult heben, teils dazu bestimmt sein soll, in den Unterbrechungen das Lärmen der Deputierten zu idealisieren, d. h. delikate und anmutig zu machen. Ohne Delikatesse geht es nun einmal in Paris nicht ab, und die Musik im Pariser Sinne ist das vortrefflichste Mittel, das geeignetste Gewürz für anmutige Saucen, mit denen endlich alles, Trauer und Unglück, verschlungen wird. — Jedenfalls wird mir diese Geschichte der Pariser Musik und ihrer Bedeutung für moderne Zustände viel Zeit wegnehmen, und da ich noch nicht klar darüber bin, ob ich sie in Versen oder in Prosa schreiben soll, so will ich vorläufig nur daran denken, Ihnen dies und jenes aus der Oberfläche der Erscheinungen unserer Kunstwelt mitzuteilen.

Zunächst eine Todesnachricht! Die Pariser Große Oper wird nächstens sterben. Sie erwartet ihr Heil vom deutschen Messias — von Meyerbeer; zögert dieser noch lange mit der Rettung, so wird der Todeskampf sehr bald eintreten. Das Unglück ist dieses: Auber ist vor der Zeit alt geworden, und Halévy hat sich seit drei Jahren keine Mühe gegeben; Meyerbeer aber, der das hiesige Ruhm-Spiel nur in großen und bedächtigen Zügen mitspielt, hat seine Gründe, sein neuestes Werk, auf das alle Hoffnung beruht, noch nicht erschei-

nen zu lassen. So laboriert die Oper und ist seit lange gezwungen, ihr Heil in Mittelmäßigkeiten zu suchen; das Publikum hat aber die Kaprize, durchaus nur Ausgezeichneten Beifall spenden zu wollen; so kommt es, daß man „Robert“ und die „Hugenotten“ stets wieder erscheinen sieht, wenn das Mittelmäßige genötigt ist, sich zurückzuziehen. Mit „Robert le diable“ hat es zumal eine wunderbare, fast unheimliche Bewandtnis, und wenn ich Herr Donizetti, oder Herr Rualtz, oder sonst einer von den Unzähligen wäre, „die ihr Verderben schon im gleichen Wagnis fanden“ — so würde ich diesen Robert wie einen wirklichen Teufel hassen. Diese Oper ist nämlich der entscheidendste Beifalls- oder vielmehr Durchfalls-Barometer für die Werke jener Herren; denn hat eine neue Oper kein Glück gemacht, so wird nach den ersten Vorstellungen derselben „Robert le diable“ wieder herausgesteckt, und sieht man dieses Werk dann wieder auf der Affiche, so ist man sicher, daß die Oper nichts gemacht hat. Robert ist unvergänglich! Trotz der oft skandalösen Vorgänge dieser Oper ist und bleibt Robert neben den Hugenotten die einzige und glücklichste Zugoper.

Man kann sich nach diesem leicht vorstellen, mit welcher Begier der jetzige Direktor der Oper, Herr Leon Pillet, dem neuen Werke des Meisters nachstellt, welches ihn einen sicheren, großen Sukzeß hoffen läßt. Einstweilen begnügt das Publikum und ganz besonders er, der Direktor selbst, sich mit der „Favorite“.

Diese „Favorite“ ist, wie Sie wissen werden, eine Oper von Donizetti, die sich in einem ziemlichlichen Beifalle erhält. Für uns deutsche Patrioten hat diese „Favorite“ jedoch einen verhängnisvollen Einfluß gehabt. Vorher waren nämlich Direktor und Publikum darin übereingekommen, daß die Große Oper einer ersten Sängerin bedürfe, und beide Teile hatten ihre Augen erwartungsvoll auf Fräulein Löwe geworfen. Die Sängerin jener Favorite aber, Madame Stoltz, hat Herrn Leon Pillet begreiflich zu machen gewußt, daß sie eigentlich selbst die erste Sängerin der Welt sei, um die es sich hier handle; ja sie scheint es ihm so klar bewiesen zu haben, daß er jetzt nicht einen Augenblick mehr daran zweifelt, und sich entschlossen hat, um dem Unglück vorzubeugen, zwei erste Sängerinnen der Welt zu haben, Fräulein Löwe nicht zu engagieren. — Uns Deutschen ist damit ein tüchtiger Streich gespielt und Fräulein Löwe in eine ärgerliche Lage versetzt. Sie kommt hierher, weist die lockendsten Anerbieten, sie wieder an Berlin zu fesseln, zurück, singt mit großem Sukzeß einmal öffentlich in einem Konzert und erfährt infolge dieses Sukzeß am andern Tage, daß ihr des weiteren die Tür verschlossen sei. —

Im übrigen hätte auch noch ein Unglück daraus folgen können: — Herr Moritz Schlesinger nämlich, unser erster Musikhändler und eifriger Protektor des Fräulein Löwe, fand sich in der Eigenschaft als Unterhändler der beiden Parteien auf eine beleidigende Aussage des Herrn Leon

Pillet veranlaßt, an das bewährte Schwert zu greifen und den Beleidiger zum Duell herauszufordern. Die Herren Halévy und Jules Janin, die Zeugen des Herrn Schlesinger, suchten die Sache zu vermitteln und legten Herrn Pillet eine Ehrenerklärung zur Unterzeichnung vor; da dieser jedoch sich weigerte, so ward bereits der Tag des Duells bestimmt. An diesem Tage selbst aber hielt es endlich der Direktor für gut, jene Erklärung zu unterzeichnen, und somit wurde jedenfalls großes Unglück verhütet, das selbst mich getroffen hätte, der ich an beide der Herren durch unauflösliche Bande der Industrie und Ruhm-erwerbung geknüpft bin. Ein Opern-Direktor und ein Musik-Verleger, — welche unentbehrlichen Leute für einen strebsamen Komponisten! —

Scherz beiseite, — die Sache ist ärgerlich, und zumal für Fräulein Löwe, welche (beiläufig gesagt) von den hiesigen Journalen bald Loëwe, Looëwe, bald aber auch Loeuve genannt wird. Sie hat in dem Konzert der gazette musicale, worin sie bis jetzt zum ersten Male aufgetreten ist — wie ich bereits erwähnte, — einen entschiedenen Triumph gefeiert.

Das Konzert war überhaupt charakteristisch genug. Das Programm war fast ausschließlich von Deutschen okkupiert, unter denen auch meine Wenigkeit zu figurieren die Ehre hatte. Ein Journal ließ sich auch, wenngleich äußerst zart, etwas über den parfum allemand dieses Konzertes aus; trotzdem scheinen die Franzosen sich allmählich daran zu gewöhnen, zumal wenn von Musik die

Rede ist, mehr deutsche als französische Namen aussprechen zu müssen. Es geschieht dies jedoch noch mit einem gewissen Widerstreben, und die kleine Privatschule der opéra comique, bestehend aus einer unzähligen Masse von lauter kleinen Thomas, Clapissons, Monpous usw., knirscht gewaltig mit den kleinen Quadrillen-Zähnnchen; es wird ihnen aber doch nichts helfen, und wenn sie selbst nicht bald Miene machen werden, aus ihrer Kleinheit hervorzutreten, so wird ihnen wohl nichts übrigbleiben, als mit der Zeit auch von diesem Terrain verjagt zu werden.

Dieses Terrain, die Komische Oper, ist wirklich jämmerlich verwahrlost. Dieses Theater, welches bis jetzt eben noch ganz ausschließlich der populären französischen Schule anheim war, zieht sich bereits seit einigen Jahren durch eine Misere von taktlosen Seichtigkeiten dahin, wie ein im Anfange des Laufes kräftiger Strom, der sich zuletzt in Sand und Schlamm schamvoll verliert. Der geistvolle und fähigste Chef der neuesten französischen Schule ist seit einer Reihe von Jahren unbedingt Halévy; unglücklicherweise geriet er jedoch zu früh auf den Gedanken, die Bequemlichkeit seines Vorgängers, Auber, nachzuahmen, d. h. mit der größten und behaglichsten Nonchalance zu schreiben; er hatte leider vergessen, daß er es doch noch nicht so weit gebracht hatte, wie dieser, der wirklich sagen konnte, er habe sich eine nagelneue Manier geschaffen, in welcher er sich notwendig nun gehenlassen dürfe. So kam es, daß Halévy, der geniale Schöpfer der „Juiive“, eine

ziemliche Reihe von schlechten Arbeiten lieferte, die zur Ehre des Publikums auch durchfielen.

Habe ich ein Wort über die *opéra comique* gesagt, so ist es doch nicht mehr wie billig, daß ich wenigstens ein halbes auch über das *Théâtre italien* hinzufüge. Wenn ich Louis Philippe wäre, so wünschte ich Rubini oder Lablache zu sein! Ich für mein Teil wäre einer von diesen unbedingt lieber noch, als König der Franzosen. Welch eine Wonne, welch eine Existenz von Behaglichkeit! Lorbeer und Banknoten ist doch das Los dieser nie alternden Halbgötter! Sie kommen vom delikatesten Diner, singen zur Verdauung zum zweihundertstenmal die *Cenerentola*, vor sich ein Publikum, das in Parfum, Atlas, Sammet und Enthusiasmus schwimmt, setzen sich beim Nachhausefahren anstatt gewöhnlicher Hüte charmante Lorbeerkränze auf den Kopf, legen sich ins Bett und träumen von ihren Renten, — ist das nicht herrlich, und wer möchte es besser haben? Und bei alledem dies ewige Leben! In Wahrheit, ich kann mir nie klar vorstellen, daß diese Leute jemals sterben oder gar jemals nicht mehr singen könnten. „Rubini, Lablache usw.“ so heißt das Lied, wenn ich nicht irre, bereits hundert Jahre und wird zum wenigsten noch einmal solange dauern. Gewiß ist, wir werden es mindestens nicht erleben. —

Um meinen Bericht mit etwas recht Erhebendem zu schließen, melde ich Ihnen hiermit noch ein großes Talent und einen großen Sukzeß an, welche von dem Pariser Publikum als ein musi-

kalisches Ereignis laut anerkannt und einmütig gepriesen werden. Ich spreche von Vieuxtemps und seinem Auftreten. Dieser in jeder Hinsicht außerordentliche Künstler kam vor einiger Zeit hier an, nachdem ihm ein bedeutender Ruf siegreich vorangegangen war. Er trat zum ersten Male im ersten diesjährigen Conservatoire-Konzerte auf, und spielte in diesem ein großes Concerto von seiner neuesten Komposition. So hat es endlich einer gewagt, aus dem Geleise der unabschbaren Reihe von gefallsüchtigen Virtuosen mit ihren abscheulichen, entehrenden *airs variés* kühn hervorzutreten und seine Kunst wieder zu der angestammten Würde zu erheben, die so schmählich geschändet und entstellt worden war! So hat es einer gewagt, sich vor den überreizten Ohren einer Menge hinzustellen und mit einem edlen, gediegenen Tonstücke, rein und keusch konzipiert, frisch und lebensvoll ausgeführt. Und dieser seltene Künstler hat soeben — unglaublich scheint es — sein einundzwanzigstes Jahr zurückgelegt! Oh, ihr Virtuosen mit euren Phantasien, Variationen und Polacca guerriera's, verbeugt euch tief und eifert diesem Jünglinge nach, sonst, ich sage es euch, seid ihr in weniger als fünf Jahren tot und begraben!

Hiermit lassen Sie mich schließen, denn ich wüßte nichts Würdigeres und nichts Schöneres mehr zu berichten, es müßte denn sein über den boeuf gras, der seit gestern seine eigene Last qualvoll durch die Straßen von Paris schleppt, und wie man mir versichert, heute auf dem Pont

neuf nach einer eigens zu diesem Zwecke komponierten Quadrille Musards tanzen wird. — Sie sehen, auch da kommt mir die Musik wieder zwischen die Feder; ich versichere Ihnen, man kann ihr in Paris nicht ausweichen, und seien Sie daher zufrieden, sich an einen Musiker wegen Berichten gewandt zu haben, denn glauben Sie, Paris, wie es heute ist und wie es sich einzig einer deutschen Seele zeigen kann, kann nur dem Musiker ganz verständlich und klar werden.

Nächstens ein Weiteres mit und vielleicht auch ohne Musik von Ihrem

Richard Wagner.

EDUARD HANSLICK

RICHARD WAGNERS „RHEINGOLD“ UND „WALKÜRE“

(„Neue Freie Presse“, 1869)

Eduard Hanslick war zwei Menschenalter lang der große Musikreferent Wiens, zuerst bei der „Wiener Zeitung“, von 1854 an bei der „Presse“, von 1864 an vierzig Jahre lang bei der „Neuen Freien Presse“; seine fünfzehn Bücher, zumeist Sammlungen seiner Konzert- und Opernreferate, und eine ästhetische Schrift „Vom Musikalisch-Schönen“ hatten hohe Auflagen, er wurde Privatdozent für Ästhetik und Extraordinarius für Geschichte der Tonkunst an der Wiener Universität, seine Kenntnisse galten als unerschöpflich und seine Kritiken als infallibel. Er war der fanatischste Feind Richard Wagners, den die „Neue Freie Presse“ wegen der Schrift „Vom Judentum in der Musik“ in allen Rubriken bekämpft hatte. (Siehe: Spitzer.) Wagner hat zwar den Namen „Hans Lick“ seiner ersten „Meistersinger“-Fassung in „Beckmesser“ geändert, aber doch kennt man den Wiener Musikpapst heute in weiteren Kreisen fast nur, weil er in verbohrtem Grimm gegen Wagner anrannte, und zum Schulbeispiel dafür geworden ist, wie die Zeit Kritiken dementiert.

Das „Rheingold“, das jetzt in München seine erste Aufführung erlebte, wird von Wagner ein Vorspiel genannt. Die eigentliche, damit einzuleitende Aktion bildet eine an drei aufeinander folgenden Abenden aufzuführende Trilogie: Die Walkyre, Sigfried und die Götterdämmerung.

Der szenische Aufbau der Handlung im „Rheingold“ ist sehr geschickt, diese selbst unserem Interesse fernstehend. Man muß leidenschaftlicher Germanist sein, um sich für den ganzen Hofstaat der altnordischen Mythologie zu erwärmen; wir wollen auf der Bühne Menschen sehen, mit menschlichen Leidenschaften und Schicksalen. Die tiefe Symbolik, welche die Sage in ihre Götter-Gestalten legt, kommt in Wagners Rheingold nicht zutage, eine gelehrte Kenntnis derselben kann man wohl nur von einem verschwindend kleinen Teile des Publikums erwarten. So agieren denn die blutlosen Schemen, die uns Wagner als Wotan, Loge, Fricka, Donner, Froh usw. vorführt, wie ausgestopfte Puppen, eine der andern ähnlich. Einen Versuch zu genauerer Charakteristik, aber einen mißglückten, macht Wagner mit seinem Loge. Loge (Loki) erscheint nach Uhlands Ausdruck als das leise Verderben, das rastlos unter den Göttern einherschleicht, listig, verräterisch, dabei gewaltig durch die elementare Macht, die seinem Wesen als Feuergott zugrunde liegt. Wagner macht aus ihm einen halbkomischen Diplomaten, der sich eines abgeschmackten, lächelnden Konversationstones befleißigt und dem niemand seine Abkunft von den Riesen, dieser ältesten Götterdynastie, glaubt. Götter, Riesen und Zwerge als handelnde Personen auf die Bühne zu bringen, ist ein unmögliches Unternehmen: es spielen sie doch immer Menschen von gewöhnlichem Mittelmaß. Selbst die besten Dramatisierungen des Nibelungenstoffes

mußten das Mißliche dieses Widerspruches erfahren und büßen: des Widerspruchs zwischen unserer Vorstellung von übermenschlichen Heldengestalten und deren dürftiger Verkörperung auf der Bühne. Wenn Wagner auf die Volkstümlichkeit jenes Sagenkreises zählt, wie aus dem ganzen Unternehmen hervorgeht, so hat er sich verrechnet, wie seinerzeit Klopstock mit seiner künstlichen Wiederaufnahme der altdeutschen Mythologie. Gerade jene Klopstockschen Oden, welche von Thor, Freya, Walhall usw. wimmeln, sind am wenigsten verstanden und am frühesten vergessen worden. Die Figuren und Situationen in Tannhäuser, Holländer, den Meistersingern explizieren sich selbst; um den vollen Sinn des Rheingold zu verstehen, müßte der Zuschauer beim Eintritt ins Parterre nebst dem Theaterzettel auch ein Handbuch der altgermanischen Mythologie und womöglich ein kleines Wörterbuch in die Hand bekommen. Denn in seiner altertümelnden Passion gebraucht Wagner mit Vorliebe Wörter, die — zu unserem größten Bedauern — heutzutage kein Mensch mehr versteht. Stellen wie „Mein Friedel sei, du frauliches Kind“, „Bin glatt und glau“, „Glühender Glanz entgleißt wehlich im Weg!“ trifft man auf jeder Seite. Wie in diesen eben herausgegriffenen Beispielen, so herrscht in der ganzen Dichtung, sprachverderbend und sinnverrückend, die Alliteration. Und nicht der Gedanke ruft bei Wagner die passende Alliteration hervor, sondern umgekehrt. Diese unausgesetzte Buchstaben- und Lautspielerei um-

schwirrt uns wie ein lästiger Schwarm von Wespen. Etwas Abgeschmackteres als die Diktion von Wagners Rheingold von der ersten Zeile bis zur letzten kommt schwerlich irgendwo zum Vorschein. Man schaukelt bei der Lektüre dieses poetischen Ungetüms seekrank zwischen Ärger und Lachen. Ein wahres Glück, daß man bei der Aufführung selbst fast nichts von den Textworten versteht, die gefährlichen Symptome „allgemeiner Heiterkeit“ würden nicht ausbleiben.

Das Auge wird fortwährend durch zauberhaften Dekorationswechsel, durch Feerien, Flugmaschinen, Lichteffekte und farbige Dämpfe beschäftigt und geblendet. Es gibt keine zweite Oper, in welcher ein Komponist sich so vollständig zum dienstfertigen Begleiter des Maschinisten und Dekorationsmalers degradiert hätte, wie im Rheingold. Wer mit uns in München sein Brot mit Tränen aß, wird bezeugen, daß in allen Rheingold-Gesprächen (und es gab keine anderen) fast ausschließlich von den schwimmenden Nixen, den farbigen Dämpfen, der Götterburg und dem Regenbogen die Rede war, nur selten von der Musik. Ist nicht Meyerbeer, der von Wagner mit so tugendhafter Entrüstung Geschmähte, ein unschuldig Kind gegen den auf die raffinierteste Schaulust spekulierenden Komponisten dieses Kosmoramas? Was bleibt vom Rheingold, wenn man das szenische Blendwerk abzieht? Nichts als ein langweilig nüchternes Psalmmodieren der Sänger über einer gestaltlos wogenden, im besten Falle realistisch malenden Begleitung.

Der musikalische Stil des Rheingold ist der zuerst in Tristan streng durchgeführte: die reiz- und melodienlose Deklamation der Singstimmen, dazu die in ewigen Trugschlüssen sich aufreibende „unendliche Melodie“ im Orchester. Die Konsequenz, mit welcher Wagner diese wider-musikalische Methode festhält, erregt eine Art gruselnder Bewunderung. Keine symmetrische Form, kein selbständig melodiöses, rhythmisch gegliedertes Thema, kein Ensemblesatz. Wir sehen die ganze Götter- und Riesengesellschaft, acht bis zehn Personen stark, den halben Abend hindurch nebeneinander auf der Bühne stehen, und niemals singen ihrer zwei zugleich. Langsam und pathetisch rezitiert einer nach dem anderen, während die übrigen stumm und gelangweilt zusehen. Ein drei Stunden langer musikalischer Gänsemarsch! Wenn das ein Fortschritt heißen soll, von dem unschätzbaren Kunstgewinn des mehrstimmigen Gesanges zu dem einstimmigen Kindheitslallen der ersten Opernversuche zurück-zukehren, so danken wir für den Fortschritt. Würde etwa ein moderner Maler auf jene Vor-Dürersche Periode zurückgehen dürfen, welche, das Gesetz der Perspektive noch nicht kennend, die Menschen einander auf den Köpfen gehend darstellte? Auch keine dramatische Nötigung spricht für solchen Puritanismus, (ganz abgesehen davon, daß wir das musikalische Schönheitsprinzip auch in der Oper gewahrt wissen wollen), denn die Handlung des Rheingold bringt mehr als eine Situation, welche ein Zusammen-

singen geradezu dramatisch erheischt. So zum Beispiel, wenn die von den Riesen bedrängte Freya die versammelten Götter um Hilfe anruft, wenn später die zurückbleibenden Götter dem gen Nibelheim ziehenden Wotan ihr „Glück auf“ und „Fahr wohl“ zurufen. Wäre ein Chor der goldschleppenden Nibelungen oder der schließlich triumphierend in Walhall einziehenden Götter undramatisch? Wir finden das Gegenteil, finden Wagners Partitur undramatisch. Nur einmal läßt den homophon gemäßregelten Hörer ein musikalischer Sonnenblick: die drei Rheinnixen ruhen am Schlusse der Oper ein kurzes dreistimmiges Sätzchen zu singen, und das verschmachtende Ohr lebt förmlich auf. Wer die Wirkung dieses langentbehrten Zusammenklanges auf die Hörschaft beobachtet hat und unter dem Eindrucke dieses Kontrastes noch nicht im Klaren ist über die Verkehrtheit des Wagnerschen Hintereinander-Stils, dem ist nicht zu helfen.

Die wärmsten Verehrer des Komponisten müssen die Inferiorität seiner Rheingold-Musik zugeben, sie ist, als Ganzes geradezu arm, kalt und unerquicklich. Die raffiniertesten Orchester-Kombinationen können nicht darüber täuschen, wie nüchtern und seelenlos aller Gesang im Rheingold ist. Dies graue deklamatorische Einerlei fällt uns wie schwerer Nebel auf die Brust. Szenen, deren eigentümlichem Charakter diese Art Musik noch allenfalls entspricht, (wie die Erscheinung der warnenden Erda) und welche von einer kontrastierenden Umgebung sich effektivvoll abheben

würden, versagen hier, weil eben alles in denselben Farben gemalt ist. Da alle Personen im Rheingold pathetische Deklamatoren sind, so kristallisiert sich keine einzige zur lebendigen Individualität, selbst in den charakteristischsten Momenten nicht. Ein solcher Moment ist z. B. der Fluch, den der beraubte, racheschnaubende Alberich gegen Gold und Götter schleudert. Wir erwarten hier ein Musikstück von leidenschaftlicher rhythmischer Kraft und Gedrungenheit. Statt dessen entledigt sich Alberich seiner Rede mit dem salbungsvollen Pathos eines Nachmittagspredigers.

Den vorteilhaftesten Eindruck macht jedenfalls das erste Bild: die Nixen im Rheine. Da ist der Hörer noch unabgestumpft und kann sich dem eigentümlich anregenden, ganz ungewohnten Schauspiel mit Interesse hingeben. Daß dieser Reiz weit mehr ein malerischer und poetischer als ein musikalischer sei, darüber legt man sich unter dem Eindruck des Total-Effekts keine Rechenschaft, auch paßt dazu Wagners deskriptive, das Bild gleichsam nur elementarisch umflutende Musik am besten. Je weiter, desto schwerfälliger, eintöniger, blutloser wird die Musik. Nur momentan unterbricht irgendein geistreicher Klangeffekt das wachsende Unbehagen des Hörers. Mit rein reflektierendem Interesse bemerkt dieser allenfalls noch, wie einzelnes musikalisch „zum Sprechen getroffen“ sei: das plumpe Auftreten der beiden Riesen, der rote Feuerschein in der (durch achtzehn abgestimmte

Ambosse kolorierten) Schmiedeszene u. dergl. Bald jedoch übersättigt und belästigt ihn solch kalte Verstandesmusik, die kein anderes Ziel kennt, als dem Ohre etwas vorzumalen. Er sehnt den Schluß herbei und verläßt das Theater in einer an physisches Unwohlsein grenzenden Nervenabspannung.

Seither kam auch die „Walkyre“ in München ausnahmsweise zur Aufführung. Am Besuch dieser Vorstellung verhindert, muß ich mir auch jede Bemerkung darüber versagen, denn Wagnersche Opern muß man, wie er mit Recht verlangt, in ihrem vollen szenischen Leben auf der Bühne sehen. Einzelne Stücke daraus hat Wagner in seinen Konzerten (in Wien und anderwärts) selbst zur Aufführung gebracht. Als wesentliche Teile eines großen, durchaus dramatischen Organismus, entziehen sich diese Fragmente jeder nicht ganz oberflächlichen Beurteilung. Sie auf ihren musikalischen Wert allein anzusehen, würde der Komponist gewiß noch unstatthafter finden. Der eigentliche Kern ihrer musikalischen Erfindung erschien mir dürftig, ja dürftiger als in Wagners früheren Opern. In den Nibelungenstücken ist das rein musikalische Erfinden so gut wie aufgegeben; was sie uns bieten, ist potenzierte Deklamation und musikalische Dekorations-Malerei. In der Technik dieser stets meisterhaft gehandhabten Dekorations-Malerei hat Wagner noch entschiedene Fortschritte gemacht. Die effektvollen Orchesterbilder im Tannhäuser und Lohengrin erblassen gegen die Farbenglut der

vorgeführten Nibelungen-Szenen. Der Walkyrenritt mit seinen Peitschenhieben, Pferdegepolter und Sturmessausen überschreitet zwar die Grenzen des Charakteristisch-Schönen, aber er ist mit einer genialen Keckheit gemacht, die den Zuhörer förmlich niederwirft. In dem „Feuerzauber Wodans“ umflutet uns ein Meer von fremdartigen Klängen. In das fieberhafte Tremolieren der Geigen tönt das Rauschen und Pizzikieren dreier Harfen, brüllen Posaunen und Ophykleiden, klirren die hellen Rufe gestimmter Glöckchen. Fast unausgesetzt schlagen eigentümliche, blendende Orchester-Effekte an das betroffen lauschende Ohr des Hörers. Freilich führt Wagner zu diesem Zweck einen unermesslichen Haushalt: das ganze (namhaft verstärkte) Orchester in fortwährender, flutender Bewegung, Streicher und Bläser in den fremdartigsten Kombinationen, Posaunen und Bombardons, Paukenwirbel, große Trommel, Becken, Triangel, Glöckchen. In dem Raffinement ungewöhnlicher Klangmischungen, wie in der Wucht des materiellen Lärms scheint uns Wagner an dem Punkte angelangt, wo er nicht mehr weiter kann. Wenn wir aus diesen Fragmenten Wagners gegenwärtigen neuesten Standpunkt abstrahieren dürfen, so steht die betrübende Wahrheit fest, daß der Komponist nicht mehr anders, als mit den kolossalsten Mitteln zu wirken vermag. Bewunderungswürdig ist Wagner in seinem Kombinationstalent für Instrumentierung und Harmonie; neu und erfindungsreich im Rhythmus und der Dynamik. Nicht das Gleiche gilt von

seiner Melodie, obwohl sie im Nibelungenring „unendlich“ ist — leider. Freilich darf man mit dem Vorwurf des Melodienmangels Wagner nicht mehr kommen, seit er in den Meistersingern so beißenden Spott darüber ausgegossen. Es kommt eben nur auf den Begriff von Melodie an. Nach unserer einfältigen Meinung ist die Melodie verschieden von Eisenfeilspänen und unser Ohr kein Magnet.

PETER ALTENBERG

MÄRSCH E

(„Wiener Allgemeine Zeitung“, 1907)

Es gibt drei Märsche, die in Musik umgewandelte Todeskühnheit und Blutdunst sind:

Lorrainemarsch (Louis Ganne).

Sternenbannermarsch (Susa).

Einzug der Gladiatoren (Fuzek).

Sie müssen mit einer kurzen und schrecklichen Entschlossenheit gespielt werden!

Der Kapellmeister werde da zum unerbittlichen Feldherrn selbst und die Instrumente mögen direkt in den Tod gehen!

Besonders kleine Trommel und Klarinette seien Helden! Sterben fürs Vaterland! Ex!

Man muß die Bataillone gleichsam sehen, die den Selbsterhaltungstrieb hinter sich zurücklassen!

Vor, vor, vor!

Eine schreckliche Krankheit hat das Gehirn, das Nervensystem ergriffen: „Du oder ich, Hund!“
Sonst nichts!

Besonders der Lorrainemarsch von Ganne, ein Extrakt von Revanchefanatismus!

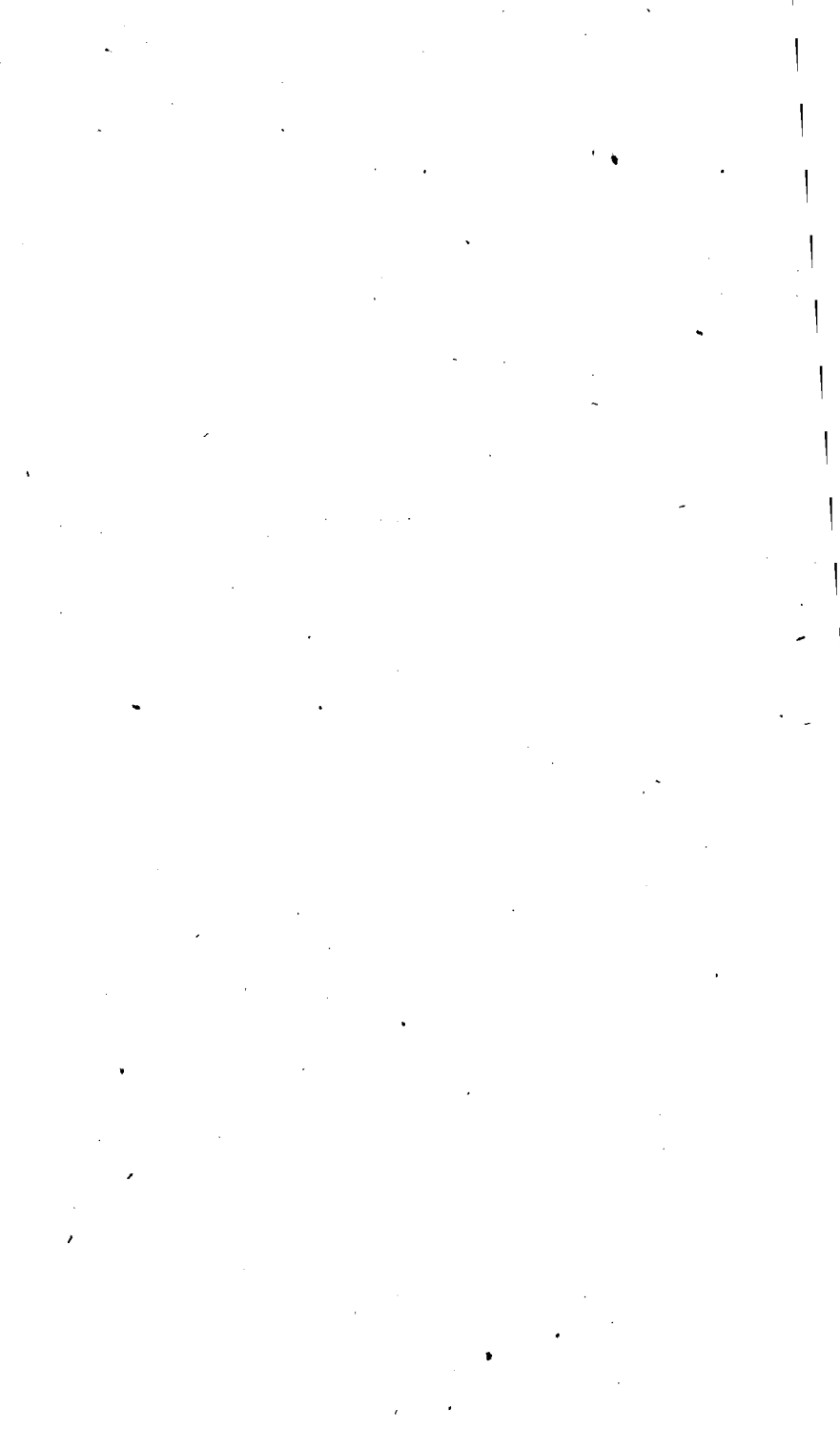
Im Sternenbannermarsch geht Amerika freudig in den Tod!

Der Einzug der Gladiatoren in die Arena ist in Musik gesetztes Schicksal von Todesmutigen!

Wirble, kleine, flache Trommel, daß die Trommelfelle der Hörer bersten, kreische, Klarinette, wie schwangere Frauen in Angstgeburten, und du, Baß, murmle dumpf und verhängnisvoll, wie griechischer Chor zu tragischen Ereignissen!

Du aber, Kapellmeisterfeldherr, sei unerbittlich, furchtbar und entschlossen!!

ÜBER BILDENDE KUNST



JOH. WOLFGANG GOETHE

ÜBER LEONARD DA VINCIS ABENDMAHL ZU MAILAND

(1817)

Kaum wird es ein Buch über Goethe und den Journalismus geben, obwohl es in Deutschland Bücher über Goethe und alles gibt. Denn Goethe hatte nichts für Zeit und Zeitung übrig, er flüchtete vor ihr in Vergangenheit und Zukunft, Phantasie und Wissenschaft und nichts in der Gegenwart vermochte ihn zu erregen. Wenn er seinen großen Namen dazu lieb, daß durch ein von ihm unterfertigtes Referat in einer Zeitschrift für ein Werk Propaganda gemacht werde (wie z. B. für den Jahresbericht des Vaterländischen Museums von Böhmen), so ließ er den Artikel von fremder Hand verfassen und änderte nicht viel daran. Auch die „Horen“ sind eine Zeitschrift, die mit der Zeit nichts gemein hat. Und seine Tätigkeit als Kriegsberichterstatter während der „Campagne in Frankreich“ ist wirklich von einer Blindheit gegen den Jammer, daß in diesem Punkte Börnes haßerfüllte Anklageschrift nicht übertrieben ist. Unerreicht aber ist Goethe als Kunstkritiker, — nie vorher und nachher hat jemand mit gleicher Sachkenntnis und solcher dichterischer Imagination ein Kunstwerk in Worten nachzubilden vermocht.

Wir wenden uns nunmehr gegen das eigentliche Ziel unserer Bemühung, zu dem Abendmahl, welches im Kloster alle Grazie zu Mailand auf die Wand gemalt war.

Die dreizehn Figuren nehmen den Raum von achtundzwanzig Pariser Fuß der Länge nach ein. Nur zwei derselben sieht man ganz an den entgegengesetzten Enden der Tafel, die übrigen sind Halbfiguren, und hier fand der Künstler in der Notwendigkeit seinen Vorteil. Jeder sittliche Ausdruck gehört nur dem oberen Teil des Körpers an, und die Füße sind in solchen Fällen überall im Wege; der Künstler schuf sich hier elf Halbfiguren, deren Schoß und Knie von Tisch und Tischtuch bedeckt wird, unten aber die Füße im bescheidenen Dämmerlicht kaum bemerklich sein sollten.

Das Aufregungsmittel, wodurch der Künstler die ruhig heilige Abendtafel erschüttert, sind die Worte des Meisters: Einer ist unter euch, der mich verrät! Ausgesprochen sind sie, die ganze Gesellschaft kommt darüber in Unruhe; er aber neigt sein Haupt, gesenkten Blickes; die ganze Stellung, die Bewegung der Arme, der Hände, alles wiederholt mit himmlischer Ergebenheit die unglücklichen Worte, das Schweigen selbst bekräftigt: Ja es ist nicht anders: Einer ist unter euch, der mich verrät.

Ehe wir aber weitergehen, müssen wir ein großes Mittel entwickeln, wodurch Leonard dieses Bild überhaupt belebte: es ist die Bewegung der Hände; dies konnte aber auch nur ein Italiener finden. Bei seiner Nation ist der ganze Körper geistreich, alle Glieder nehmen teil an jedem Ausdruck des Gefühls, der Leidenschaft, ja des Gedankens. Durch verschiedene Gestaltung und

Bewegung der Hände drückt er aus: Was kummert's mich? — Komm her! — Dies ist ein Schelm — nimm dich in acht vor ihm! — Er soll nicht lange leben! — Dies ist ein Hauptpunkt. Dies merket besonders wohl, meine Zuhörer! — Einer solchen Nationaleigenschaft mußte der alles Charakteristische höchst aufmerksam betrachtende Leonard sein forschendes Auge besonders zuwenden; hieran ist das gegenwärtige Bild einzig, und man kann ihm nicht genug Betrachtung widmen. Vollkommen übereinstimmend ist Gesichtsbildung und jede Bewegung, auch dabei eine dem Auge gleich faßliche Zusammen- und Gegeneinanderstellung aller Glieder auf das lobenswürdigste geleistet.

Die Gestalten überhaupt zu beiden Seiten des Herrn lassen sich drei und drei zusammen betrachten, wie sie denn auch so jedesmal in eins gedacht, in Verhältniß gestellt und doch in bezug auf ihre Nachbarn gehalten sind. Zunächst an Christi rechter Seite Johannes, Judas und Petrus.

Petrus, der Entfernteste, fährt nach seinem heftigen Charakter, als er des Herrn Wort vernommen, eilig hinter Judas her, der sich, erschrocken aufwärtssehend, vorwärts über den Tisch beugt, mit der rechten festgeschlossenen Hand den Beutel hält, mit der linken aber eine unwillkürliche krampfhafte Bewegung macht, als wollte er sagen: Was soll das heißen? — Was soll das werden? Petrus hat indessen mit seiner linken Hand des gegen ihn geneigten Johannes rechte Schulter gefaßt, hindeutend auf Christum

und zugleich den geliebten Jünger anregend, er solle fragen, wer denn der Verräter sei? Einen Messergriff in der Rechten setzt er dem Judas unwillkürlich zufällig in die Rippen, wodurch dessen erschrockene Vorwärtsbewegung, die sogar ein Salzfaß umschüttet, glücklich bewirkt wird. Diese Gruppe kann als die zuerst gedachte des Bildes angesehen werden, sie ist die vollkommenste.

Wenn nun auf der rechten Seite des Herrn mit mäßiger Bewegung unmittelbare Rache angedroht wird, entspringt auf seiner linken lebhaftes Entsetzen und Abscheu vor dem Verrat. Jakobus der Ältere beugt sich vor Schrecken zurück, breitet die Arme aus, starrt, das Haupt niergebeugt, vor sich hin, wie einer, der das Ungeheure, das er durchs Ohr vernimmt, schon mit Augen zu sehen glaubt. Thomas erscheint hinter seiner Schulter hervor, und sich dem Heiland nähernd, hebt er den Zeigefinger der rechten Hand gegen die Stirn. Philippus, der dritte zu dieser Gruppe Gehörige, rundet sie aufs lieblichste; er ist aufgestanden, beugt sich gegen den Meister, legt die Hände auf die Brust, mit größter Klarheit aussprechend: Herr, ich bin's nicht! Du weist es! Du kennst mein reines Herz. Ich bin's nicht!

Und nun geben uns die benachbarten drei letzteren dieser Seite neuen Stoff zur Betrachtung. Sie unterhalten sich untereinander über das schrecklich Vernommene. Matthäus wendet mit eifriger Bewegung das Gesicht links zu seinen

beiden Genossen, die Hände hingegen streckt er mit Schnelligkeit gegen den Meister und verbindet so, durch das unschätzbarste Kunstmittel, seine Gruppe mit der vorhergehenden. Taddäus zeigt die heftigste Überraschung, Zweifel und Argwohn: er hat die linke Hand offen auf den Tisch gelegt und die rechte dergestalt erhoben, als stehe er im Begriff, mit dem Rücken derselben in die linke einzuschlagen — eine Bewegung, die man wohl noch von Naturmenschen sieht, wenn sie bei unerwartetem Vorfall ausdrücken wollen: Hab' ich's nicht gesagt; Habe ich's nicht immer vermutet! — Simon sitzt höchst würdig am Ende des Tisches, wir sehen daher dessen ganze Figur: er, der Älteste von allen, ist reich mit Falten bekleidet, Gesicht und Bewegungen zeigen, er sei betroffen und nachdenkend, nicht erschüttert, kaum bewegt.

Wenden wir nun die Augen sogleich auf das entgegengesetzte Tischende, so sehen wir Bartholomäus, der auf dem rechten Fuß, den linken übergeschlagen, steht, mit beiden ruhig auf den Tisch gestemmt Händen seinen übergebogenen Körper unterstützend. Er horcht, wahrscheinlich zu vernehmen, was Johannes vom Herrn ausfragen wird; denn überhaupt scheint die Anregung des Lieblingsjüngers von dieser ganzen Seite auszugehen. Jakobus der Jüngere, neben und hinter Bartholomäus, legt die linke Hand auf Petrus' Schulter, so wie Petrus auf die Schulter Johannis; aber Jakobus mild, nur Aufklärung verlangend, wo Petrus schon Rache droht.

Und also wie Petrus hinter Judas, so greift Jakob der Jüngere hinter Andreas her, welcher, als eine der bedeutendsten Figuren, mit halbaufgehobenen Armen die flachen Hände vorwärts zeigt, als entschiedenen Ausdruck des Entsetzens, der in diesem Bilde nur einmal vorkommt, da er in anderen weniger geistreich und gründlich gedachten Werken sich leider nur zu häufig wiederholen mag.

Indem uns nun noch manches über Gestalten und Gesichtsbildung, Bewegung, Bekleidung zu sagen übrig bleibt, wenden wir uns zu einem anderen Teile des Vortrags, von welchem wir nur Betrübnis erwarten können; es sind nämlich die mechanischen, chemisch-physischen und technischen Kunstmittel, welche der Künstler anwendete, das herrliche Werk zu verfertigen. Durch die neuesten Untersuchungen wird es nur allzu klar, daß es auf die Mauer mit Ölfarbe gemalt gewesen; dieses Verfahren, schon längst mit Vorteil ausgeübt, mußte einem Künstler wie Leonard höchst willkommen sein, der, mit dem glücklichsten Blick die Natur anzuschauen geboren, sie zu durchschauen trachtete, um ihr Inneres im Äußeren vorzustellen.

Wie groß diese Unternehmung, ja wie sie anmaßend sei, fällt bald in die Augen, wenn wir bedenken, daß die Natur von innen heraus arbeitet und sich selbst erst unendliche Mittel vorbereiten muß, ehe sie, nach tausendfältigen Versuchen, die Organe aus- und aneinander zu entwickeln fähig wird, um eine Gestalt wie die

menschliche hervorzubringen, welche zwar die höchsten innerlichen Vollkommenheiten äußerlich offenbart, das Rätsel aber, wohinter die Natur sich verbirgt, mehr zu entwickeln als zu lösen scheint.

Das Innere nun im Äußeren gewissenhaft darzustellen, war nur der größten Meister höchster und einziger Wunsch; sie trachteten nicht nur, den Begriff des Gegenstandes treffend wahr nachzubilden, sondern die Abbildung sollte sich an die Stelle der Natur selbst setzen, ja in Absicht auf Erscheinung sie überbieten. Hier war nun vor allem die höchste Ausführlichkeit nötig, und wie sollte diese anders als nach und nach zu leisten sein? Ferner war unerläßlich, daß man irgendeinen Reuezug anbringen und aufsetzen könne. Diese Vorteile und noch so viele andere bietet die Ölmalerei.

Und so hat man denn nach genauer Untersuchung gefunden, daß Leonard ein Gemisch von Mastix, Pech und anderen Anteilen mit warmen Eisen auf den Mauertünch gezogen. Ferner, um sowohl einen völligen glatten Grund als auch eine größere Sicherheit gegen äußere Einwirkung zu erhalten, gab er dem Ganzen einen zarten Überzug von Bleiweiß, auch gelben und feinen Tonerden. Aber eben diese Sorgfalt scheint dem Werke geschadet zu haben: denn wenn auch dieser letzte zarte Öltünch im Anfange, als die darauf getragenen Farben des Bildes genugsame Nahrung hatten, seinen Teil davon aufnahm und sich eine Weile gut hielt, so verlor er doch, als

das Öl mit der Zeit austrocknete, gleichfalls seine Kraft und fing an, zu reißen, da denn die Feuchtigkeit der Mauer durchdrang und zuerst den Moder erzeugte, durch welchen das Bild nach und nach unscheinbar ward.

HEINRICH HEINE

PARISER GEMÄLDEAUSSTELLUNG VON 1833

(1833)

Als ich im Sommer 1831 nach Paris kam, war ich doch über nichts mehr verwundert, als über die damals eröffnete Gemäldeausstellung, und obgleich die wichtigsten politischen und religiösen Revolutionen meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, so konnte ich doch nicht unterlassen, zuerst über die große Revolution zu schreiben, die hier im Reiche der Kunst stattgefunden, und als deren bedeutsamste Erscheinung der erwähnte Salon zu betrachten war.

Nicht minder als meine übrigen Landsleute, hegte auch ich die ungünstigen Vorurteile gegen die französische Kunst, namentlich gegen die französische Malerei, deren letzte Entwicklungen mir ganz unbekannt geblieben. Es hat aber auch eine eigene Bewandnis mit der Malerei in Frankreich. Auch sie folgte der sozialen Bewegung und ward endlich mit dem Volke selber verjüngt. Doch geschah dieses nicht so unmittelbar, wie in den Schwesterkünsten Musik und Poesie, die schon vor der Revolution ihre Umwandlung begonnen.

Herr Louis de Maynard, welcher in der „Europe littéraire“ über den diesjährigen Salon eine Reihe Artikel geliefert, welche zu dem Inter-

essantesten gehören, was je ein Franzose über Kunst geschrieben, hat sich in betreff obiger Bemerkung mit folgenden Worten ausgesprochen, die ich, soweit es bei der Lieblichkeit und Grazie des Ausdrucks möglich ist, getreu wiedergebe:

„Die Malerei ist im achtzehnten Jahrhundert zurückgeblieben. Sie hat ihre Crebillon hervorgebracht, aber keine Voltaire, keine Diderot. Beständig im Solde der vornehmen Gönnerschaft, beständig im untarrücklichen Schutze der regierenden Maitressen, hat sich ihre Kühnheit und ihre Kraft allmählich aufgelöst, ich weiß nicht wie. Sie hat in all ihrer Ausgelassenheit nie jenen Ungestüm, nie jene Begeisterung bekundet, die uns fortreißt und blendet und für den schlechten Geschmack entschädigt. Sie wirkt mißbehaglich mit ihren frostigen Spielereien, mit ihren welken Kleinkünsten im Bereiche eines Boudoirs, wo ein nettes Zierdämchen, auf dem Sofa hingestreckt, sich leichtsinnig fächert. Favart mit seinen Eglées und Zulmas ist wahrheitlicher, als Watteau und Boucher mit ihren koketten Schäferinnen und idyllischen Abbés. Favart, wenn er sich auch lächerlich machte, so meinte er es doch ehrlich. Die Maler jenes Zeitalters nahmen am wenigsten teil an dem, was sich in Frankreich vorbereitete. Der Ausbruch der Revolution überraschte sie im Negligé. Die Philosophie, die Politik, die Wissenschaft, die Literatur, jede durch einen besonderen Mann repräsentiert, waren sie stürmisch, wie eine Schar Trunkenbolde, auf ein Ziel losgestürmt, das sie nicht kannten; aber je näher sie demselben

gelangten, desto besänftigter wurde ihr Fieber, desto ruhiger wurde ihr Antlitz, desto sicherer wurde ihr Gang. Jenes Ziel, welches sie noch nicht kannten, mochten sie wohl dunkel ahnen; denn im Buche Gottes hatten sie lesen können, daß alle menschlichen Freuden mit Tränen endigen. Und ach! sie kamen von einem zu wüsten, jauchzenden Gelag, als daß sie nicht zu dem ernstesten und schrecklichsten gelangen mußten. Wenn man die Unruhe betrachtet, wovon sie in dem süßesten Räusche dieser Orgie des achtzehnten Jahrhunderts zuweilen beängstigt worden, so sollte man glauben, das Schafott, das all diese tolle Lust endigen sollte, habe ihnen schon von ferne zugewinkt, wie das dunkle Haupt eines Gespenstes. Die Malerei, welche sich damals von der ernsthaften sozialen Bewegung ferngehalten, sei es nun, weil sie von Wein und Weibern ermattet war, oder sei es auch, weil sie ihre Mitwirkung für fruchtlos hielt, genug, sie hat sich bis zum letzten Augenblick dahingeschleppt zwischen ihren Rosen, Moschusdüften und Schäferspielen. Vien und einige andere fühlten wohl, daß man sie zu jedem Preis daraus emporziehen müsse, aber sie wußten nicht, was man alsdann damit anfangen sollte. Lesueur, den der Lehrer David sehr hochachtete, konnte keine neue Schule hervorbringen. Er mußte dessen wohl eingeständig sein. In eine Zeit geschleudert, wo alles geistige Königtum in die Gewalt eines Marat und eines Robespierre geraten, war David in derselben Verlegenheit, wie jene Künstler. Wissen wir doch, daß er

nach Rom ging, und daß er, ebenso Vanlooisch heimkehrte, wie er abgereist war. Erst später, als das griechisch-römische Altertum gepredigt wurde, als Publizisten und Philosophen auf den Gedanken gerieten, man müsse zu den literarischen, sozialen und politischen Formen der Alten zurückkehren, erst alsdann entfaltete sich sein Geist in all seiner angeborenen Kühnheit und mit gewaltiger Hand zog er die Kunst aus der tändelnden, parfümierten Schäferei, worin sie versunken, und erhob sie in die ernsten Regionen des antiken Heldentums. Die Reaktion war unbarmherzig, wie jede Reaktion, und David betrieb sie bis zum äußersten. Es begann durch ihn ein Terrorismus auch in der Malerei.“

Über Davids Schaffen und Wirken ist Deutschland hinlänglich unterrichtet. Unsere französischen Gäste haben uns während der Kaiserzeit oft genug von dem großen David unterhalten. Ebenfalls von seinen Schülern, die ihn, jeder in seiner Weise, fortgesetzt, von Gerard, Gros, Girodet und Guerin, haben wir vielfach reden hören. Weniger weiß man bei uns von einem anderen Manne, dessen Name ebenfalls mit „G“ anfängt, und welcher, wenn auch nicht der Stifter, doch der Eröffner einer neuen Malerschule in Frankreich ist. Das ist Gericault.

Von jener unermesslichen Bedeutung des Salon von 1831 habe ich mich dieses Jahr vollauf überzeugen können, als die Säle des Louvre, welche während zwei Monate geschlossen waren, sich den ersten April wieder öffneten, und uns die

neuesten Produkte der französischen Kunst entgegengrüßten. Wie gewöhnlich, hatte man die alten Gemälde, welche die Nationalgalerie bilden, durch spanische Wände verdeckt, und an letzteren hingen die neuen Bilder, so daß zuweilen hinter den gotischen Abgeschmacktheiten eines neuromantischen Malers gar lieblich die mythologischen, alt-italienischen Meisterwerke hervorlachten. Die ganze Ausstellung glich einem Codex palimpsestus, wo man sich über den neubarbarischen Text um so mehr ärgerte, wenn man wußte, welche griechische Götterpoesie damit übersudelt worden.

Wohl gegen viereinhalbtausend Gemälde waren ausgestellt, und es befand sich darunter fast kein einziges Meisterstück. War das die Folge einer allzugroßen Ermüdung nach einer allzugroßen Aufregung? Beurkundete sich in der Kunst der National-Katzenjammer, den wir jetzt, nachdem der übertolle Freiheitsrausch verdampft, auch im politischen Leben der Franzosen bemerken? War die diesjährige Ausstellung nur ein buntes Gähnen, nur ein farbiges Echo der diesjährigen Kammer? Wenn der Salon von 1831 noch von der Sonne des Julius durchglüht war, so tröpfelte in dem Salon 1833 noch der trübe Regen des Junius. Die beiden gefeierten Helden des vorigen Salon, Delaroche und Robert, traten diesmal gar nicht in die Schranken, und die übrigen Maler, die ich früher gerühmt, gaben dieses Jahr nichts Vorzügliches. Mit Ausnahme eines Bildes von Tony Johannot, einem Deutschen, hat

kein einziges Gemälde dieses Salons mich gemüthlich angesprochen. Herr Scheffer gab wieder eine Margarethe, die von großen Fortschritten im Technischen zeugte, aber doch nicht viel bedeutete. Es war dieselbe Idee, glühender gemalt und frostiger gedacht. Auch Horace Vernet gab wieder ein großes Bild, worauf jedoch nur schöne Einzelheiten. Decamps hat sich wohl über den Salon und sich selber lustig machen wollen, und er gab meistens Affenstücke; darunter ein ganz vortrefflicher Affe, der ein Historienbild malt. Das deutschchristlich lang herabhängende Haar desselben mahnte mich ergötzlich an überrheinische Freunde.

Am meisten besprochen und durch Lob und Widerspruch gefeiert wurde dieses Jahr Herr Ingres. Er gab zwei Stücke; das eine war das Porträt einer jungen Italienerin, das andere war das Porträt des Herrn Bertin l'ainé, eines alten Franzosen.

Wie Ludwig Philipp im Reiche der Politik, so war Herr Ingres dieses Jahr König im Reiche der Kunst. Wie jener in den Tuilerien, so herrschte dieser im Louvre. Der Charakter des Herrn Ingres ist ebenfalls Juste-Milieu, er ist nämlich ein Juste-Milieu zwischen Mieris und Michelangelo. In seinen Gemälden findet man die heroische Kühnheit des Mieris und die feinere Farbengebung des Michelangelo.

In demselben Maße, wie die Malerei in der diesjährigen Ausstellung wenig Begeisterung zu erregen vermochte, hat die Skulptur sich um so

glänzender gezeigt, und sie lieferte Werke, worunter viele zu den höchsten Hoffnungen berechtigten und eines sogar mit den besten Erzeugnissen dieser Kunst wetteifern konnte. Es ist der Kain des Herrn Etex. Es ist eine Gruppe von symmetrischer, ja monumentaler Schönheit, von antediluvianischem Charakter, und doch zugleich voller Zeitbedeutung. Kain mit Weib und Kind, schicksalergeben, gedankenlos brütend, eine Versteinerung trostloser Ruhe. Dieser Mann hat seinen Bruder getötet infolge eines Opferzwistes, eines Religionsstreites. Ja, die Religion hat den ersten Brudermord verursacht, und seitdem trägt sie das Blutzeichen auf der Stirne.

Ich werde auf den Kain von Etex späterhin zurückkommen, wenn ich von dem außerordentlichen Aufschwung zu reden habe, den wir in unserer Zeit bei den Bildhauern noch weit mehr als bei den Malern bemerken. Der Spartakus und der Theseus, welche beide jetzt im Tuileriengarten aufgestellt sind, erregen jedesmal, wenn ich dort spazierengehe, meine nachdenkende Bewunderung. Nur schmerzt es mich zuweilen, wenn es regnet, daß solche Meisterstücke unserer modernen Kunst so ganz und gar der freien Luft ausgesetzt stehen. Der Himmel ist hier nicht so mild wie in Griechenland, und auch dort standen die besseren Werke nie so ganz ungeschützt gegen Wind und Wetter, wie man gewöhnlich meint. Die besseren waren wohlgeschirmt, meistens in Tempeln. Bis jetzt hat jedoch die Witterung den neuen Statuen in den Tuileries wenig geschadet,

und es ist ein heiterer Anblick, wenn sie blendend weiß aus dem frischgrünen Kastanienlaub hervorgrüßen. Dabei ist es hübsch anzuhören, wenn die Bonnen den kleinen Kindern, die dort spielen, manchmal erklären, was der marmorne nackte Mann bedeutet, der so zornig sein Schwert in der Hand hält, oder was das sonst für ein sonderbarer Kauz ist, der auf seinem menschlichen Leib einen Ochsenkopf trägt, und den ein anderer nackter Mann mit einer Keule niederschlägt; der Ochsenmensch, sagen sie, hat viele kleine Kinder gefressen. Junge Republikaner, die vorübergehen, pflegen auch wohl zu bemerken, daß der Spartakus sehr bedenklich nach den Fenstern der Tuileries hinaufschielt, und in der Gestalt des Minotaurus sehen sie das Königtum. Andere Leute tadeln wohl auch an dem Theseus die Art, wie er die Keule schwingt, und sie behaupten, wenn er damit zuschläge, würde er unfehlbar sich selber die Hand zerschmettern. Dem sei aber, wie ihm wolle, bis jetzt sieht das alles noch sehr gut aus. Jedoch nach einigen Wintern werden diese vortrefflichen Statuen schon verwittert und brüchig sein, und Moos wächst dann an dem Schwerte des Spartakus, und friedliche Insektenfamilien nisten zwischen dem Ochsenkopfe des Minotaurus und der Keule des Theseus, wenn diesem nicht gar unterdessen die Hand mitsamt der Keule abgebrochen ist.

Da hier doch so viel unnützes Militär gefüttert werden muß, so sollte der König in den Tuileries neben jede Statue eine Schildwache stellen,

die, wenn es regnet, einen Regenschirm darüber ausspannt. Unter dem bürgerköniglichen Regenschirm würde dann, im wahren Sinne des Wortes die Kunst geschützt sein.

RICHARD WAGNER

EIN MONSTREGEMÄLDE VON DELAROCHE

(„Dresdner Abend-Zeitung“, 1841)

Paris, den 1. Dezember 1841.

Um meine Herbstnachrichten fortzusetzen, drängt es mich zunächst, Ihnen etwas über Delaroches neuestes großes Gemälde zu berichten, welches gestern zum ersten Male, und zwar nur den Professoren und den Schülern dieses Meisters, gezeigt wurde. Durch einen dieser Schüler, den talentvollen Maler Kietz aus Dresden, — gegenwärtig damit beschäftigt, Delaroches Porträt zu malen, — ist es mir eben möglich geworden, des Meisters neueste Schöpfung zu sehen zu bekommen, noch ehe sie dem Publikum gezeigt wird, und ich ziehe aus diesem glücklichen Umstande den Vorteil, Ihnen sogleich darüber mitzuteilen, was in meinen Kräften steht.

Die Aufgabe Delaroches war, für einen in der Ecole des beaux arts eigens zu dem Akt der Preisverteilungen konstruierten, halbrunden Saal ein Gemälde zu liefern, welches den ganzen Halbkreis desselben ausfülle und die Verteilung der Preise für die bildenden Künste selbst zum Gegenstand habe. Delaroche hat nun vier Jahre des angestrengtesten Fleißes der Lösung dieser Aufgabe gewidmet, und wer seine Schöpfung betrachtet, wird sogleich von der Überzeugung hingerissen, daß

er nichts anderes dabei im Sinne hatte, als mit diesem Gemälde den Anfang einer neuen, von ihm ausgehenden Epoche der französischen Malerkunst zu bezeichnen. Ohne Zweifel werden Sie nächstens ausführlichere und kunstgeübtere Urtheile über das Meisterwerk erhalten; verstattet sei mir daher, nur im voraus zum mindestens den Gegenstand des Gemäldes mitzuteilen.

In den Mittelpunkt des großen Halbzirkels hat Delaroche die drei Heroen der griechischen bildenden Kunst, den Maler Apelles, den Bildhauer Phidias und den Architekten Iktinus als Kunstrichter gestellt; sie bestimmen die Preise, welche eine ganz in den Vordergrund gestellte Jungfrau austheilt, indem sie gleichsam aus dem Rahmen des Bildes heraus Lorbeerkränze wirft. Zu den drei Kunstrichtern hinauf führt eine nicht hohe Treppe, an deren Seitengeländer vier herrliche weibliche Figuren gelehnt stehen, die griechische, römische, mittelalterliche und die durch die großen italienischen Meister wiedergeborene Kunst bezeichnend. Von diesem Mittelpunkte aus geht zunächst nach beiden Seiten hin ein Peristyl mit jonischer Säulenordnung, begrenzt vom offenen Himmel, welchen ganzen Raum eine Versammlung der größten Künstler seit der Wiedergeburt der neueren Kunst bis zum Schluß des siebzehnten Jahrhunderts einnimmt, und zwar in der Ordnung, daß die Bildhauer den linken, die Architekten den rechten Flügel des Peristyls behaupten, während die Maler an beiden Enden des Halbzirkels in offene Gegend gestellt sind. Die Reprä-

sentanten der verschiedenen Schulen und Länder sind nach den geistigen Beziehungen, in denen sie zueinander stehen, zu Gruppen geordnet, welche eine heitere Besprechung über Gegenstände der Kunst belebt. Die große Malergruppe zur linken Seite stellt die mehr sinnliche Richtung der Kunst vor, und ihre Hauptfiguren sind Tizian und Rubens; Glanz und Farbenpracht in den Kostümen herrschen hier vor und eine fast nachlässige Heiterkeit breitet sich über das Ganze aus. Die Gruppe der entgegengesetzten Seite spricht dagegen die hochpoetische, ideale Richtung der Malerei aus; Raffael, Leonardo da Vinci treten hier zunächst hervor.

Was mich nun am meisten ansprach, ist die liebenswürdige, ganz künstlerische Behaglichkeit in der Gruppierung dieser Versammlung von 74 Figuren, meist Porträts, aus den verschiedensten Zeiten, in den einander fremdesten Kostümen und mit Festhaltung des Charakters jedes einzelnen. Besonders ist der Punkt der verschiedenartigen Trachten aus beinahe fünf Jahrhunderten derjenige, bei welchem die Kenner Delaroches Meisterschaft am höchsten rühmen; man sollte nicht anders glauben, als daß eine Versammlung von Männern, von denen der eine das lange üppige Gewand des Venetianers, der andere das kurze Wams und Mäntelchen des Niederländers, noch ein anderer aber die strenge Mönchskutte trägt, gar leicht das scheckige Aussehen einer Maske erhalten müßte. Delaroche wußte aber bei größter Treue im einzelnen dem Ganzen wiederum

eine so geistig-lebensvolle Haltung zu geben, daß man nicht den geringsten Anstoß darin findet, Künstler, welche durch Jahrhunderte getrennt sind, sich miteinander traulich besprechen zu sehen.

Eine seltene Eigentümlichkeit dieses Gemäldes besteht noch in der vollen Tagesbeleuchtung, in welcher es gemalt ist. In den Saal, für welchen dies Meisterwerk berechnet und in welchem es an Ort und Stelle gemalt ist, dringt nämlich das hellste Sonnenlicht von oben herein, und Beleuchtung und Schatten der Figuren sind daher gerade so berechnet, als ob wirklich Lebende an dem Platze ständen. Somit fallen also alle jene tausend Künste der Beleuchtung, Lichter, Dunkel und Halbdunkel hinweg, durch welche gewöhnlich Maler zu wirken pflegen, und dem Ganzen wird dadurch ein äußerst strenger und edler Charakter aufgedrückt, den Delaroche jedoch wiederum so schön durch geistige Heiterkeit zu mildern verstand.

Recht herzlich wünsche ich Ihnen einen Berichterstatter, dessen Urteil gefaßter und anspruchsfähiger ist, als natürlicherweise das meine sein kann, und der Ihnen mit Besonnenheit alle die Herrlichkeiten darzulegen versteht, die dieses Meisterwerk enthält, und über die ich mich nicht anders, als mit der peinigenden Unklarheit eines schlecht geübten Kunstfreundes verbreiten könnte, wollte ich unternehmen, die außerordentlichen Schönheiten auseinanderzusetzen, welche imstande waren, die vor dem Riesengemälde ver-

sammelten Schüler des Meisters in einem solchen Grade zu begeistern, daß sie den endlich ebenfalls in den Saal tretenden Delaroche in Jubel und Enthusiasmus fast zu erdrücken drohten; — er selbst war so ergriffen, daß er sich der Tränen nicht erwehren konnte, unter welchen er eine rührende und herzliche kleine Rede hielt, worin er schließlich seine Schüler zu Mut und Ausdauer anfeuerte. — Von heute an ist dem Publikum der Zutritt zu dem Saale geöffnet; hoffen Sie daher bald einen gründlicheren und ausführlicheren Bericht von geübterer Hand, als der meinigen, über dies Meisterwerk französischer Kunst zu erhalten.

KARL FRENZEL

DER DEUTSCHE MALER LUDWIG KNAUS

(„Berliner National-Zeitung“, 1863)

In den vierzig letzten Jahren des neunzehnten Säkulums hat in Berlin Karl Frenzel das — wie man damals zu sagen pflegte — kritische Richtschwert geschwungen. Von 1858 an als Mitarbeiter an Gutzkows „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ und später als deren Redakteur, von 1861 an auch in breiten Feuilletons der National-Zeitung. Als Theaterrezensent wurde er stark bekämpft, seine Kunstkritiken dagegen galten geradezu als unanfechtbare Entscheidungen, sein Geschmack als höchst entwickelt, sein Urteil als ungetrübt. In Wirklichkeit ist in ihnen die Arbeit eines soliden Handwerkers zu spüren.

Der Vorzug der alten Genremalerei ist die Feinheit und Sauberkeit ihrer Ausführung; weit überwiegt fast in jedem ihrer Bilder die Technik und die kunstvolle Form den Inhalt. Oft sind es nur einzelne Gestalten, die sie darstellt: eine Spitzenklöpplerin, eine alte Frau; Terburg liebt die Mädchen im weißen Atlasgewand, Schalken die Mägde, über die ein greller Schein des Lichts fällt; dann erscheinen Trompeter, Alchymisten, lesende Rabbiner. Erweitert sich der Vorgang, so bleibt er doch in den engsten Grenzen des alltäglichen Lebens: da ist der Arzt, der eine Kranke besucht; eine Köchin, die Wildpret einhandelt oder einen Kessel zusammenflicken läßt; karten-

spielende Soldaten, trunkene Bauern, die sich schlagen. Als nun, nach dem Stillstand fast zweier Jahrhunderte, die deutsche Malerei sich wieder erhob und neben ihren großartigen historischen Darstellungen auch nach Stoffen aus dem Volksleben suchte, mußte diese Dürftigkeit und Beschränktheit überwunden werden; in diesen Formen war der Reichtum der Beziehungen, die unsere moderne Gesellschaft erfüllen und zusammenhalten, nicht mehr auszudrücken. In die Genremalerei kam ein novellistischer Zug, die Gestalten und die Handlung des Bildes hatten eine Vergangenheit, eine Zukunft. Die holländischen Meister liebten das Typische und Zuständliche, die unserigen das Individuelle, das Vorübergehende. Aber bleibt ihnen auch der Ruhm einer freieren und reicheren Erfindung, so stehen sie in der kunstvollen Behandlung des einzelnen, in der Kraft und dem Glanz der Farbe meist hinter den alten Malern zurück.

Nur einer ist nach beiden Seiten hin gleich vollendet: Ludwig Knaus; „er hat“, bemerkt Anton Springer in seiner „Geschichte der bildenden Künste im 19. Jahrhundert“, „die Errungenschaft moderner Bildung, die poetische Erfindung nicht verschmäht, damit aber den Vorzug der alten Genremalerei, den Reiz des Colorits verknüpft.“ Da Knaus mehrere Jahre in Paris lebte, waren nur wenige seiner früheren Bilder einem größeren deutschen Publikum bekannt geworden; so erregte denn, als im Herbst 1862 sein Gemälde „Nach der Taufe“ in Berlin ausgestellt

wurde, der Anblick dieses in seiner Weise, nach der Seite des Sentimentalen und Humoristischen hin, unvergleichlichen Kunstwerkes, die größte Bewunderung und das größte Erstaunen. Dieser Zauber, diese Vortrefflichkeit hatten die wenigsten erwartet, die meisten von einem „deutschen Bilde“ wohl kaum für möglich gehalten. Hier war schärfste und feinste Charakteristik, ein poetischer Hauch und eine wunderbare Farbenpracht. Dieselbe Harmonie, die auf einem höheren Gebiete der Kunst, in Rafael lebt, geht auch beseehend und entzückend durch diese Schöpfung; es sind Tautropfen, die zu Diamanten geworden. Zu den alltäglichen Vorfällen, den kleinsten und geringsten, scheint der Maler wie absichtlich hinabgestiegen zu sein, zu einem „Morgen nach der Kirmeß“, zu einem Taschenspieler, der in einer Schenke vor den Bauern seine Kunststücke aufführt, zu Hochzeiten und Taufen, um sie zu erklären, um zu zeigen, welch' ein Schatz von Poesie und Wahrheit in diesem so wenig beachteten, so gering geschätzten und ereignislosen Leben des Volkes ruht. Ihm ist nichts unbedeutend, zu ärmlich für seine Beachtung erschienen, mit dem Auge der Liebe hat er es angeschaut, mit jenem Auge, das durch die unscheinbarste Hülle den goldenen Kern zu entdecken vermag;

„Dem schlechtesten Ding an Art und an Gehalt,
Leiht Liebe dennoch Ansehn und Gestalt.“

Die Gemälde von Knaus sind wie Zauberspiegel, aus denen das tiefste Gemüt des deutschen

Volkes uns anschaut und anlächelt; auf Ceylon soll es ein Tal geben, über dem beständig ein Regenbogen schwebt; solch' ein Regenbogen, in den herrlichsten Farben leuchtend, ein Symbol des Friedens, und Frieden und Ruhe in die Seele eines jeden strahlend, steht über dem Bilde: „Nach der Taufe.“ Was wir je von der Stille, der Friedlichkeit und Ruhe des Landlebens gelesen, selbst erfahren, was uns mit süßem Zauber bewegte, aus dem „Vicar von Wakefield“, aus Jean Paul, aus so vielen Stellen von „Hermann und Dorothea“ heraus, in diesem Bilde ist es wie zu einem glänzenden Kristall zusammengeschlossen und verdichtet. Dies Schweigen der Bewunderung sowohl wie der Rührung, die es erzeugt, ist der schönste Ruhm dieses echten Kunstwerkes. Mit zwei Behauptungen pflegen die Maler der Kritik gegenüber fertig zu sein: die Kritik verstehe nichts von ihrer Kunst und wenn sie tadelt, hasse sie die Kunst. Die Kritik die Kunst hassen! Sie liebt sie viel inbrünstiger, treuer und wahrhaftiger, als jene, die sich für ihre berufenen Jünger ausgeben, und vor deren hundert und aber hundert schlechten Bildern, sie, die Kritik, die wahre, die echte Kunst, die Kunst von Rubens, Rembrandt und Ruysdael, die Kunst von Cornelius und Kaulbach, von Knaus und Hildebrandt beständig verteidigen muß.

„Nach der Taufe“ — eine bescheiden eingerichtete Bauernstube tut sich vor uns auf, die heilige Handlung ist vollzogen, „beim Kaffee“ sitzen die Eltern, die Großeltern, die Verwandten,

die Geschwister des Täuflings, der würdige Prediger, der das Kind in seinen Armen schaukelt, behaglich und gemütlich zusammen, im Hintergrund hat sich eben die Türe geöffnet, der Sonnenschein blickt herein und mit ihm kommt ein junges geputztes Mädchen mit einem Blumensträußchen, den Täufling zu begrüßen. Blumen schmücken den breiten, mit einem weißen Tuche bedeckten, in der Mitte der Stube stehenden Tisch, dort steht der angeschnittene Kuchen, hier die Kaffeekanne mit den buntbemalten Tassen; dem jungen Bauer auf der Bank im Hintergrunde ist das Getränk zu heiß, er hat es in die Untertasse gegossen, wie er pustet! Und dort am oberen Ende des Tisches der Geistliche, in schwarzem Gewand, ein breites, gutmütiges, freundliches Gesicht, leicht flattert das spärlich gelockte Greisenhaar darum, der Blick, den er auf das Kind in seinen Armen richtet, ist so eigen gemischt von Ernst und Freude, von Hoffnung wie von Besorgnis, geht ihm nicht ein stilles Gebet durch die Seele, daß Gott dies junge Leben behüten und erhalten möge? Der Großvater, eine dörbe Bauernnatur, blickt nur neugierig, lachend ihm über die Schulter hin auf den neuen Enkel: der will sich an diesem Tage wegen der Zukunft keine Sorge machen, und die kleine Schwester des Täuflings, die neben dem Pfarrer auf den Zehen steht, hat nun gar keine Gedanken, sondern legt in Verwunderung über das Fest und das geputzte Wickelkind ihre Hand auf die Knie des Geistlichen. Während der Taufe haben die Groß-

mutter und das ältere Mädchen an ihrer Seite rüstig in der Küche für die Bewirtung der Heimkehrenden gesorgt, nun sind sie herbeigeeilt, um doch auch ihren bescheidenen Teil an der Festfreude in Empfang zu nehmen. Neben der Großmutter, in einem mit grünem Zeug überzogenen Lehnstuhl, sitzt die junge Mutter in einem weißen Kleide, ein rosageblümtes Untergewand sieht darunter hervor, die Füße hat sie auf eine Fußbank gestemmt, es ist ein zartes, sinniges, fast durchgeistigtes Gesicht, zu zart für den Kreis, in dem sie lebt; sie lächelt — und wie diese Lippen, diese guten, frommen Augen lächeln! Noch sind die Spuren des überstandenen Leidens ihren Zügen aufgedrückt, aber sie ist doch genesen und kann sich wieder mit den Ihrigen freuen. Wieder und wieder schaut der Betrachter in dies milde, süße Gesicht, es kostet ihm Überwindung, sich von ihm ab und dem Hausvater, einem noch jugendlichen Manne, im langen Bauernrock, zuzuwenden, der gemächlich, ein Töchterchen im Schoß, das sein blondes Lockenköpfchen an seine Brust lehnt, und zu der Mutter hinüberlauscht, um auch einen ihrer Blicke zu erlangen, sein Stück Kuchen in den Kaffee taucht. Ganz im Vordergrund verzehrt mit sichtlichem Behagen ein blonder Krauskopf, ein stämmiger, lachender kleiner Bube, wie ihn Rubens nicht besser gemalt hat, seinen Kuchen und schützt mit der andern Hand vorsorglich drei oder vier Äpfel, die er so fest an sich preßt, als wären sie ihm wirklich an sein kleines Herz gewachsen. Ein alter Bauer,

die Pfeife im Munde, und ein junger Bursche, die an der Tür stehen, ein Mädchen in roter Jacke und grünem Rock, das, dem Beschauer den Rücken zukehrend, auf der Bank am Tische sitzt und den einen, von einem weißen Strumpf bedeckten Fuß, der Holzschuh liegt an der Erde, ein wenig heraufgezogen hat und mit der Hand faßt, ein bunter Ball, ein Holzpferdchen auf den Die-len liegend, vollenden das Gemälde. Und nun betrachte man jede einzelne dieser Figuren und bewundre immer aufs Neue den Künstler, der jede so eigen, so lebendig zu schildern wußte. Da ist nicht ein Zug wie der andere, nichts Ausgeklügeltes und nichts von jener auf andern vielgerühmten Bildern beständig wiederkehrenden Süßlichkeit, die man gutmütig mit dem Namen Kindlichkeit und Einfalt getauft, sondern die Wahrheit und Treue der Natur, durch die Seele des Künstlers verklärt.

Erschütternder ist ein anderes, früheres Bild von Knaus: „Die Spieler“, im Leipziger Stadtmuseum. Der Behandlung fehlt es noch an Glätte, der Farbe an Schmelz, aber die scharfe Charakteristik der Gestalten — drei ausgelernnte Vagabunden und Spieler, die einen Bauer betrügen, den sein Kind, ein Mädchen, umsonst von dem verhängnisvollen Tisch zurückzuziehen sich müht — zeigt schon die Hand, die allein solche Figuren schaffen konnte. Freude und Sonnenschein strahlt dagegen „ein ländliches Fest“ aus.

„Ein ländliches Fest“: Es sind Bauern, die aus dem alten Tor ihres Fleckens auf eine Wald-

wiese hinausziehen, Kinder und Gänse voran, darauf die drei aufspielenden Musikanten, der Wirt mit dem Weinfäß und der blank gescheuerten Kanne von Messing; dahinter Mädchen und Bursche, Frauen und Männer. Wie das jubelt, singt und lärmt! Das ist eine rechte, tolle, gottselige Freude, eine ganz andere Freude als auf einem Opernhausball und in einem Hofkonzert. Wenn man ein Bild von Knaus sieht, glaubt man ein Kapitel von Yorik Sterne zu lesen; da steht jener wunderbare Genius, den die Sentimentalität — die gute, die wahre, nicht die nachgemachte aus den Romanen von englischen Gouvernanten — und der Humor erzeugt; er lächelt und er weint zugleich. Auf diesem Bilde herrscht indessen die Fröhlichkeit, selbst der Mann, der sich auf Krücken aus dem Tor schleppt, und das hagere Bettlerkind an seiner Seite wollen heute die Freude und den Sonnenschein genießen. So weit und duftend liegt die Welt vor ihnen, so sommergrün! An dem alten grauen Mauerwerk klettern Efeu und Schlingpflanzen empor; der steinerne Heilige, der darauf steht, grüßt ernst hinunter. Lustig spielen die Musikanten, der eine den Baß, der andere die Geige; ein junger Bursche, ein gesunkenes und verkommenes Genie, im Calabreserhut und verschossenen Samtrock, bläst die Flöte. Behäbiger und stattlicher schaut der Wirt aus, ein Dorfbacchus, und der kleine Junge, sein Erstgeborener, der bunt herausgeputzt neben ihm läuft, der glaubt nun gar, die ganze Welt gehöre ihm, so lustig schreit er, so weit hat er seine kleinen

Arme geöffnet. An dem Maßvollen wird stets der echte Künstler erkannt; dies ist der Reiz, den Ludwig Knaus auf jedes feinere Empfinden ausübt. Fehlt auch seinem neuesten Werke der seelische Zug des Bildes „Nach der Taufe“, vor allem eine Gestalt wie dort die Mutter, diese liebevolle Madonna des Dorfes es war, die so schön den Mittelpunkt des Ganzen abgab, so lebt in dem „Ländlichen Fest“ doch eine Heiterkeit, die uns anlächelt wie Pfingstfreude.

RICHARD MUTHER

WAS DIE MALEREI HEUTE WILL

(„Die Zeit“, 1900)

Richard Muther: ein Kunstkritiker. Kein Ästhetiker, kein Forscher, kein Dichter wie Winckelmann, wie Burckhardt oder wie Goethe es waren. Er erfaßte seine Zeit und begriff Rodin, Meunier, Böcklin, Klinger; für Klimt und das *Fin de siècle* hatte er nicht mehr das werbende Einfühlungsvermögen, das z. B. Hermann Bahr besaß. Kunsthistorisch war Muther von großem Wissen und hatte Sinn für Zusammenhänge. Im Verlag J. Ladyschnikow in Berlin erschienen 1914 gesammelt seine kunsthistorischen „Aufsätze über bildende Kunst“, in denen er nicht bloß auf die katastrophale Verschandelung des herrlichen Brandenburger Tores durch die marmornen Zuckerbäckereien des Kaiserpaars Friedrich und zweier sinnloser Balustraden, und nicht bloß auf die Gefahr der inneren Verflachung eines Volkes durch den Siegesallee-Kitsch hinwies, sondern vor allem darauf, daß durch eine derartige fürstliche Kunstpflege der deutsche Name im Ausland lächerlich gemacht, dem politischen Deutschenhaß das Material der Kulturfeindlichkeit und Barbarei geliefert werde, — ähnlich wie vor dem Kriege auch ein Staatsmann, Bethmann-Hollweg, in seiner Schrift von der verhängnisvollen Unterlassung einer Kulturpropaganda gesprochen hatte. Muther hat es nicht mehr erlebt, wie sich diese Ungeschicklichkeiten zur Katastrophe auswuchsen, wie man den Vorwurf, die Kathedrale von Reims beschossen zu haben, als militärische Notwendigkeit dumm verteidigte, die naturalistische Statue Hindenburgs benagelte, etc. und alle anderen Gelegenheiten verpaßte, die hetzerische Behauptung der Entente, daß ein ganzes Volk kunstfeindlich sei, durch Taten ad absurdum zu führen.

Das war vor zehn Jahren leicht zu sagen. Da pulste in den Ausstellungen das frische Leben unserer Zeit. Nachdem drei Malergenerationen unter dem Kommando der Alten exerziert, war endlich der Bann der Galerien gebrochen, die Freiheit der Lebenden von den großen Toten erkämpft, ein neuer Stil geschaffen für neue Dinge. Also bedeutete Kunst eine Verherrlichung der schönen Gegenwart. Wenn sich ausnahmsweise metaphysische Bedürfnisse regten, wurden auch solche Stoffe in die Formen des Naturalismus gekleidet.

Heute ist auf die Wirklichkeitsfreude eine Abkehr von der Gegenwart erfolgt. Aus dem Grau des Alltags träumt man in ferne Schönheitswelten sich hinüber. Hellas und das alte Land der Romantik ist wieder die Seelenheimat der Maler. Selbst bei realistischen Stoffen ist die veränderte Marschroute kenntlich. Früher wollte das moderne Zeitgemälde nur schlichte Wiedergabe der Wirklichkeit sein. Heute nähert es sich dem Sakralbild. Durch Triptychonform, durch ernste monumentale Linien wird biblisch-feierliche Wirkung erstrebt. Die Landschaften waren Abbilder eines Naturausschnittes unter dem Einfluß bestimmten Lichtes. Jetzt haben sie weniger die Absicht, die Welt zu spiegeln, als uns die Welt zu entrücken. In heilige Haine wird man geführt und in lachende Auen, über denen der Friede erster Schöpfungstage ruht. Inmitten dieser vorweltlichen unentweihten Natur rasten Menschen, die auch nicht der Gegenwart, die keinem Zeit-

alter angehören, sondern nur Äußerungen, „Gesten“ der Landschaft sind. Das Porträt hatte Momentaufnahme sein wollen, suchte flüchtige — seelische oder körperliche — Bewegungen zu erhaschen. Heute stellt man die Leute in festgemauerter, hieratischer Ruhe dar, sei es, daß jene Profilstellung gewählt wird, die im frühen Quattrocento die Kunst beherrschte, oder die Frontalstellung, die schon den Werken der Byzantiner ihre feierliche Starrheit gab.

Die verschiedensten Erklärungen wurden für die Wandlung gesucht. Erst wurde von Neuidealismus oder Neuromantik gesprochen, und teilweise traf dies das Rechte. Gewisse seelische Bedürfnisse ließ der Impressionismus unbefriedigt. Er dachte mit Courbet, die Phantasie sei Lüge und die sichtbare, greifbare Wirklichkeit die einzige Muse. Den dokumentarischen Stoffen entsprach die dokumentarische Farbe. Der hatte das Tageslicht, der das künstliche Licht, der den Schleier der Dämmerung gemalt. Doch sind Sonne und Mond, Elektrizität und Gas die Gottheiten unserer Zeit? Ist unser Innenleben eine illustrierte Zeitung? Gibt es nicht Formen und Farben, hehrer und leuchtender, als sie der Alltag zeigt? Die Impressionisten beantworteten diese Frage nicht, und darum erfüllten ihre Bilder nicht ganz die Wünsche derer, denen es nicht genügte, das, was das Auge sieht, wahr interpretiert zu sehen, sondern die nach einer anderen, über die Natur hinausgehende Schönheit lechzten.

Solch eine selbstsichere, von großer Kultur getragene Schönheit liegt in den Werken der alten Meister beschlossen. Der Impressionismus war stolz, deren drückendes Joch beseitigt, neue, selbständige Kunst statt toter Wiederholungen erzeugt zu haben. Doch etwas anderes ist es, ob man die Alten kopiert oder als feinsinniger Amateur ihren Blumengarten durchwandert. Scheuklappen können wir uns, um die Vergangenheit nicht zu sehen, nicht anlegen. Tausend Künstlergenerationen waren vor uns da. Durch das Medium der Kunst empfinden wir das Leben. Auf die Selfmademen folgen also die, deren Schaffen weniger ein Schaffen, als ästhetisches Genießen aller Kunst ist. Das wollte das Wort Decadence besagen, das neben der Bezeichnung Neuromantik in Schwung kam.

Doch es erweckt die Meinung, als sei auf den Kräfteverbrauch plötzlich tatlose Ermattung gefolgt. Solches Greisenthum ist unserer Epoche fremd. Die hohe Blüte des Kunstgewerbes, der Stand der graphischen Künste, der Aufschwung des Fresko und der Glasmalerei zeigt, wieviel neues, junges Leben emporsprießt, zeigt, mit welcher zielbewußter Kraft die Kunst den Aufgaben sich zuwandte, denen die vorangegangene noch nicht nahte. Damals stand im Mittelpunkt das „Bild an sich“. Geschmacklose Neuheit oder planlose Nachahmung beherrschte das Kunstgewerbe. Das Bild war zu befreien aus seiner Einzelhaft. Der Raum selber mußte zum Kunstwerk werden. Und dieser Ouvertüre wird das

weitere folgen. Auch von der Bühne, dem Variété, der Mode wird der Maler Besitz nehmen. Nicht mehr neben dem Leben, sondern im Leben selbst wird die Kunst dahergehen.

Die graphischen Künste bieten, was der Impressionismus nicht bot. Denn dieser buchte nur die Äußerlichkeiten des Lebens. An die Seele mit ihren Sehnsuchtsträumen, mit all ihren Angstgefühlen dachte er nicht. Jetzt sucht die Kunst den Ausdruck zu prägen für die neuen Empfindungen, die ein neues Zeitalter brachte. Und diese Aufgabe fiel stets mehr der Griffelkunst als dem Ölbild zu. Der Impressionismus hatte sie aus ödem Frondienst befreit, sie selbständig gemacht und fähig, jedem Druck der Künstlerhand zu folgen. Jetzt dankt sie durch den Pionierdienst, den sie leistet. Alle Ausstrahlungen der modernen Seele brechen sich in diesem Prisma am farbigsten. Das Krauseste, Dunkelste nimmt Form an. Die geheimsten Wallungen werden aufgefangen.

Die Tätigkeit für das Fresko und die Glasmalerei rief das Gefühl für die Einheitlichkeit der Künste, für den Begriff des Gesamtkunstwerkes wach. Das 19. Jahrhundert, auf seine stilechte Wiederherstellung alter Bauten so stolz, hatte den Popanz einer Dekorationskunst erzeugt, die ohne Rücksicht auf den Baustil den Stil der Ölmalerei auf Fresko und Glasbild projizierte. Der Gegenwart ward bewußt — in Frankreich und England — daß Formen- und Liniensprache des Gebäudes den Stil der Bilder bestimmt.

Im Pantheon und in gotischen Kirchen wurde

diese neue Farben- und Liniensprache geboren, und wenn sie, die feste Mauer verlassend, auch des Staffeleibildes sich bemächtigte, so forderte der Impressionismus selbst einen solchen Rückschlag heraus. Denn in seinem Streben, den Einfluß des Atmosphärischen darzutun, hatte er den Umriss geleugnet. Die „Heilige Schönheit der Linien“ war ihm fremd. Selbst für die reine, ruhige Farbe hatte er, mit Lichtproblemen beschäftigt, wenig Sinn. Nach dieser Seite mußte die Gegenbewegung gehen. Linie und farbige Fläche verlangten wieder ihr Recht.

Wurde die Farbe vorher durch die Beleuchtung bestimmt, so ordnet sie jetzt dekorativen Zwecken sich unter. Nicht mehr Wahrheit ist ausschlaggebend, sondern Wohlklang, frei symphonische Gestaltung koloristischer Werte. Und der Musik der Linien wird mit gleicher Begeisterung wie früher den Kapricen des Lichtes gelauscht — der Musik jener Linien, die der Säulenstil, der Stil gotischer Dome enthüllte. Heiligenscheine liebt man, die wie zackige Strahlenkränze das Haupt umgeben, wogendes Frauenhaar und wallende Pferdemähnen, Hutbänder, die im flatternden Linienspiel das Gesicht umrahmen, Lilien, die lotrecht aus der Landschaft aufwachsen, schlanke Kerzen, steifhalsige Schwäne und schmal aufwachsende gotische Häuser, Felsen, die in scharfen Horizontalen sich hinlagern, Ähren, phantastische Schlinggewächse und das verschnörkelte Geäst der Bäume. Die Gräser auf der Wiese geben zu steil aufsteigenden, die Meeres-

wogen zu gewundenen Linien Anlaß. Die Wolken, früher ätherische Gebilde, werden heraldisch stilisiert. Buchten, Mulden und Talsenkungen durchfurchen in geschwungenen Linien die Erde. Dick wie die Bleiränder gotischer Glasfenster sind die Umrisse der Gestalten. Durch Triptychonform wird die Höhenrichtung, das architektonische Gerüst betont. Sogar die Damenmode folgte dem Stil der Kunst. Denn das Korsett Sylphide, das die Hüften wegschnürt, wäre ohne die Glasbilder des Burne-Jones kaum gekommen. Die ephebenhaften Damen, die das Leben zeigt, und die kerzengeraden dünnen Bäume auf den Fresken *Puvis* sind Kinder derselben Geschmacksphase. Liegt nicht Manier darin, einen Stil, der aus architektonischen Bedingungen sich ergab, ohne weiteres auf das Ölbild zu übertragen? Birgt eine Richtung, die so bewußt wie die gegenwärtige die Natur vergewaltigt, nicht schwere Gefahren? Schon ist die gefühlte Linie zum oft mechanischen Schnörkel, die gefühlte Farbe zur rohen Färbung geworden. Nach der Verkünstelung der Natur wird bald wieder die Naturalisierung der Kunst erfolgen. Doch in solchen Wandlungen liegt das Wesen der Kunstgeschichte. Herr oder Sklave — das ist das ewig wechselnde Verhältnis des Künstlers zur Natur. Und Sache des Historikers ist nicht, sich als Obervormund des Zeitgeistes zu fühlen. Für ihn maßgebend sind nur die Worte Spinozas: „Non ridere, non lugere, neque detestare, sed intelligere.“

PETER ALTENBERG

XIX. AUSSTELLUNG DER „SECESSION“, WIEN

(„Wiener Allgemeine Zeitung“, 1907)

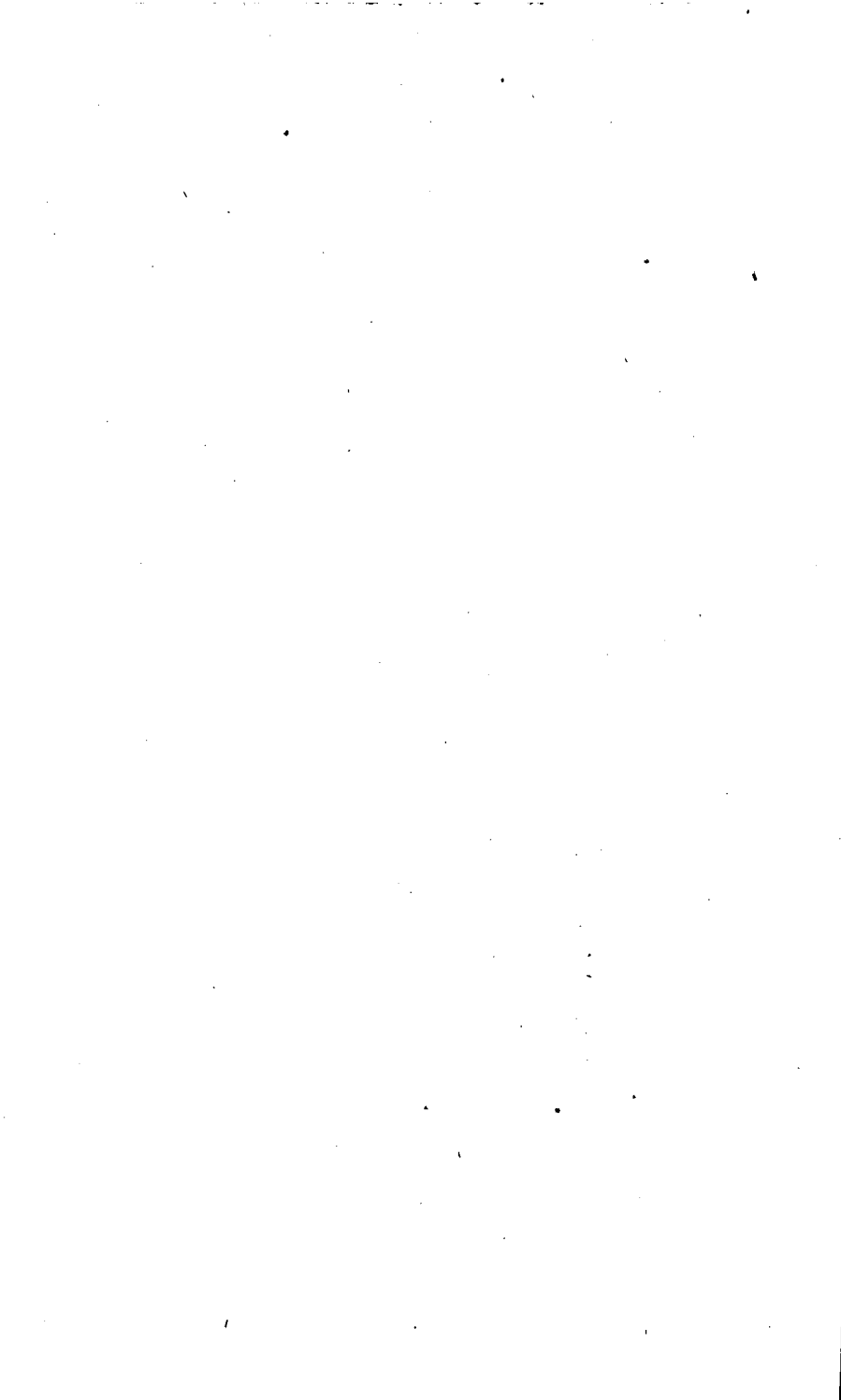
Ferdinand Hodler in Genf, mit kalter Kraft,
mit der Poesie des weisen und kühlen Endgereif-
ten gibst du Natur und Menschen wieder! Voll
Tiefe und Einfachheit bist du!

Wie ein alter Holzfäller im Gebirge, wie einer
der berühmten Tiroler Bergführer kommst du mir
vor als Maler! In ernster schweigsamer Kraft
dich betätigend, wortekarg, aber nahe der Natur
mit ihren schweigsamen Tiefen!

Keusch und unverbraucht!

Wie wenn jemand die Flitter des Kulturtages
nie zu überwinden gehabt hätte, weil er von vorn-
herein gepanzert war mit Ernst und Würde und
gleichsam von Geburt aus in anderen Regionen
atmete! Sauerstoffreich! Das wunderbarste Bild
ist für mich Nummer 20: Der Tag.

Seinen Weg geht Ferdinand Hodler schnur-
gerade, dem Schicksale seiner Organisation blind-
lings, ohne Zaudern, wie einem heiligen Gebote
folgend, sicher geleitet von seiner ungeheuren
Kraft in ihm, ein starker einfacher Wanderer auf
Gipfeln! Rundum blickend, aber von oben —
herab!



LITERATURBERICHT

HELFR. PETER STURZ

INTERVIEW MIT BEN JOHNSON

(1768)

London, den 18. August.

Ich komme von Samuel Johnson, dem Koloß in der englischen Literatur, der tiefes Wissen mit Witz, und Laune mit ernsthafter Weisheit vereinigt, und dessen Menschenlarve nichts davon ankündigt; denn in seiner Gestalt ist kein Verhältniß — eines faustgerechten Träbanten — beleidigt. Er zielt darauf in der Schilderung des Müßiggängers: *The diligence of an Idler is rapid and impetuous; as ponderous bodies forced into velocity move with violence proportionate to their weight.**

Sein Anstand ist bäuerisch, und sein Auge kalt, wie sein Spott; nie tagt ein Blick darin auf, der Scharfsinn oder Schalkheit verriete; er scheint immer zerstreut, und ist es nicht selten. Er hatte Colmann und mich schriftlich eingeladen, und es wieder vergessen. Wir überfielen ihn im eigentlichsten Verstand auf dem Landgute des Herrn Thrailes**, dessen Frau, eine artige Walliserin,

* Der Fleiß eines Müßiggängers ist schnell und heftig, wie schwere Körper, die zur Schnelligkeit gezwungen werden, mit einer ihrem Gewicht angemessenen Heftigkeit sich bewegen.

** Mitglied des Parlaments für Southwark; ein reicher Bierbrauer.

Griechisch zum Zeitvertreib liest und übersetzt. Hier lebt Johnson und herrscht (denn er mag wohl herrschen), wie im Schoße seiner eigenen Familie. Er empfing uns freundlich, ob ihn gleich nie eine gewisse Feierlichkeit verließ, die in seine Sitten, wie in seinen Stil, verwebt ist. Er ründet auch im Umgange seine Perioden, und spricht beinahe im Theaterton; aber was er sagt, wird durch ein gewisses eigenes Gepräge interessant. Wir redeten von der englischen Sprache; und ich merkte an, daß sie ihre Perioden geschwinder, als andere Sprachen, durchlebte; schon ist mehr Unterschied, sagte ich, unter ihren jetzigen Schriftstellern und dem celebrated club of authors aus der Zeit der Königin Anna, als unter den Franzosen dieses und des vorigen Jahrhunderts. Sie streifen in fremdes Gebiet, und verschwelgen den leichterworbenen Raub; denn sie folgen Swift's Rat nicht, neue Wörter zwar aufzunehmen, aber wieder zu verstoßen. Wir erobern, fiel mir ein Anwesender in die Rede, neue Wörter im Enthusiasmus, und geben sie zurück bei kaltem Blute, wie unsere Conqueten beim Frieden. Aber büßen sie, fragte ich, nicht bei der Nachwelt dafür? Denn so bleiben sie kaum dem dritten Menschenalter verständlich. Neue Wörter, antwortete Johnson, sind ein wohlerworbener Reichtum. Wenn ein Volk seine Kenntnisse erweitert und neue Ideen erwirbt, so hat es Kleider dazu nötig; fremde Konstruktionen hingegen hat man als gefährlich verschrien, und man wirft mir täglich meine Latinismen vor, welche den Charakter der

Sprache ändern sollen; aber es ist meine ernsthafte Meinung, „daß sich jede lebendige Sprache nach irgendeiner alten recht knechtisch bilden müsse, wenn unsere Schriften dauern sollen.“ — Denken Sie nicht, daß etwas Wahres in der Sophisterei ist? Eine tote, nicht mehr wandelbare Sprache taugt allerdings zum Maßstabe der lebendigen. Es ist altes Sterlinggewicht, wonach die Kurrentmünze gewürdigt werden kann. Die größte Sprachverwirrung, fuhr ich gegen Johnson fort, richtet eine Art Originalgenien an, die ihr eigenes Sanskrit erfinden, um ihre Ideen in heiliges Dunkel zu kleiden; und doch hören wir oft ihre Orakelsprüche gern, und fanden endlich die Krankheit. Singularity, rief einer, ist oft ein Zeichen des Genies. Dann antwortete Johnson, gibt es nicht viel größere Genien als Wilton in Chelsea.* Seine Art zu schreiben ist die singulärste von der Welt; denn er schreibt seit dem letzten Kriege mit den Füßen.

Colmann nannte den Rehearsal, als ein ehemals bewundertes Meisterstück, das man jetzt nicht mehr zu lesen imstande sei: *there was too little fault in, to keep it sweet***, sagte Johnson. Hume wurde genannt, Priestley, sagte ich, wirft ihm Gallizismen vor. Und ich, sagte Johnson: daß seine ganze Geschichte ein Gallizismus ist. Johnson muß seinem Haß gegen die Schottländer bei jeder Gelegenheit Luft machen; sogar in seinem

* Ein Invalide ohne Arme.

** Er war nicht gesalzen genug, um sich lange zu halten.

Wörterbuche steht folgender Artikel: Oats, a grain, which in England generally is given to horses, but in Scotland supports the people.*

Ich erinnerte mich seiner Ausgabe des Shakespeare nicht, die so sehr unter der Erwartung der Kunstrichter blieb und fragte ihn, übereilt genug: welche Ausgabe des Dichters er am meisten schätze? Ei! antwortete er lächelnd: t' is what we call an unlucky question.**

Ich erkundigte mich nach Boswell.*** Er scheint ihn sehr zu lieben, und fühlt, aber vergibt ihm seine Schwärmerei. Boswell ist ein feuriger Jüngling, der steif und fest an die Heldentugend glaubt, und der im Rausche seines Herzens so gut in Island, als in Corsika, einen Halbgott aufgespürt hätte.

Sie kennen Johnsons Schriften. Der Rambler, der Idler, die Satyre London, Savages vortrefflich geschriebenes Leben sind auch in Deutschland bekannt. Weniger hört man bei uns vom Prinz Rasselas, einem meisterhaften, kalten, politischen Roman, wie sie es alle sind aus der Familie; denn ein Regierungskünstler, der fern von Geschäften für Könige schreibt, kann aus sich selbst nichts als Gemeinplätze spinnen. Irene, ein Trauerspiel von Johnson, full of the finest speeches, ward ausgezischt und ist vergessen.

* Hafer ist eine Art von Getreide, das in England Pferde, in Schottland Menschen sättigt.

** Das nennen wir eine unglückliche Frage.

*** Verfasser des Accounts of Corsika, und Johnsons Begleiter auf seiner neulichen Reise nach den westlichen Inseln von Schottland.

Dieser berühmte Mann kämpfte lange mit Dürftigkeit; denn Sie müssen nicht glauben, daß England seine Schriftsteller, die es bewundert, immer auch belohnt. Oft verbarg er sich in einem Keller bei Moorfields, um einem Zimmer mit eisernen Gittern zu entfliehen. In dieser Zeit schrieb er demosthenische Reden, für und wider die wichtigsten Fragen im Parlament, unterm Namen wirklicher Glieder, die man eine Zeitlang in den Provinzen für echt hielt; und es ist nicht allgemein bekannt, daß unter diesen die berühmte Rede Pitts ist, die er gehalten haben soll, als man ihm seine Jugend vorwarf, und die nie aus Pitts Munde kam. Jetzt hat Johnson den Paktolus in seinen Garten geleitet. Er genießt dreihundert Pfund Sterling Ehrengelt, nicht um Reden zu machen, sondern, wie die Minorität versichert, um zu schweigen.

Ich habe vergessen Ihnen zu sagen, daß Johnson das Altertum des Ossian leugnet. Macpherson ist ein Schottländer; und er will ihn lieber für einen großen Dichter gelten lassen, als für einen ehrlichen Mann. Ich bin von der Wahrheit der Sache überzeugt. Macpherson zeigte mir, in Alexander Dow's Gegenwart, wenigstens zwölf Hefte Manuskripte des Ersischen Originals. Einige davon schienen sehr alt zu sein. Gelehrte von meiner Bekanntschaft, welche die Sprache verstehen, haben sie mit der Übersetzung verglichen; und man muß entweder die Abgeschmacktheit glauben, daß Macpherson auch den Grundtext gemacht habe, oder nicht länger

der Evidenz widerstreben. Macpherson deklamierte mir einige Stellen vor. Die Sprache klang melodisch genug, aber feierlich-klagend und guttural, wie alle Sprachen ungebildeter Völker.

MELCHIOR GRIMM

NACHRUF AUF PIRON

(„Correspondence de Mr. Grimm“, 1773)

Alexis Piron hat endlich in einem Alter von 85 Jahren am 21. Januar der Natur den Tribut entrichtet. Er war groß und stämmig und von einem unverwüstlichen Temperament; seine Augen allein hatten nicht die Stärke seiner übrigen Organe, und er war seit den letzten zehn Jahren gänzlich blind geworden. Er war zu Dijon in der Bourgogne geboren. Diejenigen, die so gern glauben möchten, daß der Mensch bloß eine Maschine und nichts weiter als organisierte Materie sei, mußten durch den Umgang mit diesem Dichter sich in dieser Meinung wunderbar bestärken. Er war eine Witz- und Epigrammen-Maschine. Prüfte man ihn näher, so sah man, daß die Witzfunken in seinem Kopfe aneinander prallten, unwillkürlich herausfahren, sich auf seine Lippen drängten, und daß es ihm ebenso unmöglich war, keine witzigen Einfälle zu sagen und dutzendweise Epigramme zu machen, als nicht Atem zu holen. Piron war daher für einen Philosophen ein höchst interessantes Schauspiel, und ich selbst habe nie ein seltsämeres gesehen. Sein blindes Gesicht gab ihm die Physiognomie eines Begeisterten, der satyrische Orakelsprüche erteilt, nicht aus eige-

nem Vorrat, sondern durch fremde Eingebung. In dieser Gattung von Zungenbalgerei war er der rüstigste Kämpfer, der jemals irgendwo gelebt hat. Er war jedesmal sicher, die Lacher auf seiner Seite zu haben. Niemand war imstande, darin es mit ihm aufzunehmen; sein Einfall schlug zu Boden mit der Schnelligkeit des Blitzes. Daher kam es auch, daß Voltaire ihm jedesmal aus dem Wege ging, weil sein hellglänzender Geist sich vor den Pfeilen dieses furchtbaren Kämpfers nicht in Sicherheit glaubte. Eine Sammlung von Piron's witzigen Einfällen würde köstlich sein.

Man weiß, daß die berühmte Ode, welche er in seinem achtzehnten Jahre machte, und die im Drucke noch weit unter der Ausgelassenheit der Handschrift ist, ihm den Eingang der Französischen Akademie, auf königlichen Befehl versperrte. Gleich nach dieser Aussperrung setzt er sich selbst die bekannte Grabschrift:

„Ci-git Piron, qui ne fut rien,
Pas même académicien.“

Frau von Pompadour, um ihn darüber zu trösten, erhielt für ihn eine nicht ganz unbedeutende Pension, und mehrere Große nahmen sich seiner an. Seine Nichte, die ihm die Wirtschaft führte, ist seine einzige Erbin. Die Nichte hat heimlich einen Tonkünstler, namens Capron, geheiratet. Dies hinterbrachte man Piron, in der christlichen Absicht, die Nichte mit dem Oheim zu entzweien; allein er tat immerfort, als wenn er das nicht glaube. Bei Eröffnung des Testaments las man

folgende Worte: „Meine Nichte, Madame Capron, setze ich zu meiner Erbin ein.“ Das ist der Zug eines Biedermannes. Er ist übrigens mit der treuherzigen Überzeugung gestorben, daß Voltaire nur ein ganz mittelmäßiger Schöngeist sei.

KARL GUTZKOW

DIE ROTE MÜTZE UND DIE KAPUZE

(1838)

Seltsam ist es, daß des zwanzigjährigen Gutzkow publizistischer Erstling eine Huldigung für denselben Wolfgang Menzel war, der später den Autor des Romans „Wally“ als Gotteslästerer zu dreimonatigem Zuchthaus verurteilen ließ, seine Anklage von Gutzkow aus auf alle anderen Schriftsteller des Jungen Deutschland und deren geborene und noch ungeborene Musenkinder ausdehnend. Das erste Blatt Gutzkows war das „Forum für Journalliteratur“, eine anti-kritische Quartalschrift gewesen, die bei W. Logier in Berlin 1831 erschien, 1835 redigierte er das Literaturblatt der Dullerschen Frühlingszeitung „Phönix“. Als 1837 Campe in Hamburg den Verlag des von Gutzkow gegründeten „Telegraph für Deutschland“ übernahm, beglückwünschte Heine den Verleger zu der „nützlichen Akquisition dieser Zeitschrift und des besten Journalisten; Gutzkow ist das größte Talent, das sich seit der Juliusrevolution aufgetan, hat alle Tugenden, die der Tag verlangt, ist für die Gegenwart ganz wie geschaffen. Ich möchte den Göttern danken, daß sie den Gutzkow erfunden haben“. Gutzkow usurpiert den Präsidentenstuhl der deutschen Literatur (etwas, was es heute auch metaphorisch nicht mehr gibt) und stellt Heine das Ultimatum: Ein durch Unterordnung unter seine Führung erkaufte Bündnis oder der Bruch! Heine weicht diplomatisch aus, aber der Krieg entbrennt doch. Das letzte Wort behält Gutzkow in seiner Vorrede zur Börne-Biographie (1840).

1838 hat Gutzkow mit seiner großen Broschüre „Die rote Mütze und die Kapuze“ in den Kölnischen Bischofsstreit eingegriffen. Am 20. November 1837 war

der Kölner Erzbischof Clemens August von Droste-Vischering wegen Ungehorsam gegen die Landesgesetze von der preußischen Regierung seines Amtes entsetzt und nach der Festung Minden gebracht worden. Görres nahm in einer Schrift „Athanasius“ für den starrsinnigen Kirchenfürsten Partei und sprach der Staatsgewalt das Verständnis für die katholische Bevölkerung ab. Darauf antwortet Gutzkow, seines Meisters Voltaire würdig, mit Wucht, Schärfe — und Vorsicht.

... Es kann der Geistesbankerott, den Görres in seinem Athanasius zeigt, nur die Folge der Rache sein, welche die Ideen an treulosen Überläufern und nur durch den Moment bestimmt gewesenen Taschenspielern des Stils und der erkünstelten Leidenschaft nehmen. Die natürliche Abspannung der Seelenkräfte muß überall eintreten, wo der Gedanke müde wird, sich sein eigenes Gehäuse organisch, wie das Muscheltier zu treiben und zu bilden, und dafür lieber in den ersten besten alten Maulwurfspalast, in eine offenstehende Mönchskutte, in eine alte weihrauchgebeizte Reliquienschachtel kriecht. Die Begriffe verrosten, wenn sie nicht mehr als Pflugschar oder als Waffe dienen. Die Gefühle stumpfen sich ab, wenn sie nur auf Haß sinnend und gegen alles eine verneinende Abstoßung hegen. Selbst die rohe Muskelstärke der Leidenschaft, die ehemals das Görressche Wesen bezeichnete, will von Zeit zu Zeit geübt sein. Sonst macht man den Eindruck, den Görres bei allen unbefangenen Lesern seines Athanasius hinterlassen haben wird, eines achtzigjährigen Generalfeldmarschalls, der noch

einem Napoleon Schlachten liefern will. Zwei Husaren müssen ihn von einem Gichtstuhl auf das Streitroß heben. Wo ist die Pracht der Görresschen Sprache geblieben? Dieser Zauber, dem zuliebe man früher die Theorie einer eigenen architektonischen Poesie erfand? Jetzt präsentiert sich der Straßburger Münster wie von einem Feldherrn Ludwig XIV. demoliert. Über die alten sinnigen Arabesken, Hautreliefs und gotischen Schnörkeleien von früher sind katholische Kräutlein und Lebermoose gewachsen, als da heißen: Unser lieben Frauen, Bettstroh, Mariendistel, Marienmünz und Dreifaltigkeitskraut. Keine satirischen Makiaffen springen mehr auf dem einst von Görres so wohlgerittenen Elefanten der indischen Mythologie hin und her. Die Lotusblumen sind von dem vielen Weihwasserbespritzen verwelkt. Der ehemals so beliebte Lingam hängt schlaff und ohnmächtig hernieder; die Yonie ist zusammengeschrumpft, das Weltei ausgelaufen und die Urweltschlange ringsherum eine gewöhnliche Nürnberger Vexierschlange von Holz, die nur Kinder beängstigt. Auch die nordische Mythologie hat aufgehört, der Görresschen Phantasie noch Bilder und Allegorien zu liefern. Die Esche Ygdrasill läßt traurig die Zweige hängen; der Urdabrunnen ist eingefroren; und nur ein einzigesmal noch tritt im Athanasius Odin auf, aber, wie Görres selbst sagt, „einäugig und etwas angetrunken“. Kaum, daß noch am Schluß der Schrift die Edda und die Götterdämmerung ein wenig poltern, was sich aber dort, am Schluß des

fünften Aktes gleichsam, wie ein Theaterdonner und eine künstliche Hölle mit bengalischem Feuer ausnimmt. An Witz, Phantasie und Rhetorik ist Athanasius armselig ausgestattet. Kaum noch, daß Görres die Blasphemie wagt, Christus mit dem Schachbrett unterm Arm auftreten und mit dem König von Preußen eine Partie spielen zu lassen. Sonst ist um den großen orientalischen Zauberer von ehemals, um alle seine Silber- und Goldblättlein, um seine bunten Federgürtel und mystischen Riemengeflechte jetzt die dumpfe, einfarbige, braune Mönchskutte geworfen.

In Görres kocht nichts heftiger als die Lust, Nord und Süd im deutschen Vaterlande zu trennen, wie sich denn seine Clique auch jetzt entschlossen hat, eine historisch-politische Zeitschrift für das katholische Deutschland herauszugeben. Historisch-politisch! Politik und Geschichte für eine Hälfte des Vaterlandes nur! Politik und Geschichte in jener Bedeutung, daß die Reformation die Rolle des zweiten Sündenfalls und Luther die zweite Schlange spiele! Durch die Umtriebe werden die innersten Gefühle des protestantischen Deutschlands verletzt, die Anhänglichkeit an das, was historisch unser geworden ist, und was wir durch teure Kämpfe erobert haben, wird mit Schadenfreude herausgefordert, und so gewohnt auch einer ist, seine Glaubensbefriedigung nicht innerhalb einer Konfession zu finden, so möchte man doch als fanatischer Protestant auffahren, wenn man z. B. liest, Christus hätte die Kirchengewalt an den Papst übertragen und nicht nötig

gehabt, sich erst in Berlin darüber ein Notariatsinstrument ausfertigen zu lassen; oder, die katholische Kirche am Rhein hätte wohl die Preußen aufgenommen, nicht aber die Preußen die katholische Kirche, und ähnliche Gehässigkeiten, die nur zunächst der beißenden Form wegen erfunden scheinen, aber ein so verwildertes Gemüt verraten, als lebten wir in den Zeiten des Dreißigjährigen Krieges und müßten uns um Gottes willen von den Katholiken den Westfälischen Frieden erbitten.

Das, was Görres immer unter allen Umständen beibehielt, war die Leidenschaft, der formelle Widerspruchsgeist, der kleinliche Koblenzer Lokalegoismus. Das Talent der Sprache umgaukelte ihn verführerisch, so daß er verteidigte oder angriff, was seiner Ausdrucksweise schlagende Effekte bot. Den Stil Saint-Justs ahmte er als Republikaner nach; dann piffte er den Ton der Naturphilosophie; dann folgte er den Bahnen, die Schlegel und Kanne gezeichnet hatten; dann, als Herausgeber des Rheinischen Merkur, übersetzte er die trockene Derbheit Jahns und Arndts in eine phantasieanregendere Sprache; dann machte er umgekehrt den La-Menaisschen Weg vom Demokraten zum Jesuiten, brachte den theokratischen Einflüssen der neufranzösischen Spekulation und den historischen Rechtsbegründungen eines Haller Weihrauch dar, bis die Kirche ihr weites Gewand ausbreitete, alle verworrenen Ideen und Eindrücke, die in dem Chamäleon noch zuckten und galvanisch vibrierten, umhüllte, und über die

allmähliche Abtakelung des Fahrzeuges, die Pensionierung und Inruhestandversetzung eines stark gewesenen Mannes ihren Segen sprach. Wohl dem, der seinen Frieden hat! Aber wer möchte den Frieden um den Preis seiner Ehre erkaufen?

Ist sich aber etwas unter allen Umständen in Görres gleichgeblieben, so ist es sein Talent zur Demagogie. Welche vortrefflichen Proben davon liefert seine Anrede an die Rhein- und Münsterländer! Görres in der Kapuze blickt sich einen Augenblick scheu um und wirft, ohne daß es seine Obern sehen, schnell die rote Mütze unter seine alten Landsleute. Diese Anrede ist ein Meisterstück der revolutionären Beredsamkeit, über das man sich fast freuen möchte, wenn nicht doch darin mehr Talleyrand als Mirabeau nachgeahmt wäre, wenn nicht Mephistopheles sich lächerlich machte durch die alte Pelzkappe, mit der er in die Hütten der Rhein- und Münsterländer tritt und sich als alten Gevatter zu erkennen gibt, hinter den Ofen sich setzt, in Töpfe und Tiegel lugt und der Dummheit und dem Aberglauben frisch zum Munde redet. „Gevatter, man will euch nicht halten“, sagt Görres in der Pelzkappe, „was euch 1813 versprochen ist: Gleichheit der beiden Konfessionen in politischer und bürgerlicher Hinsicht!“ Diesen Satz, der auf die Kölner Angelegenheit wie die Faust aufs Auge paßt, da derselbe von den politischen Rechten der Katholiken handelt, wiederholt der Gevatter so lange, bis dem guten Münsterländer dumm und dem Rheinländer wild zumute wird. Und nun zieht

Görres seine Münchner Wundermedaillen in allen Formaten, in Silber und Zinn, alle in Augsburg und Freising eingeseget, hervor und schenkt sie an jung und alt und nagelt auch noch an die Stubentür einige lithographierte und mit Wasserfarben ausgemalte Wunder der Nonne von Dülmen, geht ab und erwartet, daß die angelegte Mine nächstens zur Explosion kommen wird.

Man kann diese Konstruktion der Geschichte des christlichen Zeitalters nicht besser würdigen, als wenn man die Ecksteine sieht, die dieser babylonische Baumeister verwirft und welche denn doch die wahren Ecksteine der Geschichte geworden sind. Er verwirft die Reformation und, als eine verbrecherische Fortsetzung derselben, die Revolution. Alle durch schwere historische Geburten gezeitigten Resultate der Gewissens-, Denk- und Redefreiheit, alle Resultate der bürgerlichen Rechtsgleichstellung, staatsrechtlicher Verpflichtungen und Gewährleistungen, alle Resultate der Wissenschaft, der Kunst und Literatur werden von dieser neuen vulkanischen Schöpfung, die von München ausgehen soll, durch den Görresschen Krater ausgestoßen und müssen weit, weit auf freiem Felde kümmerlich zu toter Asche verwesen, zu Lavatrümmern, um für guten Lacrimae Christi den Boden zu düngen. Alle die Ideen, die dem Zuge der drei letzten Jahrhunderte seine keilförmige Schlachtordnung gegeben haben und an der Spitze der Treffen stehen, die den Vorurteilen noch immer zu liefern sind, alle diese geharnischten Wahrheiten und siegekrönten Tat-

sachen des freien vernünftigen Denkens und der von der Historie abstrahierenden Freiheit der Selbstbestimmung müssen auf das Görressche Kommando von ihrem Ehrenplatze abtreten, werden als infam kassiert und mit 'Gewalt in die grauen Büßerregimenter gesteckt, wo Karl V., Ferdinand I. und II., die Trierschen Bischöfe und alle, die an ihrem Sterbebette schwach wurden, fasten und beten müssen. Luther, Melancthon, Cartesius, Locke, Hume, Leibniz, Spinoza, Montesquieu, Voltaire, Rousseau, Kant und Fichte, alle müssen sie einlenken und sich ein wenig mehr nach München und Rom zu halten. Der scharfe Zugwind, der durch die Köpfe dieser Männer wehte, wird keineswegs die Flügeltüren der Zukunft aufreißen. Denn nach Görres war dieser Wind nur bestimmt, die an die Wände der Peterskirche neugemalten alten Legenden zu trocknen oder eingefangen zu werden in die Blasebälge der Kirchenorgeln. Kurz, wer möchte dem Görresschen Himmel trauen, wenn er sieht, welche Resultate und welche Geister bei einer Wendung der Dinge, wie sie ihm der Himmel scheint, in die Hölle fahren müssen!

LUDWIG BÖRNE

ÜBER GOETHES „TAG- UND JAHRES-HEFTE VON 1789—1806“

(1820)

1789: Kaum hatte sich Goethe nach seiner Rückkehr aus Italien in die Weimarischen Verhältnisse wieder eingesponnen, als die Revolution losbrach. „Schon im Jahre 1785 hatte die Halsbandgeschichte einen unaussprechlichen Eindruck auf mich gemacht. Ich verfolgte den Prozeß mit großer Aufmerksamkeit, bemühte mich in Sicilien um Nachrichten von Cagliostro und seiner Familie, und verwandelte zuletzt, nach gewohnter Weise, um alte Betrachtungen los zu werden, das ganze Ereignis unter dem Titel: ‚Der Groß-Cophta‘, in eine Oper.“ Die Ausbrüche der Revolution zu einer Oper begeistert! Wer jedes Gefühl, sobald es ihm Schmerzen verursacht, gleich ausziehen läßt wie einen hohlen Zahn, den wird freilich nichts in seinem Schläfe stören; aber mit Gefühllosigkeit, mit einer hohlen Seele, ist der Schlaf doch etwas zu teuer bezahlt?

O welch ein Klein-Cophta! Statt in der Hofgeschichte eine Weltgeschichte zu sehen, sieht er in der Weltgeschichte eine Hofgeschichte. Und wie ihn seine Philister-Ehrfurcht vor den Großen wie blind und taub, so auch stumm gemacht. Den Kardinal Rohan verwandelt er in einen Domherrn. Die Königin in eine unvermählte Dame! Es ist

gar kein Sinn in dieser Geschichte, so dargestellt. Aber Cagliostro! Es ist nicht zu leugnen, daß ihn Goethe mit Freundschaft behandelt. Es war Dankbarkeit. Einem moralischen Gourmand wie Goethe mußte Cagliostros Lehre, die er im höchsten Grade seiner Mysterien, nach langer, langer Prüfung, endlich dem Eingeweihten offenbarte — die Lehre: — „Was du willst, das die Menschen für dich tun sollen, das tue für sie nicht“, — diese Lehre des Anti-Christes mußte wohl einem Goethe munden.

1790: Kehrt mit der Fürstin Amalie von seiner zweiten Reise in Italien zurück. „Kaum nach Hause gelangt, ward ich nach Schlesien beordert, wo eine bewaffnete Stellung zweier großen Mächte den Kongreß von Reichenbach begünstigte. Erst gaben Kantonierungsquartiere Gelegenheit zu einigen Epigrammen... In Breslau hingegen, wo ein soldatischer Hof und zugleich der Adel einer der ersten Provinzen des Königreichs glänzte, wo man die schönsten Regimenter ununterbrochen marschieren und manövrieren sah, beschäftigte mich unaufhörlich, so widerlich es auch klingen mag, die vergleichende Anatomie, weshalb mitten in der bewegtesten Welt ich als Einsiedler in mir selbst abgeschlossen lebte. Dieser Teil des Naturstudiums war sonderbarlich angeregt worden. Als ich nämlich auf den Dünen des Lido, welche die venezianischen Lagunen von dem adriatischen Meere sondern, mich oftmals erging, fand ich einen so glücklich geborstenen Schafschädel, der mir... jene große früher von

mir erkannte Wahrheit: die sämtlichen Schädelknochen seien aus verwandelten Wirbelknochen entstanden, abermals bestätigte . . .“

Was? Goethe, ein reichbegabter Mensch, ein Dichter; damals in den schönsten Jahren des Lebens, wo der Jüngling neben dem Manne steht, wo der Baum der Erkenntnis zugleich mit Blüten und Früchten prangt — er war im Kriege, er war im Lager der Titanen, da, wo vor vierzig Jahren der zwar freche, doch erhabene Kampf der Könige gegen die Völker begann — und zu nichts begeisterte ihn dieses Schauspiel, zu keiner Liebe, zu keinem Hasse, zu keinem Gebet, zu keiner Verwünschung, zu gar nichts trieb es ihn an, als zu einigen Stachelgedichten, so wertlos, nach seiner eigenen Schätzung, daß er sie nicht einmal aufbewahrte, sie dem Leser mitzuteilen? Und als die prächtigsten Regimenter, die schönsten Offiziere an ihm vorüberzogen, da — gleich der jungen blassen Frau eines alten Mannes — bot sich seinem Beobachtungsgeiste kein anderer, kein besserer Stoff der Betrachtung dar, als die vergleichende Anatomie? Und als er in Venedig am Ufer des Meeres lustwandelte — Venedig, ein gebautes Märchen aus Tausendundeiner Nacht; wo alles tönt und funkelt: Natur und Kunst, Mensch und Staat, Vergangenheit und Gegenwart, Freiheit und Herrschaft; wo selbst Tyrannei und Mord nur wie Ketten in einer schauerlichen Ballade klirren; die Seufzer-Brücke, die Zehenmänner; es sind Szenen aus dem fabelhaften Tartarus-Venedig, wohin ich sehnsuchtsvolle Blicke

wende, doch nicht wage, ihm nahe zu kommen, denn die Schlange österreichischer Polizei liegt davor gelagert, und schreckt mich mit giftigen Augen zurück — dort, die Sonne war untergegangen, das Abendrot überflutete Meer und Land, und die Purpurwellen des Lichtes schlugen über den felsigen Mann und verklärten den ewig Grauen — und vielleicht kam Werthers Geist über ihn, und dann fühlte er, daß er noch ein Herz habe, daß es eine Menschheit gebe um ihn, einen Gott über ihm, und dann erschrack er wohl über den Schlag seines Herzens, entsetzte sich über den Geist seiner gestorbenen Jugend; die Haare standen ihm zu Berge, und da, in seiner Todesangst, „nach gewohnter Weise, um alle Betrachtungen los zu werden“ — — verkroch er sich in einen geborstenen Schafsschädel und hielt sich da versteckt, bis wieder Nacht und Kühle über sein Herz gekommen! Und den Mann soll ich verehren? Den soll ich lieben? Eher werfe ich mich vor Fitzli-Putzli in den Staub; eher will ich Dalai Lamas Speichel kosten. Hätte Deutschland, ja hätte die ganze Welt nur zwei Dichter, nur zwei Brunnen, ohne die das Herz verschmachten müßte in der Sandwüste des Lebens — nur Kotzebue und Goethe — Tausendmal lieber labte ich meinen Durst mit Kotzebues warmer Tränensuppe, die mich doch wenigstens schwitzen macht, als mit Goethes gefrorenem Weine, der nur in den Kopf steigt, und dort hinauf alles Leben pumpt.

1792: „In der Mitte des Sommers ward ich abermals ins Feld berufen, diesmal zu ernsteren

Szenen. Ich eilte über Frankfurt, Mainz, Trier und Luxemburg nach Longwy, welches ich den 28. August (Goethes Geburtstag — das vergißt er nie) schon eingenommen fand; von da zog ich mit bis Valmy, so wie auch zurück bis Trier; sodann, um die unendliche Verwirrung der Heerstraße zu vermeiden, die Mosel hinab nach Coblenz, Mannheim. Naturerfahrungen schlangen sich, für den Aufmerksamen, durch die bewegten Kriegsereignisse. Einige Teile von Fischers physikalischem Wörterbuche begleiteten mich; manche Langeweile, stockende Tage betrog ich durch fortgesetzte chromatische Arbeiten...“ Kein Wort über die Kriegsereignisse! Interessiert ihn auch die Politik nicht, konnte ihn doch als Dichter und Beobachter das Kriegsleben, dem es an beliebter plastischer Dickleibigkeit gewiß nicht fehlt, Stoff zu Wahrnehmungen und künstlerischen Darstellungen geben. Aber die ehrfurchtsvolle Scheu, von höchsten und allerhöchsten Personen und ihren höchsten und allerhöchsten Dummheiten zu reden, läßt ihn noch nach 40 Jahren verstummen.

1793: Während der Blockade von Mainz, der er bis zum Ende der Belagerung beiwohnte, beschäftigte er sich mit Reinecke Fuchs und übte sich im Hexameter. Warum sagt er nicht, was er zu jener Zeit so oft im Hauptquartier gemacht? Hat er vielleicht an der Abfassung des berühmten Manifests des Herzogs von Braunschweig teilgehabt? Auch fuhr er fort, am Rhein unter freiem Himmel die Farbenlehre zu treiben.

„Und so hielt ich, für meine Person wenigstens, mich immer fest an diese Studien, wie an einem Balken im Schiffbruch; denn ich hatte nun zwei Jahre unmittelbar und persönlich das fürchterliche Zusammenbrechen aller Verhältnisse erlebt. Einem tätigen produktiven Geiste, einem wahrhaft vaterländisch gesinnten und einheimische Literatur befördernden Manne wird man es zugute halten, wenn ihn der Umsturz alles Vorhandenen schreckt, ohne daß die mindeste Ahnung zu ihm sprach, was denn besseres, ja nur anderes daraus erfolgen solle. Man wird ihm beistimmen, wenn es ihn verdrießt, daß dergleichen Influenzen sich nach Deutschland erstrecken (die französische Revolution eine verdrießliche Geschichte!!), und verrückte, ja unwürdige Personen das Heft ergreifen. In diesem Sinne war der „Bürgergeneral“ geschrieben, ingleichen die „Aufgeregten“ entworfen, sodann die „Unterhaltungen der Ausgewanderten“.

Der „Bürgergeneral“ ward gegen Ende von 1793 in Weimar aufgeführt, „aber die Urbilder dieser lustigen Gespenster waren zu furchtbar, als daß nicht selbst die Scheinbilder hätten beängstigen sollen.“

Nun wahrhaftig, die in Weimar müssen unerhört schwache Nerven gehabt haben, wenn sie dies Scheinbild der französischen Revolution, das Goethe im erwähnten Lustspiele darstellt, in Angst versetzt hat. Ich glaube es aber nimmermehr. Sie werden sich wohl bei der Aufführung jener Possen eben so gelangweilt haben, als ich es beim

Lesen getan, mit dem ich soeben fertig geworden; und Goethe schrieb das Gähnen statt der Langeweile den Vapeurs zu.

1794: „Man sendete mir aus dem südlichen und westlichen Deutschland Schatzkästchen, Spartaler, Kostbarkeiten mancher Art, zum treuen Aufbewahren, die mich als Zeugnis großen Zutrauens erfreuten, während sie mir als Beweise einer beängstigten Nation traurig vor Augen standen.“

Guter Gott, welche Gewichte sind es, die den zentnerschweren Haß Goethes gegen die französische Revolution bildeten! Seine liebe Mutter in Frankfurt hatte ein bequemes Haus mit schönen Möbeln, mit wohlversorgtem Keller, mit Büchern, Kupferstichen und Landkarten. Durch die Feindseligkeiten der Franzosen geängstigt, wollte die Mutter ihren Besitz veräußern, sich eine Wohnung mieten; aber eben wegen der unruhigen Zeiten wurden unvorteilhafte Kaufanträge gemacht; das Beraten mit Freunden und Mäklern war von unendlicher Verdrießlichkeit. Und das der Schmerz eines Dichters! Ist der ein Mann des Jahrhunderts, der mit solchem Herzen einer Eintagsfliege die Welt umfaßt?

1795: Mit Kapellmeister Reichardt zerfiel er, mit dem er, „ungeachtet seiner vor- und zudringlichen Natur, in Rücksicht seines bedeutenden Talents in gutem Vernehmen gestanden; er war der erste, der mit Ernst und Stetigkeit meine lyrischen Arbeiten durch Musik ins Allgemeine förderte... ohnehin lag es in meiner Art, aus her-

kömmlicher Dankbarkeit unbequeme Menschen fortzudulden, wenn sie mir es nur nicht gar zu arg machen, alsdann aber meist mit Ungestüm ein solches Verhältniß abubrechen. Nun hatte sich Reichardt mit Wut und Ingrim in die Revolution geworfen; ich aber, die gräulichen unaufhaltsamen Folgen solcher gewalttätig aufgelösten Zustände mit Augen schauend und zugleich ein ähnliches Geheimtreiben im Vaterlande durch und durch blickend, hielt ein für allemal am Bestehenden fest, an dessen Verbesserung, Belebung und Richtung zum Sinnigen, Verständigen, ich mein Lebenlang bewußt und unbewußt gewirkt hatte, und konnte und wollte diese Gesinnung nicht verhehlen.“

Goethe, wie alle Grenz-Menschen das Stadttor seiner Welt, sie schließend, verteidigend. Die Gemeinde erweitert sich, das Tor wird niedergerissen oder überbaut, und dient zum Durchgange wie früher zur Abwehr. Ich kannte Reichardt etwas. Er war ein Preuße, das heißt ein Windbeutel. Wo er sich befand, entstand gleich ein Luftzug, selbst im verschlossensten Zimmer. Er hatte bewegliche Gefühle, doch er fühlte, man konnte ihn herbeiziehen und wegschieben. Er stand nicht, gleich Goethe, wie eine Mauer im Leben da, die, wenn auch mit Obstspalieren bedeckt und verziert, doch unbeweglich, undurchsichtig bleibt, uns die Aussicht versteckt und uns zu einem Umwege nötigt, so oft wir in Gottes freie Welt gehen oder sehen wollen. Und naiv ist Goethe! Er gesteht, er habe Reichardt lieb gehabt,

solange er ihm nützlich gewesen, indem er durch Kompositionen seiner Lieder diese verbreiten half; den Reichardt außer Diensten aber habe er gehabt. Das ist s a c h d e n k l i c h !

1802: Goethes Gesinnung über Preßfreiheit spricht sich hier gelegentlich aus. Schlegels „Jon“ kam zur Aufführung und schon am Abende der Vorstellung trat „ein Oppositionsversuch unbescheiden hervor; in den Zwischenakten flüsterte man von allerlei Tadelnswürdigem, wozu denn die freilich etwas bedenkliche Stellung der Mutter erwünschten Anlaß gab. Ein sowohl den Autor als die Intendanz ergreifender Aufsatz war in das Mode-Journal projektiert, aber ernst und kräftig zurückgewiesen; denn es war noch nicht Grundsatz, daß in demselbigen Staat, in derselbigen Stadt es irgendeinem Glied erlaubt sei, das zu zerstören, was andere kurz vorher aufgebaut hatten.“

1803: Nichts Lächerliches, als bald der ernste, dürre Ton, bald die breite kunstschmausende Behaglichkeit, mit welchen Goethe in diesem seinem Büchelchen über das kleinstädtische Hof- und bürgerliche Stadtbauwesen in Weimar sich so oft ausläßt. Was der Kunstfreund an solcher Puppen-Architektur so Erquickliches finden mochte, daß er noch nach vielen Jahren sich damit beschäftigt, wäre ganz unerklärlich, wenn man Goethes Charakter nicht kannte. Des Lebens Behaglichkeit war ihm das Leben selbst. Darum ist ihm nichts klein, was diesen Kreis berührte, darum ist ihm alles klein, was von diesem Kreise ab lag.

1806: Man dachte daran, Oehlenschlägers Tra-

gödie „Hakon Jarl“ auf die Weimarische Bühne zu bringen, und schon war alles dazu vorbereitet. „Allein späterhin schien es bedenklich, zu einer Zeit, da mit Kronen im Ernst gespielt wurde, mit dieser heiligen Zierde sich scherzhaft zu gebarden.“

Bei jeder Gefahr hält Goethe ein Prisma vor die Augen, um jene nicht zu sehen, und sonderbar genug versteckt er sich vor dem Lichte hinter Farben. — In Karlsbad: „Fürst Reuß XIII., der mir immer ein gnädiger Herr gewesen, befand sich daselbst, und war geneigt, mir mit diplomatischer Gewandtheit das Urtheil zu entfalten, das unsern Zustand bedrohte. — Mineralien. — Über eine pädagogisch-militärische Anstalt bei der französischen Armee gab uns ein trefflicher aus Bayern kommender Geistlicher genaue Nachricht. Es werde nämlich von Offizieren und Unteroffizieren am Sonntag eine Art von Katechisation gehalten, worin der Soldat über seine Pflichten sowohl als auch über ein gewisses Erkennen, soweit es ihn in seinem Kreise förderte, belehrt werde. Man sah wohl, daß die Absicht war, durchaus kluge und gewandte, sich selbst vertrauende Menschen zu bilden; dies aber setzte freilich voraus, daß der sie anführende große Geist demungeachtet über jeden und alle hervorragend blieb und von Räsoneurs nichts zu fürchten hatte.“ — Daß man ja nicht denke, indem er solche Schulen lobend erwähnt, er sei der Meinung, daß man aus einem Soldaten einen denkenden Menschen machen sollte. Der Unterricht ist nur das Öl,

womit man das Rad einer Maschine schmieret, daß diese besser gehe. Räsonieren soll das Rad nicht, sondern nur geschmeidiger werden, um der lenkenden Hand zu folgen. —

„Die prägnante Unterhaltung mit meinem Fürsten im Hauptquartier zu Niederrosła“ möchte schwer auszusprechen sein.

Und als beim Herankommen des Ungewitters jedermann ängstlich einen Schlupfwinkel suchte, rief Goethe, als man eben die ersten Lerchen speiste, aus: „Nun, wenn der Himmel einfällt, so werden ihrer viele gefangen werden.“ —

1807: Schrieb in Karlsbad eine kleine mineralogische Abhandlung. „Ehe der kleine Aufsatz nun abgedruckt werden konnte, mußte die Billigung der obern Prager Behörde eingeholt werden, und so hatte ich das Vergnügen, auf einem meiner Manuskripte das Visa der Prager Zensur zu erblicken.“

In Karlsbad erwies ihm die Fürstin Solms „ein gnädiges Wohlwollen“.

1808: Bekennt, daß er seit einigen Jahren keine Zeitungen gelesen. Nach Karlsbad aber nahm er die Jahrgänge 1805 bis 1807 der Allgemeinen Zeitung mit, ein Blatt, das er wegen seiner klugen Retardation noch leiden mag.

Schrieb ein Gedicht „zu Ehren und Freuden der Frau Erbprinzessin von Hessen-Cassel“.

1810: „Die Gegenwart der Kaiserin von Österreich Majestät in Karlsbad rief gleich angenehme Pflichten hervor, und manches andere kleine Gedicht entwickelte sich im Stillen.“

1813: Durch die Kriegereignisse geängstigt, suchte er Ruhe, indem er sich mit ernstlichstem Studium dem chinesischen Reiche widmete.

Unter den kleinen Bemerkungen über die Ereignisse des Tages findet sich: „Die Kriegsfreiwilligen betragen sich unartig und nehmen nicht für sich ein.“

1817: „Ein Symbol der Souveränität ward uns Weimaranern durch die Feierlichkeit, als der Großherzog von Thurn den Fürsten von Thurn und Taxis, in seinem Abgeordneten, mit dem Postregal belieh, wobei wir sämtlichen Diener in geziemendem Schmuck, nach Rangsgebühr erschienen.

Zu jener Zeit studierten in Jena und Leipzig viele junge Griechen. Papadopulos, der mich in Jena öfters besuchte, rühmte mir einst im jugendlichen Enthusiasmus den Lehrvortrag seines philosophischen Meisters. Es klingt, rief er aus, so herrlich, wenn der vortreffliche Mann von Tugend, Freiheit und Vaterland spricht. Als ich mich aber erkundigte, was denn dieser vortreffliche Lehrer eigentlich von Tugend, Freiheit und Vaterland vermelde, erhielt ich zur Antwort: das könne er so eigentlich nicht sagen, aber Wort und Ton klängen ihm stets vor der Seele nach: Tugend, Freiheit und Vaterland.“ — Gott, welch' ein Spott! Die Griechen haben es wohl gezeigt, was sie darunter verstehen, wenn auch der edle Jüngling Tugend, Freiheit und Vaterland nach Goethes dürrer Weise nicht zu schematisieren verstand.

„Hierauf ward mir das unerwartete Glück, Ihro des Großfürsten Nikolaus und Gemahlin Alexanders Kaiserliche Hoheit, im Gebiet unserer gnädigsten Herrschaften bei mir im Haus und Garten zu verehren. Die Frau Großfürstin Kaiserliche Hoheit vergönnten einige poetische Zeilen in das zierlich prächtige Album verehrend einzzeichnen.“ Das schrieb er in seinem einundsiebzigsten Jahre. Welche Jugendkraft!

FRIEDRICH HEBBEL

ÜBER DEN BRIEFWECHSEL ZWISCHEN FRIEDRICH GENTZ UND ADAM HEINRICH MÜLLER

1800—1829

(„Allgemeine Zeitung“, Augsburg 1857)

In Hebbels Schaffen sind seine kritischen Zeitungsartikel und seine Reisebriefe von unbedingter Wichtigkeit, weil den Dichter nicht Geltungsverlangen und nicht Honorar dazu treiben, sondern die Erkenntnis, gerade von dieser Tribüne müsse er sich öffentlich aussprechen. Immer vertritt er — ob er es ausspricht oder nicht — seine Sache, das heißt die Sache seiner Kunst, der umfassendste Essay wie die epigrammatischste Buchkritik bringen seine Anschauung zutage; zu einem Kompromiß mit den Augenblicksverhältnissen der Literatur ist er unfähig. Das gilt auch von seinen ältesten Rezensionen, die er nur widerwillig, auf Gutzkows unablässiges Drängen für den „Telegraph“ abfaßte. Seine Reisebriefe schrieb er teils für die von Ad. Stößmann redigierte Hamburger Zeitschrift „Orion“ und für Wiener Zeitungen, seine Literaturbriefe jahrelang für die Leipziger Illustrierte Zeitung. Auch diese Kleinigkeiten schuf er schwer und unregelmäßig. „Ich weiß nicht, woher es rührt, aber die Kluft zwischen mir und einer Feder ist so groß, als sollte ich sie jedesmal, wo ich sie brauchen will, dem schnellsten Adler erst ausrupfen — — Niemand spricht mehr und schreibt weniger wie ich.“

Ich bin kein Freund des literarischen Reliquientrödels unserer Tage und öffne eine Korrespondenz unserer Heroen und Halbheroen fast nie ohne Beklommenheit. Stoßt man doch nur zu

oft, wenn man die fromme Gold- und Perlenstickerei der Einleitung hinter sich hat, auf das traurige Analogon des zweifelhaft morschen Knochens, den selbst die Andacht nur mit Schauern verehrt, und ist das Umschlagen einer Glorifikation in ihr klägliches Gegenteil doch ein zu fatales Schauspiel, wo es wirkliche Verdienste gilt! Ich nahm deshalb auch das Buch, an das ich diesmal einige Betrachtungen knüpfen will, nicht ohne alle Besorgnis in die Hand, aber ich merkte schon beim flüchtigen Durchblättern, daß kein Grund dazu vorhanden sei, und ich überzeugte mich bei ernsterer Beschäftigung mit demselben sehr bald, daß es der gebildeten Welt eine reiche Quelle des Genusses und der Belehrung eröffnet. Goethe sagt irgendwo, er halte ein Drama in Briefen für möglich; ob er recht hat, oder nicht, weiß ich nicht, jedenfalls ist das Drama bis jetzt nicht geschrieben. Daß aber jeder wirklich lebendige Briefwechsel eine Art Duodram sein muß, steht fest, denn woher käme ihm der eigentümliche Reiz, der für die durch die Grenzen des Briefs gebotene flüchtige Behandlung der Menschen und der Dinge allein entschädigen kann, wenn nicht aus dem gemeinsamen Ringen verwandter Geister um die höchsten Resultate des inneren Lebens, und ist ein solches Ringen nicht immer ein Gedanken- trauerspiel, mit der vollen Qual der Unauflösbarkeit des letzten, aus den Individuen selbst hervorgehenden Widerspruchs? Dramatisch ist nun der Briefwechsel zwischen Gentz und Müller durch und durch; er beruht auf dem Gegensatz zweier

Naturen, die viel zu viel miteinander gemein hatten, um sich jemals aufgeben zu können, und die doch wieder zu verschieden waren, um ganz ineinander aufzugehen, und wenn das Verhältniß auch keine so reife und volle Frucht abwirft, wie das zwischen Schiller und Goethe, in welchem die beiden Hälften der Menschheit gewissermaßen nach hartem Kampf zur ursprünglichen Einheit zusammengingen, so wiegt das Produkt, und bestünde es auch nur in der moralischen Rehabilitation eines verschrieenen Charakters, doch immer noch schwer genug. In diesem dramatischen Kern ist nach meiner Meinung aber auch die eigentliche Bedeutung des Buches zu suchen. Daß sich ein reicher Schatz von Urteilen und Aussprüchen gemeingültiger Art den psychologisch interessanten zugesellt, wird darum nicht verkannt, und daß der Geschichtsschreiber ebensowenig leer ausgeht, versteht sich von selbst.

Wer Friedrich v. Gentz und Adam Müller nur vom Hörensagen oder aus politischen Parteimani-festen kennt, wird spöttisch ausrufen: was konnte den immer fertigen Protokollführer aller Kongresse und den Staatstheosophen, der sein Lebenlang über einer Konstitution für Wolkenkuckucksheim brütete, wohl zusammenknüpfen, als das äußere Bedürfnis; der eine brauchte von Zeit zu Zeit einen Propheten, und der andere hatte Geld nötig! Ist es doch von Gentz bekannt genug, daß er sich selbst in behaglicher Schamlosigkeit für blasiert erklärte, ja, daß er nach eigener Versicherung eine satanische Freude über das Mißlingen

alles Großen und Edlen empfand und sich zuletzt nur noch für die frische Butter seines Frühstücks begeisterte. Und daß Müller nur ein Träumer oder Heuchler sein konnte, steht doch gewiß fest; ist er doch als Protestant geboren und als Katholik gestorben! Freilich! Auch der Briefwechsel ist nicht arm an ähnlichen Bekenntnissen, um sie einstweilen so zu nennen. Gentz ersucht Müller einmal um ein englisches Werk über die Finanzen, aber er verbittet sich die Zusendung, wenn von Mißbräuchen der Finanzverwaltung darin die Rede sei, denn er liebe diese Mißbräuche. Ein andermal erschrickt er ordentlich, daß es so göttliche und rührende Dinge in ihm geben sollte, als Müller entdeckt hat, und da er, wie man gelegentlich erfährt, an die Ewigkeit der Höllenstrafen glaubt, so liegt manchem Leser das Warum gewiß nahe genug. Müller dagegen schwärmte eine Zeitlang bis zum Übermaß für das protestantische England; er möchte in der englischen Miliz gegen die Landung (Bonapartes und seiner Franzosen) dienen, und meint, daß er nur auf dieser herrlichen Insel einen Boden für alle seine Hoffnungen finden könnte. Zwei Jahre darauf hat er schon nicht ohne Geräusch konvertiert und erklärt in selbsttrunkener Rückschau den Übertritt für den glücklichsten Schritt seines Lebens. Alle beide gebärden sich kindisch, wo es sich um das Wetter handelt. Ein starkes Gewitter, ein heftiger Regen, der einige Tage anhält, erfüllt sie mit Entsetzen, ein Erdbeben ruft allen Ernstes Gedanken an den jüngsten Tag hervor. Ein Zimmer, worin

man den Sturm nicht hört, wird wie eine besondere Gnade Gottes gepriesen, und Doppelfenster mit verschließbaren Läden sind die erste Bedingung jeder Schlafkammer. Dabei werden Mars und Venus als äußerst zweideutige Wächter am Himmel hart gescholten, und sogar der Vollmond wird verdächtig genannt.

Zwar gastiert in diesem nämlichen Briefwechsel auch unser deutscher Tacitus, Johannes v. Müller, und versichert mit Emphase, er werde „vor dem verächtlichen Abgott, den die Furcht und die Kleinheit schuf“, nie die Knie beugen; er habe an alle Fälle gedacht und für andere Sitze von Kultur — Amerika, Südrußland und Mittelasien sind gemeint — Pläne entworfen. Wenige Jahre verstrichen, und Napoleon, jener verächtliche Abgott, lächelt den Grimm des Gelehrten in einer Viertelstunde so gründlich weg, daß dieser, noch bevor er die Antichambre wieder hinter sich hat, ein fast göttliches Recht des Eroberers entdeckt, zum Abschied in Berlin eine Rede auf Friedrich den Großen hält, worin er kaum Anstand nimmt, dessen Vorliebe für die Franzosen und das Franzosentum offen für den höchsten Vorzug des deutschen Königs, für eine Art Inspiration der Zukunft zu erklären, und dann, noch rauchend von seinen früheren Katilinarien, ins Königreich Westfalen abreist, um sich mit französischen Orden behängen zu lassen. Als Friedrich von Gentz den preußischen Staatsdienst verließ, war es der preußischen Monarchie sehr gleichgültig, ob sie einen kleinen Beamten mehr

oder weniger zählte, denn sie stand scheinbar noch auf ehernen Füßen und glaubte an sich selbst, wie das alte Rom. Als Johannes v. Müller seine Professur aufgab, lag das Reich in Trümmern, und alle seine Hoffnungen ruhten auf der Beharrlichkeit der Einzelnen, auf der gegenseitigen Anziehungskraft der Atome. Gentz ging aus einem deutschen Staat in den anderen über, Johannes v. Müller warf sich geradezu dem Erzfeind in die Arme, und dennoch hat man auf den einen nicht Schmach genug häufen zu können geglaubt, während der zweite entschuldigt, wohl gar beklagt und bedauert wird. Eine eigentümliche Erscheinung!

Gentz hatte für immer gewählt, und wenn er auch nach und nach — was keiner zu vertuschen suchen muß — durch die Macht der Verhältnisse gedrängt, vom General zum bloßen Soldaten herabsank, er war und blieb ein Mann der Überzeugung. Einer seiner ersten Verteidiger meint freilich: er sei allerdings aus dem einen Heerlager in das andere übergegangen, aber er habe fürstliche Bedingungen gestellt und bewilligt erhalten. Das könnte ihm in meinen Augen ein wenig helfen, denn Fiescos glänzender Sophismus über das Abnehmen der Schande mit dem Wachsen des Preises ist vortrefflich im Drama, taugt aber ganz und gar nichts auf dem Markt des Lebens. Glücklicherweise bedarf er einer Verteidigung nicht, die aus dem Champagnerkeller ihre besten Gründe schöpft, und wenn sie früher, trotz des allbekannten herrlichen Briefs, worin er Johannes v. Mül-

ler für seinen schnöden Abfall züchtigte, vielleicht noch statthaft scheinen mochte: der Briefwechsel, welcher uns hier beschäftigt, läßt keinen Zweifel über die Beschaffenheit seiner Gesinnungen mehr übrig. Ein Hund findet den Weg, den er einmal gemacht hat, immer wieder zurück, und eine Überläufurnatur kann nie um die Brücke verlegen sein; wäre Gentz eine solche gewesen, was hätten ihn gesprengte Koalitionen, verlorene Schlachten, gestürzte Throne und zerrissene Reiche gekümmert! Als Wetterhahn hätte er ganz gemächlich beizeiten den einen Turm mit dem andern vertauscht und sich eine Talleyrandsche Reputation erworben, denn er wäre sicher der Feinste gewesen. Man lese aber die Briefe 36 und 42 nach den ungeheuren Schlägen von Ulm und Austerlitz und frage sich, ob der erbärmliche Kummer eines Egoisten um eine bedrohte Pension, oder der heilige Schmerz eines Mannes, der die Welt zusammenbrechen sieht, sie eingegeben hat. „Wir sind geschlagen“, schreibt er im November 1805, „und dahin meine herrlichsten Hoffnungen. Wie dieser Schmerz mich trifft, vermag ich nicht Ihnen zu sagen. So tief, so unmittelbar war ich noch nie mit den großen Staatsangelegenheiten verschwistert; diesmal fühle ich, was es heißt, und fühle es zum ersten Male, so in einer öffentlichen Sache persönlich verwendet zu werden. Jetzt mag weiter geschehen, was da will, Wien verlorengehen, Bonaparte uns nach Astrachan treiben und so fort, ein größerer Schmerz, als ich gelitten, trifft mich nicht mehr. Nicht ge-

siegt zu, haben in einem Augenblick, wo aller Wert des Lebens am Sieg hing — nicht gesiegt, den Teufel nicht gedemütigt, dies leider ist das höchste; dagegen sind alle sogenannten positiven Übel nur wahre Lumperei.“ Und Müller antwortet: „Wo richten sich denn Ihre Hoffnungen hin, und welche innere Quellen hat diese Reihe von Unglücksfällen wieder in Ihnen eröffnet! Es sind die ersten Ihres Lebens, die ersten Ihnen angemessenen; denn über Wandel und Mißgeschick des Privatlebens sind Sie doch gewiß weit erhaben, nur der Gram ganzer Völker kann Sie ergreifen. Ihre Briefe und die durchpassierenden Fremden bezeugen es, daß man Ihre Abreise, Ihren Schmerz habe sehen müssen, um den großen tragischen Moment in seinem ganzen Umfang zu erkennen.“ Niemand wird leugnen können, daß dies die Sprache des Herzens ist, und der Befangenste wird einräumen müssen, daß der ganze Briefwechsel den gleichen Geist der Wahrheit atmet. Er macht den Eindruck eines Zwiegesprächs, das, ohne Hinterhalt und Rücksichtnahme, unter vier Augen geführt wird; man kann die Resultate bedingt oder unbedingt verwerfen, aber man muß den Ernst und die Redlichkeit der Untersuchung anerkennen.

„... Ein Schriftsteller“ — schreibt Gentz, Brief 156 — „den Sie nicht verleugnen werden, Schlosser, sagt: „Eine rationelle Bildung, wenn sie zu einseitig und über ihre Grenzen gesteigert ist, fordert ganz ebenso ihre traditionelle Ergänzung, wie umgekehrt eine traditionelle Bildung, wo sie

erstarrt und der Natur des Menschen entfremdet ist, rationelle Belebung erfordert.' „Dies ist die Quintessenz meiner jetzt zur Reife gediehenen Weltansicht. Auf welcher von beiden Seiten in jedem gegebenen Zeitpunkt das Gleichgewicht bedroht sei, darüber kann zuweilen Zweifel und Zwiespalt obwalten. Zu der Zeit, wo ich den politischen Schauplatz betrat, schien es wirklich darauf abgesehen, das traditionelle Element ganz zu verdrängen und dem rationellen die Alleinherrschaft zu bereiten. Gegen dieses falsche Bestreben bin ich zu Felde gezogen, und wenn ich gleich in der Hitze des Gefechts manchmal zu weit gegangen sein mag, so wird man mir doch nicht leicht zur Last legen können, daß ich aus Furcht vor der Scylla meine Augen gegen die Charybdis je völlig verschlossen hätte. Daß die Lage der Dinge sich in den letzten Jahren wesentlich geändert hat, geben Sie zwar nicht zu, scheint mir aber unverkennbar. Das Gleichgewicht ist auf der rationellen Seite bedroht — ein Satz, den ich hier nur als meine Privatmeinung aussprechen kann, den ich aber faktisch und historisch deduzieren zu können glaube. Wenn ich nun in dieser Stimmung lese, was Sie schreiben, wie wäre es bei aller meiner Liebe zu Ihnen, und bei aller meiner Freude, an Ihrem Geist, möglich, daß ich mit Ihrem Leben harmonierte? Ich habe in dem revolutionären Gang der Zeit nie den natürlichen und verzeihlichen Wunsch, aus einem schlechten Zustande zu einem besseren zu gelangen, wohl aber das einseitige und anmaßende Prinzip, die

Welt von Frischem wieder anzufangen, gehaßt. Wenn Sie nun, ebenso einseitig, anmaßend und schneidend die Antirevolution predigen, alle Bestrebungen und alle Produkte dieser Zeit mit bitterem Hohn verwerfen und ganz unumwunden die Kirchenverfassung und Lehnsverfassung und Dienstverfassung und Geldverfassung und Handelsverfassung vergangener Jahrhunderte zurückfordern: wie sollte ich meinen eigenen Ideen solche Gewalt antun, die Ihrigen zu billigen?“

Wer wird nicht einstimmen müssen, besonders wenn er erwägt, daß das Traditionelle, das Resultat vergangener und vergessener Urzustände, auch einmal rationell gewesen ist? Müller läßt sich jedoch nicht abschrecken; unbekümmert um die Ermahnung des Freundes, daß die inneren Krankheiten nicht von heute auf morgen töten würden und daß man vor allen Dingen leben, sich also der äußeren Feinde entledigen müsse, fährt er fort, seine Theologie zu treiben und sich zu einem umgekehrten Jakobiner auszubilden. Subjektiv gereicht diese Konsequenz ihm nur zur Ehre und ist ein Beweis mehr für die Wahrheit des Verhältnisses und die Zuverlässigkeit der Korrespondenz; aber im allgemeinen kommt nichts dabei heraus.

Ein ganz besonderes Interesse nehmen übrigens die Briefe in Anspruch, die zwischen ihm und Gentz über das große religiöse Problem gewechselt werden: Müllers Forderungen sind die gewöhnlichen und bedürfen keiner Charakteristik; aber die Art, wie Gentz sie zurückweist, ohne

ihnen in ihrer zarten Natur zu nahe zu treten, ist ein Muster der gediegensten Menschenbildung, und der Brief 154 mit seiner wunderbaren Mischung von Simplität des Ausdrucks und Tiefsinn der Ideenentwicklung scheint mir ein unübertrefflicher Kanon der Vernunft. Später läßt er sich freilich durch den Sândschen Mord einschüchtern und zu dem Ausruf bewegen: „Sie haben vollkommen recht, alles ist verloren, wenn nicht Religion, pas seulement comme foi, mais comme loi, wieder hergestellt wird!“ Das ist allerdings, das rein äußere Motiv gebührend ins Auge gefaßt, eine traurige Sonnenfinsternis, und eine um so traurigere, als sie die unheilvollen Karlsbader Beschlüsse im unmittelbaren Gefolge hat, diesen bereits von der Geschichte verurteilten Versuch, den deutschen Geist in Belagerungszustand zu versetzen, statt dem erhaltenden und dem schöpferisch vorwärts strebenden Prinzip, die im Staat zueinander stehen, wie Mann und Weib im Hause, freien Spielraum für einen unblutigen Kampf zu gewähren. Aber das ursprüngliche Licht wird nur vorübergehend davon verdunkelt.

Ich darf nicht weiter ins Detail eingehen, so verlockend es auch ist. Mir gefällt Lessing nirgends besser als in seinen Rettungen; der Schweiß, den er vergießt, während er Gräber von Disteln und Dornen säubert, steht ihm am schönsten. Dasselbe Gefühl, das ihn trieb, selbst gegen einen Luther für einen Lemnius aufzutreten, hat mir diesmal die Hand geführt; mein Zweck ist er-

reicht, wenn ich durch meine Beleuchtung des neuen Aktenstückes bei dem Freund der Wahrheit einige Zweifel erregt habe, ob der Prozeß gegen unser vielleicht größtes politisches Talent wirklich unparteiisch entschieden sei. Ein Berufener nehme die Revision selbst auf; hat Deutschland einen Macaulay, einen Publizisten, der sich auf mehr versteht, als aufs Fluchen und Segnen, hier kann er sich zeigen.

SAINT-BEUVE

BETTINA VON ARNIM

Le Temps
(„Moniteur“ 1862)

Saint-Beuve wird „prince de critique“ genannt, aber er erfaßt die wahren Größen seiner Zeit nicht, er wendet sich von Victor Hugo ab, öffentlich behauptend, daß er der Geliebte der Mme. Hugo gewesen und Adèle Hugo sein Kind sei, Mißtrauen hegend gegen Flaubert, die Goncourts und den jungen Zola. „Nichts vom Mann“, charakterisiert ihn Nietzsche, „voll eines kleinen Ingrimms gegen alle Mannesgeister; schweift umher, fein neugierig, gelangweilt, aushorcherisch, — eine Weibsperson im Grunde mit eines Weibes Rachsucht und Weibes Sinnlichkeit!“ Was aber Saint-Beuve meisterlich versteht, ist: aus dickleibigen Biographien, Memoiren oder Briefsammlungen ein Miniaturporträt zu schaffen, das in den Rahmen eines Feuilletons paßt. Er schreibt für die Montagsnummern des „Constitutionnel“, des „Moniteur“ und schließlich des „Temps“, von 1830 an bis zu seinem Tode 1869, immer an eine derartige Neuerscheinung der Literatur anknüpfend. Die besten dieser Causeries du Lundi gelten den großen Frauen der Welt- und Literaturgeschichte, der Maria Stuart, der Pompadour, der Mme. Sévigné oder der Liselotte von der Pfalz, er erfaßt ihre Feinheiten mit Verständnis und Einfühlungstalent, während er infolge seiner dummen Mätressen Affäre über Affäre hat. Die Franzosen ehren auch diesen Publizisten mit dem Sitz in der Académie, einer Professur am Collège de France und an der Ecole Normale, er wird Senator und dergleichen.

Einst korrespondierte Jean-Jacques Rousseau mit einer seiner Bewunderinnen, die in ihrem Ent-

zücken so weit ging, sich in ihn zu verlieben. Es war Madame de la Tour-Francqueville, der die Lektüre der „Nouvelle Heloise“ so sehr zu Kopf gestiegen war, daß sie sich nun selbst für eine „Julie d'Etange“ hielt und dem Dichter, der sie übrigens als Misanthrop, der er war, recht schlecht behandelte, sehr feurige Briefe schrieb. Es ist interessant zu beobachten, wie der große Goethe sich in einem ähnlichen Falle gegen eine seiner jungen Anbeterinnen, die ihm in überschwenglicher Weise ihre Liebe gestand, benahm. Doch darf man in einem wie in dem anderen Falle nicht an wahre, natürliche und beiderseitige Liebe, an die Liebe zweier Menschen, die ihre heiligsten Gefühle miteinander verbinden, denken. Es ist dies nicht Liebe im wahren Sinne des Wortes, sondern ein Kultus; hier sehen wir eine Priesterin und einen Gott. Rousseau war ein kranker, vergrämter, nierenleidender Gott, der mehr böse als gute Tage hatte; Goethe aber war ein überlegener, abgeklärter, heiterer, gesunder und wohlwollender Gott, ein olympischer Jupiter, der alles sieht und lächelt.

Bettina von Arnim hat 1835, also drei Jahre nach Goethes Tod, ihren Briefwechsel mit ihm, der sie uns ganz zeigt und der uns gestattet, ja uns zwingt, offen und ehrlich über sie zu sprechen, veröffentlicht. Dies Buch ist eine der sonderbarsten Erscheinungen, und so recht danach angetan, uns den Unterschied, der den deutschen Geist vom französischen scheidet, vor Augen zu führen...

Bettina mag sich noch so sehr als Deutsche gebärden, sie kann sich zuweilen doch mit dieser „ästhetischen“, rein idealen Verehrung und Liebe nicht ganz zufrieden geben, die ihrer Natur nicht genügt. Es gibt Augenblicke, in denen sie, ohne sich selbst darüber klar zu sein, mehr ersehnt; sie möchte mit ihrem ehrwürdigen, erlauchten Freunde einen vollen Frühling durchleben. Sie möchte sich geistig völlig hingeben, wenn auch er aus sich herausträte: „... und kann einer Gabe annehmen, der sich nicht hingibt der Gabe? und ist das Gabe, die nicht ganz und immerdar sich gibt?“ Goethe offenbarte sich — doch er verschonte sich nicht. Er schreibt ihr kurze Briefe; manchmal sind diese sogar von der Hand seines Sekretärs geschrieben. Dann gerät Bettina in Zorn und trotzt. Sie verlangt wenig, aber sie will, daß dies wenige zumindest von ihm sei. Er habe sie in ihren Briefen, sagt sie, doch besitze sie ihn in den seinen? Seit dem Tode von Goethes Mutter hatte Bettina noch mehr Grund zu klagen. Die gute Mutter kannte ihren Sohn und erklärte dem Mädchen, wie auch in den wenigen leichthin-geworfenen Zeilen, die, kämen sie von einem anderen, vielleicht wenig bedeuten würden, die Erregung des Dichters fühlbar sei. Sie kenne Wolfgang gut, sagte sie dann, wenn er dies schreibe, sei sein Herz bewegt. Doch seitdem Bettina die hellsehende Interpretin, die sie beruhigte, verloren, steigen manchmal Zweifel in ihr auf. Im übrigen bleibt dem Schmerz kein Raum, sich zwischen diesen Gefühlsausbrüchen und leuchtenden

Feuergarben einzunisten, und man sagt unwillkürlich beim Lesen wie Goethe: Wer könnte vernünftigerweise an soviel Liebe glauben? Es ist besser, dies alles für einen Traum hinzunehmen.

Wäre Goethe wirklich verliebt gewesen, hätte er, das müssen wir hervorheben, oft Grund gehabt, eifersüchtig zu sein, denn Bettina tritt im Vorüberleiden mit manchen Menschen und Dingen in Beziehung. Ich gehe nicht näher auf die schönen französischen Husaren ein, auf die jungen Münchner Künstler, denen sie die Kunst, die leuchtende italienische, nicht die neblige, schwermütige Kunst predigt; doch hatte Goethe auch zwei große Rivalen in der Seele dieses enthusiastischen Kindes: es waren der tirolische Freiheitsheld Andreas Hofer und der Meister der Töne Beethoven. Hofer galt Bettinas erste Untreue gegen Goethe. Als im Frühjahr 1809 der Krieg von allen Seiten wieder aufloderte, konnte ein solcher Augenblick Bettina nicht gleichgültig finden: schon rauben ihr die Trompetenstöße den Schlaf. Von München aus folgt sie mit grenzenloser Spannung allen Ereignissen des heiligen, patriotischen Aufstandes der Tiroler, die sich für ihren Kaiser, der sie im Stiche gelassen und der sie schließlich preisgibt, opfern. Statt ihrer gewohnten Phantastereien, statt dem Spiele der Biene und des Schmetterlings, erhält Goethe, überrascht, von ihr glühende Briefe, in denen sie zum Beispiel sagt: „Ach, Goethe, wenn ich sollte ins Tyrol wandern und zur rechten Zeit kommen, daß ich den Heldentod sterbe!“ Die Gefangen-

nahme Hofers, seine Hinrichtung, entrissen ihr Schmerzensworte hoher moralischer Beredsamkeit. Sonderbar sind Goethes Antworten auf diese heroischen Ausbrüche. Zu dieser Zeit, während der Tage von Aspern und Wagram, schrieb er seine „Wahlverwandtschaften“, um seine Gedanken vom Jammer der Gegenwart abzulenken. Bettinas durchdringender Wehruf entlockt ihm folgende beschauliche Betrachtung: „Indem ich nun Deinen letzten Brief zu den anderen lege, so finde ich abermals mit diesem eine interessante Epoche abgeschlossen (1807—1810). Durch einen lieblichen Irrgarten zwischen philosophischen, musikalischen und historischen Ansichten hast Du mich zum Tempel des Mars geleitet und überall behauptet sich Deine gesunde Energie...“ Er beglückwünscht sie zu ihrer „Energie“, er belobt sie darum, doch er selbst tut nichts dergleichen. Von dem Standpunkte aus, auf welchen er sich gestellt, sieht er in diesen Szenen, in denen sich Tausende von Menschen einer großen, gemeinsamen Sache aufopfern, nichts anderes als „kapriziöse Transformationen des Lebens“. Aus dem Blute, das die Tiroler Helden vergossen, steigt nur ein poetischer Duft zu ihm auf: „Du hast wohl recht, zu sagen“, schreibt er an Bettina, „daß, wo der Boden mit Heldenblut getränkt wird, es in jeder Blume neu hervorsprieße.“ — Heroismus war eben, wie ich schon sagte, nicht Goethes starke Seite.

Man hat Goethe einen Olympier genannt, doch war er keineswegs ein Gott aus Homers Olymp,

denn wurden in Ilion solche Schlachten geschlagen, dann ließ Homer alle Götter dazu herabsteigen.

Nach Andreas Hofer müssen wir Beethoven als Bettinas zweite Untreue erwähnen. Vom ersten Tage an, da sie ihn im Mai 1810 in Wien sah, empfand sie für ihn das, was sie für Goethe empfunden: sie vergaß wieder die Welt um sich her. Der große, taube, menschenfeindliche und gegen alle verbitterte Meister war gleich bei ihrem ersten Besuche offen und vertrauensvoll gegen sie und sprach reiche, herrliche Worte zu ihr; er setzte sich ans Klavier und spielte und sang für sie seine wunderbarsten Lieder so, wie er sie gesungen haben wollte. Über ihre Art des Zuhörens und ihr aufrichtiges und naives Lob entzückt, begleitete er sie bis nach Hause und sprach unterwegs tausend Dinge über Kunst:

„...dabei sprach er so laut und blieb auf der Straße stehen“, schreibt sie, daß Mut dazu gehörte, zuzuhören; er sprach mit großer Leidenschaft und viel zu überraschend, als daß ich nicht auch der Straße vergessen hätte. Man war sehr verwundert, ihn mit mir in eine große Gesellschaft, die bei uns zum Diner war, eintreten zu sehen. Nach Tische setzte er sich unaufgefordert ans Instrument und spielte lange und wunderbar; sein Stolz fermentierte zugleich mit seinem Genie.“

Man muß aber auch zugestehen, daß es eine seltene Gabe und auch ein Beweis besonderer Begabung ist, Genien in diesem Maße an sich ziehen

und bezwingen zu können. Beethoven wußte um Bettinas Beziehungen zu Goethe; er sprach viel von diesem zu ihr und wünschte durch sie dessen Kunstanschauungen kennen zu lernen. Diese Gespräche sind uns durch Bettina in wunderbarer Weise wiedergegeben worden. Die Kindlichkeit des kraftbewußten Genies, das seine Zeit verachtet und der Zukunft vertraut, sein ernstes willensstarkes und leidenschaftliches Wesen werden uns in denkwürdigen Worten geschildert. In dieser Wiedergabe gemahnt Beethoven an Milton. Wir stehen hier, dies dürfen wir nicht außer acht lassen, mitten unter den größten Männern, mitten unter den Allergrößten, und es gereicht darum Bettina zur Ehre, ein würdiger Dolmetsch zwischen Goethe und Beethoven gewesen zu sein. Goethe ist gerührt und antwortet in bewegten, lebenswürdigen Worten. Es sind zwei Könige, zwei „heilige“ Könige, die sich durch die Vermittlung des kleinen schalkhaften Pagen, der ein so trefflicher Bote ist und diesmal seinen Dienst mit Würde vertritt, von fernher begrüßen. Doch auch hier bleibt Goethe der begierige Beobachter, der studiert und sich über Menschen und Dinge in natürlicher Weise klar werden will. Er ist entzückt und begeistert, ein so großes „Individuum“ wie Beethoven als Bereicherung seiner Sammlung und seiner Beobachtungen aufnehmen zu können: „Es hat mir großes Vergnügen gemacht“, schreibt er, „dies Bild eines wahrhaft genialen Geistes in mich aufzunehmen...“ Der große Spiegel, dem Goethes Geist gleich, erbehte unwillkür-

lich, sobald ein neuer, seiner würdiger Gegenstand in ihm widerstrahlte. Goethe und Beethoven sahen einander zwei Jahre später in Teplitz. Bei dieser Begegnung zweier gleichwertiger Genies, die in so mancher Hinsicht Brüder waren und die einander gegenseitig beurteilten, bewahrt Beethoven offensichtlich die moralische Überlegenheit.

Wir besitzen zwei Briefe von seiner Hand an Bettina. Es ist unleugbar, daß Beethovens Herz durch dieses junge Mädchen, die ihm so gut zuzuhören verstand und die ihm mit ihren ausdrucksvollen schönen Augen so gut zu antworten wußte, gerührt wurde. Wenn man diese beiden prachtvollen Briefe liest, muß man sich sagen: Warum hat sie nicht Beethoven statt Goethe geliebt? er hätte ihr Gabe mit Gabe vergolten. Beethoven liebte die Kunst ebenso sehr als Goethe sie liebte, und die Kunst wäre auch stets seine erste und größte Liebe geblieben; doch er litt und lebte seiner Kunst allein, wunderbar und melancholisch, abgeschieden von den Menschen, von denen er sich gerne noch mehr zurückgezogen hätte. Mit schmerzlicher Sympathie ruft er aus: „Liebe, liebste Bettina, wer versteht denn die Kunst? Mit wem kann ich über diese Gottheit sprechen?“ Zu ihr hätte er sprechen können und sein Herz ausschütten, denn er sagt selbst: „Seit langem haben wir, mein liebes Kind, die gleichen Ansichten über alle Dinge.“

Doch alles muß ein Ende nehmen. Bettina verheiratete sich im Jahre 1811 mit Achim von

Arnim, und dies machte sich in ihren Beziehungen zu Goethe, ohne daß diese je unterbrochen worden wären, bald fühlbar. Trotz aller geistigen Liebenswürdigkeit war es nun nicht mehr möglich, den Traum fortzuspinnen. Ihre Neigung wandelte sich nach und nach in Erinnerung, in unantastbare Vergötterung, und Bettina machte mit der Zeit das, was der Duft und der Weihrauch ihrer Jugend gewesen, zu einer Reliquie.

Ich hätte gern eine vollständigere und klarere Vorstellung ihres uns und unserer Art zu denken und zu lächeln so fernliegenden Buches vermittelt; es ist ein Buch, das in allem der gallischen Rasse fremd ist, das aber eine reiche Fülle von Phantasie, Grazie, Narrheit und hochstehender Regungen in sich schließt und an dem die Vernunft nur in der Maske der Schalkhaftigkeit und Laune teil hat. Nachdem Goethe sich eines Tages lange mit Bettina im Park zu Weimar ergangen hatte, verglich er sie mit der Frau aus Mantinea, die Sokrates über das Wesen der Liebe hatte aufklären wollen, mit den Worten: „Du sagst nicht ein vernünftiges Wort, doch belehren deine Narrheiten besser, als die Weisheiten der Griechen.“ Was könnten wir einem solchen Urteil noch hinzufügen?

FRANZ MEHRING

HEINE UND SEIN DENKMAL

(„Die Neue Zeit“, 2. Mai 1894)

Aus wissenschaftlichen Gründen und aus Liebe zur Kunst zog dieser Saulus aus, in einer Geschichte der Sozialdemokratie deren Wesen zu bekämpfen. Und er wurde auf diesem Wege ein Sozialdemokrat aus wissenschaftlichen Gründen und aus Liebe zur Kunst. Besonders die Literatur lag Franz Mehring am Herzen, als einzigem seiner Partei. (Selbst Lassalle hatte sie im Drang der Agitation von sich werfen müssen, und Hermann Wendel kostete sie wohl das Mandat.) Die „Lessing-Legende“ rechnete mit den bornierten Universitätsgermanisten und ihren ewig weitergeleiteten Urteilen und Phrasen ab, und versuchte es, das verrestaurierte Bild Lessings, des größten deutschen Prosaisten, als das eines Kämpfers für internationale und interkonfessionelle Menschenrechte zu rekonstruieren. Die Legendenzerstörung war Mehrings Mission; aus wissenschaftlicher Kenntnis zog er seine Kraft und seine Waffe war sein messerscharfer Stil. Auch dem Weltkrieg und seiner Partei wagte er zu trotzen, und der Siebzigjährige starb (1919) kämpferisch unermüdet. Dabei war er der bescheidenste Mensch, nie auf parlamentarische Ehren, Staatsstellen oder andere Augenblickserfolge erpicht und seine Artikel in den zwanzig Jahrgängen der „Neuen Zeit“ und in der „Freiheit“ erschienen meist anonym oder bloß mit einem Pfeil signiert. Nur ein Bändchen „Kriegsartikel“ (Verlag der „Aktion“, Berlin) ließ er von seinen journalistischen Arbeiten gesammelt erscheinen.

Seit einigen Jahren zankt man sich in der bürgerlichen Welt um die Frage eines Denkmals

für Heinrich Heine. Es sollte ihm erst in Düsseldorf und soll ihm nunmehr in Mainz errichtet werden. Gegen das Denkmal eifern die Antisemiten, die Junker und Pfaffen und natürlich auch alle Hohenzollern-Byzantiner; für das Denkmal kämpfen die sogenannten „Lichtfreunde“, voran die Organe der Börsendemokratie und des Geldjudentums. Doch sind diese gegnerischen Parteien keineswegs geschlossen. Bürgerliche Blätter von der manchmal recht verständigen Haltung der „Grenzboten“ bekämpfen wegen Beängstigung ihrer monarchischen Gefühle das Denkmal, während sich unter seinen Gönnern die Kaiserin von Österreich befindet oder doch befunden hat. Die Bewunderer des Grafen Herbert Bismarck rühmen es als seine zwar einzige, aber dafür auch unvergleichliche und seine beispiellosen Blamagen in der Samoa- und Wohlgemuth-Angelegenheit weit überstrahlende Heldentat, daß er die Kaiserin Elisabeth bewogen hat, ihr dem Heine-Denkmal anfangs zugesagtes Protektorat vor der Öffentlichkeit zurückzuziehen.

Alle Peripetien des nunmehr schon langjährigen Krieges hier aufzuzählen, liegt uns fern, doch ist der Streit neuerdings in einen Grad der Erhitzung getreten, der ihn als einen symptomatischen Fieberanfall der bürgerlichen Gesellschaft der ärztlichen Untersuchung wert erscheinen läßt — nicht zum Zwecke der Heilung, aber zum Zwecke des Studiums. Irgendein findiger Reporter war auf den famosen Gedanken verfallen, die Ansicht bürgerlicher „Notabilitäten“ über ein

Heine-Denkmal einzuholen. Unter den also Angegangenen befand sich auch Herr Petri Kettenfeier Rosegger, der sich als geschäftsgewandter Mann um die heikle Frage durch die Antwort herumzudrücken suchte, er kenne weder Heine noch Mainz genügend, um sich ein Urteil erlauben zu dürfen. Da war der Kluge klug genug, nicht klug zu sein. Daß Rosegger so wenig Verständnis für Heine hat, wie Reuter es hatte, erklärt sich aus dem Gegensatze der bäuerlich-stabilen und der bürgerlich-revolutionierenden Demokratie. Aber Reuter war ehrlich genug, seinem Herzensdrange durch einen sehr schwachköpfigen Ausfall gegen Heine Luft zu machen, während Rosegger sich zwischen zwei Stühle zu setzen versuchte, was bekanntlich noch niemandem geglückt ist. Und so wurde er denn das Opfer einer wahrhaft tragikomischen Nemesis. Der hiesige „Börsenkurier“, ein ebenso glühender Vorkämpfer des Geldjudentums wie des Heine-Denkmals, „enthüllte“ Rosegger, und die erstaunte Welt sah in diesem schlichten und treuherzigen Bauern, dessen keusche Gesinnung durch die Kenntnis von Heines Schriften noch nicht befleckt ist, einen mit allen Wassern kapitalistischen Geschäftsbetriebs gewaschenen Geschäftsmann, der durch glückliche Heiraten und durch die für den armen Heine so ganz unerreichbare Kunst, bürgerliche Verleger übers Ohr zu hauen und unermüdlich Reklame für sich zu machen, ein großes Vermögen akkumuliert und dennoch in dem traditionellen Hungerkostüm deutscher

Poeten mit Erfolg an die Tore der Schillerstiftung gepocht hat.

Je mehr es den „Börsenkurier“ und ähnliche Geister schmerzen mußte, über einen alten Liebling ein so strenges Gericht zu halten, um so eher wurden sie für ihre Selbstüberwindung dadurch belohnt, daß der ärgste aller Hohenzollern-Byzantiner in ihrem Lager erschien und eine ritterliche Lanze für das Heine-Denkmal brach. Wir meinen Herrn v. Wildenbruch, der nicht nur dem Geiste, sondern auch dem Leibe nach Hohenzollern-Dichter in edelster Gestalt ist. Die Wildenbruchs sind eine Seitenlinie der Hohenzollern, aus der glücklichen Zeit her, als der Absolutismus billige Rücksicht auf den Geldbeutel seiner geliebten Untertanen nahm und, um die Zivilliste nicht allzu sehr anzuschwellen, nur den Söhnen und Brüdern der Könige die „standesgemäße“ Verheiratung gestattete, allen anderen Prinzen aber überließ, sich morganatisch mit gemeinen Töchtern der Erde zu verehelichen. Herr v. Wildenbruch ist ein Nachkomme des Prinzen August, über den Napoleon in einem eben von der „Nouvelle Revue“ veröffentlichten Briefe 1807 an den Marschall Viktor, den damaligen Gouverneur von Berlin, schrieb: „Mein Cousin, ich erhalte eben den Brief, worin Sie mich wissen lassen, daß Prinz August von Preußen sich schlecht aufführt. Das wundert mich nicht, denn er hat wenig Geist. Es gibt nichts Seichtereres, als diese preußischen Prinzen!“ Diese Charakteristik des Ahnen paßt auch auf den Enkel, und wie Napoleon, dachte in diesem

Punkte sein Bewunderer Heine. Wenn wir in weihervollen Mußestunden Herrn v. Wildenbruchs kollerige Nationalhymnen, sein „Heiliges Lachen“ oder seinen pindarischen Lobgesang auf das Leibroß des alten Kaisers Wilhelm lesen, dann kichern uns nichtswürdigerweise in unserem rebellischen Gedächtnis Heines Verse:

Das Brutale in der Rede,
Das Gelächter ein Gewieher,
Stallgedanken —

Menschlich rührend ist es gewiß, daß Herr v. Wildenbruch dem Heinrich Heine alles gebrannte Leid verzeiht, das der arge Spötter ihm schon vor seiner Geburt angetan hat. Es ist so menschlich rührend, wie es menschlich rührend war, als der König Friedrich an Voltaire, der ihn unnatürlicher Laster und sonstiger Schandtaten geziehen hatte, im Jahre 1759 aus Landeshut schrieb: „Ich für mein Teil vergebe Ihnen wegen Ihres Genies alles, was Sie gegen mich sagten oder drucken ließen. Es war stark, hart und viel, indessen habe ich nicht den geringsten Groll mehr.“ Friedrich ließ auch die Berliner Bibliothek erbauen, um Voltaires Schriften würdig zu beherbergen, und die Porzellanmanufaktur mußte Voltaires Büste herstellen, unter die der König mit eigener Hand schrieb: Viro immortalī, dem unsterblichen Manne. Trotzdem — wir gestehen es offen — waren wir höchlichst verwundert, als wir Herrn v. Wildenbruchs Pronunziamento außer in sämtlichen liberalen Zeitungen auch

vereinzelt in Organen passieren sahen, wo man es nicht hätte vermuten sollen, und zwar wegen seiner „Vernünftigkeit“. Unser unglückliches Gedächtnis erinnerte uns daran, daß es zu den alten, lieben Gewohnheiten des Herrn v. Wildenbruch gehört, einerseits zwar die lebenden Gäule des kaiserlichen Marstalls inbrünstig anzusingen, andererseits aber auch mit allen toten Helden der Menschheit zu krebsen, vorausgesetzt, daß sie recht tot sind und mit ihren Knochen ein wenig Reklame gerasselt werden kann. Genau so, wie jetzt mit dem Heine-Denkmal, trieb es Herr v. Wildenbruch 1887 mit dem Hutten-Denkmal. Damals antwortete seinem Singsang der Züricher „Sozialdemokrat“: „Wir Sozialdemokraten sind nicht in der Lage, Hutten ein Denkmal von Erz und Stein setzen zu können. Wir setzen ihm ein besseres Denkmal, indem wir sein Werk vollenden. Und weil wir Nachfolger Huttens sind, weil wir in seinem Geiste handeln, werden wir verfolgt, gerade wie weiland Hutten verfolgt und gehetzt wurde, werden wir gehetzt von denselben Personen und Parteien, die jetzt Hutten ein Denkmal setzen wollen... Wir aber sagen: Ihr seid elende Heuchler! Und solange Ihr in Deutschland Euer unreines Wesen treibt, ist es eine Versündigung an Hutten, ihm in seiner Heimat ein Denkmal setzen zu wollen. Wenn die Sozialdemokratie das „Nationalzuchthaus“ zerstört und der Wirtschaft von heute, deren gleißnerische Lobredner die Wildenbruch und Konsorten sind, das verdiente Ende bereitet hat, dann ist

es Zeit, Ulrich von Hutten ein Denkmal zu setzen. Vorher nicht.“ Und mit diesen Worten, die auf Heine noch weit mehr zutreffen, als auf Hutten, ist die Stellung der Arbeiterklasse zu dem Streit über das Heine-Denkmal mit erschöpfender Klarheit dargelegt.

Haben die Junker und Pfaffen und spießbürgerlichen Philister jemals recht gehabt, so haben sie es mit der Behauptung: Alles, was uns heilig ist, alles, worauf des neuen deutschen Reiches Herrlichkeit beruht, hat Heine verhöhnt und verspottet. Das ist wahr, das ist dreitausendmal wahr, und wer davon auch nur ein Titelchen abdingen will, um irgendwo einen verwitternden Stein mit hoher obrigkeitlicher Erlaubnis als Heine-Denkmal aufstellen zu dürfen, der versündigt sich an Heine mehr, als sich je ein Junker oder Pfaff oder spießbürgerlicher Philister an ihm versündigt hat. So wenig er die Hohenzollern liebte, so hat er unter Umständen doch ihre Personen gelobt, um desto nachdrücklicher ihr System, - die Verpreußung Deutschlands, mit seiner schärfsten Geißel zu treffen. Man lese unter anderem die Vorrede zu den „Französischen Zuständen“, wo er sogar „Se. Majestät Friedrich Wilhelm dritter des Namens, König von Preußen“, karressiert, ihn gut und tapfer, standhaft im Unglück und milde im Glück nennt, um dann „dieses Preußen, diesen langen, frömmelnden Kamaschenhelden mit dem weiten Magen und mit dem großen Maule und mit dem Korporalstock, den er erst in Weihwasser taucht, ehe er zuschlägt, dieses steife, heuchle-

rische, scheinheilige Preußen, diesen Tartüffe unter den Staaten“ mit seinem beißendsten Spotte zu überschütten. Ja, die Junker und Pfaffen und spießbürgerlichen Philister haben dreitausendmal recht, wenn sie sagen: der Boden unseres heiligen Reiches würde durch ein Denkmal Heines entweiht werden.

Will man ihnen entgegentreten, so kann man es nur mit dem durchschlagenden Worte tun, das Ritter Paulet an Maria Stuart richtete: „Was ihn Euch widrig macht, macht mir ihn wert.“ Wer dazu nicht die Kourage hat, der lasse die Hände von Heine. Er hat mit Heine so wenig zu schaffen, wie Heine mit ihm. Es ist einfach scheußlich, mit anzusehen, wie sogenannte Bewunderer Heines als „Schwächen“ an ihm zu entschuldigen suchen, was seines unsterblichen Wesens unsterblichster Teil war. Bei der heute herrschenden, beschränkten und oberflächlichen Auffassung der bürgerlichen Literaturgeschichte, die längst alle feineren und tieferen Maßstäbe für die Wertung historischen Geisteslebens verloren hat, müssen wir auf den Einwand gefaßt sein, daß wir Heine zum Politiker verkrüppeln, daß wir ihn auf ein Parteiprogramm verpflichten wollten. Fällt uns aber gar nicht ein. Heine war kein Politiker, sondern ein Poet und zwar ein großer Poet; er hat kein Parteiprogramm verfochten, sondern mit dem Blicke des Sehers seiner Zeit in Herz und Nieren geschaut. Schöner, als wir es könnten, hat Robert Schweichel vor Jahren Heine gewürdigt und seine Würdigung in die Worte zusammen-

gefaßt: „So steht Heine mit der Leier und dem Bogen auf der Grenze einer zum Leben ringenden Welt, ein revolutionärer Dichter.“ Wer aber den Revolutionär Heine verleugnet, der hat kein Recht, mit dem Dichter Heine zu prahlen; wer seinen Bogen zerbricht, darf seine Leier nicht schmücken; wer die zum Leben ringende Welt verdammt, sollte ihren genialen Propheten nicht auf den Schild erheben.

Bei einem Blick auf die „gebildete“ und „freisinnige“ Falstaffgarde, die für das Heine-Denkmal so todesmutig kämpft, fallen uns immer Lassalles Worte ein: „Der Bürger schwärmt für unsere Dichter, weil er einige Verse von ihnen zitieren kann, aber sich niemals in ihre Weltanschauung hineingedacht hat.“ In der Tat — der Gesangsverein „Halbe Lunge“ singt die Loreley wunderschön und die höhere Tochter paukt auf dem Klavierzimbel nicht minder wunderschön die Blume, so hold und schön und rein oder das Königskind mit den nassen, blassen Wangen und wenn's hoch kommt, würzt man das lederne Geschwätz im Kasino mit ein paar guten Witzen aus den „Reisebildern“. Das ist nicht einmal der halbe, geschweige denn der ganze Heine, das ist ein genialer Arnim oder Brentano, wie denn die Loreley-Sage von Brentano erfunden worden ist und von Heine nur ihre klassische Form erhalten hat, das ist ein tönendes Echo aus „Des Knaben Wunderhorn“, dem unergründlich tiefen Brunnen des Volksliedes, von dem der freisinnige Philister nun schon gar nichts weiß. Auch „Die bei-

den Grenadiere“ stehen auf dem Repertoire der Gesangsvereine, und man verzeiht dem Dichter großmütig die „Schwäche“ seines Napoleon-Kultus. Und doch enthielt dieser Kultus eine Weltanschauung: das leidenschaftliche Bekenntnis zu der bürgerlichen Kultur, welche die französischen Bajonette den Rheinlanden gebracht hatten, und die ihnen nunmehr wieder entrissen werden sollte durch die feudale Unkultur der ostelbischen Schnapsbrenner.

Derweil melden die freisinnigen Zeitungen, der städtische Finanzausschuß von Mainz habe mit fünf gegen drei Stimmen beschlossen, einen Platz für das Heine-Denkmal einzuräumen. Sie ziehen daraus „günstige“ Schlüsse auf die „Stimmung“ der Mainzer Stadtverordnetenversammlung. Die Mainzer Stadtverordneten sind der Äro-pag, der darüber entscheiden soll, was Heine dem deutschen Volke bedeutet. Oh, daß doch Heine noch lebte, diese Krähwinkelei zu züchtigen, wie nur er deutsche Krähwinkeleien zu züchtigen verstand!



VERZEICHNIS DER AUTOREN

- Addison, Joseph 25, 225, 599
Altenberg, Peter 414, 649, 691
Aretino, Pietro 210, 218
Arndt, Ernst Moritz 107
Balzac, Honoré de 567
Beaumarchais, Pierre de 232
Beheim, Michael 215
Bismarck, Fürst Otto von 202
Blowitz s. Oppert
Bonaparte, General 82
Börne, Ludwig 127, 712
Carrel, Armand 282
Clavijo y Faxardo, Joseph 539
Courier, Paul-Louis 257
Defoe, Daniel 469
Desmoulins, Camille 71
Dickens, Charles 377
Dostojewskij, Fjodor¹ M. 192
Engels, Friedrich 138, 144
Fontane, Theodor 583
Forster, George 372
Franklin, Benjamin 59
Frenzel, Karl 675
Freytag, Gustav 288
Gentz, Friedrich von 86
Girardin, Emile de 186
Goethe, Wolfgang von 653
Görres, Joseph 101, 251
Grimm, Melchior 365, 368, 454, 558, 701
Gutzkow, Karl 704
Hanslick, Eduard 639
Havlicek-Borovsky, Karel 149
Hebbel, Friedrich 725
Hébert, Jacques René 78
Heine, Heinrich 615, 661
Herzl, Theodor 329
Hoffmann, E. T. A. 488, 604
Hugo, Viktor 154
Huret, Jules 421
Janin, Jules 574
Jaurés, Jean 206
Ibsen, Henrik 168
Junius 52
Kleist, Heinrich von 94, 249
Kossuth, Ludwig 174
Kürnberger, Ferdinand 318
Lassalle, Ferdinand 299
Lessing, Gotthold Ephraim 239, 548
Lichtenberg, Georg Christoph 553
Luther, Martin 9
Marat, Jean Paul 74
Marx, Karl 138, 144, 293
Mazzini, Giuseppe 120
Mehring, Franz 746

758 VERZEICHNIS DER AUTOREN

- | | |
|----------------------------------|---|
| Mercier, Louis Sebastien
482 | Speidel, Ludwig 527 |
| Mirabeau, Honoré de 66 | Spitzer, Daniel 502 |
| Muther, Richard 684 | Stanley, Henry M. 392 |
| Neruda, Jan 508 | Steele, Richard 343, 349,
475 |
| Oppert, de Blowitz, Henri
405 | Sturz, Helferich Peter 354,
447, 695 |
| Pascal, Blaise 21 | Swift, Jonathan 34 |
| Plinius d. J. 337 | Voltaire 437 |
| Rochefort, Henri 182 | Wagner, Richard 627, 670 |
| Saint-Beuve 737 | Weber, Carl Maria von 610 |
| Saphir, M. G. 383 | Wilkes, John 47 |
| Sarcey, Francisque 579 | Zola, Emile 390, 456 |
| Schiller, Friedrich 361 | |

INHALT

	Seite
VORREDE	I
LEITARTIKEL	
Martin Luther: Sendbrief vom Dolmetschen (1530)	9
Blaise Pascal: Jesuitische Beurteilung des Verbrechens (1656)	21
Joseph Addison: Die politische Akademie (1712) .	25
Jonathan Swift: Der vierte Tuchhändlerbrief (1724)	34
John Wilkes: Die Thronrede gegen Friedrich II. (1763)	47
Junius: Gegen William Pitt, jetzt Lord Chatham (1767)	52
Benjamin Franklin: Parodie einer Rede zur Verteidigung des Sklavenhandels (1790)	59
Honoré de Mirabeau: Erstürmung der Bastille (1789)	66
Camille Desmoulins: Der Sieg der Revolution (1789)	71
Jean Paul Marat: Advokaten und Schreiber in den Ämtern (1790)	74
Ist es mit uns vorbei? (1790)	76
Jacques René Hébert: Gegen wilde Plünderungen (1793)	78
General Bonaparte: Mein Bericht über den 18. Brumaire (1799)	82
Friedrich von Gentz: Österreichs Kriegsmanifest gegen Napoleon (1809)	86
Heinrich von Kleist: Lehrbuch der französischen Journalistik (1809)	94
Joseph Görres: Napoleons Proklamation an die Völker Europas vor seinem Abzug auf die Insel Elba (1814)	101
Ernst Moritz Arndt: Wird der Herrscher der Insel Elba noch einmal Europa beherrschen? (1815)	107

	Seite
Giuseppe Mazzini: Manifest des jungen Italiens (1831)	120
Ludwig Börne: Vom deutschen Patriotismus (1836)	127
Karl Marx und Friedrich Engels: Der Fall Wiens (1848)	138
Polendebatte im Frankfurter Parlament (1848)	144
Karel Havlíček - Borovský: Schwarz—Rot—Gold (1850)	149
Victor Hugo: Der Parlamentarismus (1851)	154
Henrik Ibsen: Das Rentengesetz im Storting (1851)	168
Ludwig Kossuth: Auslieferung politischer Flüchtlinge (1860)	174
Henri Rochefort: Die Königin von Spanien und ihr erhabener Verbündeter (1868)	182
Emile de Girardin: Das Pulverfaß von Schleswig (1868)	186
Fjodor M. Dostojewskij: Noch einmal davon, daß Konstantinopel früher oder später uns gehören muß (1877)	192
Fürst Otto von Bismarck: Die Geschichte eines deutsch-russisch. Neutralitätsvertrages (1896)	202
Jean Jaurès: Republik und Sozialismus (1902)	206
IN EIGENER SACHE	
Michael Beheim: Meine Bedrohung (um 1462)	215
Pietro Aretino: Briefe an Freunde und Feinde (um 1530)	218
Joseph Addison: Kunstgriff des „Zuschauers“, die verschiedenen Leser an sich zu halten (1711)	225
Pierre de Beaumarchais: Gespräch mit der Gottheit über meine Prozesse (1774)	232
Gotthold Ephraim Lessing: Noch nähere Berichtigung des Märchens von tausend Dukaten oder Judas Ischariot dem Zweiten (1779)	239
Heinrich von Kleist: Der erste Atemzug deutscher Freiheit (1809)	249
Joseph Görres: Die deutschen Zeitungen (1814)	251
Paul-Louis Courier: Pamphlet der Pamphlete (1824)	257
Armand Carrel: Die Polizei zerstört unsere Druckerpressen (1830)	282

	Seite
Gustav Freytag: Über literarische Porträts öffentlicher Charaktere (1849)	288
Karl Marx: Einstellung unseres Blattes! (1849)	293
Ferdinand Lassalle: Die Presse, der Hauptfeind der gesunden Entwicklung (1863)	299
Ferdinand Kürnberger: Sprache und Zeitungen (1866)	318
Theodor Herzl: Ein Judenblatt (1897)	329

TAGESNACHRICHTEN UND BERICHTE AUSWÄRTIGER KORRESPONDENTEN

Plinius d. J.: Bericht über das Erdbeben von Pompeji (79 n. Chr.)	337
Richard Steele: Eine heikle Ehescheidungsaffäre (1709)	343
Anläßlich eines Entmündigungs-Antrages (1709)	349
Helfr. Peter Sturz: Modebericht (1768)	354
Friedrich Schiller: Calliostro in Straßburg, — viel Lärmens und Nichts (1781)	361
Melchior Grimm: Die ersten Luftballons (1783)	365
Ein Straßenunfall (1787)	368
George Forster: Der Kölner Dom (1790)	372
Charles Dickens: Der Polizeiwagen (um 1840)	377
M. G. Saphir: Der Katzenjammer nach dem Börsenrausche (um 1840)	383
Emile Zola: Das Leichenschauhaus (1868)	390
Henry M. Stanley: Wie ich Livingstone fand (1871)	392
Henry Stephan Oppert de Blowitz: Wie ich mir den deutsch-französischen Vertrag verschaffte (1878)	405
Peter Altenberg: Lokale Chronik (1897)	414
Jules Huret: Göttingen; Die Studentenverbindungen (1900)	421

GERICHTSSAAL

Voltaire: In Sachen Calas' und Sirvens (1766)	437
Helfr. Peter Sturz: Über Linguets Verteidigung der Todesstrafen (1768)	447
Melchior Grimm: Der Inquisitionsprozeß gegen La Barre (1787)	454
Emile Zola: J'accuse! (1896)	456

	Seite
FEUILLETON	
Daniel Defoe: Gegen die Ausschweifung (1729)	469
Richard Steele: Hurerei, einige Nachricht von dem jetzigen Zustande derselben (1712)	475
Louis Sebastien Mercier: Öffentliche Bedürfnisanstalten (1781)	482
E. T. A. Hoffmann: Aus: „Des Vetters Eckfenster“ (1821)	488
Daniel Spitzer: Meine Übersiedlung aus dem „Lokalanzeiger“ der „Presse“ in das Hauptblatt (1866)	502
Jan Neruda: Aus den Aufzeichnungen eines Lokalnotizenschreibers (1870)	508
Ludwig Speidel: Fanny Elblers Fuß (1892)	527

THEATERKRITIK	
Joseph Clavijo y Faxardo: Der politische Wert der Komödie (1762)	539
Gotthold Ephraim Lessing: Die Aufführung von „Miss Sara Sampson“ (1767)	548
Georg Christoph Lichtenberg: Garrick als Hamlet (1775)	553
Melchior Grimm: Die Uraufführung des Figaro (1784)	558
Honoré de Balzac: Panorama Dramatique (1821)	567 572
Jules Janin: Eine Schauspielerin namens Rachel (1838)	574 567
Francisque Sarcey: Die Comédie Française während der Belagerung (1870)	579
Theodor Fontane: Vor Sonnenaufgang (1889)	583

MUSIKREFERATE	
Joseph Addison: Über die Verbesserung der Kirchenmusik (1712)	599
E. T. A. Hoffmann: Beethovens Missa Solemnis (1813)	604
Carl Maria von Weber: Bemerkungen zur Musikkritik (1818)	610
Heinrich Heine: Paganini-Konzert (1836)	615

	Seite
Richard Wagner: Brief eines deutschen Musikers aus Paris (1841)	627
Eduard Hanslick: Richard Wagners „Rheingold“ und „Walküre“ (1869)	639
Peter Altenberg: Märsche (1907)	649

ÜBER BILDENDE KUNST

Joh. Wolfgang Goethe: Über Leonard da Vincis Abendmahl zu Mailand (1817)	653
Heinrich Heine: Pariser Gemäldeausstellung von 1833	661
Richard Wagner: Ein Monstregemälde von Dela- roche (1841)	670
Karl Frenzel: Der deutsche Maler Ludwig Knaus (1863)	675
Richard Muther: Was die Malerei heute will (1900)	684
Peter Altenberg: XIX. Ausstellung der „Seces- sion“, Wien (1907)	691

LITERATURBERICHT

Helfr. Peter Sturz: Interview mit Ben Johnson (1768)	695
Melchior Grimm: Nachruf auf Piron (1773) . . .	701
Karl Gutzkow: Die rote Mütze und die Kapuze (1838)	704
Ludwig Börne: Über Goethes „Tag- und Jahres- hefte von 1789—1806“ (1820)	712
Friedrich Hebbel: Über den Briefwechsel zwischen Friedrich Gentz und Adam Heinrich Müller 1808—1829 (1857)	725
Saint-Beuve: Bettina von Arnim (1862)	737
Franz Mehring: Heine und sein Denkmal (1894) .	746

VERZEICHNIS DER AUTOREN	757
-----------------------------------	-----



berichtigt 25. XII. 1913

BERICHTIGUNGEN, *Kor.*

die versehentlich bei der Druckerei verspätet eingingen:

- 82, 1. Textzeile: lies 1799
anstatt 1789.
- 86, 6. Textzeile von unten:
lies 13. März 1809 an-
statt 10. August 1813.
- 86, 9. Zeile von unten: lies
1806 anstatt 1866.
- 94, 4. Überschriftszeile: lies
„Berliner Abend-
blätter 1810“ anstatt
„Germania“.
- 186, 6. Textzeile: lies „...re-
volution“ anstatt Juli-
revoluiton.
- 377, 3. Überschriftszeile: lies
1840 anstatt 1890.
- 377, 4. Textzeile: lies a d a p-
t i e r e n anstatt adoptieren.
- 469, 11. Textzeile von unten:
lies E n g l i s h m a n an-
statt Englisman.
- 488, 3. Überschriftszeile: lies
1822 anstatt 1821.
- 573, 3. Textzeile: lies „Illu-
sions“ anstatt „Illusio-
nen“.
- 737, 3. Überschriftszeile: lies
„Le Temps“ anstatt „Le
Moniteur“.
- 757, hinter Aretino lies:
S. 218 anstatt 210.
- 762, hinter Balzac lies:
S. 572 anstatt 567.
- 762, hinter Janin lies:
S. 567 anstatt 574.

Der Verlag.